This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

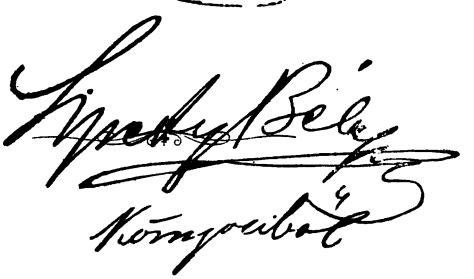
# Hartmann's Werke.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

# Moritz Hartmann's

# Gesammelte Werke.

Vierter Band.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

# Inhalt.


Seite

Der Krieg um den Wald . . . . . 1
Das Märchen vom Blanskywalde . . . . . 98
Erzählungen eines Unſtäten.
Le mie prigioni (als Vorrede) . . . . . 179
Erſtes Buch.
1. Die Samaritanerin und die Patrioten . . 210
2. Das goldene Haar und die Geſchichte zweier Küſſe . . . . . 233
3. Miß Ellen . . . . . 257
Zweites Buch.
1. Eine indo-germaniſche Geſchichte . . . . 298
2. Gloria und eine Sage von Johannes Parricida 325
3. Der blinde Wilhelm . . . . . 362
Drittes Buch.
1. Der Verbannte . . . . . 399
2. Das Neſſuskleid . . . . . 412
3. Das Wort einer Frau . . . . . 445
4. Ein frommer Betrug . . . . . 452
5. Kontraſte . . . . . 474
Viertes Buch.
Dur und Moll . . . . . 493

# Der Krieg um den Wald.

Eine Historie in zwölf Kapiteln.

Wie grün auch die Natur auf der Oberfläche erscheint, so ruht sie doch tiefer unten überall auf einer schrecklichen Grundlage, und Pan, bei dessen Spiel die Nymphen tanzen, hat einen Schrei in sich, der Alles zum Wahnsinn treiben kann. Thomas Carlyle.

# Erstes Kapitel.

Die ersten Regierungsjahre der unvergeßlich genannten Kaiserin Maria Thereſia waren für Böhmen eine Zeit der Drangſale und der ſchwerſten Prüfungen. Abwechſelnd in Beſitz genommen und gebrandſchatzt von Preußen, Baiern und Frankreich, und immer wieder erobert von den Kaiſerlichen, wußte das Land am Ende nicht mehr, wem es eigentlich angehörte, wo es Recht ſuchen und von welcher der genannten Mächte es Erſatz für den erlittenen Schaden fordern und erwarten ſollte. Dazu kam die völlige Recht- und Geſetzloſigkeit, die in Folge der ewig ſchwankenden Zuſtände eintraten. Die Gutsherren, welche zugleich die Gerichtsherren waren, hatten für die verſchiedenen Mächte Partei genommen und flüchteten ſich, ſobald die feindliche ſich näherte, ihre Unterthanen der fremden wie der heimiſchen Willkür überlaſſend. Der Bauer war es wieder, der unter dieſen Umſtänden am Meiſten zu leiden hatte und in ſolcher tollgewordenen Zeit endlich gegen ſich ſelbſt zu wüthen anfing. Der Krieg, die Neigung zu Händeln, die böſe Luſt am Haſſen und an der Zwietracht hatte ſich der Geiſter bemächtigt, und ſobald im Thal, im Gebirge ein Landſtrich vom Feinde geräumt war, ſuchten die Bewohner unwillkürlich und bewußtlos nach Händeln unter ſich, die größeres Unglück über das Land brachten, als alle äußeren Feinde.

Der Schauplatz einer der merkwürdigſten Kriegsgeſchichten dieſer Art waren die Dörfer, die ſich zerſtreut, nordöſtlich von der k. k. Bergſtadt Przibram[1], vom Dubnaberge aus über den

[1] Sprich Prſchibram.

Homolawald hinunter bis ins Thal der Litawka, und östlich längs der Prager Straße hinziehen.

An dem eben genannten Flüßchen, das während des Sommers unscheinbar und nur mit Mühe durchs Gestein sickert, im Frühling aber und mit anbrechendem Winter gewaltig aufbraust und Felder und Wiesen verheert, liegt das zerrissene, arme Dorf Duschnik. Ein kleines Schlößchen mit einer unbedeutenden Thurmuhr und ein mit Mauern umgebener Kohlgarten, der sich Schloßgarten nennt, bilden seinen ganzen Schmuck. Sonst Strohdächer, theilweise noch mit Rasen bedeckt, aus denen wilde Pflanzen aufwuchern, einzelne Bäume, zerbrochene Holzhecken, tiefe Lehmgruben mitten zwischen den Häusern, ein heiliger Johann von Nepomuk in der Mitte, einzelne rothangestrichene Fensterläden an den wohlhabendsten Häusern — in der Ferne das dumpfe Klopfen der Eisenhämmer und der ewig aufsteigende Rauch der Silberschmelzhütte — das ist das ganze Dorf, das ist Duschnik, dessen Geschichte zur Zeit des österreichischen Successionskrieges wir hier erzählen wollen.

Eines Abends, es war im Frühling des Jahres 1744, saß, wie gewöhnlich, der größte Theil der männlichen Bevölkerung des Dorfes Duschnik in der Stube des alten Matthei Stroß versammelt, den man schlechtweg, in Erinnerung an seine ehemaligen Amtsverrichtungen als Dorfrichter, nur den „alten Richter" nannte, und horchte den weisen und erfahrenen Worten dieses Greises. Der alte Richter genoß von jeher in dem Dorfe und der ganzen Umgegend des größten Ansehens, das er nicht allein seinem Richteramte verdankte, welches er nunmehr, sei es wegen seines vorgerückten Alters niedergelegt oder in den stürmischen Zeiten verloren hatte, sondern es war noch in ganz andern Umständen begründet.

Allgemein raunte man sich in die Ohren und glaubte, obwohl man es nie öffentlich zu behaupten wagte, der alte Richter, der so viel Geheimes wußte, von uralten Dingen so klar erzählte, als ob sie gestern oder heute geschehen wären, der so weise sprach

und Alles, was er ſprach, mit Bibelſprüchen zu belegen verſtand — allgemein glaubte man, der alte Richter ſei ein Huſſit, habe eine böhmiſche Bibel, in der er allſonntäglich leſe, wobei er ſich ſelbſt die heiligen Sakramente in Brod und Wein ertheile, und habe neben der Bibel und andern geheimnißvollen Büchern tief unter der Diele ſeiner Stube einen Kelch, ein Schwert und andere Zeichen der Huſſiten vergraben.

Obwohl gut katholiſch, achtete das Volk das Geheimnißvolle, das den Alten umgab, und hatte inſtinktmäßig eine heilige Scheu vor ſeiner eigenen Vergangenheit, die trotz aller Pfaffenerziehung im Gedächtniß des Volkes überhaupt und vor den Augen der Duſchniker Bauern leibhaftig in der Geſtalt des alten Richters fortlebte. Sie glaubten, daß in dem Stamme, in welchem ein vor Jahrhunderten blühender Glaube fortwuchs, alles Wiſſen der langen Zeit, die zwiſchen damals und heute lag, vereinigt war. Doch wagte man nur ſelten oder nie davon zu ſprechen oder darauf anzuſpielen. Nur wenn der alte Richter etwas ſagte, was den Bauern beſonders weiſe erſchien und was ſie einem höheren Wiſſen zuſchrieben, ſahen ſie einander einverſtändig an und gaben andeutungsvolle Zeichen. Immer aber glaubten und gehorchten ſie ſeinen Worten. Auch heute.

Die Bauern ſprachen über die Zeitläufte und ließen ſich vom alten Richter erzählen, was er in der Stadt beim Amte über die neuſten Schlachten, über Krieg und Frieden, über die Kaiſerin, ihre Generale und Miniſter gehört hatte. Martin Kinnich, ein kleines, mageres Männlein mit funkelnden Augen und ſtruppigem Haar, dem man bei ſeiner ſtarken Beweglichkeit das vorgerückte Alter nicht anſah, klatſchte mit der Hand auf den rothen Tiſch und meinte, während er den Hut von einem Ohre auf das andere warf: Es wird noch lange nicht beſſer! Was haben wir von der Kaiſerin zu erwarten? Als ſie vor Kurzem in Prag war, ſchickte ſie ſechsundvierzig ſchwangere Weiber, die um die Freigebung und das Leben ihrer gefangenen Männer baten, mit harter Antwort von ſich. Iſt das ein weibliches Herz?

Sechsundvierzig schwangere Weiber! sechsundvierzig ungeborne Kindlein! Um Steine zu bewegen! Und was haben die sechsundvierzig Männer gethan? Kein Mensch weiß es. Man beschuldigt sie des Einverständnisses mit Baiern, weil sie die Brandschatzung eintrieben, ohne welche Alles mit Feuer und Schwert wäre vernichtet worden. Bei Gott, brave Männer sind's, und recht haben sie gethan. Und Baiern! das ist auch so eine Geschichte. Nach alten Briefen und Urkunden soll Baiern eben so großes Recht auf Böhmen haben und größeres als Maria Thereſia, unsere allergnädigste Kaiserin. Es wird nicht besser, sage ich, es wird nicht besser!

Der Einzelne macht die Dinge nicht gut und macht die Dinge nicht schlecht, sagte darauf der alte Richter Matthei Stroß, — am Volke liegt's. Wie das Volk ist, so werden die Dinge; am Geiste, der im Volke lebt, liegt es. Wäre das Volk so, daß es sich erhoben hätte, als eine Anzahl unschuldiger Männer in die Gefängnisse geführt wurden, dann hätte die Kaiserin keine solche Antwort zu geben gebraucht, ja wäre es gar nicht dahin gekommen. Der Geist, der im Volke steckt, steht ewig hinter den Fürsten und raunt ihnen zu: so und so thuet, das wird es ertragen, euer Volk — das wird es nicht ertragen.

— Sie ist die Tochter ihres Vaters, und der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, fügte ein Dritter hinzu, und Martin Kinnich rief etwas ärgerlich darein: Wenn der Einzelne die Dinge nicht gut und nicht schlecht macht, warum sollen wir uns nicht helfen? Warum sollen wir warten, bis der Richter nach Jahr und Tag uns unser gutes Recht auf den Wald zuspricht? Warum gehen wir nicht hin und schlagen die Diebe, die Obtschover, todt, die ihn ausreuten, daß er eher wie ein Kirchhof als wie ein Wald aussehen wird, wenn es endlich dem Richter belieben wird, sein Urtheil zu sprechen?

Kinnich hatte einen Gegenstand zur Sprache gebracht, der augenscheinlich die Gemüther aller Anwesenden schnell ergriff und, wie an ihrer Augen Blitzen, an den vorgebogenen Leibern, die

horchen wollten, was der alte Richter antworten werde, zu sehen war, sie sehr lebhaft bewegte. Es war auch eine Lebensfrage. Das Dorf Duschnik war arm, so arm wie nur wenige Dörfer der ganzen Umgegend. Die Ueberschwemmungen der Litawka spotteten des Fleißes seiner Bewohner. Ringsum war Alles ausgeschwemmtes Gestein, verwaschenes Erdreich, zerrissener sandbedeckter Wiesengrund. Was an Feld und Wiese höher hinauf an den Hügeln lag und vor der alljährlich wiederkehrenden Kalamität gesichert war, hatte sich seit Jahrhunderten die Gutsherrschaft zugeeignet. Dem Dorfe selbst blieb nichts übrig als der Wald, der, die „Homola" genannt, sich den Bergrücken entlang erstreckte und das Thaldorf Duschnik von dem Bergdorf Obtschov trennte. Der Wald, der allein die Duschniker ernährte, indem sie jährlich eine Anzahl Stämme fällten, die sie nach Prag verkauften und deren Ertrag sie gleichmäßig unter sich vertheilten, der Wald war von ihnen gehütet und geliebt, wie ihr Augapfel, wie ihr Kind — denn er war ihr Nährer, ihr einziges Besitzthum — daher auch ihr Trost und ihr Stolz. Die Obtschover, obwohl glücklicher als ihre Thalnachbarn, da sie, reich an Feld- und Wiesengrund, Früchte und Heerden in vollem Maße besaßen, gönnten gleichwohl den Duschnikern nicht den vollen Genuß des Waldes, und da er sich in der That eine Stunde über ihre Gemarkung hinauszog, erhoben sie unter Anführung ihres Dorfrichters, Mika, nur der Bauernadvokat genannt, Ansprüche, welche beide Dörfer in einen langen Prozeß verwickelten. Sein Fortgang wurde durch die Flucht der Gutsherren und aller Beamten beim Herannahen der Baiern und Franzosen unterbrochen, und da auch der Magistrat der Stadt Przibram das Schiedsrichteramt von sich wies, benützten die Obtschover, vielleicht ahnend, daß ihnen das Recht auf den Wald werde abgesprochen werden, die gesetzlose Zeit, um ihn so viel als möglich auszubeuten und das Holz um einen Spottpreis an alle Welt zu verkaufen. Ihr Richter, Mika, der in der ganzen Umgegend für einen feinen Kopf galt, mit dem sich kein Advokat messen dürfe,

der mehrere alte Gesetzbücher besaß, woraus er den Bauern, bei denen sich dann und wann das Gewissen regte, ihr Recht auf den Wald vordemonstrirte, suchte die Absatzquellen auf und leitete den Holzhandel, wobei ihm größere Einkünfte als den andern Bauern abfielen, was ihn auch bewog, mit seinen Rechtsbefohlenen auf dem eingeschlagenen Wege zu beharren und den Wald in der Zeit, die ihm die Verwirrung des Krieges noch ließ, so viel als möglich auszubeuten. Es hatte sich in Folge dieses Streites ein Geist des Hasses und der Erbitterung zwischen den Bewohnern der beiden Dörfer ausgebildet, der schon oft zu Thätlichkeiten geführt, nächstens aber in blutige Händel auszuarten drohte. Daher die Bewegung unter den Bauern, als Kinnich das Gespräch auf diesen Gegenstand brachte, und ihre Aufmerksamkeit auf die Worte des alten Richters, der ihm also antwortete:

Es steht wohl geschrieben: Glied um Glied und Aug um Aug und Zahn um Zahn. Es ist aber nicht gesagt: wenn dein Nachbar Gewaltsames begeht, so thu wieder Gewaltsames, und wenn er dich bestiehlt, so stiehl wieder. Das Auge, das er euch verwundet, wird er euch heilen müssen nach dem Spruche des Richters, der der Arzt des Verfolgten ist, und mit den Arzneien, wie er ihm befiehlt. Unser Recht ist verbürgt in alten Urkunden, und keinem Menschen ist es gegeben, dasselbe zu beugen. So müssen wir glauben, so lange es der Richter nicht gebeugt hat. Er muß zum reichen Manne sagen: gib dem Armen sein Schaf wieder. Der Krieg wird bald beendigt sein, die Richter werden sich wieder um das Recht der kleinen Leute kümmern müssen — bis dahin müssen wir dulden.

Die Bauern, wie es schien, wenig zufrieden mit dieser friedlichen Rede des alten Richters, murmelten vor sich hin, und mehrere wollten ihm antworten, als ein junger Bauer, ohne Hut, mit zerzaustem Haar, blutigem Gesicht und zerrissenen Kleidern, in die Stube stürzte.

So haben mich die Obtschover zugerichtet, rief er aus,

indem er ſich vor die Bauern hinſtellte und eine laute Lache aufſchlug — es geſchieht euch aber Recht. Während ihr hier ſitzet und plaudert, fahren ſie Wagen auf Wagen nach Prag, und wenn ſich Einer von euch unterſteht, zu muckſen, werden ſie ihn ſo zurichten, wie ſie mich zugerichtet haben.

Die Bauern ſprangen auf, ballten die Fäuſte, warfen die Hüte auf den Boden, fluchten und polterten. „Was iſt's, was iſt geſchehen? erzähl' Pepik, erzähle!"

Nun, was ſolls ſein? — ſagte der Bauernjunge Pepik Picard,[1] indem er ſich das Blut vom Geſicht wiſchte, — ich komme von Oborſchiſcht, wohin ich das letzte Huhn und die letzten Eier meiner Großmutter brachte, um ſie im Kloſter der ehrwürdigen Brüder Jeſuiten, weil ſie meiner Alten die Roſe aus dem Geſicht gebetet haben, zu opfern, gehe ganz luſtig mit dem Segen des Paters Guardian davon, ſinge und bin guter Dinge, biege ums Holz hinter Obtſchov — wer kommt mir entgegen? Der alte Lump, der Bauernadvokat, der Mika aus Obtſchov, mit einer Schreibtafel in der Hand und rechnet und rechnet, und hinter ihm ein langer, langer Zug von Pferden — und was zogen die Pferde? prächtige Tannen, liebliche Fichten, goldne Birken. Kreuztauſend Bataillon, rief ich, du Dieb, du Schelmenvater, führſt uns wieder unſer ſchönſtes Gehölz fort! —. und wie ichs ſage, treibe ich ihm die Mütze über die Ohren, ſchlage ihm die Schreibtafel aus der Hand und laufe, was ich laufen kann — querfeldein. Aber proſt die Mahlzeit — die Burſche haben's geſehen, laſſen die Pferde ſtehen, und, den jungen Mika an der Spitze, laufen mir nach und richten mich ſo zu, wie ihr mich da ſeht.

Die Diebe, die Räuber! riefen die Bauern unter einander — ſie ſollen büßen — wir wollen's ihnen zeigen!

[1] Picard — dieſer Name, der mitten unter den ſlaviſchen und deutſchen Familiennamen ſo ſonderbar abſticht und oft in Böhmen vorkommt, ſtammt offenbar von den Picarden, welche einſt in Böhmen eine ſo große Rolle ſpielten.

Halt, es ist noch nicht aus! rief ihnen Pepik nach, da sie zornig und fluchend hinaus eilen wollten, 's ist noch nicht aus. Auf dem Heimwege habe ich vom Obtschover Juden erfahren, daß der Mika mit einem kaiserlichen Lieferanten einen Kontrakt abgeschlossen hat und ihm so viel Holz liefert, als er nur braucht, um zweihundert Elbboote für die Armee zu bauen und Brennholz für die Militärbackhäuser. 'S ist ein schön Geschäft — in vier Wochen wird unser Wald so durchsichtig sein, wie des armen Mannes Korn.

Das soll er nicht, beim heiligen Johann von Nepomuk, beim heiligen Wenzel und tausend andern Heiligen! schrie Kinnich, das soll er nicht, die Obtschover sind Räuber, wir müssen uns unserer Haut wehren, und wer auf Raub ausgeht, der geht auch auf Mord aus, sagt ein altes Sprüchwort — und wer mich morden will, den schlag ich todt und damit Punktum, und morgen gehen wir in den Wald, und wenn wir da einen Obtschover Blutstropfen finden, so soll er fließen — das schwör' ich beim Teufel!

Ja, wir gehen morgen in den Wald und schlagen todt, was uns unter die Hände kommt! riefen die Bauern alle und liefen fluchend hinaus; kaum daß sie dem alten Richter noch gute Nacht sagten und er Zeit genug hatte, ihnen nachzurufen: Vergeßt mich nicht, ich gehe mit euch in den Wald!

Plötzlich war es stille geworden in der Stube. „Es geht schlimm!" murmelte der alte Richter, der zurückgeblieben war, indem er mit dem großen hölzernen Kamm, der nach alter Art in seinen langen grauen Locken steckte, sich die Haare zurückstrich, ein altes dickes Buch aus einem Verstecke in der Holzwand hervorzog und hinausging.

Während er draußen die Treppe hinaufstieg, um in die Schlafstube unter dem Dache zu gelangen, fing es in der Stube, tief im dunkeln Winkel hinter dem Ofen, leise zu schluchzen an, und das Schluchzen wurde immer stärker, bis es sich in ein langes, inniges Weinen verwandelte.

Liduschka, die Schwiegertochter des alten Richters, die junge Strohwittwe, wie man sie im Dorfe nannte, weil ihr die Kaiserlichen ihren Mann kurze Zeit nach der Hochzeit als Soldaten weggeführt hatten, Liduschka hatte hinter dem Ofen Alles gesehen und gehört, was in der Stube vorging. Sie weinte, weil sie eine Obtschoverin war, und es that ihr weh, so von ihren Landsleuten sprechen zu hören, wie man sie Diebe, Schelme, Räuber nannte. Besonders weh aber that es ihr, daß man von ihrem Vater, dem Bauernadvokaten, wie von dem Herbergsvater der Diebe sprach, er, der zu Hause in ihrem Dorfe so hoch geachtet war als Wunder der Weisheit und Gelehrsamkeit unter den Bauern. Wie sie so weinend aus ihrem Verstecke hervorkam und durch die Stube ging, schluchzend, gebeugten Hauptes, und sich ans Fenster setzte, wo sie, vom Monde beschienen, ihre langen blonden Haarflechten unter tiefem Seufzen auflöste und die aufgelösten Haare wie einen Kranz um die Stirne wand, war sie schön und traurig anzusehen. Nicht allein die schlimmen Worte, die über ihren Vater und ihre Landsleute gefallen waren, waren es, die sie so betrübt machten — traurige Ahnungen stiegen in ihr auf. Es war ihr, als ob die Männer, die heute so erzürnt von dannen stürzten, sich nicht so bald zur Ruhe begeben würden — als ob der heutige Abend der Anfang einer bösen Zeit sein sollte. Diese Ahnungen ließen sie nicht schlafen, selbst als sie längst schon vor dem hellen Mondschein ihren schönen schlanken Leib im Bette barg. Sie bildete sich ein, daß Alles besser werden müßte, wenn nur ihr Mann daheim wäre, der gute, sanfte Nikolai, und zum Frieden sprechen könnte, anstatt daß er sich eben im fernen Schlesien oder Sachsenlande als wilder Soldat herumtreiben mußte. Böse Träume ließen sie nicht schlafen, bis sie endlich in einem Augenblicke zwischen Wachen und Schlafen einen Ausweg aus ihrem Kummer fand und dazu lächelte wie zu einem guten Gedanken. Mit dem ersten Morgenstrahle wollte sie hinunter zum Alten vom Hammer, um sich seinen Rath zu erbitten und ihn, den Propheten, über die nächste Zukunft zu befragen.

## Zweites Kapitel.

Einige hundert Schritte hinter dem Dorfe Duschnik, wenn man dem Laufe der Litawka folgt, auf dem schmalen Striche zwischen dem Bache und dem steil aufsteigenden Felsen, durch Ulmen, Erlen und Weidenbäume verdeckt, liegen mehrere Eisenhütten eng aneinandergedrängt. Obwohl die hölzernen Wände und Dächer auf steinernen Grundmauern ruhen, zittern sie doch ununterbrochen von dem Schlage der mächtigen Hämmer vom Grunde bis zum Giebel, und die Wetterfahnen drehen sich bebend, auch wenn nicht das leiseste Lüftchen zieht. Haben die Hütten in ihrem dunkeln, einsamen Versteck, von dumpfem Geklopfe durchhallt, von Kohlenstaub bedeckt, an sich schon etwas Unheimliches, so bekommen sie erst noch ein schauerliches Ansehen, wenn im Frühling und im Sommer, sobald die Sonnenstrahlen wärmend niederfallen, die unzähligen Schlangen aus ihren Löchern im Felsen hervorkriechen, sich die Wände hinanwinden und von den Dächern züngelnd herabhängen gleich rothen, grünen, silbernen Bändern, die der Wind bewegt. Die Eisenarbeiter lächeln über die gewohnte Gesellschaft, die sie nicht fürchten, und wundern sich auch nicht, wenn sich dann und wann ein vorwitziges Schlänglein ganz nahe dem Hammer neben der glühenden Eisenstange hinstreckt oder sich im Herde mitten im Funkenregen wärmt. Aber der Wanderer erschrickt vor den Hütten, wie vor der Wohnung eines Zauberers.

Aber es wohnt hier auch ein Zauberer.

Hart am Felsen, in der versteckteſten und ärmlichſten unter den versteckten und ärmlichen Hütten, wohnt der alte Bureſch,

der Wunderdoktor, der Prophet, der ausgerenkte Arme und Beine einrichtet, allerlei Salben bereitet, das Gras wachsen hört, die Stimmen der Thiere versteht, geheimnißvolle Uebel bespricht, Träume deutet, neugebornen Kindern nach den Sternen ihr Schicksal bestimmt und Jedem auf Begehren die Zukunft deutet — der alte Bureſch, der Alte vom Hammer. Seine geheimen Wissenschaften hat er sich, wie man's erklärt, aus dem Lande der Türken und Heiden geholt, wo er lange Zeit vor vielen Jahren unter Prinz Eugen dem edlen Ritter als Soldat gedient hat. Später war er Altgeselle im Hammer; jetzt, in seinem hohen Alter, aß er nur noch das Gnadenbrod in der einsamen Hütte. Er hauste dort ganz allein, da sein Sohn Peter Bureſch sich als Wilddieb in den fernen Wäldern umhertrieb, ja sogar unter die Zigeuner gegangen sein soll. In seiner Einsamkeit beschäftigte ihn die Zubereitung der Wundersalben und seine Schlangen. Die Schlangen waren seine liebste Gesellschaft, und darnach hatte er auch seine Stube eingerichtet. Ueberall in den Wänden nahe am Boden waren Löcher angebracht, daß sie ohne Hinderniß ein- und ausschlüpfen und sich die Würmer holen konnten, die er ihnen jeden Morgen hinlegte. Da sah es denn auch so schreckhaft in seiner Stube aus, daß nur wenige Menschen es wagten, sie zu betreten, und darum saß er auch den ganzen Tag vor der Schwelle seiner Hütte und sonnte sich und sah zu, ob Jemand komme, seinen Rath zu holen. Zum Zeitvertreibe hatte er neben einem Rosenkranze eine Schlange in der Hand, mit der er spielte, die er steif zu machen verstand, die er tanzen lehrte, um den Hals band wie einen Strick oder auch, wenn er genug gespielt hatte, in den Busen steckte, wo sie sich warm und behaglich fühlte. Die Leute aus dem Dorfe, die ihn näher kannten, behaupteten, er denke, während er da so spiele, den ganzen Tag an seinen Sohn Peter Bureſch, den Wilddieb, den er leidenschaftlich liebte, und aus dem er gerne einen großen, mächtigen Herrn machen möchte.

So saß er wieder da wie immer auf der Schwelle der Hütte

und spielte mit dem Rosenkranz und der Schlange wie immer und lächelte, etwas grinsend, vor sich hin wie immer. Es war früh am Morgen. Da sah er Liduschka, die junge Schnur des alten Richters, über den Steg auf sich zukommen. Der Alte freute sich augenscheinlich bei diesem Anblick, verbarg die Schlange unter dem Hemde, um das junge Weib nicht zu erschrecken, und gab sich Mühe, ein freundliches Gesicht zu machen. „Brächtest du mir etwas, murmelte er, womit ich deinem alten Friedensprediger einen rechten Tort anthun könnte, solltest du mir willkommen sein." Er meinte den alten Richter, den er haßte, weil er mit ihm seinen Einfluß im Dorfe theilen mußte, und weil er wohl fühlte, daß er selbst, gefürchtet und gescheut, nur in der höchsten Noth aufgesucht wurde, der alte Richter aber in hohem Ansehen stand wie ein Priester oder Vater. Liduschka, als sie des Alten vom Hammer ansichtig wurde, schlug furchtsam die Augen nieder, und um ihre Angst zu verhüllen, begann sie den Inhalt ihres Körbchens, Brod, Eier und etwas Mehl, zu ordnen, und wäre am Liebsten zurückgekehrt, da ihr plötzlich ihr Gang als sündhaft und der Alte so unheimlich erschien.

Aber er rief ihr schon von Ferne zu: Willkommen, Liduschka! Dich drückte ein geheimes Weh — komm, daß ich dir helfe.

Das junge Weib konnte nicht mehr zurück und sagte, indem sie sich näherte: Gewiß, ein großes Weh, und Ihr sollt mir davon helfen mit Eurem klugen Rath, und wenn Ihr mir noch sagen wollt, wie es in der Zukunft wird mit den Duschnikern und den Obtschovern und mit meinem Vater und mit meinen Brüdern, so habe ich Euch dafür Alles mitgebracht, was ich im Haushalt entbehren und was ich Euch in dieser Jahreszeit bringen kann.

Der Alte warf nur einen kurzen Blick auf das Körbchen, aber einen langen und prüfenden auf das unausgeschlafene kummervolle Gesicht der armen Liduschka, aus deren Worten er schon ihr Anliegen errathen hatte. Er lächelte und sagte mit blinzelndem Auge, als ob er sie seiner Allwissenheit versichern

wollte: Gelt, du plagst dich der Obtschover Händel wegen, du fürchtest, es wird blutige Köpfe geben, daß dein Vater schlecht davon kommen wird — und dazu hast du so böse Träume und du bist so allein und verlassen, du armer kleiner Vogel? Erzähle, erzähle!

Jesus Maria, ja so ist es! Ihr habt es schon Alles errathen — sagte Liduschka, indem sie über die Sehergabe des Alten ein Frösteln überlief. Und sie erzählte ihm lange und ausführlich von den bösen Träumen, die sie plagten, von den schlechten Namen, mit denen man ihren Vater im Dorfe benenne, von Allem, was gestern beim alten Richter vorgegangen war und wie das ganze Dorf in Aufregung sei und daß man heute in den Wald ziehen wolle.

Der Alte hörte ihr aufmerksam zu und unterbrach sie nicht in ihrer langen und ausführlichen Erzählung. Nur daß er manchmal mit einem „Hm, Hm" in Nachdenken versank, sich lächelnd die Hände rieb und: „es wird gehen, es wird gehen" zwischen den Zähnen murmelte. Liduschka, die es bemerkte, wurde ängstlich zu Muthe, und sie fragte mit zitternder Stimme: Vater Bureſch, ich glaube, ihr freut Euch über das Alles?

Aber anstatt aller Antwort sprang der Alte von der Schwelle auf und eilte in die Stube, aus welcher er nach wenig Augenblicken, wie zu einer Reise gerüstet, wieder herauskam. Ein alter, brauner Ungarmantel hing um seine Schulter, schief auf dem Kopfe saß der breitkrämpige, durch allerlei Risse gezackte Hut, ein gewaltiger Rosenkranz mit braunen großen Kugeln hing ihm um den Nacken vorn auf die Brust herunter, und in der linken Hand hielt er einen Stock, der so hoch war wie er selbst und oben ein großes, eisernes Doppelkreuz trug. Die Augen des Alten blitzten, er schien plötzlich um einen Kopf höher geworden zu sein, seine Muskeln spannten sich, und nach dem Dorfe gewendet, rief er mit einer Stimme, die den Lärm der Hämmer weit übertönte: Ja, es wird blutige Köpfe und Wunden und Tod geben! Das Maß ist voll, bald wird es über-

laufen! Bald soll es auf eueren Feldern aussehen, o Duschnik, und du, o Obtschov, wie auf der Walstatt nach einer Türkenschlacht! Und ich will euch einen Führer geben, von dem in hundert Jahren noch die Steine erzählen sollen und die verbrannten Häuser! —

Dann sprang er mit der Kraft eines Jünglings über den Bach, eilte über die Wiesen hin und verschwand im Dunkel des Waldes. Liduschka, die bleich und an allen Gliedern bebend dastand und noch immer die Worte des Alten hörte, die ihr Herzblut gerinnen machten, faßte sich endlich und rief entsetzt: Jesus Maria! Er holt seinen Sohn, Peter Buresch, den Wilddieb.

Dann setzte sie sich hin und weinte bitterlich.

Indessen herrschte im Dorfe die höchste Aufregung. Unter dem großen Kastanienbaume, der die Statue des heiligen Johann von Nepomuk beschattete, versammelten sich die Männer — fluchend, schreiend, Weiber und Kinder zurückstoßend, die sich neugierig umherstellten und der Verwirrung zusahen. Hirten hatten die Nachricht gebracht, daß die Obtschover wieder am Kreuz beim heiligen Antonius von Padua Holz fällten. Man wollte den gestern gefaßten Beschluß in Ausführung bringen. Der alte Richter erschien in der Tracht, in welcher er sonst zu Amte zu gehen pflegte — langer, grüner Tuchrock, der mit weißem Schafpelze ausgelegt und vorn mit langen seidenen Schnüren zusammen gehalten wurde, Schuhe mit weißen Schnallen, hohe, schwarze Strümpfe — auf dem dicht von weißen Locken umwallten Haupte die grüne, pelzumsäumte Sammtmütze, in der Hand das hohe, fast bis ans Kinn reichende spanische Rohr mit gelbem Beschlage. Er stellte sich an die Spitze der Bauern und schritt dem Walde zu. Aber als sie an die Brücke kamen, die über die Litawka führt, da stand schon Kinnich an der Spitze einer großen Schaar von Bauern, die sämmtlich mit Waffen aller Art, Heugabeln, alten Spießen, Säbeln und Feuergewehren ausgerüstet waren. Der alte Richter blieb erschrocken stehen. Was soll dieser Aufzug? rief er unwillig aus. Es steht

geschrieben, du sollst hingehen und den Fehlenden dreimal ermahnen, daß er vom Unrecht abstehe, und ihr wollt Blut vergießen? Das ist nicht gut gethan, Bruder Kinnich.

Kinnich, der sich so angesprochen sah, schob trotzig die Mütze tief in die Stirne, drückte seine alte Feuerwaffe noch fester an die Schulter und ging ohne Antwort vorwärts. Der Friedensprediger! murrte er vor sich hin; wenn es nach seinem Kopfe ginge, müßten wir warten, bis uns am jüngsten Tag unser Recht wird.

Aber der alte Richter, Matthei Stroß, sah die Gefährten Kinnich's, die stehen geblieben waren, lange und durchdringend an, und unwillkürlich gingen sie hin, lehnten ihre Waffen an das Gelände der Brücke und schlossen sich friedlich dem unbewaffneten Zuge an. Als das Kinnich sah, warf er auch seinerseits die Waffe, aber fluchend und schimpfend, ins Gras und lief zornig voraus. Nun, wenn ihr wollt, rief er, so ziehen wir hin, wie ein Leichenzug — wir werden den Obtschovern gewaltigen Respekt einflößen! Wenn sie uns todtschlagen, haben sie Recht!

So gingen sie vorwärts, den Berg hinan durch die schattigen Hallen der Fichten und Kiefern. Sie brauchten nicht weit zu gehen, um die hallende Axt fallen und die fallenden Bäume krachen zu hören. Sie ballten die Fäuste und schritten lippenbeißend weiter. Doch kam kein lauter Zorn in ihnen auf — im Gegentheile beschlich ahnungsvolle Trauer ihre Herzen, und es war ihnen, als stünden sie am Anfange trauriger Ereigniſſe, ja als ob ihnen eine höchst schmerzvolle Begebenheit sehr nahe wäre. Als ob sie ihn um die Ursache ihrer Beklemmung fragen wollten, sahen sie von Zeit zu Zeit zum alten Richter auf. Dieser aber ging schweigend, gedankenvoll, gebeugten Hauptes seinen Weg. Als sie sich dem Kreuzwege beim Bilde des heiligen Antonius von Padua näherten, verstummten plötzlich die Schläge der Aexte. Die Obtschover sahen auf und ließen überrascht die Hacken fallen, harrend der Dinge, die da kommen

ſollten. Ueber ihrem Haupte, auf dem Baume, an deſſen Wurzel ſie eben die Axt und die Säge gelegt hatten, krächzte ein Rabe, der trotz allen Lärmens die Zweige nicht verlaſſen wollte. Stille war's — die Vögel des Waldes, die unter dem Hauen und Sägen verſtummt waren, fingen nach und nach, aber ſchüchtern, zu ſingen an — in der Tiefe begann ein Kuckuk ſeinen Ruf, ſchwieg aber ſogleich wieder. Wie kühl es auch im Walde war, wiſchten ſich doch Obtſchover und Duſchniker den Schweiß von der Stirne. Ein ſchweres Alpdrücken lag auf dem ganzen Walde. Auf dem feuchten Mooſe zitterten goldne Sonnenſtreifen und Ringe — ein leiſer Windzug durchſeufzte den Wald, und die Wipfel neigten ſich, „als ob ein Unſichtbarer drüber ginge."

Der tolle Honſik, der unter den Obtſchovern war und, von der Betlemmung, die ſich Aller bemächtigte, am Wenigſten verſpürend, den Duſchnikern grinſend entgegenlächelte, unterbrach die Stille zuerſt. Er ſchlug eine helle, widerliche Lache auf und hieb aufs Neue auf den Baum los. Da fühlten ſich ſeine Gefährten, die um ihn herum ſtanden, plötzlich vom Alpdrücken erlöſt und lachten laut mit dem tollen Honſik und griffen nach den Aexten und Sägen, um ſo zu thun, wie er that.

Den Duſchnikern, die ergrimmt vorſtürzen wollten, winkte der alte Richter mit der Hand, zurück zu bleiben, und ging allein vor bis an den Baum, an dem die Obtſchover eben beſchäftigt waren. Er ſprach alſo zu den Obtſchovern: Wie ihr jetzt den Baum mit Axt und Säge fället, ſo fället und ſtürzet ihr jegliches Recht, das Vertrauen des einen Menſchen zum andern, die Liebe zum Frieden. Wenn ihr nicht geduldig ſeid, bis der Richter ſein Urtheil geſprochen hat, ſo höret auf den Richterſpruch eures Gewiſſens, der euch ſagt: Ihr eſſet das Brod aus fremdem Korbe, ihr erntet auf fremdem Felde. Euch hat der Herr, gnädiger als gegen uns, Felder und Wieſen und Heerden gegeben, warum wollt ihr uns Deſſen berauben, was uns jedes Recht zuſprechen müßte, auch ohne Urkunden, Briefe

und Siegel, da es jedes Menschen Recht ist, zu arbeiten und sich zu nähren? Wo aber sollen wir arbeiten und uns nähren, wenn nicht in diesem Walde, der unser Erntefeld ist und unsere Werkstatt?

Der alte Mika, der Bauernadvokat und Obtschover Richter, bohrte mit seinem Haselnußstock ein Loch ins Moos, indem er antwortete: So lange nach Gesetz und Recht nicht ein Spruch gefällt ist, ist der Wald gesetzlos und hat keinen Herrn. Er ist frei und gehört Jedermann, wie der Fluß, die Quelle, die Luft. Soll hier das Holz verfaulen wie im Zdikauer Walde? Wenn ihr arm seid, so kommt und bittet um Almosen bei uns, die wir reich sind. So lange ihr nicht kommt und saget: gute liebe Nachbarn, gebt uns etwas von eurem Ueberfluß um Gottes-willen — so lange haben wir uns um eure Armuth nicht zu kümmern. Jeder kehre vor seiner eigenen Thür und frage nicht, was geht beim Nachbar vor? Wenn ihr so thöricht seid und wartet, bis der Richter gesprochen hat, so sind wir so klug, in-dessen zu arbeiten und in der rechtlosen Zeit aus der Ueber-schwemmung zu retten, was zu retten ist. Macht der Krieg die Einen arm, macht er die Andern reich — und wer früher kommt, malt früher.

Also, rief der alte Richter empört aus, also gehst du, wäh-rend es blitzt und gewittert, aufs menschenleere Feld und stiehlst Garben? Haltet ein, rufe ich euch zu, ihr thuet Unrecht, ihr sündiget vor Gott!

Der alte Richter rief es mit so gewaltiger Stimme, mit so gebietendem Tone, daß die Obtschover zum zweiten Male die Aexte fallen ließen und aufmerksam den Zwiegesprächen der beiden Alten zuhorchten. Nur der tolle Honsik ließ sich nicht stören. Unfähig, die Worte des Einen wie des Andern zu ver-stehen, kümmerte er sich auch nicht um Das, was um ihn vor-ging. Er wußte nur, daß er einen Baum zu fällen hatte und wohin er fallen sollte, und unverständliche Töne ausstoßend, die wohl das Feiern der Anderen mißbilligen sollten, hieb er mit

der Kraft eines Wahnsinnigen auf den Baum los, immer grinsend und lächelnd, wie man es bei ihm gewohnt war. Man beachtete ihn auf beiden Seiten nicht — denn man kannte ihn von seinen Streifzügen her, die er oft im hohen Sommer unternahm, wenn es in seinem Gehirn zu kochen begann und er unruhig, wilde Töne ausstoßend, von Dorf zu Dorf irrte, mit struppigem Bart, offener behaarter Brust und zerzaustem Kopfe. Man kannte seine Tücken, doch fürchtete man ihn nicht — er war ja blödsinnig — und wenn man ihn des Abends wo vor einem Dorfe hinter einer Hecke liegen sah, nahm man ihn gastlich ins Haus, um ihn am andern Morgen wieder weiter streifen zu lassen. Die Obtschover bedienten sich beim Holzmachen gerne seiner ungeheuren Kraft, die er auch mit Freude und Fleiß bewies.

So auch jetzt. Während durch die Unterhandlung der Alten die Duschniker immer aufgeregter, die Obtschover immer niedergeschlagener und schüchterner wurden, so daß diese letztern, überwunden von den innigen Worten des alten Richters, ihre Blicke zur Erde senkten und nicht aufzuschauen wagten, im Stillen ihren Richter beschuldigend, daß er sie zum Raube verleitete — sah der tolle Honsik nur von Zeit zu Zeit auf, ob der Wipfel sich schon neige, und hörte mit Freude das knackende Reißen der letzten Fasern.

Laßt uns, sagte der alte Richter mit eindringlicher, vor Rührung zitternder Stimme, als er die Bewegung der Obtschover sah — laßt uns ein Schiedsgericht niedersetzen aus den besten Männern der benachbarten Dörfer, und die sollen entscheiden zwischen uns.

Die Obtschover sahen fragend den alten Mika an. Er stand schweigend da und schüttelte den Kopf; er wußte wohl, daß er auf den Vorschlag nicht eingehen konnte, er hatte ja einen Vertrag in Prag abgeschlossen, der ihn um Haus und Hof brachte, wenn er ihn nicht einhielt — und es war ja ein Vertrag für die Armee der Kaiserin. Es konnte ihm aus den Händeln mit den

Duschnikern nichts Uebels entstehen, er konnte sie im Nothfalle mit seinem Patriotismus entschuldigen. Trotzdem er aber den Kopf schüttelte, machten doch die Obtschover einen Schritt vorwärts, um dem alten Manne, der fragend, harrend, mit gerührten Blicken vor ihnen stand, die Hände entgegen zu strecken — da krachte es plötzlich in den obersten Zweigen — ein wilder Freudenruf des tollen Honsik — ein schwerer Fall — der Baum stürzte, und unter seiner Wucht erschlagen lag der alte Richter.

Ein Schrei des Entsetzens erscholl auf beiden Seiten. Alles stürzte auf den Baum los, um den Getroffenen hervorzuziehen. Weh euch, rief Kinnich, ihr habt uns unseren Vater erschlagen! Wüthend faßten einige von den Duschnikern nach ihren Feinden — diese griffen zu den Aexten, die sie in der Luft schwangen. Ruhe, Friede! seufzte noch der alte Richter Matthei Stroß und verschied. Der Baum hatte ihn schwer am Kopfe verletzt — eine tiefe Wunde blutete, und die Gehirnschale war eingedrückt. Sein letztes Wort wirkte auf seine Freunde — schweigend brachen sie Zweige von demselben Baum, der ihn erschlagen hatte, und flochten eine Bahre daraus. Auch die Obtschover nahten sich, schlugen mit ihren Aexten Zweige ab und legten sie schüchtern hin; sie wurden aber verschmäht bei Seite geworfen. Stumm legten die Duschniker die Leiche auf die Bahre, nahmen sie auf ihre Schultern und zogen ab, dem Dorfe zu. Als sie am Ausgange des Waldes ankamen, läutete eben die schöne Glocke von Duschnik zum Mittagsgebete — sie stellten die Bahre hin, knieten rings herum und beteten. Die Obtschover sahen ihnen betäubt nach — der tolle Honsik grinste lächelnd wie immer. Der Bauernadvokat aber sagte leise zu seinem Sohne: So wird nichts aus dem Schiedsgerichte, meinen Kontrakt kann ich einhalten — der tolle Honsik ist nicht zurechnungsfähig. Es ist gut so.

Schwül lag die Mittagshitze auf dem Walde.

## Drittes Kapitel.

Bei allen Völkern, die noch auf niedriger Kulturstufe und ihrer ursprünglichen Kraft nahe stehen, kehrt mit wilden Zuständen die Lust an der Selbsthülfe und mit ihr die Neigung zur Blutrache zurück, die auch nichts Anderes ist als verspätete und nachgeholte Selbsthülfe. So war es auch bei den Duschnikern nach dem Tode des alten Richters. Es war dem Bauer Kinnich nicht schwer, sie zu überzeugen, daß ihr Vater und Rathgeber von den Obtschovern absichtlich getödtet worden. Er wollte bemerkt haben, daß der Bauernadvokat während der Unterredung dem tollen Honsik Zeichen und Winke gegeben, wie und wo er den Baum fällen solle, und als gewiß behauptete er, daß jener mit schadenfrohem Lächeln dem Zuge nachgesehen, als sie sich mit der Leiche entfernten. Kinnich führte die Bauern in die Stube, wo die Leiche ausgestellt war, gehüllt in glänzendes leinenes Gewand, umgeben von brennenden Wachskerzen und Sträußen von Rosmarin, Salbei und allerlei Blumen. Vor ihr ließ er sie die Hand aufheben und schwören, nach ihrer Pflicht ihr Eigenthum zu schützen gegen die Räuber und an ihnen Rache zu nehmen für den Tod des heiligen Mannes. Liduschka, die an der Leiche saß, die Hände gefaltet und leise Gebete lispelnd, horchte scheinbar theilnahmlos dem schrecklichen Schwure, der ihre Landsleute bedrohte. Erst als die Leiche hinabgesenkt und der Gegenstand ihrer größeren Schmerzen aus ihren Augen verschwunden war, erinnerte sie sich deutlich des Schwures, der noch in ihren Ohren nachklang, und sie schlich sich noch vom Kirchhofe fort, durch den Wald nach Obtschov, um ihren Vater und die

Brüder zu warnen und sie flehentlich zu bitten, Alles zu thun, was Unheil abwenden könnte.

Die Brüder lächelten zwar über ihre Besorgniß, doch wollten sie sie in Obtschov zurückhalten und sie bewegen, nicht mehr nach Duschnik zurückzugehen, wo sie doch nichts zu suchen hätte. Liduschka schüttelte den Kopf. Das Thaldorf war jetzt ihre Heimat, und es schien ihr schon nicht recht, daß sie so heimlich sich nach Obtschov geschlichen. In Duschnik lag das Haus und das Besitzthum ihres abwesenden Mannes, das sie als treue Hausfrau zu schützen hatte. Und sie kehrte unbeirrt durch die Vorstellungen der Brüder und des Vaters in das nun so einsame Haus zurück. Da schaffte und arbeitete sie ohne Unterlaß, ohne Tagelang hindurch die Schwelle zu überschreiten, denn sie fürchtete sich vor jeder Nachricht, die ihr da draußen zukommen konnte.

Der Bauer Kinnich entfaltete seit dem Tode des alten Richters eine außerordentliche Thätigkeit. Jetzt war er eigentlich die einflußreichste Person im Dorfe und war sich dessen wohl bewußt. Flink, leicht beweglich, scheinbar schnell entschlossen, Meister in großen Worten, verstand er es, große Bewegung in den Gemüthern hervorzubringen und den Moment zu benutzen. Krieg, rief er, indem er durchs Dorf rannte, Krieg müssen wir führen auf Leben und Tod mit den Räubern, wenn wir nicht in Kurzem vor Hunger sterben wollen!

Er ließ die Trommel aus dem Schlosse holen, welche sonst die Bauern zum Frohndienst berief, hängte sie seinem Knechte um und befahl ihm, trommelnd das Dorf zu durchziehen. Die Bauern, gewohnt diesem Schalle zu gehorchen, kamen aus den Häusern hervor, und ehe eine Stunde verflossen war, sah der große Kastanienbaum eine große Versammlung unter seinen Zweigen. Der Jude, Kinnichs Freund, ging mit der großen Branntweinflasche durch die Menge und präsentirte heute von seinem Besten, mit einstimmend in die Schimpfworte gegen die Obtschover und in die Lobeserhebungen des hingeschiedenen alten Richters. Erst als der Lärm aufs Höchste gestiegen war, trat

Kinnich auf den Altar vor dem heiligen Nepomuk und ſtellte der Verſammlung vor, wie es Noth thue, einig zu ſein gegen den gemeinſchaftlichen Feind, ſein Eigenthum für Weib und Kind zu bewahren; wie es ſich für Männer gezieme, in ſo rechtloſer Zeit durch eigene Kraft das Recht aufrecht zu erhalten; wie der Verſchiedene, Gemordete auf die Verſammlung vom Himmel herabblicke und Rache fordere, und wie ſie an ſeiner Leiche ſelbſt geſchworen hätten, ihn zu rächen. — Die Weiber weinten, die Männer gaben Zeichen der Uebereinſtimmung und ſchrieen: Krieg, Krieg, Krieg!

Während des Lärmens entfernte ſich Kinnich aus der Verſammlung. Seinem Nachbarſohne winkte er, ihm zu folgen, und bog mit ihm um die Häuſer, dann redete er ihn an: Siehſt du, Pepik Picard, in dem Kriege, den wir jetzt gegen die Obtſchover führen müſſen, braucht man gute, entſchloſſene, tapfere Anführer — du wärſt ſo ein Kerl, und wenn ich was zu ſagen hätte, müßteſt du einer der erſten Offiziere werden. Zuerſt aber muß ein Oberanführer gewählt werden. Das wollte ich den Leuten nicht ſagen, ſie glauben ſonſt, ich wollte es werden — was mir nicht einfällt, — obwohl ich ſelbſt glaube, ich geſtehe es, daß ich meinen Platz ausfüllen würde. Aber davon wollte ich nicht ſprechen — ich wollte dich nur bitten, daß du jetzt zum Haufen zurückgehſt und ſie erinnerſt, daß ſie einen Anführer wählen. Du könnteſt ſo nach deinem Gutdünken einige Namen nennen — du biſt ja ein geſcheidter Kerl!

Pepik Picard fand das Alles ſehr gut, und mit der Verſicherung, er wolle ſeine Sache ſchon gut machen, kehrte er zur Rotte zurück. Nach einer halben Stunde wurde Kinnich in allen Häuſern geſucht — man fand ihn endlich auf ſeinem eignen Hofe, wo er mit Häckerlingmachen beſchäftigt war, als man ihm ſeine Wahl zum Führer der Duſchniker ankündigte.

In wenigen Stunden hatte das Dorf ein ganz verändertes Ausſehen. Ueberall wimmelte es von Bewaffneten — auf den Steinen klirrte es von alten Säbeln, Aexten, Gabeln. Vor den

Häusern saßen die Männer und versuchten es, verrostete Flintenschlösser wieder brauchbar zu machen. Dort saß Einer und dängelte sein altes Schwert wie eine Sense auf dem Stein, hier stand ein Anderer in der Schmiede und sah zu, wie ihm der Meister Schmied seine Sense gerade bog und einem Andern die Eisenspitze an eine lange Stange befestigte, — und ununterbrochen scholl die Trommel an den Häusern wieder. Kinnich selbst war überall; obwohl etwas verwirrt und aufgeregt und, wie es schien, ängstlich mitten in dem Lärm, ordnete er doch die Züge, gab Anweisungen u. s. w. Er hatte sich eigenthümlich herausgeputzt. In den hohen Wasserstiefeln, die über die Knie reichten und Falten bildeten, staken die stramm anliegenden gelben Lederhosen — die kurze, blaue mit rothen Schnüren verbrämte Jacke, an welcher eng an einandergedrängte gelbe Messingknöpfe glänzten, bedeckte nur halb den vielfarbigen Ledergurt, an welchem ein gewaltiger krummer Säbel mit messingenem Korbe hing. An dem breiten schwarzen Filzhute war die vordere Krämpe aufgebogen und daran eine hohe grüne Hahnenfeder befestigt, die im Winde schwankte und Farben spielte und hinter welcher ein kleines Bild der Mutter Gottes vom heiligen Berge zu Přibram verborgen war. So schritt er dem Zuge voraus, als derselbe sich lärmend, schreiend gegen Abend dem Walde zu bewegte. Umgeben hatte er sich mit einer ganzen Schaar von Offizieren, die er schnell ernannte und die er hin und her schickte, um das süße Gefühl des Befehlens zu kosten.

Im Walde angekommen, theilte Kinnich seinen Haufen in mehrere Rotten, gab ihnen Führer und schickte sie an verschiedene Punkte des Waldes, an Kreuzwege, Halden, auf Hügel und Wiesen. Er selbst lagerte sich mit einem großen Theile der Bauern am Eingange des Waldes. Den Führern der einzelnen Rotten verbot er, irgend etwas zu unternehmen, oder gar angreifend zu Werke zu gehen. Sie sollten bloß den Wald bewachen und die Obtschover, wenn sie kämen, zurücktreiben.

Die Obtschover aber kamen nicht. Der alte Mika war kein

Mann des Krieges und dachte an die Zeit, da wieder das Regieren anfinge und die Führer der Dörfer zur Rechenschaft gezogen werden könnten. Auch kannte er den Führer seiner Feinde, Meister Kinnich, zu gut und wußte, daß er seine Schaar durch Thatlosigkeit nur ermüden werde. Er gebot den Obtschovern, sich in ihrem Dorfe ruhig zu halten, um nicht theilhaftig zu werden an dem bewaffneten Aufstande, den sich die Duschniker zu Schulden kommen ließen, und sich nicht um ihr gutes Recht selbst zu bringen. Die Obtschover gehorchten. Nur einzelne Kampflustige schlichen mit ihren Büchsen hinaus und feuerten aus dem Gebüsch mit leichtem Schrot auf die einzelnen Rotten. Die armen Duschniker, die nicht so gut bewaffnet waren wie die reichen Obtschover, zogen sich in die Tiefe des Waldes zurück und mußten von ferne hören, wie die jungen Obtschover, wie zum Hohne, bald hie, bald dort einen Baum niederstreckten.

So ging es manche Tage und Nächte. Die Weiber, Mädchen und Kinder kamen aus dem Thale herauf, zündeten große Feuer an, kochten und rösteten im Freien; der blinde Herein, der Musiker des Dorfs, blies den Dudelsack — man tanzte auf dem Rasen, man setzte der Flasche zu, die der Jude umhertrug, und vergaß, warum man ausgezogen war. Kinnich wurde nachdenklich und unruhig und ließ die Sache gehen, wie sie ging. Aber die aus dem Walde zurückkamen, fliehend vor den guten Büchsen der Obtschover, waren unzufrieden, besonders wenn sie sahen, wie man im „Lager" so lustig lebte, während sie im Walde Stundenlang auf Posten stehen und sich darin von einigen dummen Büchsen jagen lassen mußten. Zu diesen gesellten sich noch die Verständigeren im Lager. „Wozu, sagten sie, haben wir die Sache angefangen, wenn wir nicht einen entscheidenden Streich ausführen sollen? Den Wald ewig bewachen können wir nicht, und etwas muß geschehen, was die Obtschover züchtigt und sie für ewige Zeiten von ihren Räubereien zurückschreckt. Wenn unser Hauptmann nicht den Muth hat, etwas anzufangen, soll er es sagen und uns nicht an der Nase herumführen. Besser

gar keinen Führer als einen muthlosen. Könnten wir thun, was wir wollten, würden wir in hellen Haufen auf die Obtschover losstürzen, ein Paar todtschlagen, einige Häuser anzünden, und die Sache wäre gut. Aber Kinnich hat keinen Muth und kann kein Blut sehen — das hat man sich schon lange erzählt, und das scheint sehr und gewaltig wahr zu sein!"

Dem Meister Kinnich, der sich immer vom Haufen etwas entfernt hielt und allein auf einer alten Schabracke ausgestreckt lag, wurde das Gemurmel der Unzufriedenheit von seinen Freunden hinterbracht, von Pepik Picard, dem langen Wlach, vom alten Tomesch und Andern.

Muth, Muth! rief er aus, Unsinn, baarer Unsinn, Dummheit, Bauerndummheit! Was heißt das: Muth? ich soll hingehen und mich hinstellen und mir eine Kugel durch den Leib jagen lassen? Wozu hat mir dann der Muth genützt? Wenn ich hinfalle und todt bin, werde ich es sehr bedauern, daß ich Muth gehabt habe. Was soll mir eine Eigenschaft, die mir nur schaden kann? Ich richte gern was aus, worüber ich mich noch morgen freuen kann — wenn ich aber heute von so einem Obtschover Bengel erschossen werde, was habe ich morgen davon?

Sollen wir uns aber verspotten lassen? — sagte der lange Wlach, sollen wir uns unser Recht rauben lassen?

Recht wird nicht durch Unrecht erworben. Glaubt ihr denn, daß es erlaubt ist, so einen rechten, ordentlichen Krieg zu führen? Bin ich ein König oder ein Kaiser? Wir dürfen allein unsern Wald hüten, wie wir die Schafe hüten, und die Obtschover müssen wir ermüden.

Ermüden? rief der alte Tomesch — da schlag das Donnerwetter drein! — ermüden, dieweil wir uns Tag und Nacht im Walde herumtreiben und sie bequem zu Hause im Bette liegen und uns auslachen? Ich sage dir, Kinnich, da wir die Sache angefangen haben, müssen wir sie ausführen, und kost' es Rad und Galgen, und wenn du nicht noch heute etwas unternimmst, so bist du am Längsten unser Führer gewesen.

Gut, gut, wir wollen noch heute etwas unternehmen, sagte Kinnich verdrießlich und that einen langen Zug aus der Flasche, die er in der Jagdtasche trug — aber ihr habt mich dazu gezwungen — merkt euch, daß ihr mich dazu gezwungen habt — ihr seid Alle Zeugen — kommt her Alle und höret, daß ich dazu gezwungen werde, gegen die Obtschover ungesetzliche Gewalt zu brauchen — du besonders, alter Tomesch, du besonders zwingst mich.

Ich nehme es auf mich — lächelte Tomesch und wandte sich ab.

Jetzt verlaßt mich, daß ich meinen Plan mache, befahl Kinnich, und Alle zogen sich zurück und beobachteten nur von ferne, wie er sich die Stirne rieb und Zug auf Zug aus der Flasche that.

Es war spät am Abend. Die Sonne färbte kaum noch die goldne Spitze des mittleren Thurmes am heiligen Berge — die Glocke von Pitschin, die nur beim lieblichsten Wetter zu hören ist, schickte über den Wald herüber bebende Töne, welche die feierliche Stille mehr hoben als unterbrachen. Die Bauern lagen ruhig umher, nachdem sie Weiber und Kinder nach Hause geschickt hatten, und warteten, bis der Hauptmann mit seinem Plane zu Ende gekommen sein würde.

Da scholl Hundegebell das Thal herauf durch die Bäume. Einige Minuten darauf sprang ein gewaltiger Jagdhund heran, beschnüffelte die Bauern und eilte wieder ins Thal zurück.

Jesus-Maria, das ist der Jagdhund des Peter Buresch! — der Peter Buresch kommt! — riefen mit einem Male an zwanzig Stimmen, theils freudig, theils erschrocken. Kinnich hob bei diesem Rufe den Kopf etwas vom Lager, stierte dem Hunde erschrocken nach und sank wieder in seine vorige Stellung zurück.

Peter Buresch ließ nicht lange auf sich warten. An der Seite seines Vaters und eines kleinen Jungen, der sein Jagdgewehr trug, stieg er den Berg herauf. Es war ein großer, breitschultriger, knochiger Mann, mit dunkelbraunem Gesicht und grünen stechenden Augen, die wie die Augen eines Luchses leuchteten, von schmalen Augenbraunen kaum beschattet. Die weißglänzenden Zähne seines breiten Mundes waren von keinem Barte bedeckt,

denn erſt unter dem Kinn begann nach der Sitte der altböhmiſchen Jäger der Bart, der über die Bruſt hinunterhing und das weiße Kreuz, das da hing, halb verhüllte. Er trug einen grünen, kurzärmligen Wollſammtrock, ſchwarze, bloß bis ans Knie reichende Lederhoſen, grüne Strümpfe und gewaltige, mit Nägeln beſchlagene Schuhe — auf dem Kopfe eine Art zugeſpitzten Tyrolerhut, mit Gemsbart, Hahnenfeder und einer aus Wolfs- und Bärenhaaren verfertigten Kokarde geziert, von Thieren, die er ſelbſt erlegt. Denn Peter Bureſch hatte die ganze Monarchie durchzogen, um Jagden aller Art zu koſten — er hatte in Salzburg Gemſen, in Krain Bären, in Ungarn Wölfe erlegt. Seine ganze Erſcheinung ſprach von Muth, Liſt und Verſchlagenheit und flößte Furcht und Reſpekt zugleich ein. Schwache Gemüther konnten ſich ihm ganz hingeben, um ihm willenlos bald ganz und gar anzugehören. Darum wußte man auch viel von ſeiner Gewalt über Weiber zu erzählen und von ſeinem Einfluß auf alle Wilddiebe, die er zu einem Orden vereinigt haben ſollte. Offenbar gehörte die ganze Schaar verwilderter Geſtalten, welche ihn jetzt, die Büchſe auf dem Rücken, neben ſeinem Vater und dem kleinen Jungen begleiteten, mit zu dieſem Orden.

Der ganze Aufzug hatte etwas beſonders Ungewöhnliches, ja Geheimnißvolles. Erſt der gewaltige Peter Bureſch, dann ſein Vater, der Zauberer und Wahrſager, wie wir ihn oben beſchrieben haben, mit dem ungeheuren Roſenkranz und den Kreuzſtock in der Hand — der kleine, zartgeformte Knabe an Peter Bureſchs Seite, ſein Waffenträger, der ſich neben ſeinem Herrn ausnahm wie ein ſanftes Blümlein neben einer Eiche, obwohl ſeine breit und ſchief geſchlitzten Augen wild und feurig glänzten, ſelbſt wenn er zärtlich zu ſeinem Herrn und Meiſter hinanſah, und obwohl ſein Antlitz ſo dunkel gefärbt war, als ob er nicht in dieſen Landen heimiſch wäre. Dazu die Schaar von Wilddieben mit ihren Waffen, die bei aller Wildheit doch ſchweigend und unterthänig Peter Bureſch begleiteten und da ſtanden, als ob ſie immer ſeines Befehls, ſeines Winkes gewärtig wären. In der That machte

das Alles einen so erstarrenden Eindruck auf die Bauern, daß sie wie gebannt auf ihrem Lager liegen blieben, bald sich unter einander, bald Peter Bureſch mit ſeiner Schaar anſtierten und erſt aus ihrer Verwunderung, ja Betäubung erwachten, als Peter Bureſch ſelbſt zu ſprechen anfing.

Da liegen ſie, die gewaltigen Helden, und ſtarren den Mond an, wie herrenloſe Hunde! — rief er breitlachend aus, indem er die Hände in die Taſchen ſteckte, den Oberleib zurückwarf und mit Hohn auf die lagernde Schaar hinabſah — da liegen ſie und wiſſen nicht, daß die edle Jugend Obtſchovs heute Nacht kommt, um ſie mit Vogeldunſt in ihr Dorf zurückzutreiben! Der edle Feldherr, der dort betrunken liegt, ſcheint Mangel an Spionen zu haben. Was wollt ihr? was habt ihr? Erzählt, und wenn ich euch helfen kann, thue ich's mit Vergnügen.

Ihr habt nicht Recht, uns ſo zu verſpotten, ſagte der lange Wlach. Einen Krieg zu führen, einen ſo eigentlichen Krieg, das fällt uns nicht ein, das war nur ſo im erſten Augenblicke unſer Gedanke. Den Wald, unſer Eigenthum, wollen wir nur beſchützen.

Haben euch die Obtſchover das Wild herausgeſchoſſen? fragte Peter.

Nein, das haben ſie nicht gethan, geht uns auch nichts an, das Wild gehört unſerer gnädigen Herrſchaft, und wir würden uns darum nicht herumſchlagen.

Dummes Volk! murmelte Peter Bureſch zwiſchen den Zähnen und lächelte, und einige aus den Bauern lächelten mit ihm, und laut fragte er: Habt ihr Pulver? — habt ihr Schießgewehre? — Wollen Krieg führen ohne Pulver und Schießgewehre? — Ihr ſollt Beides haben.

Schwarzer Tomeſch! rief er nach rückwärts, und aus der Schaar ſeiner Begleiter trat Einer hervor: Was willſt du, mein Junge?

Peter Bureſch führte ihn bei Seite, faßte ihn am Knopfe ſeines Rockes und ſprach zum ſchwarzen Tomeſch, der aufmerkſam zuhörte, langſam und ausdrucksvoll: Du haſt dich hier ſchon

lange herumgetrieben und kennſt die Gegend. Nimm ſofort einige von den Brüdern mit dir und begib dich auf den Silberberg, in die kleine Hütte am St. Annenſchacht. Dort wohnt der Steiger, der den Pulvervorrath des Bergwerks bewachet, den man braucht, um die Felſen zu ſprengen. Dem guten Manne ſagſt du nur die Loſung: „Der Schweiß des Hirſches iſt ein edler Saft", und er wird dich in den Keller führen und du wirſt ſo viel Pulver mit dir nehmen, als ihr tragen könnt. Ihre Majeſtät die Kaiſerin iſt ſchon ſeit Jahren ſo gnädig, uns von dorther unſern Pulverbedarf zu liefern. Geht!

Wohl, mein Junge, ſagte der ſchwarze Tomeſch, winkte einigen ſeiner Gefährten und entſchwand bald den Augen der neugierig nachblickenden Bauern.

Peter Bureſch kehrte zu ihnen zurück, und indem er die Hand gegen den Haufen ausſtreckte, rief er mit gewaltiger Stimme, daß ſie tief im Walde vielfach wiederhallte: Es lebe St. Hubertus' Hund und die wilde Jagd! ich ruf' es ohne Geheimniß!

Auf dieſen Ruf, den die Bauern nicht verſtanden und der ihnen wie ein Zauberſpruch vorkam, ſprangen mit Eins in ihrer eigenen Mitte an zwanzig der flinkſten Bauernburſche auf, lachten, eilten auf Peter zu und riefen:

Es lebe die wilde Jagd und das Geſicht im Nacken! Was willſt du, Meiſter, von deinen Jungen?

Ich löſe euch vom Gelübde des Schweigens, ſagte Peter Bureſch mit Feierlichkeit — ihr habt den hohen Bund nicht mehr zu verheimlichen, die Geſetze des Waldes wollen wir ſtürzen — geht hin und holet eure Waffen, die unter den Schwellen vergraben ſind.

Die Burſche, die als Raubſchützen enthüllt plötzlich vor den Blicken der Bauern da ſtanden, ſtießen ein wildes Jubelgeſchrei aus und eilten ſingend und jauchzend dem Dorfe zu.

Braver Junge, guter Junge! murmelte der alte Bureſch vor ſich hin und ſah voll Triumph rund herum und wurde ergrimmt, da er die Bauern mehr erſchreckt und erſtaunt ſah und nicht voll Bewunderung ſeines Sohnes, des Hauptmannes und

Großmeisters aller Raubschützen. Die Bauern wagten kaum zu athmen, immer neue Wunder, neue Enthüllungen erwartend — und sie täuschten sich nicht.

Peter Bureſch rief den kleinen braunen Knaben, seinen Begleiter und Waffenträger, herbei. Werde, wer du bist! rief er.

Ja, mein Chan, sagte der Knabe, verneigte sich, warf die Flinte ins Moos und eilte ins Gebüsch.

Peter Bureſch setzte sich auf einen Stein, stützte das Kinn in die Hand und sah schweigend und sinnend vor sich hin. Sein Vater stieß seinen Kreuzstock in den Boden und streckte sich neben ihn. Die Bauern murmelten unter einander und sahen Vater und Sohn fast furchtsam an. Die angezündeten Feuer verloschen nach und nach — in den Kohlen knisterte es nur noch — von Zeit zu Zeit kam ein Luftzug, und Flämmchen flogen auf, um wieder schnell zu verlöschen. Der Mond kam hell und klar über den Wald herauf und warf über das Land ein weißes zitterndes Licht. Der Schatten der Bäume kroch wie lebendig am Boden hin — kaum daß sich ein Lüftchen regte — es war bald Mitternacht. Da klang ein wunderbares Tönen aus dem Gebüsche heraus, in welchem der Knabe verschwunden war. Aller Augen wandten sich dahin, und siehe da, aus dem Dunkel heraus auf den mondbeschienenen weißen Plan schwebte, wie von den wunderbaren Tönen getragen, eine sonderbare, doch holde liebliche Gestalt.

Eine Zigeunerin! riefen die Bauern überrascht, als sie in der Erscheinung den Waffenträger Peter Bureſchs erkannten. Die Zigeunerin aber schwebte, immer den Triangel schlagend, wie ein Schmetterling dahin durch die Reihen der Lagernden hinaus auf den freien, moosbedeckten, von Bäumen umgebenen Platz, über welchem eben der Mond stand. Wie von seinen Strahlen angezogen, schien sie die Erde kaum zu berühren, als sie den schwarzen, mit rothem Tuche umwundenen Kopf rückwärts warf, die Augen schloß und wie im Traume den Tönen ihres Triangels gehorchte. Ihr braunes Angesicht, vom Monde gebleicht, glich dem Angesichte einer Todten — nur ihr Leib lebte

und bewegte sich, ihre Züge waren still, ruhig, schlafend. Das dünne, graue Gewand, das nur lose durch einen silbernen Gürtel zusammen gehalten war, schlug harmonisch mit ihren weichen Gliedern weiche Wellen, bald sanft sich anschmiegend an Brust und Hüften, bald wild dahin fliegend. Die runden Arme schwangen sich nackt in der Luft und schlugen bald leise, bald laut den Triangel, und wie die Töne zitterten, bebte die ganze Gestalt mit, und wie sie laut und stürmisch klangen, hob sich, fliegend fast, ihr ganzer Leib wild und bacchantisch mit in die Höhe, als wollte er den Tönen nach, die in den Wipfeln der Bäume seufzend verklangen. Vorwärts und rückwärts trug sie der Klang — bald sank sie kraftlos und gebrochen zusammen und saß geknickt da wie eine Blume, bald sprang sie wieder gewaltig auf, streckte sich hoch und majestätisch empor, groß, geisterhaft, als wollte sie in den obersten Lüften verschwimmen, und eilte mit geisterhaften Schritten dahin, als ginge sie auf den Kronen der Blumen, die neugierig aus dem Moose hervortauchten. Stolz stieß sie die Erde mit der Spitze des Fußes zurück und schlug den Triangel mit Macht, als ob sie ihn zerbrechen wollte. Mit einem Male warf sie ihn weit von sich, das schöne Haupt sank bleich auf die hochathmende Brust nieder, und aus tiefster Seele erklang in fremden Lauten ein wunderbarer Sang. Wie sie den Kopf so fest an ihren Busen drückte, von den herabwallenden Locken und dem rothen Shawl bedeckt, schien sie ihn nur in sich hinein zu hängen und sich selbst zu behorchen. Sie sang, als ob sie nur sich allein sänge, von einem Geheimniß, das Niemand hören sollte, und das klang so unendlich schmerzlich, so melancholisch lieblich und stimmte so sicher zu ihrem Tanze, daß es aussah, als ob ihr ganzer Leib klinge. Dann mit einem Male stieß sie einen Schrei aus, und wie ein Wirbel drehte sie sich um ihre Fußspitzen, tanzte wie von bösen Geistern gejagt, als ob sie einen Zauberkreis zöge in großen Kreisen, die immer kleiner wurden — schlug die Augen auf, die wild leuchteten, und die melancholische Töne verwandelten sich in laut klagende, jammernde, herzzerreißende,

bis sie mit einem lauten Seufzer, gebrochen, zu den Füßen Peter Bureschs niedersank.

Arme Lunetta, das hast du gut gemacht, sagte Peter Buresch und streichelte ihr die blassen Wangen.

Sie tanzt wie meine Schlangen, sagte der Alte vom Hammer.

Die Bauern sahen sich verwundert an, als hätten sie einen Zauber gesehen, und raunten sich in die Ohren: Er ist doch unter die Zigeuner gegangen.

Peter Buresch aber sagte zu Lunetta: Du wirst noch diese Nacht nach Obtschov wandern.

Ja, mein hoher Chan!

Du wirst deinen Hokus Pokus machen, wirst sie aufmuntern zu Händeln und ihnen Sieg versprechen.

Ja, mein hoher Chan!

Du wirst horchen, was sie sagen, was sie vorhaben, wie viel Büchsen sie haben.

Ja, mein hoher Chan!

Wenn sie erfahren, daß du mir dienst und mein Spion bist, werden sie dich stäupen!

Ja, mein hoher Chan!

Vielleicht auch hängen!

Ja, mein hoher Chan! schrie Lunetta und klammerte sich an die Kniee Peter Bureschs.

Wenn sie dich ans Amt liefern nach Przibram und sie dich einsperren und ausfragen über mich, über Das, was ich treibe und thue, wer meine Leute sind — was wirst du thun? —

Ich werde schweigen, mein hoher Chan — schrie Lunetta und drückte ihre Stirne an die Kniee ihres Herrn.

Auch wenn du sterben mußt. —

Auch wenn ich sterben muß, mein hoher Chan — rief sie, sprang auf, klammerte sich an seine Schultern, küßte ihn und eilte leicht wie ein Reh von dannen, in den Wald, nach Obtschov zu.

## Viertes Kapitel.

Guter Junge, braver Junge, kluger Junge! Spione sind ein nothwendiges Ding. Prinz Eugen hatte immer viele Spione, und Lunetta wird ein trefflicher Spion. Kluger Junge, mein Peter; wird ein großer General! — so murmelte der Alte vom Hammer, nachdem Lunetta im Walde verschwunden war, während sein Sohn die Schaar musterte, die indessen aus dem Dorfe mit prächtigen Büchsen bewaffnet zurückgekommen war. Mit besonderem Vergnügen nahm er Dem oder Jenem seine Waffe aus der Hand, wog sie lächelnd in der Luft, ließ sie im Mondschein glänzen, legte an und zielte, indem er kurz die Geschichte jeder einzelnen erzählte: Die stammt aus den kaiserlichen Waldungen von Zbirow und gehörte weiland einem Herrn Oberamtmann; die nannte Seine fürstliche Durchlaucht Colloredo Mansfeld von Dobrzisch ihren gnädigen Herrn, meine Lunetta fand sie im Grase liegend, während Durchlaucht im Gebüsche eine Unterthanin beglückten; die heißt die Stille, denn sie macht keinen Lärm, wenn sie einen Förster niederstreckt, und ist ein Erbstück meines alten Meisters, des deutschen Kurt, der in Prag gehängt worden und jetzt noch in den Pirglitzer Wäldern umgeht; das ist die Tausendgliedrige, man kann sie in tausend Stücke zerlegen und sie ruhig in der Hosentasche tragen, während man mit dem Förster ein Glas Bier trinkt; ein herrliches Kunstwerk, in Wien bestellt von einem unschuldigen Fuhrmann aus Krummau und gebraucht, die Wälder des Herzogs in aller Unschuld zu entvölkern.

So wußte Peter Buresch fast von jeder der aus der

Verborgenheit auferstandenen Büchsen eine kurze Geschichte zu erzählen, und es ging aus seinen Worten hervor, daß die Bewaffnung der geheimen Raubschützen aus Duschnik ganz oder größtentheils von ihm ausgegangen war. Die Jungen hörten ihm mit besonderem Vergnügen zu und lachten zu jeder Geschichte und freuten sich, Waffen zu besitzen, die schon eine solche Vergangenheit für sich hatten. Ueberhaupt waren sie seit dem Augenblicke, da Peter Bureſch sie vom Geheimnisse erlöst und sie sich in ihrer wahren Gestalt zeigen konnten, ganz andere Burschе geworden. Sie blickten keck um sich, sangen und sprangen, schlossen mit den unheimlichen Begleitern ihres Chefs schnelle Freundschaft und schienen die andern Bauern, in deren Reihen sie noch vor einer Stunde eben so stille und unthätig gelegen, wie diese selbst, mit gleicher Nichtachtung wie die andern Raubschützen zu betrachten.

Nachdem die Musterung vollendet war, befahl Peter Bureſch der ganzen Schaar, ihm tiefer in den Wald zu folgen. Da erhob sich Kinnich von seinem Lager. Alles, was vor seinen Augen geschehen war, hatte ihn etwas nüchterner gemacht — doch taumelte er noch, als er mit gravitätischen, befehlshaberischen Schritten Peter Bureſch, der seine Macht an sich riß, entgegenging. —

Halt! rief er mit ergrimmter Stimme, ihr habt hier Niemanden zu gehorchen als mir, der ich von euch Allen gewählt bin — halt und höret auf meine Befehle!

Ein lautes Hohngelächter antwortete ihm, und mit diesem Hohngelächter war Martin Kinnich seines Führeramtes in der That entsetzt, ebenso wie Peter Bureſch von diesem Augenblick an der wirkliche Führer war, denn nicht nur folgten ihm die Ordensbrüder, auch die andern Bauern erhoben sich mit ihren Waffen und folgten ihm nach und gehorchten ihm, theils aus Neugierde, um zu sehen, was dieser Verwegene beginnen werde, theils aus Verachtung gegen Kinnich, der doch ersetzt sein mußte. Dieser blieb allein zurück und ballte die Faust und biß das Gras

vor Wuth, als sie über die Wiese hingingen und lautlos sich im Dunkel des Föhrenwaldes jenseits der Wiese verloren.

Erst ungefähr vierhundert Schritte vor dem Dorfe Dubna wurde Halt gemacht. Vor diesem Dorfe machte ein großer, von Felsenblöcken bedeckter Rasenplatz einen tiefen Einschnitt in den Wald, der sich in einem Halbkreis herumzieht, links in weiter Ferne verläuft, rechts von einem Felskamme durchschnitten wird, welcher der Dubnaberg heißt und zu jener Zeit von Schluchten durchrissen war und hohe Felsspitzen gen Himmel streckte. Jetzt sind die Schluchten durch die herabgestürzten Felsspitzen ausgefüllt, und darüber blüht ein junger hellgrüner Wald.

Peter Bureſch ließ sein ganzes Gefolge am Ausgange des Waldes halten und ging nur mit Wenigen voraus. Von einem Felsblock aus blickte er mit seinen scharfen Augen dem Dorf Dubna entgegen, von wo aus heute die Obtschover Jugend kommen sollte. Er bemerkte nichts. Doch ließ ihn das späte Licht, das noch im Wirthshause leuchtete, auf Vorbereitungen schließen, und er setzte sich auf den Felsblock hin, seine Begleiter neben ihm, sitzend, stehend, alle mit angestrengtem Blicke das Licht im Wirthshause beobachtend. Tiefe Stille. Der Mond leuchtete so lieblich, ein warmer Lufthauch durchzog die Bäume — die Gemüther der Bauern, die ausgezogen waren, um einen neuen Kampf zu beginnen, wurden von der Friedlichkeit angesteckt, und die meisten dachten an Haus und Hof und Feld, oder betrachteten die weißen Wölklein am Himmel und ihre sonderbaren Gestaltungen — die wenigsten dachten an Tod und Todtschlag.

Nicht am Wenigsten friedlich gesinnt war Peter Bureſch selbst, wenigstens war es die eine Hälfte seiner Seele. Er haßte die Beamten und Herrschaften, die Bauern waren ihm gleichgültig, aber den Winkel der Erde, in welchem sein Duschnik lag, liebte er und mit ihm Alles, was darin wohnte. Daß die Obtschover Bauern Holz stahlen, daran lag ihm so wenig, als daran, daß der Fuchs Hühner stiehlt — im Gegentheil liebte er den Fuchs

Was soll dabei herauskommen? fragte er sich. Die arme Obtschover Jugend kommt heute, sich einen Spaß zu machen — höchstens sollte man sie dafür prügeln, aber todtschießen? Entweder man fängt die Geschichte gar nicht an, oder sie muß groß und gewaltig werden, hundert, tausend Dörfer müssen aufstehen und die Grafen todtschlagen und ihre Knechte, und die Schlösser anzünden — oder man läßt die Geschichte sein. Eine wilde Sau zu schießen, macht mehr Freude, als hundert solcher Bauern. Vielleicht aber ist's ein Anfang.

So denkend und erwägend, bald große Pläne aus der kleinen Geschichte spinnend, bald wieder unzufrieden mit ihrer Unbedeutenheit, entschlossen, sie aufzugeben, lag Peter Bureſch auf dem Felsen da wie ein Jagdhund, streckte sich, legte das Knie auf die übereinander gefaltenen Hände und spähte in die Nacht hinaus, hinauf auf die mondbeglänzten Felsen.

Da drang von dorther ein sonderbarer Ton durch die Luft: Gebell, Gekläff, hell und durchdringend, wenn auch durch die Ferne etwas gedämpft.

Füchse! sagte Peter Bureſch vor sich hin und blickte mit freudigem Gesichte hinauf zu den Felsen, ungefähr wie man einem besonders lieben Freunde entgegensieht.

Füchse! lispelte der Ungarmichel, der kurze Hannes, der einäugige Slavik und die andern Freunde Peter Bureſchs, die sich beim ersten Tone gleich dem Steine genähert hatten, auf dem er lag.

Da kommt Einer! sagte Peter und deutete auf den Felsen. Wirklich stand Einer hoch oben auf dem Felsenkamme und sah sich klug nach allen Seiten um, schnupperte in der Luft umher und gab ein Zeichen durch lautes Kläffen. Darauf kam sogleich ein zweiter Fuchs heraus und ein dritter und vierter und fünfter.

Das ist die Frau Gemahlin — wisperte der kurze Hannes.

Und das die jungen gnädigen Herren — fügte der einäugige Slavik hinzu. Herrliche Kerle! Was ist ein Bär, ein Wolf, was ist ein Sechzehnender gegen so einen Fuchs, diesen prächtigen Schurken!

Haſt ſie auch ſo lieb, Einäugiger? fragte Peter Bureſch mit Wohlgefallen — ich ſage euch, das Herz wuppert mir im Leibe, wenn ich ſo 'n Kerl ſeh'!

Aber das Geſpräch der Wilddiebe verſtummte plötzlich, und ihre Freude ging in Erſtaunen über. Die Zahl der Füchſe vermehrte ſich fort und fort. Der erſten Familie folgte eine zweite, dritte, vierte — ein langer, langer Zug von Füchſen, der aus den Schluchten hervorkam und auf der Schneide des Kamms dahinzog, ſchweigend, behutſam ſich umſehend, auf jedes Zeichen horchend, das der erſte oder der letzte des Zuges durch einen einfachen Anſchlag gab. Es war ein wunderbarer Anblick, der vielleicht höchſt komiſch geweſen wäre, wenn ihm der Mondſchein, die Feierlichkeit und die Stille des Aufzuges nicht etwas Schattenhaftes gegeben hätte. Wie ſich die Geſtalten der Füchſe, die in langer Reihe einer nach dem andern auf dem Felſenkamm dahinzogen, ſo ſcharf an dem hellen Himmel im Hintergrunde abſchnitten, daß, freilich farblos, aber doch genau die ſpitze Schnauze, die feinen Ohren, die flinken Füße, der lange, gravitätiſche Schleppenſchweif — faſt könnte man ſagen, bis auf ein Härchen, zu unterſcheiden waren, da glich der ganze Zug in der That einer Geiſtererſcheinung, einem Spuk von Thiergeiſtern. Auch machte es auf die lauſchenden Bauern und Wilddiebe den Eindruck eines Wunders, eines Spukes, denn ſie lagen ſchweigend da, wie gebannt, ohne Laut und ohne Regung. Erſt als der letzte Fuchs des Zuges, nachdem er ſich noch einmal nach den Schluchten umgeſehen, jenſeits des Kammes verſchwunden war, rief Peter Bureſch erſchrocken aus: Was iſt das? das iſt ein Wunder, ein Zauber! Das iſt mir noch nie geſchehen!

Das iſt weder ein Wunder noch ein Zauber, antwortete ruhig einer der Bauern, die ſich indeſſen genähert hatten, um das Schauſpiel beſſer betrachten zu können. Das iſt eine ganz natürliche Geſchichte. Die Obtſchover Diebe haben das ganze Gehölz in den Schluchten ausgereutet, ſo daß die Löcher alle und die Fuchsbaue offen da liegen; ſo fühlen ſich die Beſtien nicht

mehr ſicher und wandern aus. Auch mag ſie der Lärm, den wir ſeit einiger Zeit im Walde verführen, geſtört haben — gut für unſere Hühner und Gänſe!

Nicht ſo zufrieden, wie der Bauer, war Peter Bureſch mit der Auswanderung der Füchſe. — Was, rief er mit dem Tone des Jammers und Klagens, was, der Fuchs, das theure Thier, mein liebſter Freund, der Advokat des Waldes, der herrliche Räuber, der verſchmitzte Wilddieb — er wandert aus aus meiner Heimat? Was ſind mir nun die Wälder und Schluchten meiner Heimat ohne Füchſe? Warum bin ich nach langen Wanderungen immer wieder hieher zurückgekehrt, wenn nicht ihretwegen? Was iſt mir nun dieſes elende Dorf mit ſeinen erbärmlichen Hütten? was ſind mir dieſe Kiefern, was dieſe Felſen ohne Füchſe?

Und Peter Bureſch wälzte ſich in Wuth und Jammer auf dem Steine, grub mit den Händen im Mooſe und biß ächzend vor Ingrimm in die Wurzel, die ihn bedeckte. Dann ſprang er mit einem Male auf und ballte die Fäuſte gen Obtſchov hin. Wie er da ſtand auf dem Felſen, zitternd vor Wuth, mit ausgeſtrecktem Arm, glich er einem heidniſchen Prieſter aus der alten Slavenzeit, der, auf dem Opferſtein ſtehend, den Fluch ausſprechen will über ein ganzes Land. — Beim heiligen Hubert und ſeinem Hund, rief er mit gellender Stimme, beim Hirſch der heiligen Emerenzia, beim Reh der heiligen Genoveva, bei den Geiſtern aller meiner Verfolger, die ich im Dunkel des Waldes darniederſtreckte, bei den Seelen all des edeln Wildes, das ich erlegte und die unſterblich ſind, wie Menſchenſeelen, ſchwöre ich es: ich will mich rächen, daß man von meiner Rache ſprechen ſoll, ſo lang ein Baum auf dieſem Grunde wurzelt, ich will den Obtſchovern die Seele aus dem Leibe jagen, wie Dachſe aus dem Bau, und ſie heimatlos machen, wie die armen Füchſe, die heulend in die Fremde ziehen!

Das Licht in Dubna iſt verſchwunden, die Obtſchover kommen, liſpelte der Ungarmichel.

Schnell ans Werk! rief Peter und ſprang vom Steine. Er

riß sein Pulverhorn von der Seite und vertheilte den Inhalt schnell an die bewaffneten Bauern. Dann theilte er sie eilig in mehrere Rotten und gab ihnen die einzelnen Wilddiebe, die mit ihm gekommen waren, zu Führern. Dann führte er sie vorwärts und versteckte sie auf beiden Seiten des grünen Platzes hinter den Felsstücken — ebenso vertheilte er sie vorn am Eingange des Waldes, so daß sie alle zusammen ein Hufeisen bildeten, das gegen Dubna zu offen war. Ihr lasset sie ruhig in den Halbkreis hereinrücken, befahl er, bis sie an den Stein kommen, auf dem ich liegen werde. Ich schieße zuerst. Darauf nehmet ihr sie in die Seite und von rückwärts und schießet los. Die Kerle sollen vergessen, woher sie gekommen und wie sie sich wieder los machen sollen. Die kommen mir zu rechter Zeit!

Nach wenigen Minuten war Alles fertig, und tiefe Stille lag ringsumher ausgebreitet. Peter Bureſch lag wie eine Katze ausgestreckt auf dem Stein und starrte den Obtschovern entgegen. Seine Augen leuchteten wie die Augen der Katze durch die Nacht — seine Flinte lag neben ihm im Moose.

Die Obtschover kamen wirklich heran. Schon von ferne hörte man sie lachen, plaudern, scherzen, singen. Man konnte es ihnen ansehen, daß sie das Ding nicht ernst nahmen. Als sie in den Halbkreis traten, konnten die Duschniker deutlich ihre Worte vernehmen.

Die Lumpe sollen sich ärgern, sagte der Eine, wie wir auf ihren dummen Ernst mit Spaß antworten. Ich habe statt meiner Büchse eine kleine Feuerspritze mitgenommen.

Und ich, fügte ein Anderer hinzu, habe meine Vogelbüchse mit Sand geladen, ich hoffe, sie soll aus gehöriger Entfernung wenig Schaden anrichten.

Man kann nicht wissen, sagte ein Dritter, ich habe meinen alten Stutzen ganz gehörig geladen, als ging's auf eine Hasenjagd.

Schade um die Schrote, lachte sein Nachbar.

Ich habe ganz einfach unsere Ofengabel mitgenommen, lachte ein Fünfter, um den Generalissimus Kinnich zu spießen.

Mir wär's am Liebsten, rief ein Sechster, wenn ich des langen Wlach seine Zipfelmütze als Beute heimtragen könnte.

Ich, sagte der jüngste Sohn Mika's, Zdenko, denke daran, unser armes Schwesterlein Liduschka zu stehlen und heimzutragen. Das arme Kind hat gewiß viel zu leiden.

Du hast Recht, antwortete sein Bruder, der neben ihm dem Zuge vorausging — wir lassen sie alle zusammen ihre Dummheiten machen und schleichen uns durchs Dorf zu Liduschka, spannen den alten Gaul vor den Karren und fahren mit ihr rückwärts an dem Teiche vorbei nach Hause. Was soll sie das ewige Schimpfen auf den Vater anhören? Sie ist so gut, und es thut ihr gewiß weh.

Kaum hatte er das Wort gesprochen, da blitzte die Büchse Peter Bureschs, Mika schrie auf, faßte sich mit der Hand am Herzen und stürzte vorwärts aufs Gesicht, streckte sich und verendete lautlos wie ein Hirsch, der mitten ins Herz getroffen ist. Im selben Augenblicke fielen die Schüsse auf allen Seiten, die Felsstücke waren lebendig geworden, die Ladstöcke sausten, die Hähne knackten, und aus den Verstecken kamen die schauerlichen, wildschreienden Gestalten der Wegelagerer hervor. Die Ueberfallenen stoben in jähem Schreck auseinander und fielen über die Leichen Derer, die eben scherzend und lachend neben ihnen einhergegangen waren. Das Geschrei des Schreckens und Entsetzens mischte sich mit dem Geheul der Verwundeten und dem Rufen und Hohnlachen der Feinde.

Die Obtschover wollten fliehen, aber von allen Seiten trat ihnen der Feind entgegen — kein Ausweg, keine Rettung. Sie liefen wie wahnsinnig umher, gleich dem Wilde, das sich von Fallen, Netzen und Treibern umstellt sieht. So liefen sie lange im Kreise herum, bis sie mit der Wuth des Hülflosen sich mit ihren Leibern auf ihre Feinde warfen, um sie mit den Händen zu zerfleischen, und es entspann sich eine Schlacht, deren Gräuel die Tradition aufbewahrt hat, indem sie einzelne Thaten erzählt, die da geschehen.

Die Duschniker, die sich plötzlich von der Verzweiflung ihrer schwach oder gar nicht bewaffneten Feinde überfallen sahen, hatten nicht Zeit, ihre Büchsen zum zweiten Male zu laden. Sie sprangen also auf die Felsstücke, von wo herab sie sich mit den Flintenkolben gegen die anstürmenden Obtschover vertheidigten. Jakob Christian, ein Obtschover, kroch ein Felsstück hinan, das am Stärksten besetzt war, und umfaßte, vor Wuth brüllend, mit krampfigen Armen die Beine der Obenstehenden und zerrte und zerrte, um sie herabzureißen. Die Duschniker schlugen mit ihren Kolben auf Jakob Christians Schultern und Kopf, daß das Blut in Strömen vom Felsen herabfloß — aber er schien es nicht zu fühlen, immer enger und enger zogen sich seine Arme wie eine Schlinge zusammen, die Obenstehenden begannen zu wanken, noch ein Ruck, und sie alle stürzten mit furchtbarem Geschrei die Felsenstufen hinab und bedeckten, aus hundert Wunden blutend, ihren Feind, der im Sturze eine laute Lache aufschlug, ohne ihre Beine fahren zu lassen.

Nach einigen Minuten hatte sich überall der Kampf vom Rasen auf die Felsstücke gezogen — überall stürzten die Kämpfenden, bald einzeln, bald in Paaren, die sich krampfhaft umschlungen hielten, von der Höhe in den Grund.

Der Ungarmichel stand noch auf seinem Stein und lud und schoß und schoß und lud mit bewundrungswürdiger Schnelligkeit. Da sprang der junge Severin aus Obtschov, den man den schönen Severin nannte, wie eine Katze den Stein hinauf und schlug ihm die Flinte mit einem Schlag aus dem Arme, daß sie klirrend den Stein hinunterrollte. Wüthend wandte sich der Ungarmichel nach ihm, faßte ihn in der Mitte des Leibes und drückte ihn wie eine Schlange zusammen, so daß er ächzend den Kopf nach rückwärts fallen ließ und die Arme weit in die Lüfte streckte. Dann aber hob ihn der Ungarmichel mit riesiger Kraft in die Höhe und warf ihn in die klaffende Ritze des Felsens, auf dem er stand, dann sprang er mit beiden Füßen auf seinen Leib, drückte ihn immer tiefer in den engen Spalt — noch ein Aechzen, und der schöne Severin war erstickt.

Peter Bureſch ſtand ruhig auf ſeinem Stein und ſah zu. Sein Poſten war nicht erſtürmt worden, denn wie Viele ſich ihm auch nähern wollten, er zog Piſtole auf Piſtole, ein ganzes Arſenal aus ſeinem Gürtel, aus allen Taſchen, aus allen Theilen ſeiner Kleidung.

Dadurch, daß ſich der Kampf auf die Felſen gezogen hatte, waren die Wege dazwiſchen frei geworden, und die Obtſchover benützten das und eilten von dannen, ihre Leichen und Verwundeten zurücklaſſend. Der junge Chriſtel war ihnen vorausgeeilt und läutete die Glocke, die in Dubna auf einer Holzgabel mitten im Dorfe ſtand. Die Dubnaer hatten ſich in Maſſe geſammelt und vereinigten ſich mit den Obtſchovern, die fluchend, ſchäumend vor Wuth, blutbedeckt, bleich zurück kamen. In großen Haufen eilten ſie auf den Kampfplatz zurück. Die Duſchniker waren verſchwunden. Tiefe Stille, nur vom Röcheln der Sterbenden unterbrochen, lag auf dem furchtbaren Platze.

## Fünftes Kapitel.

Am Tage nach jener blutigen Nacht lag eine dumpfe Schwüle auf den Gemüthern der Duschniker. Sie fühlten, daß sie nicht mehr zurück konnten. Und wenn sie sich auch mit Widerwillen sagten, daß Peter Bureſch sie überraſcht und faſt willenlos, in der Betäubung, in ſolche blutige That hineingezogen, ſo geſtanden sie sich doch zugleich, daß, da die Sache einmal ſo angefangen, er der Einzige war, der ſie mit Kraft durchführen konnte. Sie fügten ſich alſo willig allen ſeinen Befehlen und Anordnungen und folgten dem Beiſpiele ſeiner jungen Ordensbrüder, die längſt gewohnt waren, ſeinen Winken blindlings zu gehorchen. So war Peter Bureſch der unumſchränkte Beherrſcher des Dorfes geworden. Ruhig ſaß er da in der Mitte des Dorfes und ſah nach dem Walde, ob nicht ſein Spion, Lunetta, komme, die er jeden Augenblick erwartete. Aber anſtatt Lunetta trat aus dem Dunkel des Waldes ein alter, eigenthümlich aufgeputzter Mann, den die Duſchniker ſogleich als den Kantor von Obtſchov erkannten. Er war feiertäglich geputzt, trug einen langen, ſchwarzen Rock mit kurzem, ſteifem Kragen und langer, gelber Reihe von Metallknöpfen, die gewöhnliche grüne, pelzverbrämte Sammtmütze und gelbe Lederhoſen, die in hohen, faltigen Stiefeln ſtaken. Aber im Knopfloche ſteckte ein großer Rosmarinzweig, der die Mütze hoch überragte und mit weißem Atlasbande am Rocke befeſtigt war, und in der Hand hielt er eine Zitrone. So trat er vor Peter Bureſch hin.

Ich komme, ſagte er mit zitternder Stimme, ich komme, Liduſchka, die Tochter Mika's, unſeres Richters, die an den

jungen Stroß verheirathet ist, zum Begräbniß ihres ältesten Bruders, Hinek Mika einzuladen.

Der Leichenbitter fügte kein Wort hinzu — schweigend stand er vor Peter Buresch, dessen Antwort er erwartete. Den Duschnikern war's, als läge in seinen kurzen Worten ein großer Vorwurf, und sie sahen verlegen zur Erde nieder.

Peter Buresch gab kalt mit der Hand ein Zeichen, und der Leichenbitter ging auf das Haus Liduschka's zu.

Die Thüre war geschlossen, denn Liduschka hatte seit dem Tode des alten Richters Angst, unter die Menge zu gehen. Sie fürchtete, daß ihre Ahnungen in Erfüllung gehen würden, und versteckte sich in ihrem Hause, wie ein Huhn, wenn der Geier über dem Dorfe kreist. Sie hechelte Flachs, saß am Spinnrocken, sang fromme Lieder und ließ so Tag um Tag vergehen, ohne die Riegel von der Thüre zu schieben, und wußte von Allem, was draußen vorging, nichts. Da pochte es.

Wer pocht? rief Liduschka.

Ich bin es, der Kantor aus Obtschov. —

Jesus Maria, was ist geschehen? Was wollt ihr, Kantor? Ich lasse Niemand herein. Ich will nichts erfahren, nichts wissen. Der Kantor hat bei mir nichts zu thun.

Doch hatte sie schon zitternd und bebend die Hand an den Riegel gelegt — aber die Kraft fehlte ihr, ihn zurückzuschieben. Eine ungeheure Angst überfiel sie, die Zähne klapperten, und halb ohnmächtig lehnte sie sich an die Thüre, als wollte sie das Eindringen des Boten verhindern.

Arme Liduschka! seufzte der Leichenbitter.

Warum arme Liduschka? rief sie und riß die Thüre auf. Aber als sie den Kantor als Leichenbitter geputzt vor sich stehen sah, fiel sie mit einem lauten Schrei auf die Schwelle und verdeckte das Gesicht weinend mit beiden Händen.

Der Kantor sah sie lange schweigend an, endlich sprach er: Dein ältester Bruder ist gestern von den Duschnikern getödtet worden, und ich komme, dich aufzufordern, ihm als treue

Schweſter die letzte Ehre zu erweiſen und mir nach Obtſchov zu folgen zu ſeinem Leichenbegängniſſe.

Liduſchka weinte bitterlich — endlich fragte ſie furchtſam: Iſt Peter Bureſch zurück?

Seit geſtern Abend! —

Und in der Nacht iſt mein Bruder getödtet worden — o ich bin Schuld daran! ſchrie ſie, daß man ihren Jammerruf weit im Dorfe widerhallen hörte. — Schnell fort, daß ich ihn um Vergebung bitte, meinen theuren, todten Bruder!

Und ſie lief in die Stube, um ſich nach der Sitte des Landes für das Begräbniß zu putzen.

Während ihr leiſe Thräne auf Thräne von den Wangen rollte, ſang ſie mit zitternder, von Schluchzen unterbrochener Stimme ein frommes Lied. So zog ſie die rothen Strümpfe an, die ſchwarzſammtenen Schuhe mit hohem rothem Abſatz und grüner und weißer Stickerei, den ſchwarzen Sammtſpenſer, ſchlichtete das Haar über den Nacken, band die weichen goldenen Wellen mit blauem Sammtbande zuſammen und ſetzte die kleine, runde, ſteife Haube darauf. Dann eilte ſie in den Garten, pflückte wilde Roſen, Rosmarin, Salbei und Sonnenblumen, um damit den Sarg des Bruders zu ſchmücken, und folgte dem Kantor, der ſie vor der Thüre erwartete, durchs Dorf.

Als ſie ſich dem Schwarme näherten, in deſſen Mitte Peter Bureſch ſaß und Befehle ertheilte, ſchlug ſie die Augen nieder, faltete die Hände vorn an der Bruſt und nahm den Seitenweg durch das Schloß. Der Leichenbitter aber ging auf Peter Bureſch zu, um ihn noch im Namen der Obtſchover zu bitten, ſie drei Tage in Ruhe zu laſſen, bis ſie ihre Todten begraben hätten.

Peter Bureſch lachte und ſagte: Der Waffenſtillſtand iſt euch gewährt, damit ihr eure Todten begraben könnt, vorzüglich aber darum, weil wir die Zeit auch für uns brauchen. Sage Liduſchka, fügte er noch hinzu, daß ſie ſogleich nach dem Begräbniß in unſer Dorf zurückkehren muß, wenn ſie überhaupt noch zurückkommen will — denn von jetzt an in drei Tagen wird die Welt hier um

euch ein ganz anderes Gesicht bekommen, und keine Obtschover Maus wird ein Duschniker Weizenkorn zu stehlen im Stande sein!

Als der Leichenbitter diese Botschaft an Liduschka bestellte, schüttelte sie nur bejahend den Kopf und lispelte: ich werde kommen, denn ich gehöre ins Haus meines Mannes.

So gingen sie dem Walde zu. Liduschka sah mit ihrem thränenvollen Auge kaum den Weg und strauchelte bei jedem Schritte. Wie ruhig und ergeben sie auch schien, fürchtete doch der Kantor, daß sie jeden Augenblick in Klagen und Weinen ausbrechen und dem Schmerze unterliegen würde, der in ihr kämpfte. Um sie zu erheben und dem Schmerze in ihr einen gelinden Ausgang zu verschaffen, begann er laut ein heiliges Lied zu singen. Liduschka hauchte es Anfangs nur so vor sich hin, bis sie immer lauter und lauter mit ihrem hellen Gesang einstimmte und fest nach der Melodie weiter wanderte. Zitternd und schön hallte das Lied in den mächtigen Föhren wieder.

Versenkt in ihr Lied und in ihren Schmerz, bemerkte sie nicht, daß eine flüchtige, in graues Faltenkleid gehüllte Gestalt dicht an ihnen vorbeischlüpfte, einem Rehe gleich, von Gebüsch zu Gebüsch.

Es war Lunetta, die Zigeunerin. In wenigen Minuten war sie im Dorfe und lag ihrem Herrn, Peter Bureſch, zu Füßen. — Bist du da, mein kleiner Spion? sagte er lächelnd und klopfte ihr liebkosend auf die heißen Wangen. Was hast du gehört und gesehen? — was hast du getrieben, kleine Eidechse?

Mein hoher Gebieter, erwiderte Lunetta hochaufathmend und betrübt — wie viel Trauriges habe ich gesehen — wie habe ich für dich gelogen und betrogen!

Auf dieses Wort hob sie Peter Bureſch auf und führte sie aus der Menge, die sich neugierig herumdrängte, auf die Seite. Erzähle leise! sagte er und neigte sein Ohr herab, um aufmerksam zu horchen.

Wie viel Trauriges habe ich gesehen! wiederholte die Zigeunerin seufzend. Heute Morgen kam der Zug zurück von Dubna nach Obtschov — viele Männer, je zu Zweien eine Leiche tragend,

begleitet von einer unzähligen Menge von Weibern und Kindern, die weinten und schrieen und verfluchten die Duschniker und dich, mein hoher Chan. Aus den Häusern stürzten die Mütter, Schwestern und Väter, warfen sich über die Todten her und schwuren Rache den Duschnikern. Die Dubnaer schwuren mit, ebenso die Bewohner der andern benachbarten Dörfer, die auf das Gerücht von dem Kampfe herbeigeeilt waren und in Wuth geriethen, als sie die Leichen der Gefallenen sahen. Ein altes Weib brachte ein Kreuz herbei und das Muttergottesbild vom heiligen Berge und ließ sie darauf schwören. Ein Kapuziner aus Mischek, der in Obtschov übernachtete, mußte ihnen darauf die Messe lesen und ihnen die Waffen weihen. Er sagte, er thue es gerne, denn die Duschniker seien Ketzer, alle angesteckt vom verstorbenen alten Richter, der ein verfluchter Hussit war, und du, ihr Führer, seiest ein Heide, könnest die Thiere des Waldes beschwören und habest dich dem Teufel verschrieben. Nach der Messe mußte ich ihnen wahrsagen, und ich prophezeite ihnen Sieg — dann mußte ich ihnen deinen Tod prophezeien, — sie hätten mich sonst geschlagen.

Du hast Recht gethan, meine kleine Katze, sagte Peter Buresch lächelnd, als ihn Lunetta bei diesen Worten ängstlich ansah. Man muß ihnen Muth machen, damit die Geschichte was Rechtes wird. Erzähle weiter.

Der alte Mika, fuhr Lunetta fort, warf sich verzweifelnd auf die Leiche seines Sohnes und verfluchte den Wald und seinen Kontrakt mit der Armee und die Kaiserin. Dann aber schickte er mehrere Wagen nach Dobrzisch an den kaiserlichen Lieferanten und läßt von dorther Waffen holen, um die Dörfer zu bewaffnen. Dem Lieferanten ließ er sagen, er brauche sie gegen Rebellen, die einen Bauernkrieg beginnen wollten. Er wird die Waffen bekommen, hörte ich sagen, denn er hat's immer mit den Lieferanten und Offizieren zu thun und steht sich gut mit den Herren und Beamten als guter Unterthan.

Verdammt! rief Peter Buresch und stampfte den Boden — Waffen, Waffen, wo nehme ich Waffen her?

Wird sich auch finden — brummte plötzlich eine tiefe Stimme hinter ihm. Bureſch ſah ſich um. Da ſaß unter dem Kaſtanienbaume ſein alter Bekannter Jakob Zerzog, der Scheerenſchleifer, ehemaliger Schmuggler aus Baiern, und ließ, gleichgültig vor ſich hin ſingend, ohne aufzublicken, ſein Rad ſauſen und drückte das Meſſer an den Stein, daß es pfiff und Funken ſprühte. Peter Bureſch, der ſich erwartungsvoll und mit einem Strahl von Hoffnung nach dem Manne umſah, der die Worte mit ſolcher Sicherheit ausgeſprochen, ließ, als er den Redner erkannte, die Hoffnung ſchnell wieder ſinken und rief ihm, verächtlich die Achſeln zuckend, zu: Deine Meſſer vielleicht und Scheeren, du baieriſcher Knödel? Damit möchteſt du gegen kaiſerliche Flinten zu Felde ziehen?!

Wird ſich finden, wiederholte der Scheerenſchleifer mit derſelben Sicherheit und Ruhe, ohne aufzublicken. Wenn du mit deiner Zigeunerin fertig biſt, bitte ich um eine Stunde Audienz, mein edler Feldherr.

Ich bin fertig! ſagte Peter Bureſch, dem die ſo ſicher ausgeſprochenen Worte des Scheerenſchleifers doch überzeugend ſchienen. Auch kannte er ſeinen Mann vom Böhmerwalde her, wo er ihm oft an der Spitze einer Schmugglerbande begegnete, gefürchtet von den Oberreitern oder Gränzwächtern als einer der verſchmitzteſten und gewaltthätigſten Kontrebandirer. Wie er von ſeinem Schleifſteine aufſtand, die Klinge hinwarf, die Hände in die Taſchen ſteckte und mit gemeſſenen ruhigen Schritten auf Peter Bureſch losging, konnte man ihm wohl anſehen, daß bei ihm die Scheerenſchleiferei irgend ein anderes und komplizirteres Geſchäft verſtecke. Die reiche Kleidung, beſtehend aus hohen, weit über die Knie gehenden Stiefeln, aus denen zwei fein gearbeitete Meſſergriffe von Gemshorn hervorblickten, die dunkelbraune Sammtweſte mit Metallknöpfen, der breite grün und roth ausgelegte Gürtel, der noch mit ſilbernen Kettchen geſchmückt war, der ſilbergraue weitfaltige Rock mit grünem Kragen und Ausſchlägen, der ſorglich gepflegte, weit herabwallende Bart, ſchwarz

mit grau gemiſcht, die lange, ſchwarze Sackmütze, die mit dicker Quaſte auf die rechte Schulter herabfiel — nichts ließ auf die Aermlichkeit ſchließen, die ſonſt das Loos der deutſchen Scheeren-ſchleifer iſt, welche gewöhnlich Böhmen durchziehen. Er legte die Hand auf Peters Schulter, winkte der Zigeunerin, daß ſie ſich entferne, und ſprach alſo in immer gleich ruhigem Tone:

Peter Bureſch, wir kennen uns und wollen nicht lange Geſchichten machen. Leute unſeres Gelichters verrathen einander nicht. So ſage mir zuerſt, biſt du ein guter Patriot?

Hm — ja, ſo nach meiner Art — antwortete Peter Bureſch ungeduldig.

Haſt du deine Kaiſerin lieb? — fragte der Scheerenſchleifer weiter.

Was Teufel kümmert mich die Kaiſerin! — die Kaiſerin mag — ich glaube Kerl, du willſt dir einen Spaß mit mir machen! — rief Peter Bureſch zornig und wandte ſich, um fortzugehen.

Aber der Scheerenſchleifer fuhr mit gleicher Ruhe fort: Gut, du biſt ein Patriot nach deiner Art, du liebſt die Kaiſerin nicht — und ich bin kein Scheerenſchleifer, ſondern bin ein Spion, ein Aufreizer, Unruhſtifter und Rebellionmacher in kürfürſtlich baieriſchen Dienſten.

Ein ſchönes Geſchäft! lachte Peter Bureſch und kehrte wieder zum Redner zurück.

Ja, ſagte Jakob Zerzog, ohne ſich ſtören zu laſſen — ſo iſt es. Die Händel in Klattau, in den Pirglitzer Wäldern, bei Joachimsthal — Alles mein Werk. Deinem ſcharfen Wilddiebsauge hätte es nicht entgehen ſollen, daß in mir was Anders ſteckt als ein gemeiner Scheerenſchleifer. Zum Teufel! man wird aus dem Gebieter einer fünfzig Meilen langen Gränze kein gemeiner Scheerenſchleifer! Seine kurfürſtliche Gnaden von Baiern haben auch ſehr wohl eingeſehen, daß es beſſer iſt, mich zum Alliirten zu haben, als mit mir Krieg zu führen, und haben mich zu dieſem Geſchäfte mit glänzenden Bedingungen geworben. Es iſt jetzt nichts mit dem Schmuggel, da es keine Gränzen gibt, dachte ich,

hol's der Teufel! und schlug ein. Wenn du mir nun versprechen willst, wie ich's von dir hoffe und wie ich's hoffte, als ich in den Pirglitzer Wäldern hörte, daß dich dein Vater hergeholt hat, um Händel einzurühren — ja, sage ich, wenn du mir versprichst, eine solche Geschichte einzurühren, daß sie in Prag und Wien nur acht Wochen lang glauben, es sei wieder so eine Art Bauernkrieg oder Hussitengeschichte — sollst du von mir so viel Waffen und Munition und Geld haben, als du nur willst und als deine Kerle versaufen können.

Alles, Alles verspreche ich dir! rief Peter Buresch in großer Aufregung — Alles, Bauernkrieg, Mord und Plünderung, tausend verbrannte Schlösser — nur Waffen, gib mir nur Waffen!

Und Jakob Zerzog beim Kragen fassend, fuhr er eifrig und schnellredend fort: Siehst du; schon haben sich mit den Obtschovern Andere verbunden — bald werden die Duschniker ihre Bundesgenossen haben — denn was Die auf dem Berge thun, thun ihnen Die im Thale nach, und sie hassen sich auf den Tod, ganz ohne Ursache eigentlich und darum noch bitterer — vielleicht nur weil Die auf dem Berge und Die im Thale wohnen. Nach der letzten Nacht können sie nicht mehr zurück. Heute schicke ich noch Boten aus nach allen Dörfern diesseits der Litawka und fordere sie auf, sich uns und unserer gerechten Sache anzuschließen. Es wird Alles gehen — in vier Wochen steht der ganze Brdywald in Brand — gib mir nur Waffen. Siehst du, dort kommen sie schon von allen Seiten, die Müßiggänger und Brodlosen, um sich zu erkundigen, was es heute Nacht gegeben. Jetzt sind sie nur noch Neugierige und gaffen dumm in die Welt hinein — drückt man aber so einem Tölpel eine Büchse in den Arm, wird's ein furchtbarer Kerl. Nur Waffen, Waffen!

Gut! sagte der Scheerenschleifer — heute Nacht gehst du und einige deiner Freunde mit mir in den Wald zu den Kohlenbrennern am Treboschnaberge, dort habe ich meine Niederlage. Jetzt aber geh fort von mir, daß sie nichts merken — dort schleicht schon Einer um uns herum und scheint zu horchen!

Das ist der Kinnich, sagte Peter Bureſch verächtlich — der ist nicht zu fürchten, der Dummkopf. Doch auf Wiederſehen heute Abend zwiſchen hier und Lhota.

Peter Bureſch ging zu den Bauern zurück, rief die Raubſchützen zuſammen und ſprach alſo mit lauter Stimme: Brüder! ich habe ſichere Nachrichten, daß die Obtſchover einen großen Krieg beginnen wollen gegen uns, um Duſchnik um all ſein Hab und Gut zu bringen und die guten Bauern von Duſchnik zu Bettlern zu machen. Sie ſuchen überall Bundesgenoſſen, und ſchon haben ſich ihnen die Bewohner von Dubna angeſchloſſen, dieſen werden bald die Dörfer Dubenez, Liha, Dol, Langlhota und alle Dörfer jenſeits des Waldes folgen, nur um auch Antheil zu haben an der Beute und um unſeren ſchönen Wald nach Herzensluſt ausreuten zu können. Es thut Noth, daß wir uns wehren bis auf den letzten Mann, ſo lange noch ein Baum im Walde ſteht. Unſere Brüder im Thale werden uns nicht verlaſſen — ſie werden uns beiſtehen im gerechten Kampfe. Schon ſehe ich hier unter euch brave Nachbarn, die bei der erſten Nachricht vom Kampfe herbeieilten, um uns zu helfen. Das iſt aber nicht genug, alle Dörfer des ganzen Thales müſſen ſich mit uns verbinden. Darum habe ich beſchloſſen, Boten auszuſchicken die Litawka hinauf und hinab, auch in den Hurkawald und zu den Kohlenbrennern. Lhota, Obetznitz, Bratkowitz, Paſſek, Drahlin werden uns freundnachbarlich unterſtützen. Die ihr Freunde, Verwandte, Gevatterſchaften in den Dörfern habt, geht hin und beſprecht euch mit ihnen, daß ſie ſich wieder mit ihren Freunden, Verwandten und Gevatterſchaften beſprechen und ſich von jetzt in drei Tagen hier in Duſchnik verſammeln. Für Waffen brauchen ſie nicht zu ſorgen. Der Herr, der mit dem Gerechten ſteht, wird machen, daß wir nicht waffenlos dem Feinde entgegengehn. Sagt ihnen, daß es gelte, euer Eigenthum, euer Recht zu vertheidigen, und daß, wenn ihr beſiegt werdet von den räuberiſchen Obtſchovern, in dieſer rechtloſen Zeit bald auch die Reihe an ſie kommen könnte. Sagt ihnen, daß man zuſammenhalten muß in

so rechtloser Zeit, um sich selbst Recht zu verschaffen. So geht und machet eure Sachen gut!

Auf die Bauern machten die Worte ihres Führers sichtlichen Eindruck. Was er von Recht und Eigenthum, vom Herrn, der mit den Gerechten stehe, sagte, hatte ihnen besonders gefallen — sie wunderten und freuten sich über die klugen und frommen Reden, die sie von dem wilden Wilddiebe nicht erwarteten. Sie traten zusammen, besprachen sich lange, und endlich sah man die angesehensten und wohlhabendsten aus ihrer Mitte hervorgehen und sich in ihre Wohnungen begeben. Bald kamen sie mit dem Hut auf dem Kopfe, mit dem Stocke in der Hand zurück und schritten grüßend den Ausgängen des Dorfes zu. Peter, der die Wilddiebe um sich versammelt hatte, sah es mit Lächeln an. Das wird gut! sagte er leise zu seinen Ordensbrüdern — den Alten werden die Alten folgen, die Jungen kommen von selbst, wo es was zu raufen gibt. Doch ist es gut, wenn Einige von euch ihnen nachgehen und in den Schenken zu den Jungen sprechen. Sprecht ihnen weniger von Gott und der gerechten Sache und mehr von Beute und wilden Händeln und blutigen Köpfen. Aber vergeßt mir die Feuerarbeiter nicht — in den Schmelzhütten, Pochhämmern und Zainhämmern — was beim Feuer arbeitet, hat verbranntes Gehirn — die Kerle werden gut sein. Geht, euch habe ich nicht viel zu sagen — ihr versteht eure Sache.

In der That hatten sich schon, während Peter noch redete, einige seiner Genossen davon gemacht und eilten die Litawka hinauf und hinab, in den Wald, nach den Dörfern und nach allen Seiten, um aufzureizen und Bundesgenossen zu werben. Viele fanden bereits aufgelockerten Boden, denn schon vom frühen Morgen an zog der alte Buresch, mit seinem Kreuzstock in der Hand und dem gewaltigen Rosenkranz um den Nacken, durchs Thal und predigte mit wilden, düstern, feurigen Worten den Kreuzzug.

Aber Peter Buresch war mit seinen Verfügungen noch nicht zu Ende. Als die meisten Raubschützen sich entfernt hatten, streckte

er sich ins Gras und winkte den einäugigen Slavik an seine Seite. Slavik streckte sich neben ihn hin, und Peter Bureſch flüsterte ihm mit gleichgültigem Gesichte, damit die Umstehenden es nicht merkten, daß von einem Geheimnisse die Rede war, Folgendes ins Ohr: Gib wohl Acht, blinder Zizka, auf Das, was ich dir sage. Es ist von Wichtigkeit, daß wir im Rücken unserer Feinde einen Bundesgenossen haben, und der ist gefunden, wenn du dich klug benimmst.

Ich? — fragte der Einäugige und sah Peter Bureſch erstaunt an. — Ich? ich soll mich klug benehmen? und wie so?

Höre! Eine gute Stunde hinter Obtschov, wenn man durch Langlhota gekommen, die Prager Straße gegen das Jesuitenkloster in Oborschischt hingeht, am Ausgang eines kleinen Waldes, wo ein Gekreuzigter steht, führt ein Feldweg rechts ab, an einer langen Wiese vorbei in ein kleines, verstecktes Dorf, das Ribnik heißt, von dem großen Teiche zwischen diesem Dorfe und der fetten Pfründe von Heiligenfeld. Dieses Dorf Ribnik ist ein verfluchtes Ketzerdorf. Die Ribniker sind Hussiten und Utraquisten, oder auch Kalviniſten, oder Helviten, wie man sie heute nennt — verbissene Kerle, die die Bibel lesen, ihre Nachbarn hassen wie Pest und Ungeziefer. Sie gehen aus ihrem Neste nur heraus, um sich bei ihren Nachbarn über die Heiligen lustig zu machen und Händel anzufangen. Sie disputiren und bekommen dafür Beulen an den Kopf. Wenn manchmal nach einem Sturm ein Heiligenbild auf dem Felde umgestürzt ist, weiß man, daß es nicht der Wind gethan hat, sondern die Ribniker. Die Jesuiten in Oberschischt lassen sie bestehen und schützen sie sogar, um immer Stoff zu Predigten zu haben — sonst wären sie längst alle ausgerottet. Zu diesen wirst du gehen.

Ich? — rief der Einäugige erschrocken und schlug ein Kreuz über Brust und Stirn — ich zu den Ketzern? Ich soll disputiren? —

Ja, du sollst zu den Ketzern — fuhr Peter ruhig fort — du hast in Sachsen so schöne niederträchtige Lieder auf den Papst

und die Heiligen gelernt — die wirst du ihnen vorsingen und übersetzen und dich auch für einen Ketzer ausgeben, und sie werden dich traktiren mit Fleisch und Bier, als wärst du ein Prediger. Du wirst sehen, wie bestialisch sie sich freuen werden und dir die Säcke füllen.

Das läßt sich hören! brummte der einäugige Slavik und streckte sein Ohr hin, um besser zu hören.

Dann wirst du ihnen so beiläufig erzählen, daß man nach dem Tode des alten Richters Matthei Stroß einen Kelch und ein altes Schwert unter seinen Dielen und eine Menge böhmischer Bibeln auf seinem Dachboden gefunden, und daß unser Krieg gegen die Obtschover weniger um den Wald, als ein Vermächtniß des alten Richters und ein Religionskrieg ist, denn die Duschniker wären eigentlich von ihm bekehrte Ketzer.

Ist das wahr? — rief Slavik und riß das eine Auge auf so weit als möglich. —

Wahr oder nicht wahr — sagte Peter Bureſch — das geht dich nicht an — du mußt es so erzählen und mußt ihnen weiter sagen, daß wir die Brüder Jesuiten in Oborschischt alle braten wollen, wie es der kahle Prokop gethan, daß wir die Pfarrei der Kreuzherren in Pitschin und die fette Pfründe in Heiligenfeld plündern und ihre Felder an die Armen vertheilen wollen und daß wir der heiligen Mutter Gottes vom heiligen Berge den Perlmantel ausziehen und ihr ihre diamantenen Augen ausstechen wollen.

Jesus, Maria und Joseph, steht uns bei, und heiliger Johannes von Nepomuk hilf! — schrie der Einäugige entsetzt.

Hast du was dagegen? fragte Peter Bureſch lachend.

Es ist eine große Sünde! — sagte der Andere und zog ein langes Kreuz über den ganzen Leib — aber als guter Wilddieb und Soldat werde ich's sagen, wenn du es befiehlst.

Vielleicht auch thun? — fragte Peter Bureſch lachend.

Auch thun — antwortete Slavik seufzend.

Du sagst den Ketzern ferner — fuhr Peter Bureſch fort —

daß ich ſelber ein Ketzer ſei, daß ich, wie du ſelbſt einmal geſehen, im Walde den Brüdern predige und zu Oſtern ihnen Brod und Wein gebe und aus der böhmiſchen Bibel vorleſe. Und wenn dann die Ribniker nicht anbeißen und den Obtſchovern nicht in den Rücken fallen, ſo bin ich nicht werth, je wieder einen Haſen zu ſchießen. Jetzt geh und ſei binnen zwei Tagen zurück.

Der einäugige Slavik übergab ſeine Büchſe einem Ordensbruder, bekreuzte ſich und ging, wie ihm Peter Bureſch befohlen hatte.

Der Abend fand Peter Bureſch auf dem Wege zum Treboſchna, jenem ſchwarzen waldbewachſenen Berge, der das Litawkathal im Weſten abſchneidet und der von Kohlenbrennerhütten und Kohlenmeilern bedeckt iſt. An ſeiner Seite ging der ehemalige Schmuggler, jetziger Scheerenſchleifer Zerzog aus Baiern, und ihnen folgten mit drei Wagen einige vertraute Wilddiebe, um die Waffen zu laden, die Zerzog verſprochen hatte. Peter Bureſch war ſehr ſchweigſam. Der bairiſche Aufwiegler hielt es für nöthig, ihn noch einmal aufzufordern, aus der Sache was Rechts zu machen, daß ſie doch einen Klang gebe und, wie er lächelnd hinzufügte, dem Namen Peter Bureſch Ehre mache.

Dieſer aber antwortete ungeduldig: Hab' ich die Sache angefangen, werde ich ſie auch ordentlich durchführen — und hab' ich einmal Waffen, ſo kann ich nicht anders, als Gebrauch und gehörigen Gebrauch davon machen!

Der Scheerenſchleifer war mit dieſer ungeduldigen Antwort zufrieden und gab ſeine Hoffnungen auf Peter Bureſch nicht auf, ſelbſt als dieſer nach einigem Nachdenken mit faſt trauriger Miene vor ſich hin ſagte: Es iſt doch ein eigenes Ding um die Jagd. Das Schießen auf die Menſchen macht Einem nicht halb ſo viel Freude als ein Schuß auf das Wild des Waldes. Das kommt daher, daß man ſo einen Hirſch, ſo ein Reh, ſo einen Fuchs, ſo einen Bären aus innerſtem Herzensgrunde lieb hat, und weil man's ihnen nicht ſagen kann und weil ſie vor Einem

fortlaufen, jagt man ihnen eine Kugel nach. Es ist immer ein Stück vom eigenen Herzen, das man mit dem Blei in die Büchse ladet, und jeder Schuß ist wie eine Liebeserklärung. Aber die Menschen? Wer liebet die Menschen? —

Aufsteigende Rauchsäulen zeigten den Wanderern das Ziel ihrer Wanderung. Der Kohlenbrenner, der in Mitte mehrerer rauchender Meiler saß, deutete auf einen unangezündeten, kunstvoll geschichteten hin. Die Raubschützen warfen die Scheite auseinander, und bald zeigte sich der edle Schatz, den sie verdeckt hielten. Prächtige, im Mondschein schimmernde Waffen glänzten ihnen entgegen.

Sie luden sie auf die drei Wagen und fuhren gegen Duschnik zurück. Die ersten zwei schickte Peter ins Dorf, mit dem dritten machte er einen langen Umweg den Berg hinauf jenseits Duschnik, an den Hämmern und Teichen vorbei, und hielt erst vor dem Hügel, der sich dort erhebt und die länglichgrüne Ebene, welche auf dieser Stelle den Wald durchschneidet, in auffallender Weise unterbricht. Siehst du, Hynek, sagte er zu dem Wilddiebe, der den Wagen lenkte, dieser kostbare Hügel war jahrelang mein sicherstes Versteck, wenn ich von dem gnädigen Herrn verfolgt war — denn dieser Hügel ist eigentlich nichts Anderes, als ein altes, verfallenes, von Erde bedecktes und grasbewachsenes Schloß. Die Bauern erzählen sich zwar, daß einmal vor Hunderten von Jahren hier ein Schloß versunken ist, und nennen den Hügel auch das alte Schloß — so klug waren sie aber nie, hier nachzusuchen, wie viel an der Geschichte wahr sei. Vielleicht haben sie Angst, denn es heißt, das Schloß habe einem ketzerischen Herrn angehört und sei versunken, da er an einem Sonntage die Bauern zum Frohnden gezwungen und die vorüberziehenden Pilger zum heiligen Berge verhöhnt habe. Dummes Zeug! das Schloß ist zusammengesunken, weil es alt war und damit ich hier ein gutes Waffenmagazin und Pulverlager errichten könne, das mir kein Hamster ausspioniren soll.

So sprechend, wälzte Peter Bureſch einen gewaltigen Stein

vom Fuße des Hügels. Hynek folgte ihm durch die Höhlung, die sich aufthat, und merkte bald an den hallenden Schritten, daß er sich in einem weiten, hohen Gewölbe befand. Peter Bureſch ſchlug Feuer und zündete einen Kienſpan an, der an der Oeffnung bereit lag, und vor Hyneks Blicken zeigte ſich eine ſchöne, hochgewölbte Stube. Die alten gothiſchen Zieraten an den Wänden waren von neuen, aus Hirſchgeweihen, Gemshörnern, Thierfellen aller Art und ausgeſtopftem Gevögel beſtehenden Verzierungen bedeckt. In einer Ecke ſtanden die Pulverſäcke, welche Ihre Majeſtät die Kaiſerin aus dem Magazin des Przibramer Bergwerkes geliefert und der ſchwarze Tomeſch abgeholt hatte. Dort legten ſie die Waffen hin und ſchoben den Stein wieder vor die Oeffnung. Ruht, ihr ſchönen Büchſen, ſagte Peter Bureſch im Fortgehen, ruht, bis ich euch zur Auferſtehung rufe — hier ſeid ihr ſicher vergraben, und Ihrer Majeſtät Beamten und Spione werden euch den baieriſchen Geruch nicht abriechen!

Peter Bureſch wußte nicht, daß Kinnich aus Obtſchov kam und, um es im Dorfe nicht merken zu laſſen, einen Umweg machte, und in der Nacht am alten Schloſſe vorbei ſchlich, wo er zuerſt ſpukende Geiſter zu ſehen glaubte, bis er ſich überzeugte, daß es Menſchen waren, die von baieriſchen Waffen ſprachen. Er ſchlug ſich vor den Kopf und murmelte vor ſich hin: Das hat heute Morgen der baieriſche Scheerenſchleifer mit ihm geſprochen!

## Sechstes Kapitel.

Die drei Tage des Waffenstillstandes waren verflossen. Die Obtschover hatten ihre Todten begraben, Liduschka saß wieder einsam in ihrer Stube, nährte eine Todtenlampe, spann und sang fromme Lieder hinter verhüllten Fenstern und geschlossenen Thüren. Obtschover und Duschniker hatten ihre Bundesgenossen zusammengezogen — auf Seite der Ersten standen die Einwohner aller jenseits der Homola auf dem Berge gelegenen Dörfer, die Wohlhabenden, die vor dem Namen Peter Buresch erschracken und glaubten zusammentreten zu müssen, um ihr Eigenthum gegen ihn und seine Gefährten, die Wilddiebe, zu beschützen. Zu den Duschnikern traten die Thalbewohner aus nachbarlicher Freundschaft und weil sie die Armen waren, also ihre Brüder in der Armuth, die Duschniker, nicht verlassen wollten. Dazu kam, daß alle Dörfer des Litawkathales gewissermaßen nur ein einziges Dorf bildeten, da sie durch die ununterbrochene Reihe von Mühlen, Eisenhämmern, Hochöfen, Schaufelschmieden und Grubenwerken, die sich längs der Litawka hinzogen, verbunden waren. Die Einwohner dieser Gewerke, arme Arbeiter, die durch die Zeitläufte und die stockenden Geschäfte von der furchtbarsten Noth gedrückt waren und nach dem Ausdrucke Peter Bureschs und des Sprüchwortes im Lande als Feuerarbeiter am verbrannten Gehirn litten, fühlten sich zu Peter Buresch, dessen Boten ihnen Beute versprachen und der als der Sohn des Alten vom Hammer und selbst als ehemaliger Feuerarbeiter zu ihrer Zunft gehörte, besonders hingezogen. Ihnen folgten wieder die mit ihnen befreundeten und in Verkehr stehenden Nagelschmiede, die weiter

oben im Hurkawalde wohnten und, weil sie meist von deutschen Einwanderern abstammten, Schwaben hießen. — So kamen die ausgesandten Boten Peter Bureschs schon nach zwei Tagen an der Spitze großer und entschlossener Haufen zurück, die mit den baierischen Büchsen bewaffnet und mit den Duschnikern vereinigt in der That eine schöne Armee bildeten. Der Alte vom Hammer, der selbst eine große Zahl herbeigeleitet hatte, freute sich beim Anblick der schönen Heersäule, die Peter Buresch gegen den Wald führte, rieb sich die Hände und raunte seinem Sohne lächelnd ins Ohr: du brauchst die Kerle nur durch einige Wochen an Blut zu gewöhnen und so tief in Verbrechen hineinzuführen, daß sie nicht mehr zurückkönnen, und du bist im Stande, in kurzer Zeit Ihrer Majestät der Kaiserin oder Seiner Kurfürstlichen Gnaden von Baiern ein Häuflein zuzuführen, das sich so schauerlich berühmt machen wird, wie die Panduren. Was hat der Trenk Anderes gethan und ist heute ein gefürchteter Kriegsheld, vor dem das Kind im Leibe der Mutter und die Pfaffen in ihren Kellern erschrecken?!

Nein, sagte Peter Buresch langsam und nachdenklich, indem er die Hand an den Bart legte und ihn streichelte — nein, mich gelüstet's nicht nach Herrendienst; auf eigene Faust will ich handeln. Arme, Hülflose, Verzweifelte will ich machen und aus diesen dann eine Armee bilden, der nichts widerstehen soll. Ich weiß, wie furchtbar der Mensch ist, wenn er nichts mehr zu verlieren hat, furchtbar, wie der Eber am Furchtbarsten ist, wenn er umstellt und angestochen ist. An der Verwirrung und am Lärmen freue ich mich, wie der Wolf am Wirbelwind und an toll aufsteigenden Staubsäulen. Dann aber kommt die Rache und die Erfüllung meines Hasses gegen Pfaffen und Herren. Meiner verzweifelten Armee will ich von ferne die Schlösser und Klöster, die Keller und Kassen zeigen, und du sollst sehen, wie schnell sie wachsen wird, wie bald selbst die Obtschover und ihre Freunde auf unserer Seite stehen werden. Darum muß mit ihnen zuerst angefangen werden; ihre Dörfer müssen verbrannt, ihre Heerden

aufgezehrt werden. Nichts will ich für mich — aber die Pfaffen und Herren müssen mir gleich werden und auch nichts haben.

Seinem Vorsatze getreu, Arme und Verzweifelte zu machen, traf Peter Buresch alle Anstalten, die Obtschover in harte Bedrängniß zu bringen, um sie zu lehren, daß seine Bundesgenossenschaft seiner Feindschaft vorzuziehen sei. Nachdem er seine Beobachtungsposten im Walde ausgestellt, um sich vor einem Ueberfall zu sichern, befahl er dem Ungarmichel, bereit zu sein, noch diesen selben Abend Obtschov zu überfallen und den Meierhof zu besetzen. Der Meierhof war von höchster Wichtigkeit. Er lag ungefähr dreihundert Schritte vom Walde am Eingange des Dorfes, auf einer kleinen Anhöhe, um die sich die Bauernhäuser im Halbkreise herumzogen. Von Mauern umgeben, bildete er eine kleine Festung und beherrschte das ganze Dorf. Die Dachlucken der Scheuern und Stallungen gaben vortreffliche Schießscharten, von wo aus man mit guten Büchsen bis an die äußersten Enden des Dorfes schießen konnte. So konnten die Obtschover immerwährend in Schach gehalten und verhindert werden, im eigenen Dorfe eine Bewegung zu machen. Die siebenzig Kühe des Meierhofes sollten heraus und nach Duschnik getrieben werden, wo sie Peter Buresch an die Bauern seiner Schaar austheilen wollte, um sie durch diese Beute auf neue lüstern zu machen. Die Wegnahme des Meierhofes war leicht zu bewerkstelligen, da man in Obtschov gewiß nicht darauf vorbereitet war und er vom Ausgang des Waldes aus, wenn man sich nur bis dahin unbemerkt näherte, laufend in einer Minute erreicht werden konnte, ehe sich die Obtschover sammelten, um ihn zu vertheidigen. Wirklich schlich sich der Ungarmichel mit fünf und zwanzig bis dreißig auserlesenen Helden durch den Wald. Sie zogen nicht in einem Haufen, sondern vertheilten sich und schlüpften einzeln von Baum zu Baum, springend, laufend, schleichend, kriechend, je nachdem es des Ortes Gelegenheit erlaubte oder gebot. Rechts und links standen die Obtschover Posten und blickten gradaus nach Duschnik zu, ohne die Einzelnen von der Schaar des

Ungarmichels zu bemerken oder bemerken zu wollen. Dem scharfen, umsichtigen Auge des Ungarmichels fiel diese, wie ihm schien, absichtliche Blindheit auf und machte ihn besorgt. Doch allein, wie er war, und getrennt von seinen Leuten, war es ihm nicht mehr möglich, sie zu sammeln und ihnen irgend eine Art von Befehl zu geben, der sie vor einer Hinterlist gerettet hätte. So rückte er denn selbst immer vorwärts, um die Seinen nicht zu verlassen. Am Ausgange des Waldes gab er das verabredete Zeichen mit der Pfeife, und bald war seine Schaar um ihn versammelt. Er bemerkte aber, daß auf dasselbe Zeichen es auch hinter seinem Rücken im Walde lebendig wurde und große Bewegung entstand. Es galt, so schnell als möglich den Meierhof zu erreichen. Der Ungarmichel selbst eilte mit Sturmschritten über den Graben, der dort den Wald umgab, über die Felder und den Steinweg voraus. Die Andern ihm nach. Kaum aber waren sie auf sichere Büchsenschußnähe vom Meierhofe gekommen, als sie von da aus mit einer vollen Flintensalve begrüßt wurden, der eine andere im Rücken folgte. Wir sind verrathen! schrieen die Duschniker entsetzt und drängten sich um den Ungarmichel. Dieser, der klar erkannte, was den Andern der Schreck eingab, sah ein, daß er für den Augenblick seine Absicht auf den Meierhof aufgeben und nur eine Stellung gewinnen müsse, in der er sich so lange halten könne, bis das Feuern tief im Walde gehört würde und Peter Buresch den Bedrängten Hülfe schicke. Mir nach! — rief er schnell besonnen und eilte durch das Kreuzfeuer auf das dem Meierhof zunächst gelegene Bauernhaus los. Die Flintenkugeln umsausten ihn und seine Gefährten, doch wurden nur wenige verwundet, da die Obtschover im Dunkel der Nacht ihre veränderte Stellung nicht bemerkten und immer in derselben Richtung schossen, ja endlich zu feuern aufhören mußten, da sich ihre Freunde aus dem Hinterhalte im Walde in ihrer Hitze so sehr genähert hatten, daß die beiderseitigen Kugeln nur noch die Freunde bedrohten. Indessen hatte der Ungarmichel die Thüre des Bauernhauses eingerannt und stürzte mit seinen Gefährten

hinein und verrammelte schnell seine Ausgänge. Alles dieses geschah binnen weniger Minuten im Dunkel der Nacht und während die vergeblichen Schüsse der Obtschover fielen, so daß sie weder gesehen noch gehört werden konnten. Sie waren verschwunden, als hätte sie die Erde verschlungen. Die Obtschover suchten sie mit gespannten Hähnen und vorgehaltenen Büchsen rings um den Meierhof und endlich in dem Gebüsche jenseits desselben, just auf der entgegengesetzten Seite des Meierhofes, schossen einige Mal ins Gesträuch und kehrten verwundert wieder auf ihren vorigen Platz zurück.

Der Ungarmichel ließ indessen Löcher in das Strohdach seines Schlupfwinkels bohren und stellte seine Leute daran und an die niedern Fenster, die er noch zum Theile mit Bettstücken verstopfte, oder mit den Brettern der Bänke und Tische verdeckte. Nun erst, da die Obtschover sich näherten, um auch dort zu untersuchen, gab er Befehl, zu feuern und ununterbrochen damit fortzufahren, da es mehr ein Zeichen für die Freunde im Walde sein sollte, als Angriff oder Vertheidigung.

Der Mond ging hellleuchtend auf und zeigte den Duschnikern genau ihre sie umschleichenden Feinde, während sie selbst im sichern Verstecke saßen und die Kugeln unschädlich ins Dach oder in die Wände des Hauses klatschten. Mancher arme Obtschover fiel, ohne daß die Andern Rache nehmen konnten. So zogen sie sich endlich aus der Schußweite und in die andern Häuser zurück. Sie dachten wohl daran, das Haus, in welchem der Ungarmichel saß, in Brand zu stecken, ließen es aber nach langem Streiten doch sein, da es mit den andern strohbedeckten Hütten zusammenhing und beim geringsten Winde das ganze Dorf in Flammen aufgehen konnte. So verging für sie die Zeit, welche Peter Buresch mit Vortheil benutzte. Das anhaltende Feuern hatte ihn aufmerksam gemacht und ihn überzeugt, daß die Obtschover nicht, wie er es gewollt, überrascht, und der Meierhof nicht unblutig genommen worden. Schnell sammelte er die vertheilten Posten und die ihn umgebende Schaar, gab seine Befehle und eilte im

Sturmschritte vorwärts. Einen großen Theil seiner Schaar ließ er gradaus über die Obtschover herfallen, die sich bei seinem Herannahen wieder vor dem Meierhofe und im Dorfe gesammelt hatten, um sie zu beschäftigen. Er selbst stürzte sich mit einer handfesten Schaar auf das hintere Thor des Meierhofes, das in den Kuhstall führte. Bald war es erbrochen und hinter ihm und seiner Schaar wieder geschlossen. Die Kühe und Stiere wurden losgebunden und durch das andere Thor in den Hof gejagt, wo ein großer Theil der Obtschover, fast die ganze Besatzung des Meierhofs, versammelt war. Durch Messerstiche und Schläge und durch den Lärm, das ungeheure Geschrei, das die Duschniker erhoben, wüthend gemacht, stürzte die ganze Heerde auf den Hof, rannte brüllend und stoßend umher und richtete grauenvolle Verwirrung an. Ein panischer Schrecken überfiel die Besatzung, sogleich war Mann von Mann getrennt und rannte einzeln zwischen dem Vieh umher, ohne zu wissen, was zu thun, wer Freund oder Feind. Die Duschniker dagegen brachen in geschlossener Reihe aus dem Stalle, schritten mitten durch die Verwirrung auf das Thor des Hofes los und schoben die Balken und Riegel zurück. Hierher, Ungarmichel! rief Peter Buresch mit so gewaltiger Stimme, daß sie Geschrei und Büchsenknall übertönte.

Jesus Maria! der Wilddieb ist schon drin! schrieen die Obtschover, und unschlüssig, ob sie sich gegen ihn oder gegen die Duschniker, die sie überfallen, oder gegen das vom Ungarmichel besetzte Haus wenden sollten, zwischen drei Feinde genommen, standen sie einen Augenblick zögernd da, bis sie mit Eins und instinktmäßig sich gegen das Innere des Dorfes zu ziehen begannen, um dem Netze zu entgehen, das sie schon von drei Seiten umgab. Mitten über den schmalen Raum, den ihr Rückzug zwischen ihnen und den Duschnikern ließ, stürmte der Ungarmichel, aus dem Hause brechend, gradaus hinüber auf das Thor des Meierhofes, woher ihm Peter Buresch winkte.

Das war Hülfe in der Noth! lachte der Ungarmichel, indem

er beide Hände auf Peters Schultern legte und ihn mit derber Herzlichkeit schüttelte.

Es ist nicht Zeit zum Plaudern, antwortete Peter Bureſch und fügte hinzu: Jetzt schnell das Vieh hinausgetrieben und zurück in den Wald!

Eilig umstellten die Duschniker das herumirrende, brüllende Vieh und jagten es mit Kolbenstößen und Schlägen hinaus — mit ihm und von ihm gedeckt schlüpften auch die letzten Obtschover, denen es in der Verwirrung nicht gelungen war, zu entkommen, aus dem Hofe.

Da erscholl in den Reihen der Obtschover der Freudenruf: Die Lihaer kommen, die Doler kommen! und sie sammelten sich aufs Neue, um wieder einen Angriff zu versuchen.

Es war zu spät.

Vorwärts! rief Peter Bureſch, und schon eilte der ganze Zug der Duschniker dem Walde zu, die dumpf und traurig brüllenden Thiere vor sich her jagend. In wenigen Minuten verhallte der Ruf der Treiber, das Brüllen der Thiere, die Glocken der Stiere, das Siegesjauchzen der Duschniker im Dunkel des Waldes. —

Der Ungarmichel, dessen Schaar bis auf hundert Köpfe angewachsen war, da sich nicht alle, die mit Peter Bureſch eindrangen, wieder herausretten konnten, ließ die Thore des Meierhofes verrammeln, vertheilte die Posten auf die Punkte, von denen aus man die ganze Umgegend beobachten konnte, und war, als die Doler und Lihaer wirklich ankamen, in voller Sicherheit. Die Besatzung schlug eine laute Lache auf, die siegesberauschten Burſche faßten sich an den Armen und begannen im Hofe umherzutanzen, während draußen im Dorfe Flüche und Verwünschungen erscholen.

Die Obtschover und ihre Bundesgenossen überzeugten sich bald, daß sie sich nicht auf zwei hundert Schritte dem Meierhofe nähern konnten, ohne von wohlgezielten Schüssen empfangen zu werden, zogen sich in die Häuser zurück, und der alte Mika, der Bauernadvokat, versammelte die Weisesten des Dorfes um sich, um Rath zu halten.

Der Zug der Duſchniker verzögerte ſich etwas. Die Heerde, die ſie trieben, war ſchwer zuſammen zu halten. Wild gemacht durch den Lärm der Kämpfer und das Siegesjauchzen der Treiber, liefen ſie oft auseinander und konnten im Walde nur mit Mühe wieder geſammelt werden. Einzelne Obtſchover, die es wagten, die Sieger zu verfolgen, und hie und da einzelne Schüſſe abfeuerten, reizten zur Verfolgung, und die Schaar zerſtreute ſich oft, trotz des grimmigſten Zornes Peters, der verbot, auf die Plänkler zu achten. Erſt mit Sonnenaufgang kam der sieges- und beutereiche Zug in Duſchnik an.

Da begann nun ein luſtiges Leben.

Die Weiber und Kinder kamen aus den Häuſern hervor. Es wurde erzählt, gelacht, geſungen. Die Kühe, wohlgenährt wie alle herrſchaftlichen Heerden (denn der Meierhof gehörte der Herrſchaft), wurden geſchätzt und bewundert. Peter Bureſch ging an die Beutevertheilung. Die Aermſten unter den Duſchnikern und ihren Bundesgenoſſen wurden zuerſt und am Beſten bedacht. Die Stiere wurden bekränzt und im Dorfe herumgeführt. Kleine Knaben ſchwangen ſich auf ihre Rücken und ſangen Lieder und ließen Peter Bureſch hoch leben. Die Stiere waren Gemeindeeigenthum geworden und in einem großen offenen Stalle untergebracht, wo ſie den bewundernden Blicken der Jugend preisgegeben waren. Von allen Seiten brachte man duftendes Heu herbei, ſie würdig zu ſpeiſen, und die Thiere ſchienen ſich bald heimiſch zu fühlen bei ihren neuen, gaſtlichen Wirthen. Großer Jubel herrſchte überall — der Ruhm Peter Bureſchs ſcholl von allen Lippen; ſein Muth, ſeine Beſonnenheit, ſein ſchneller Entſchluß wurden von Allen gerühmt. Das Grauen, das man vor dem Wilddieb, dem Heiden, dem Zigeuner hatte, war gänzlich verſchwunden. Man hoffte, durch ihn reich zu werden, man begann, ſich in die Ohren zu raunen, daß er wohl auch im Stande wäre, von der Herrſchaft und den Beamten zu befreien, die Steuern abzuſchaffen und aus den Bauern freie Leute zu machen — und man beeilte ſich, ſeinen Befehlen aufs Pünktlichſte zu

gehorchen, denn jede seiner Thaten führte ja dem Ziele näher, das man sich halb unbewußt zu stecken anfing.

Ei was, der Wald! sagte man — was liegt am Ende auch am Wald — er kann den Wurm bekommen, und wir sind doch alle Bettler. Es geht jetzt um was mehr. Frei müssen wir werden von Robotten und Steuern, die Herren und Beamten sollen uns nicht mehr aussaugen bis aufs Blut — die Schätze, die in Schlössern und Klöstern aufgehäuft liegen, und die unser versilberter Schweiß, unser vergoldetes Blut sind, sollen wieder in unsere Hände kommen, denen sie von Gott und Rechtswegen angehören! — Man lächelte über die Gespensterfurcht, die man beim Namen Peter Bureschs empfunden. Was hat er gethan? — fragte man sich — er hat das Wild des Waldes geschossen, das frei ist und Jedermann angehört und die Saaten der Bauern zerstört. Wer sagt, daß es dem gnädigen Herrn eigenthümlich ist? Hat der Herr unser Gott dem Hirsche das Wappenbild unseres gnädigen Herrn auf den Hintern gedrückt? Tödtet die Kugel aus der Bauernflinte nicht eben so gut, wie aus der Büchse des herrschaftlichen Oberförsters?

So raisonnirten die Bauern.

Es ist wahr, sie wären nur langsam oder vielleicht gar nicht auf solche Gedanken gekommen, wenn nicht der Alte vom Hammer im rechten Momente oft hätte ein Wörtchen fallen lassen, das ihnen zeigte, welchen Weg ihre Gedanken zu gehen hatten — und wie zaudernd und stolpernd sie noch auf diesem Wege wandelten, wie klar oder unklar ihnen noch diese ungewohnten Gefühle waren, darin waren sie mehr oder weniger entschlossen und übereinstimmend, Peter Buresch zu gehorchen und ihm durch Dick und Dünn zu folgen.

Sie horchten darum sehr aufmerksam, als der lange Tomesch, nachdem sich die erste freudige Aufregung gelegt hatte, durchs Dorf ging, von einem Trommler begleitet, alle hundert Schritte stehen blieb und von einem groben Stück Papier mit lauter Stimme Folgendes ablas:

„Im Namen Peter Bureschs, des Raubschützen und Anführers der Duschniker und ihrer lieben Freunde und Bundesgenossen! Männer von Duschnik! Freunde und Bundesgenossen der unterdrückten und beraubten Männer von Duschnik! Es ist ein Verräther in unserer Mitte. Unser gestriger Plan auf Obtschov war verrathen — die Hinterlist und die getroffenen Vorsichtsmaßregeln unserer Feinde haben es klar gezeigt.

„So wird euch hiermit zu kund und zu wissen gethan, der Verräther in unserer Mitte ist zum Tode verurtheilt. Jeglicher forsche nach dem Verräther seiner Heimat und seiner Brüder, auf daß das Urtheil an ihm vollstreckt werden könne, vermittelst des Strickes am nächsten Baume. — Auf daß aber in Zukunft jeder Böswillige und Feindliche von dergleichen Schandthat abgeschreckt und jede Art Verrath verhütet werde, verkündige ich als Kriegsartikel, geltend von heute, Folgendes:

1) „Jeder, der dem Feinde Plane und Vorbereitungen, in welcher Absicht immer, mittheilt, wird ohne Gnade gehängt.

2) Jeder, der ohne Befehl oder Erlaubniß sich zum Feinde begibt oder mit Einem aus der Reihe unserer Feinde mündliches oder schriftliches Wort wechselt, wird gehängt.

3) Jeder aus den Reihen unserer Feinde, der diesseits des Waldes mit oder ohne Waffen ergriffen wird, wird nach Umständen erschossen oder gehängt.

4) Nur ich, der Anführer, habe das Recht, zu begnadigen."

Hierauf wurde das Blatt an den großen Kastanienbaum mitten im Dorfe angeschlagen. Die Bauern standen davor und ließen es sich noch einigemal vorlesen, bis sie sich an das so oft vorkommende „Hängen" gewöhnten, vor dem sie Anfangs sehr erschraken. Der lange Tomesch aber wurde mit einer Abschrift der Kriegsartikel, die ebenso wie die erste der jüdische Lehrer besorgte, ohne Waffen nach Obtschov geschickt, um sie, wie Peter Buresch es wollte, auch dem Feinde bekannt zu machen, daß er sich darnach halten könne.

Während in Duschnik so große Aufregung herrschte, war in

Obtschon Alles todtenstille. Der Ungarmichel hielt vom Meierhofe aus so gute Wache, daß sich im Dorfe nichts zu regen wagte, von den Schießscharten flogen die Kugeln in die entferntesten Gäßchen, und die Bewohner konnten nur außerhalb des Dorfes durch die Gärten und Hinterthüren zu einander gelangen. Durch sein Haus gedeckt, im Garten an einem langen Tische saß der alte Mika und schrieb, neben ihm der Kantor des Dorfes, der die Blätter kopirte, welche ihm der Richter vorlegte. Gegenüber saßen die Bauern, welche von Mika in den Rath gezogen waren, und sahen stumm und verwundert zu, mit welcher Leichtigkeit und Behendigkeit seine Feder übers Papier hinflog und wie zierlich er die großen Anfangsbuchstaben hinzuzeichnen und auszuschmücken verstand. Endlich war er fertig, stopfte die Tintenflasche zu, legte die Feder darauf und nahm mit Gravität die Brille ab. Das wäre nun gethan, sagte er, indem er selbstgefällig auf die beschriebenen Blätter blickte — alle Dörfer der Umgegend sind in würdigen und kräftigen Ausdrücken eingeladen, uns beizustehen und die gestörte Ordnung in unserer Gegend wieder herzustellen. Aber damit ist noch nicht Alles gethan. Wir sind nicht dazu da, uns mit Raubgesindel und Wilddieben herumzubalgen, auch steht es guten Unterthanen schlecht an, sich selbst mit bewaffneter Hand Recht zu verschaffen. Wir müssen die Hülfe unserer Regierung erbitten, und so habe ich denn beschlossen, und ihr werdet nichts dagegen einzuwenden haben, nach Prag einen ausführlichen Bericht zu liefern über den Stand der Dinge und der hohen Landesregierung anzuzeigen, daß mit baierischen Waffen gegen uns gekämpft wird, daß es sich ganz und gar nicht um den Wald handle, sondern daß die ganze Geschichte ein Landesverrath und vom Auslande angezettelt worden sei, um Unruhen im Lande und hinter dem Rücken der kaiserlichen Armee zu erregen. Und so bin ich gewiß, daß wir uns bald der Hülfe unserer allergnädigsten Kaiserin und ihrer besonderen Gnade zu erfreuen haben werden.

Die Bauern schwiegen und nickten theilweise mit dem Kopfe.

Der Bauernadvokat griff wieder zur Feder und legte einen großen Bogen Papier zurecht, auf welchem er die Eingabe aufzusetzen sich bereit machte.

Da sprang sein Sohn Zdenko, der einzige, der ihm geblieben, nachdem sein ältester im ersten Kampfe bei den Fuchshöhlen gefallen war, plötzlich von seinem Sitze unter den Bäumen auf, eilte auf den Tisch zu und rief mit fast zorniger Stimme seinem Vater entgegen: Nein, das will ich nicht! das darf man nicht! das ist schlecht!

Was ist dir? — fragte der Vater erstaunt über die Aufregung des fast knabenhaften Jünglings, der sonst so schweigsam und sanft zu sein pflegte — was ist dir? was hast du dagegen? —

Zdenko, der von seinem Vater nicht das Rednertalent geerbt hatte und es nicht so verstand wie dieser, seine Gedanken in langen und ausführlichen Worten auszudrücken, antwortete nur in abgebrochenen Sätzen, die er mit heftigen Handbewegungen begleitete: Nein, rief er, so geht es nicht. Wir sind Bauern. Wir sind Bauern auf beiden Seiten, gemeine Leute, und wir müssen unsere Sache unter uns ausmachen. Und es nach Prag zu schreiben an die Beamten, was hier vorgeht, das gefällt mir nicht. Nein, bei Gott, das gefällt mir nicht, das will ich nicht. Da hat vorigen Sommer der Lhoter Michel den Obtschover Juden angezeigt, daß er in Salz handelte, und da haben alle Leute gesagt, daß das schlecht war, und es war doch ein Jud. — Denn die Beamten und Herren sind unser aller Feinde, und ich will das nicht, daß wir die Duschniker anzeigen, denn sie sind gemeine Leute wie wir, und die Andern sind unsere Feinde und ihre Feinde.

Es ist was Wahres daran — sagte der Kantor mit schüchterner Stimme vor sich hin — es ist nicht gut, wenn der Bauer gegen den Bauer hetzt und gar die Herrschaft.

Und sie sind unser aller Feinde — das ist auch wahr! murmelten die andern Bauern.

Aber das ist doch ein anderer Fall, als es mit dem Salzhandel und mit dem Juden war — sagte der Richter, sich vertheidigend, da er sah, daß er allein blieb mit seiner Meinung — und das ist doch unsere rechtmäßige Herrschaft, und der Baier ist unser Feind, und der Peter Buresch hält's mit dem Baier.

Baier oder Kaiserin! rief Zdenko Mika, das ist mir gleichgültig, davon versteh' ich nichts. Ich weiß nur, daß ich mich mit den Duschnikern balgen will, so lang es geht — ruft ihr aber die Soldaten her, so schwör' ich euch, Vater, ich vergeff' es, daß mir die Duschniker den Bruder erschossen haben, und lauf' hinüber zu ihnen und schieß' mit ihnen auf eure kaiserlichen Soldaten.

Der Zdenko hat recht — murmelte ein alter Bauer. — Der Zdenko ist ein braver Junge, fügte der Kantor hinzu. — Wir haben nie viel gewonnen, wenn sich die Herren in unsere Geschichten gemischt haben — sagte ein Dritter. — Und wir lassen es lieber sein — riefen die Meisten mit Nachdruck, und der alte Mika, der besorgt seinen Sohn ansah, wohl wissend, daß er ausführe, was er einmal mit solcher Bestimmtheit ausgesprochen, und sich erinnernd, daß es nur noch sein letzter Sohn und Erbe sei — der alte Mika wurde weich, schob das Papier bei Seite und sagte halblaut: Nun, so sollt ihr Recht behalten!

Er wollte noch Manches hinzufügen, um durch eine lange Rede den üblen Eindruck seines Vorschlags zu verwischen und um den Sohn zu versöhnen, der düster blickend dastand und von Zeit zu Zeit murrend Worte der Unzufriedenheit hervorstieß — aber er wurde gleich im Anfange seiner Rede gestört.

Der lange Tomesch nämlich, der im Hause stand und das ganze Gespräch belauscht hatte, trat plötzlich hervor, vielleicht in der boshaften Absicht, dem alten Mika seine Vertheidigungsrede abzuschneiden. Bei seinem Anblick sprangen die Bauern auf, denn sie glaubten sich überfallen, und Zdenko Mika griff nach der Büchse, die im Grase lag. Aber der Lange that, als ob er es nicht bemerkte, ebenso that er, als ob er nichts gehört hätte und eben erst ins Haus getreten wäre. Er ging ruhig und kalt

auf den Richter los und sprach: Einen schönen Gruß von meinem Herrn und Meister Peter Bureſch. Hier schickt er euch seine Kriegsartikel, damit ihr euch darnach halten könnt.

Will er uns schon Gesetze geben? fragte höhnisch lächelnd der Richter.

Es ist nicht von Gesetzen die Rede — antwortete Tomeſch — sondern bloß davon, daß er euch eine Warnung zukommen läßt, und wie er es gehalten wissen will. Das ist schön von ihm und ehrlich, und wenn ihr Dergleichen aufsetzt, wäre es nur billig, daß ihr es auch uns zukommen lasset.

Der Wilddieb will mich lehren, was Recht ist! — murmelte der Bauernadvokat, indem er Peter Bureſchs Artikel las.

Tomeſch achtete nicht auf den Hohn. Gott befohlen — rief er und ging wieder, wie er gekommen war, fort durchs Haus, hinaus auf den öden stillen Dorfplatz. Er kehrte noch beim Ungarmichel im Meierhofe ein, überzeugte sich vom Wohlbefinden seiner Waffenbrüder, die mitten im Hofe um ein großes Feuer herumlagerten und das vorgefundene Geflügel, Gänse, Hühner, Truthühner in köstliche Braten umwandelten, nahm ein gutes Mahl zu sich und kehrte mit Grüßen beladen und einigen gebratenen Hühnern in der Tasche erst spät am Abend gegen Duschnik zurück.

Der Bauernadvokat aber, da er mit seinem Vorschlage, die kaiserlichen Waffen zu Hülfe zu rufen, durchgefallen war, beschloß, noch diesen Abend einen Streich auszuführen und sich der lästigen Gäste im Meierhofe zu entledigen, kost' es, was es koste. Sie mit gewaffneter Hand herauszutreiben, hatte er aufgegeben; auch würde das wieder die andern Duschniker herbeirufen und viel Blut kosten. Er beschloß also, sie aus ihrer Festung herauszulocken, und sollte es auch auf die grausamste Weise geschehen. Wo aber den Mann hernehmen, den beabsichtigten Streich auszuführen, welcher nun doppelt gefährlich war, nachdem Peter Bureſch seine Kriegsartikel mitgetheilt hatte? Das beschäftigte den alten Mika den Rest des Tages — aber er wußte sich auch hier zu helfen.

## Siebentes Kapitel.

Der Abend nach diesem Tage, der ohne Kampf vorüberging, war wild und stürmisch. Wie oft in diesen Gegenden, blies ein heftiger Westwind aus den Schluchten des schwarzen Treboschna und trieb die Rauchsäulen, die aus den Eisenhütten und Hochöfen aufstiegen, zu dichten Wolken geballt, über das ganze Litawkathal hin. Den Wald durchsausten kalte Luftzüge, wie sie dort auch im Hochsommer nicht selten sind, und krachend fiel da und dort ein morscher Zweig von den Bäumen. Trotzdem war er stark besetzt — auf allen Punkten lagerten dort um Wachtfeuer dichte Haufen, auf allen Höhen standen Posten, die gegen Obtschov hinblickten, und um ganz Duschnik zog sich eine Kette von Schildwachen. Peter Buresch wußte, daß er einen Verräther in seinen Reihen hatte, und war vorsichtig geworden. Sein Vater, der Alte vom Hammer, ging von Posten zu Posten, um nachzusehen, ob die Befehle seines Sohnes pünktlich befolgt würden, erzählte kurze Geschichten, machte Scherze und suchte die über das schlechte Wetter Verdrießlichen aufzumuntern. Wenn sich Einer oder der Andere beklagte, sagte er nur: Ja, ja, es ist ein Wetter, als ob sich Jemand erhenkte oder als ob Jemand gehenkt werden sollte! Er spielte damit auf den Aberglauben in jenen Gegenden an, welcher besagt, daß sich bei solchem Ereignisse ein mächtiger Wind erhebe, und meinte, es sei Ursache mehr zur Wachsamkeit vorhanden, da der Wind es möglicherweise auf einen Obtschover Spion abgesehen haben könnte. Der Alte vom Hammer glaubte wachsam sein und die Pflichten des Führers übernehmen zu müssen, während sein Sohn von den Anstrengungen der letzten Tage ausruhte.

Peter Bureſch, nachdem er die Wachen vertheilt und ſeine Befehle gegeben hatte, war verſchwunden. — Lunetta war ſeit vier Tagen in das alte Schloß gebannt, denn Peter Bureſch wollte nicht, daß ſie viel an ſeiner Seite geſehen werde, um ſich ihrer deſto ſicherer bedienen zu können. In der verfallenen Stube des verſunkenen Schloſſes lag ſie, den Befehlen ihres Herrn ſklaviſch treu, die langen Tage und Nächte hindurch wie eine Gefangene. Jetzt hatte Peter Bureſch ſein Haupt auf ihre Bruſt gelegt und ſchlief den tiefen Schlaf kräftiger Waldnaturen. Lunetta wußte es, wie er zu ſchlafen liebte. Unbeweglich lag ſie auf dem Hirſchfelle da, die Hand auf ſein dunkles, dickes Haar gelegt, und ſang mit gedämpfter Stimme eines der Zigeunerlieder, die ihr Herr und Meiſter ſo ſehr liebte. Es glich dem Murmeln einer Quelle, das zu wollüſtigen Träumen ladet, und verſchwamm traumhaft mit dem tiefen Athmen des Schlafenden, mit dem Kniſtern des brennenden Kienſpanes an der Wand, der zitterndes Dämmerlicht und Schatten auf die alte Stube und ihre neuen Verzierungen warf, zu einer aus Tönen, Hauchen, Lichtern und Schatten gewebten Melodie. In einer Stunde wollte er von der Zigeunerin wieder geweckt ſein, um die Runde zu machen.

Es that Noth, denn das Dörf war nicht ſo gut bewacht, als Peter Bureſch glauben mochte.

Schon eine Stunde, nachdem die Sonne hinter dem Treboſchna verſunken war, ſchwang ſich eine leichte Geſtalt über eine der äußerſten Gartenhecken des Dorfes, hinein in den Garten, der einſt dem alten Richter gehörte und an das Haus ſtieß, in welchem jetzt Liduſchka ein einſames, durch Schloß und Riegel von aller Welt getrenntes Trauerleben führte. Die Geſtalt ſprang leicht wie ein Hirſch von einem Baumſchatten in den andern, hinüber über die weißen Flächen, die der Mond beleuchtete — ruhte immer Augenblicke und wartete, bis der Wind die Zweige der Bäume ſchüttelte, und ſprang unter dem Schutze des Geräuſches immer weiter, immer weiter, immer den Kopf rückwärts gewendet und die Wache beobachtend, die draußen auf dem Felde auf und ab

ging. Endlich ſtand ſie an der Hinterthüre des Hauſes und pochte. Es war Todtenſtille im Hauſe. Das Rauſchen des Windes war ſo gewaltig, daß das Pochen von der pochenden Geſtalt ſelbſt kaum gehört wurde. So näherte ſie ſich endlich dem Fenſterladen, der in den Garten ging, faßte ihn mit beiden Händen, riß ihn in demſelben Momente, da der Wind ein Scheunenthor donnernd zuſchlug, gewaltig aus beiden Angeln und warf ihn auf den Boden. Liduſchka, die hinter dem Laden ſchlief, erwachte und rief, indem ſie erſchrocken die Bettdecke über die Bruſt hinauf zog: Wer iſt draußen? Wer pocht ans Fenſter? —

Ich bin es, Zdenko, dein Bruder — öffne mir die Thüre leiſe und ohne Geräuſch, ſonſt bin ich verloren.

Zdenko, mein goldenes Brüderchen — liſpelte Liduſchka halb erſchrocken, halb erfreut — ſprang mit gleichen Füßen aus dem Bette, warf ein kleines Tuch um den Hals und öffnete leiſe die Thüre.

Gottlob! ſagte Zdenko, ich bin in Sicherheit. Das war ein ſaures Stück Arbeit, ſich durch all die Wachen durchzuſchleichen — lieber prügle ich mich mit zwanzig ſolcher Kerle.

Und warum haſt du dich in die Gefahr begeben? fragte Liduſchka, indem ſie beide Arme um ſeinen Hals ſchlang und ihn küßte. — Nur um mich zu beſuchen, du theures, goldenes Brüderchen? Und iſt es da draußen ſchon ſo weit gekommen, daß ein Bruder ſein Schweſterchen nur in dunkler Nacht beſuchen darf?

Es iſt jetzt nicht Zeit zu Beſuchen, mein goldenes, mein ſeidenes Schweſterchen, — ſagte Zdenko, indem er ihr goldenes Haar ſtreichelte und ihre Liebkoſungen erwiederte. — Man darf ſich jetzt keine Freuden machen und kein Vergnügen gönnen — die Zeit, da ich dich jeden Sonntag beſuchte, um mit dir durch die Felder zu ſchlendern, die Zeit iſt hin, und es iſt viel trauriger geworden.

Stille, ſtille, ſeufzte Liduſchka, ich will nichts wiſſen von Allem, was draußen vorgeht — ich habe Angſt vor jeder Neuigkeit,

und wenn du mir eine bringen willst, so sprich sie lieber nicht aus und gehe wieder, wie du gekommen bist.

Nein, sagte Zdenko, ich komme, dich zu holen. Du mußt heute fort mit mir nach Obtschov, und morgen wirst du weiter wandern von Obtschov nach Knina zur Base, denn du bist nicht geschaffen, du zarte Seele, all das Traurige mit anzusehen, das da draußen vorgeht und noch vorgehen wird.

Zdenko, antwortete Liduschka mit trauriger, doch fester Stimme — du weißt, was ich euch nach dem Tode des alten Richters und was ich dir nach dem Begräbniß unseres Bruders geantwortet habe. Ich gehe nicht fort von Duschnik — hier ist das Haus meines Mannes, hier muß ich bleiben. Ich muß es bewachen und sein Eigenthum pflegen und schützen als gute Hausfrau, daß er es in Ordnung finde, wenn er wieder heimkehrt. Ich bin eine Duschnikerin geworden und bin keine Obtschoverin mehr. Ich weiß nicht, wer von Beiden Unrecht hat, und mische mich nicht darein, ich sperre mich ein, um nichts davon reden zu hören, und nicht zu hören, wie sie auf den Vater schimpfen. So lassen sie mich auch in Ruh und haben mich ganz vergessen in meiner Stube. Zdenko, ich gehe nicht fort von Duschnik.

Zdenko stand schweigend und düster da. Er löste sich los aus der Umhalsung seiner Schwester, knirschte mit den Zähnen und sagte endlich dumpf vor sich hin:

Duschnik? — von jetzt in zwei Stunden gibt es kein Duschnik mehr!

Jesus Maria, was habt ihr vor? schrie Liduschka, alle Vorsicht vergessend, und warf sich, von einer schauerlichen Vorstellung überwunden, auf die Kniee und faltete die Hände gegen Zdenko, als wollte sie ihn um Gnade bitten für ihre neue Heimat.

Mein Wille war nicht dabei, sagte Zdenko, ohne Liduschka anzusehen — aber der Vater —

Der Vater, ach, der Vater! jammerte Liduschka, und in ihrem Tone lag ein schwerer Vorwurf, dem sie nicht Worte zu geben wagte.

Der Vater will es, fuhr Zdenko fort, und bald wird ganz Duſchnik in Flammen ſtehen, um die Duſchniker, die in Obtſchov liegen, zurück zu locken.

Liduſchka wand ſich ſchluchzend und weinend am Boden. Sie wollte helfen, ſie wollte das Ungeheure verhindern und wußte nicht, wie — ſie dachte daran, ſich und ihren Bruder zu verrathen, zu ſchreien, Hülfe zu rufen, die Bewohner zu verſammeln und ſie zu warnen, und hatte doch wieder nicht den Muth dazu. Wie ſollte ſie ihren liebſten Bruder dem Tode preisgeben, der eben mit Gefahr ſeines Lebens zu ihr kam, um ſie zu retten? Sie wühlte verzweifelnd in ihren Haaren, betete, beſchwor Zdenko, bis ſie kraftlos und tief athmend, ermüdet und ruhig zu ſeinen Füßen lag.

So komm! ſagte endlich Zdenko mit weicher, bittender Stimme, nachdem er ſie lange mit thränendem Auge angeſehen und ſie jetzt vom Boden aufzuheben ſuchte.

Nein! ſchrie Liduſchka und ſprang plötzlich vom Boden auf und ballte die Fauſt gegen ihren Bruder — nein, ich gehe nicht! Mordet, ſtehlet, brennet! ich gehe nicht! Ich bleibe im Hauſe meines Mannes, ich gehe mit ſeiner Heimat zu Grunde!

Es iſt gut! ſagte Zdenko ruhig — glaubſt du, ich werde dich allein laſſen in ſolcher Gefahr? Ich bleibe bei dir. Aber ſie werden kommen und werden mich für den Brandſtifter halten, oder auch nicht — auf jeden Fall werden ſie mich hängen.

Ein ſchrilles „Ach" entfuhr der Bruſt der armen, geängſtigten Schweſter — ſie war nicht fähig, ihm anders zu antworten. Krampfhaft faßte ſie ihn am Arme und zerrte ihn gegen die Thüre. Geh — ächzte ſie nur noch — geh, rette dich!

Und wenn ich auch geh' — ſagte Zdenko — glaubſt du, daß ich mich ſo leicht wieder durch die Wachen durchſchleiche? Sie erwiſchen mich und werden mich für den Spion halten, auf den ſie lauern, und werden mich hängen nach den Kriegsartikeln, die der Peter Bureſch erſt heute Morgen verkündigt hat. Wenn du aber mit mir gehſt und ſie uns erwiſchen, werden ſie

glauben, daß ich nur gekommen bin, um dich zu holen, und ich komme vielleicht durch.

Das arme, gefolterte Weib schwieg. Endlich raffte sie sich auf, küßte die Schwelle ihrer Stube und zog Zdenko mit sich hinaus in den Garten. Er faßte sie in seine Arme, hob sie in die Höhe, und unter dem Schutze des Baumschattens und des Windgeräusches kam er mit seiner Last bis an die Hecke des Gartens. Vorsorglich hatte er schon bei seiner Ankunft das Gebüsch auseinander gebogen und hob nun Liduschka hinüber, vorsichtig, daß nicht ihre nackten Füße oder ihr kaum verhüllter Leib von den Dornen geritzt werde, denn in der Angst war sie so mit ihrem Bruder aus dem Hause gegangen, im Hemde und leichten Röckchen, ein kleines Tuch um den Hals geworfen. Er legte sie hinüber ins Gras und drückte ihr die Hand auf den Mund zum Zeichen, daß sie stille sein solle, und kroch dann durch das Gebüsch ihr nach. Die Wache näherte sich eben. Zdenko legte sich vor seine Schwester hin, um sie in ihrem leichten weißen Gewand, das verrätherisch durch die Nacht leuchtete, durch seine dunkle Gestalt zu decken. Liduschka lag athemlos da, aber Zdenko hörte und fühlte ihr Herz an seinem eigenen pochen. Die Wache kehrte wieder um. Zdenko und Liduschka erhoben sich schnell und eilten im Schatten des Gebüsches hin, auf den Hohlweg zu, der aus dem Dorfe gegen die Hämmer führte. Aber der Schatten, den das Gebüsch warf, war nur schmal — sie mußten sich zu nahe daran drängen, die dornigen Zweige blieben in ihren Kleidern hängen, und als sie sich losrissen, schlugen sie rauschend und zischend zusammen. Zdenko warf sich in dem Augenblicke ins Gebüsch, denn er fühlte, daß sie durch den Lärm verrathen waren. Wirklich schrie die Wache schon ihr: „Wer da" und eilte auf das Gebüsch los.

Das ist Pepik Picard's Stimme — sagte Liduschka leise.

Geh hin und sprich mit ihm — lispelte Zdenko.

Liduschka, obwohl am ganzen Leibe zitternd, faßte sich schnell, ging der Wache entgegen und stellte sich ihr in den Weg,

um ihr die Aussicht aufs Gebüsch zu nehmen. Guten Abend, Pepik Picard! sagte sie freundlich.

Bist du es, Liduschka? rief Pepik Picard überrascht. Wie gut, daß ich nicht geschossen habe, die Leute hätten dann gesagt, es sei aus Rache geschehen. Aber wer war denn noch mit dir dort an der Hecke? die Zweige haben sich noch hinter dir bewegt.

Es wird wohl mein weißes Huhn gewesen sein — antwortete Liduschka ruhig — du weißt, das treue Thier folgt mir überall nach wie ein Hund — Tag und Nacht. Die Thiere sind so dankbar — ich habe es aus den Klauen des Geiers gerettet. Wie ich einmal des Morgens das Fenster öffne, sehe ich, wie ein gewaltiger, schwarzer Vogel das arme Ding in die Luft tragen will, ich mache, als ob ich losschieße — Puff — und das Ungeheuer läßt das arme Ding wieder fallen. Seit damals folgt es mir so treu überall hin, und die Nani, deine Muhme, der es eigentlich gehörte, hat mir es auch geschenkt, und ich will es gewiß auch gut pflegen und nähren, und wenn es Eier gibt, will ich sie mit der Nani theilen.

Ich kenne die Geschichte, du gutes Weib — aber wie schlecht siehst du aus, und du zitterst ja, als ob du zu Tode erschrocken wärst. Du mußt die Dummheit vergessen, daß ich dir einmal Rache geschworen habe, weil du mir einen Korb gegeben hast und des alten Richters seinen Sohn geheirathet hast. Ich nehm's nicht so genau mit dem Racheschwören wie der Peter Buresch, und du mußt dich nicht vor mir fürchten. — Siehst du, das thut mir weh, daß du so vor mir erschrocken bist. — Aber gut wärs doch gewesen, wenn du mich geheirathet hättest — jetzt bist du so allein in so böser Zeit, und an mir hättest du einen Mann, der dich schützen könnte, und der es sehr gerne thäte, weiß Gott.

Gott wollte es so — sagte Liduschka, die ihn gerne plaudern ließ, um Zdenko indessen Zeit zu lassen, den Hohlweg zu erreichen.

Gott und du — sagte Pepik Picard schmerzlich lächelnd

und sah traurig auf seine Büchse hinab, die er wie einen Stock in der Hand hielt. Dann wieder Liduschka mit zärtlichen Blicken anschauend, fuhr er fort: Aber wie blaß und traurig siehst du aus. Du hast auch geweint, und deine schönen goldenen Haare sind ganz zerzaust. Man sagt, daß du dir unsere Händel mit den Obtschovern so sehr zu Herzen nimmst und dich in deine Stube einsperrst, um nichts zu hören von Dem, was zwischen uns vorgeht. Siehst du, das macht dich so blaß — Du solltest doch manchmal zu uns herauskommen, da hätte unser Einer doch eine frohe Stunde, und die Luft thäte dir gut und würde dir die blassen Wangen wieder etwas röther machen.

Darum gehe ich auch jetzt ein wenig in die Felder — antwortete Liduschka lächelnd und gerührt von den zärtlichen Worten ihres ehemaligen Freiers.

Und ich lasse dich ungehindert gehen, trotzdem ich den strengsten Befehl habe, keine Seele passiren zu lassen. Aber, fügte Pepik Picard schüchtern hinzu — es ist so langweilig, hier Wache zu stehen — möchtest du nicht ein wenig bei mir bleiben, daß ich die Zeit verplaudern könnte? —

Das würde sich wohl nicht schicken, so allein mit dir in der Nacht auf der Wache zu stehen, lächelte Liduschka.

Du hast Recht — also Gott befohlen! — rief Pepik Picard.

Gute Nacht! — und Liduschka huschte das Gebüsch entlang und in den Hohlweg hinab, wo sie Zdenko erwartete. Schweigend schlichen sie sich fort an den Erdwänden hin bis an die Litawka — dort faßte Zdenko seine Schwester in die Arme und trug sie über den Bach. Aber jenseits der Litawka war noch ein Mühlbach zu passiren. Ueber den Steg, lispelte Zdenko, dürfen wir nicht — der führt zu hart am Hammer vorbei, und wir könnten dort leicht vom alten Bureisch bemerkt werden. Wir müssen hier über den Bach springen und über den Hügel zu den Teichen hinab, wo wir unter dem Schutze des hohen Schilfes leichter fortkommen und das alte Schloß erreichen können. Auf dem Hügel befindet sich zwar auch eine Wache, aber es ist der

Wlach, und der hat Furcht vor dem Waſſermann im Teich und ſteckt den Kopf zwiſchen die Beine und wagt es nicht aufzuſehen. An dem werden wir leicht vorüberkommen, und wenn er ſich regt, brauchen wir ihm nur etwas Furcht zu machen.

Mit dieſen Worten hob Zdenko ſeine Schweſter wieder vom Boden auf und ſprang mit ihr über den Mühlbach. Dann klommen die beiden Flüchtlinge den Hügel hinauf. Wie ein todtes Auge glotzte ihnen durch die Nacht der Teich entgegen, von dem es heißt, daß er einen böſen Waſſermann beherberge, der oft hervorkomme und einſame Wanderer vom trockenen Lande hole und in ſeine Waſſerhöhle hinabziehe. Es iſt einer der gefürchtetſten, aber auch in der That ſchauerlichſten und einſamſten Punkte in der Gegend. Doch achteten die beiden Flüchtlinge weniger auf ihn als auf den langen Wlach, der wirklich ſo daſaß, wie es Zdenko beſchrieb, zuſammengekauert, den Kopf zwiſchen den Beinen, die Zipfelmütze in den Händen, welche er krampfhaft um beide Kniee klammerte, während er mit klappernden Zähnen Gebete murmelte und ſich am Wenigſten um ſeine Flinte kümmerte, die neben ihm im Graſe lag. Als er die Schritte Zdenko's und ſeiner Schweſter hörte, rief er, ohne ſeinen Kopf zu erheben oder auf irgend eine Weiſe ſeine Stellung zu verändern: „Wer da? — wer naht?! Alle guten Geiſter loben ihren Herrn und Meiſter! Biſt du einer von den Böſen, ſo hebe dich fort, du haſt keine Kraft über mich, ich habe erſt zu Oſtern gebeichtet und kommunizirt. Gegrüßt ſeiſt du Maria, du Gnadenvolle, du Geſegnete unter den Weibern! — Vater unſer, der du biſt im Himmel! — Heiliger Johann von Nepomuk, bitt für uns!“ —

Die beiden Flüchtlinge lächelten einander an, indem ſie am langen Wlach vorüberſchlüpften — Zdenko konnte nicht umhin, ſich einen Spaß zu machen, er bückte ſich und nahm die Flinte der Wache mit ſich fort. Aber als ſie am Fuße des Hügels im Schilfe, das den Teich umgab, ankamen, ſagte Liduſchka, deren beſtändige Zeichen Zdenko nicht verſtand und die erſt jetzt zu

reden wagte: Wenn dem langen Wlach morgen früh seine Flinte fehlt, ist der Peter Bureſch im Stande, ihn erſchießen zu laſſen. Denn er ahmt gerne das militäriſche Weſen nach — oder er läßt ihn wenigſtens auf viele Tage einſperren. Du hätteſt ihm die Waffe nicht nehmen ſollen, Zdenko!

Es juckte mir in den Fingern, antwortete Zdenko mit unterdrücktem Lachen — und es reizte mich zu ſehr, dem tapfern Manne ſeine Waffe zu nehmen. Und der Vater könnte die Waffe gut brauchen zu ſeinen Geſchichten mit der Regierung. Siehſt du den doppelſchwänzigen Löwen, den baieriſchen, in den Kolben eingebrannt? Aber du haſt Recht, der arme Kerl ſoll nicht dafür zu leiden haben, daß er uns ſo gefahrlos durchkommen ließ. Ich trag' ihm die Flinte zurück.

Nein, um Gotteswillen, du ſollſt nicht wieder zurück — wenn er dich doch ſähe und Lärm machte!

Sei ruhig, ſagte Zdenko, mit Dem werde ich fertig.

Er machte ſich los aus den Händen Liduſchka's und kroch lautlos wie eine Schlange wieder den Hügel hinauf. Wlach, nachdem die ſchlüpfenden Schritte um ihn wieder verſchollen waren, hatte Muth gewonnen und wagte es nach und nach wieder, den Kopf zu erheben, dann langſam und behutſam die Augen zu öffnen. Da kam von der Behauſung des Waſſermannes, vom Teiche herauf, eine dunkle Geſtalt auf ihn zugeſchlichen. Entſetzen faßte ihn — er wollte ſchreien und konnte nicht. Unwillkürlich griff er zur Seite nach ſeiner Waffe und fand ſie nicht, und ſein Haar ſträubte ſich vor Grauen, als eben dieſe Waffe, die er ſuchte, von den Händen der Erſcheinung geſchleudert, klirrend vor ſeinen Füßen niederfiel. Er wagte nicht, ſie zu berühren — ſondern warf ſich ächzend herum auf den Bauch und drückte ſein Geſicht in die Erde und verſtopfte ſich die Ohren, als eine Minute darauf ſchreckliches Gelächter vom Teiche herauf erſcholl.

Das Geſpräch mit Pepik Picard und die Anſtrengung, die ſie machte, ihre Angſt und innere Bewegung vor ihm zu

verbergen, zuletzt die Geschichte mit dem langen Wlach, ließen Liduschka ihre Leiden vergessen, ja, hatten sie ein wenig aufgeheitert, und frisch wie ein junges Reh lief sie neben ihrem Bruder einher und achtete nicht auf den rauhen Wind, der ihre kaum verhüllte Brust umflog, und nicht auf die spitzen Steine, an denen sie ihre kleinen, nackten Füße zerstach; ja sie begann sogar sich zu freuen auf ihr Dorf und auf das Wiedersehen mit ihrer trauernden Mutter, die sie trösten wollte. So liefen sie auch am zweiten Teiche vorbei, an der Schäferei, am kleinen Walde, bis sie an den grasbewachsenen Hügel kamen, den man das alte Schloß nannte und in dessen Innerem jetzt Peter Buresch schlief, am Busen seiner Zigeunerin.

Hier laß uns ausruhen, du mußt müde sein, armes Kind! sagte Zdenko. Nichts da, wir gehen jetzt nicht weiter! Hier sind wir in Sicherheit — die Duschniker Wachen reichen nicht so weit, und der Hügel verbirgt uns gut vor allen Blicken.

So sprechend, setzte er Liduschka auf einen Stein, zog seine Jacke ab und zwang die Schwester, sie umzunehmen, da sie vor Kälte zitterte. Dann nahm er sein Tuch vom Halse und band es ihr um den Kopf und drückte die reichen, goldenen Wellen darein, die ihr um Hals und Nacken flatterten. Dann ging er zur Quelle, die in der Nähe rieselte, und holte Wasser in seinem Hute und wusch ihr die Füße, die von den Steinen zerstoßen aus vielen Wunden bluteten. — So, sagte er, armes Kind! Das wird bald zu bluten aufhören, dann wird der Weg besser. Wir gehen hier die Wiese entlang, und in einer halben Stunde sind wir in Obtschov.

Da begann der Stein, auf dem Liduschka saß, sich zu regen. Sie sprang erschrocken auf, der Stein rollte ihr nach, und aus der Oeffnung, die er im Hügel zurück ließ, trat Peter Buresch mit der Zigeunerin. Erstarrt und keines Wortes mächtig, sahen sich Bruder und Schwester an — dann wieder sahen sie auf die Höhle und auf die beiden Erscheinungen, die sie geboren hatte — fragend, erstaunt, denn sie glaubten an Zauberei — entsetzt, denn sie hielten sich für verloren.

Also nach Obtschov geht's? fragte höhnisch Peter Bureſch, der die letzten Worte Zdenko's gehört hatte.

Wir sind verloren! ächzte Liduschka.

Noch nicht, rief Zdenko und stürzte sich mit vorgestreckten Armen auf Peter Bureſch, wie um ihn zu erdrosseln. Aber wie ein Blitz warf sich die Zigeunerin zwischen Beide und trennte sie. Zdenko wollte über sie hinwegsetzen, aber sie klammerte sich an ihn, und Peter Bureſch faßte ihn mit seiner Riesenkraft an beiden Schultern und stieß ihn rückwärts, daß er taumelte und mit der Zigeunerin zu Boden sank. Peter Bureſch ergriff indessen mit der rechten Hand eine Pistole, mit der Linken zog er eine Pfeife von Gemshorn aus dem Busen und ließ dem Walde zu einen gellenden Pfiff ertönen. Eine Minute darauf erscholl ein Schuß als Antwort.

Ihr entkommt nicht mehr! sagte Peter Bureſch ruhig und kalt, und wirklich eilten aus dem Walde schon die Raubschützen herbei, die jenen Pfiff kannten, und sperrten den Weg nach Obtschov ab oder sammelten sich nach wenigen Minuten um ihren Führer. Dieser wandte sich lächelnd zu Liduschka, die blaß, mit hängenden Armen, aufgegeben und ergeben da stand, und sprach: Ei, ei, Liduschka — Du bist also der Spion, nach dem wir so eifrig suchen? Das hätte ich diesen holden blauen Augen nicht angesehen — das hätte ich dir nicht zugetraut. Doch hätte man zuerst an dich denken sollen, du bist ja eine Obtschoverin, und es ist natürlich, daß du deine theuren Landsleute nicht willst stecken lassen. Es thut mir leid um dich, Liduschka, du bist ein so holdes und gutes Kind, und ich werde dich wie einen Spion müssen behandeln lassen.

Ich habe nie spionirt! sagte Liduschka mit tonloser, doch fester Stimme.

Was hättest du sonst hier zu thun — auf halbem Wege zwischen Duschnik und Obtschov in später Nacht und allein mit deinem lieben Bruder, dem du offenbar hier ein Stelldichein gegeben, um ihm deine Nachrichten mitzutheilen? Bist du nicht die Tochter des alten Mika, des Bauernadvokaten?

Liduschka, welche fürchtete, durch ausführlichere Entschuldigungen und durch Erzählung, wie sie hieher gekommen, ihren Bruder ins Verderben zu stürzen, wiederholte nur einfach und mit noch festerer Stimme: Peter Buresch, ich habe nie spionirt und habe den Obtschovern nie etwas verrathen.

Du leugnest? fragte er mit geheucheltem Zorne, obwohl er dem unschuldigen Gesichte Liduschka's schon halb und halb glaubte.

Wenn sie es sagt, so ist es wahr — rief Lunetta dazwischen, ohne Liduschka Zeit zum Antworten zu lassen. — Gewiß, Liduschka lügt nicht — o gewiß nicht! — sie ist so gut — sie könnte keinen Menschen verrathen.

Die Zigeunerin rief es mit so bewegter Stimme, daß Peter Buresch sich überrascht nach ihr umsah und fragte: Woher weißt du das, woher kennst du sie?

Alle Zigeuner kennen ihr Haus, rief Lunetta feurig und mit innig bittendem Tone zugleich — ihr Haus ist gefeit — nie wird ein Zigeuner ein Huhn von ihrem Hofe stehlen, nie wird Feuer ausbrechen in ihrer Scheune — denn sie ist gut und barmherzig und hat schon viele beherbergt von den armen flüchtigen Zikani, wenn alle Andern sie erbarmungslos von der Schwelle wiesen. Und im letzten Herbste, als ich mit meiner armen Mutter von Hluboch kam, wo sie sie blutig geschlagen eines gestohlenen Huhnes wegen, und wir nicht mehr weiter konnten und meine arme Mutter aus hundert Wunden blutete, die sie ihr schlugen und die ihr die Hunde ins Fleisch gebissen, welche uns aus dem Dorfe jagten, und als sie uns auch aus Duschnik weiter jagen wollten und dem Prjibramer Gerichte übergeben — da nahm sie uns auf in ihrer Scheune und gab uns eine warme wollene Decke und nährte uns, bis die Mutter starb in ihren und in meinen Händen. Dann nahm sie noch Geld aus ihrem Topfe, daß ich es dem Pfarrer gebe und meiner Mutter ein ehrliches Begräbniß bereite. Ich habe es den Brüdern gesagt, und die haben es weiter getragen durch die Wälder und Thäler und Berge, und ganz Aegypten weiß, daß Liduschka zu schützen ist vor Leid und Ungemach.

Peter Bureſch ſtreichelte das Haar Lunetta's und küßte ſie auf die Stirne. Wie ſie ſo feurig ſprach und bat, war ſie ſo ſchön. Selbſt Zdenko vergaß, in welcher Lage er ſich befand, und ſah gerührt auf die Zigeunerin nieder, die ſich ſeiner Schweſter ſo warm annahm, und war erſtaunt, in ihr Dieſelbe zu erkennen, die die Obtſchover zum Kriege gegen die Duſchniker aufgereizt und ihnen Sieg verſprochen hatte. Liduſchka ſelbſt näherte ſich der Zigeunerin und faßte dankbar ihre Hand und wollte ſie bitten, ihren Bruder zu retten und ihrer ſelbſt zu vergeſſen.

Aber Lunetta achtete nicht auf die Umſtehenden. Als ſie Peter Bureſchs Zaudern ſah, warf ſie ſich zu ſeinen Füßen, ſtreckte flehend die Hände empor und rief: O mein Gebieter und Herr! Du ſelbſt liebſt ja meine Brüder und biſt mächtig und geliebt im Lande Aegypten. Fühlſt du dich nicht auch gebunden durch ihren Schwur? — Hat dich meine Mutter nicht gelehrt, das Wild des Waldes mit deinem Auge zu bannen und den Wolf zu zwingen wie einen Hund? Hat ſie dich nicht gelehrt, deinen Hund treu zu machen, daß er nicht von deinem Grabe weichen wird? Hat ſie dir nicht die Kräuter gezeigt, deren Duft alles Wild aus dem Verſtecke hervorlockt — und die Salben gegeben, die alle Wunden heilen? — Bei meiner armen Mutter, die ſie nicht wie eine Chriſtin aufgenommen hat, beſchwöre ich dich, thue dem guten Weibe kein Leid an!

Es iſt mir nicht eingefallen — ſagte lächelnd Peter Bureſch. Wie ich mich an den ängſtlichen Sprüngen des aufgejagten jungen Rehes erfreue, ihm aber nie meine Kugel nachſchicke, ſo werde ich auch dem jungen Reh, der armen geängſtigten Liduſchka, nichts zu Leide thun.

Mein theurer Herr! jauchzte Lunetta und ſprang ihm an den Hals und küßte ihn.

Führt ſie fort — befahl Peter Bureſch einigen Raubſchützen — und bewachet ſie ſtreng in ihrem Hauſe und laſſet keine Seele zu ihr. Ich habe es mit ihrem Bruder zu thun.

Liduſchka ſchrak bei dieſem Worte zuſammen. Sie näherte

sich der Zigeunerin, drückte ihr dankbar die Hand und raunte ihr mit zitternder Stimme ins Ohr: Rette meinen Bruder! — Die Raubschützen nahmen sie in ihre Mitte und führten sie fort. Trotz allen Sträubens war sie mit ihren Begleitern bald in der Nacht verschwunden.

Peter Buresch wandte sich zu Zdenko, der trotzig und fest da stand, und sprach: Zdenko, dein Bruder ist beim ersten Zusammenstoß mit uns gefallen — heute liefert dich ein Zufall in meine Hände, an dem Tage, da ich jedem Obtschover, der sich auf Duschniker Gebiet sehen ließe, den Tod versprochen habe — und ich habe alle Ursache, dich für einen Spion zu halten. Es scheint, daß das Schicksal der Brut des Bauernadvokaten ein Ende machen will; als gerechte Strafe dafür, daß er es stets mit den Beamten gehalten gegen die Bauern, sollt ihr Alle durch Bauern zu Grunde gehen. Ich werde dich einem Gerichte von zehn Männern übergeben, die dich nach meinen Kriegsartikeln verurtheilen und am nächsten Baume werden hängen lassen.

Das werden sie nicht! rief plötzlich eine Stimme aus der Menge der Herumstehenden, fest und keck widersprechend.

Das werden sie! schrie Peter Buresch, zornig über den Widerspruch, und sah sich funkelnden Auges nach dem Sprecher um. Es war der lange Tomesch, der, eben aus Obtschov zurückgekehrt, beim Pfiff seines Herrn seine Schritte beeilte und ankam, als Peter Buresch seine Drohung gegen Zdenko aussprach. In der einen Hand hielt er noch einen gebratenen Gänseschenkel, den er eben in die Tasche steckte, während er sich bemühte, den Bissen, den er noch im Munde hatte, schnell zu verschlucken, um seinem zornigen Meister zu antworten. — Der Zdenko, rief er endlich, indem er vortrat und sich vor diesen hinstellte, ist ein braver Kerl, der es nicht verdient, so von uns behandelt zu werden. Er hält es mit dem gemeinen Volke, und nicht, wie sein Vater, mit den Beamten und Herrschaften. Die Bauern, sagt er, sollen sich unter einander todt schlagen, aber die hohen Herrschaften sollen es bleiben lassen, sich darein zu mischen, und das ist brav

und ehrlich gesprochen und — wie soll ich sagen? — volksgemäß gesprochen. Wenn der Zdenko nicht wäre, so wäre schon jetzt ein Brief des alten Mika auf dem Wege nach Prag, um es den Herren Beamten anzuzeigen, daß wir baierische Waffen haben, und um kaiserliche Soldaten zu holen.

Also auch das weiß der alte Mika schon? — murmelte Peter Bureš nachdenklich.

Ja, das weiß er sehr gut und wahrscheinlich noch vieles Andere — fuhr der lange Tomeš fort und erzählte weiter von dem Gespräche, das er heute Morgen im Garten des Bauernadvokaten belauscht und wie sich Zdenko dabei benommen hatte.

Peter Bureš athmete tief auf nach Vollendung der Erzählung. Er rieb sich lange besorgt die Stirne, dann sagte er zu Zdenko: Du hast brav gehandelt, und wer so thut, kann wohl auch kein Spion sein — der muß in unsern Reihen stecken. Ich will ihn herausbekommen, und wenn er sich dem Teufel verschrieben hätte. — Zdenko, du wirst nicht gehenkt, aber ich will dich als Gefangenen zurückhalten und als Geißel, daß dein würdiger Vater nicht zum zweiten Male auf den edlen Gedanken komme, Bauern an Soldaten zu verkaufen. Führet ihn ins Dorf und sperret ihn in den Schüttboden — ihr Alle haftet mir mit euren Köpfen für ihn!

Gehorsam führten sie auch den zweiten Gefangenen fort und sperrten ihn im Schüttboden mitten im Dorfe ein und stellten Wachen vor Thüre und Fenster, wie es Peter Bureš befohlen hatte. Dieser selbst ging nachdenklich in den Wald, auf die Halde, wo heute Nacht das Hauptlager war, setzte sich abseits auf einen Stein und dachte nach, wie der Krieg in kurzer Zeit so auszudehnen wäre, daß, wenn die Soldaten doch kämen, er von ihnen nicht mehr unterdrückt werden und man sich mit den Truppen Ihrer Majestät selbst messen könnte.

Aber er wurde bald wieder aus seinem Nachdenken herausgestört. Vom Dorfe herauf drang großer Lärm, Schreien, Schimpfen, Fluchen durch die Bäume. Bald sah man im Monden-

ſcheine einen Haufen bewaffneter Bauern, die einen Mann in ihrer Mitte führten, dem die Hände mit Stricken über den Rücken gebunden waren und der, wie er traurig den Kopf ſenkte, eine Mönchsglatze zeigte, die im Mondſchein ſchimmerte.

Seht da, das iſt Hynek, genannt Cöleſtinus, ehemaliger Hofknecht, jetziger Kapuziner! rief einer der lagernden Bauern.

Was er für breite Schritte macht, als ſtäke er noch im Habit — rief ein Zweiter lachend.

Aber wo hat er ſeine Kutte gelaſſen? fragte ein Dritter.

Er iſt aus Liebe in die Kutte gekrochen, er wird aus Liebe wieder aus der Kutte geſprungen ſein — antwortete ein Vierter, und ein großes Gelächter empfing den armen Verhöhnten, den ſeine Begleiter vor Peter Bureſch hinſtellten.

Dieſen Mann, den Laienbruder Cöleſtin aus dem Kapuzinerkloſter in Miſchek, den wir noch als Großknecht im Obtſchover Meierhofe kannten, berichtete Einer, fanden wir, als er verdächtig um das Dorf ſchlich und ſich um das Haus des alten Jaroſch zu ſchaffen machte. Er wollte fliehen, als wir uns näherten, aber wir erwiſchten ihn noch und fanden in ſeinen Taſchen allerlei Zeugs, womit man Brand ſtiftet, wie Pech und Schwefel und Stahl und Stein.

Verfluchtes Volk, rief Peter Bureſch ergrimmt, indem er aufſprang und die Fauſt ballte — wollen ſie uns mit Brandlegungen beikommen! Wie oft hätten wir ſchon ihr Neſt anſtecken können, wenn wir ſo niederträchtig Krieg führen wollten! Wer biſt du, Elender, der du dich zu dieſem erbärmlichen Geſchäft hergegeben haſt — hat ſich ein Pfaff dazu gefunden, wozu ſich gewiß kein ehrlicher Bauer hergeben wollte?

Ach, ich bin gewiß ein guter Kerl, — ſeufzte der Gefangene, eine gewaltige robuſte Geſtalt, die außer der Tonſur nichts Mönchiſches an ſich hatte, ja ſogar durch die gutmüthigen und traurigen Züge ſeines Geſichtes und die milden und blauen Augen ein gewiſſes Zutrauen und Mitleiden einflößte — ich bin gewiß ein guter Kerl und kein Pfaff; die Nachbarn kennen mich

ja und sollen's sagen, ob's nicht wahr ist, aber jetzt bin ich ein Mörder und Brandleger.

Ja gewiß, der Hynek aus dem Meierhofe war immer ein guter und sogar zärtlicher Junge — bestätigten einige der Umstehenden — aber wer weiß, was die Pfaffen aus ihm gemacht haben, fügten sie spöttisch hinzu.

Aber Mörder und Brandleger? — fragten Andere — wie kommst du dazu? erzähle.

Aus Liebe! seufzte der Kapuziner.

Aus Liebe! lachte der Chor — aus Liebe! er war immer so zärtlich, das ist wahr.

Gestehe und erzähle! befahl Peter Bureš ernst und unangesteckt von der Heiterkeit, welche der unglückliche Kapuziner bei den Bauern verbreitete. Dieser, unbekümmert um den Spott der Bauern, seufzte tief auf und sprach, während dicke Thränen über seine Wangen herabliefen:

Peter Bureš, Du warst so lange fort aus hiesiger Gegend und weißt nicht, was alle Nachbarn wissen, daß ich der Tochter des Schaffners aus dem Obtschover Meierhofe, was man so nennt, nachgegangen bin, denn ich habe sie sterblich geliebt. Ich war Großknecht im Hofe, war mit ihr auf dem Felde, im Stalle, bei Tische zusammen und konnte bei Gott nicht anders. Katharina war schön, das wissen Alle, aber Niemand weiß so gut als ich, wie schön sie war. Ich hatte mir vom Heuboden aus ein Loch gebohrt in ihre Stube, und da belauschte ich sie immer, wenn sie sich Sonntags ankleidete. Die Leute glaubten, ich wäre in der Kirche, und ich lag auf dem Heuboden, das eine Auge am Loche, und wagte nicht, zu athmen. Katharina war mir auch gut und saß oft halbe Nächte bei mir auf der Bank im Hofe. Aber erst als ich ihr mein Geheimniß von dem Loche im Boden mittheilte, wurde sie zwar Anfangs zornig, dann aber erst recht zutraulich und liebte mich desto zärtlicher. So waren wir lange Zeit glücklich und vergnügt. Meinen ganzen Lohn gab ich aus, ihr Korallen, schöne Kämme mit Steinen besetzt, seidene Tücher

und Mieder zu kaufen. Ihr Gebetbuch war voll von heiligen Bildern, die ich ihr jeden Sonntag aus der Stadt mitbrachte — auf allen Tanzböden war ich mit der schönen, flinken Katharina zu sehen. Meine arme Mutter mußte sich mit der Hälfte Dessen begnügen, was sie sonst von mir bekommen hatte. Doch dauerte das Glück nicht sehr lange. Katharina's Vater sah es gerne, wie der Lohn, der mir durch seine Hände zukam, wieder größtentheils seiner Tochter zufloß, aber als ich im letzten Herbste es wagte, Katharina gradheraus von ihm zum Weibe zu verlangen, lachte er mich aus und meinte, seine Tochter habe eine höhere Bestimmung, als das Weib eines Großknechts zu werden, und als ich ihm vorstellte, daß ich ebensogut wie er aus einem Großknecht ein Schaffner werden könnte, nahm er mich beim Arme und warf mich zum Hofe hinaus und meine kleinen Habseligkeiten mir nach. Es war im Herbste nach der Ernte, und er konnte mich leicht entbehren. Wir waren sehr unglücklich, Katharina und ich, obwohl sie weniger weinte. Wenn ich in der Nacht, im Verborgenen, mit ihr zusammenkam, brachte sie mir anstatt Trostes immer bösere Nachrichten von der Verstocktheit ihres Vaters und sagte mir endlich, wir müßten die Hoffnung ganz aufgeben. Nein, nein, rief ich, ich lasse nicht von dir, lieber tödte ich mich oder gehe in ein Kloster. Gehe in ein Kloster, sagte sie darauf — ich thue desgleichen, und als Mönch und Nonne haben wir noch eher Hoffnung, zusammen zu kommen, als so. Unser verzweifelter Plan war gemacht: ich sollte nach Mischek gehn, zu den Kapuzinern, und dienender Laienbruder werden, Katharina wollte nach Prag zu den Ursulinerinnen und desgleichen thun. Ich konnte es nicht erwarten, diese Welt zu verlassen, die nur Unglück für mich hatte, und machte mich auf den Weg zum Kloster.

Katharina wollte sich in wenigen Tagen, wenn die Gelegenheit sich böte, von Hause flüchten. — Die ehrwürdigen Brüder Kapuziner in Mischek nahmen mich gerne auf, da ich ihnen versprach, das Stück Feld, das sie hinter dem Kloster besaßen, gut

zu bearbeiten, schoren mir den Kopf kahl, nahmen mir, wie es die Regel befiehlt, das wenige Geld, das ich besaß, aus der Tasche, hingen mir eine alte Kutte um und schlangen mir einen Strick um den Leib, gaben mir den heiligen Namen Cölestinus, und am andern Morgen nannten mich die Leute in Mischek: ehrwürdiger Bruder oder auch ehrwürdiger Vater. Stundenlang blickte ich durchs Fenster auf die Prager Straße hinab, um Katharina noch zu sehen, wenn sie vorüberzog — aber ich sah sie nicht. Sie wird wohl vorübergezogen sein, während ich das Refektorium fegte, sagte ich mir, ohne es doch aufzugeben, noch fürder vom Fenster aus die Prager Straße zu bewachen. Ich versäumte manche meiner Offizien und bekam viele Pönitenzen aufgelegt — aber ich trug sie gerne für Katharina. So verging der Winter, und ich wurde ruhiger. Aber mit dem Frühling begann es wieder sich in mir zu regen — es trieb mich hinaus — eine unendliche Unruhe plagte mich, ich mußte wieder etwas von Katharina hören, oder ich ging zu Grunde. So bat ich den Pater Guardian, mich auf Bettelei auszuschicken, und versprach ihm aus hiesiger Gegend, wo ich viele Bekannte und Freunde habe, eine reiche Ausbeute an Eiern und Mehl zurückzubringen. Er ließ mich gehn, und ich wanderte gradaus auf Obtschov zu. Das Dorf war bei meinem Eintritte todtenstille. Alles war fort, denn die Obtschover begruben eben ihre Todten, nach der ersten Geschichte im Walde. Auch der Meierhof war wie ausgestorben. Nirgends eine menschliche Seele zu erspähen — nur das wohlbekannte Muhen der Kühe schallte mir freundlich entgegen. Mit weinenden Augen ging ich durch den Hof, durch den Stall, durch die Stuben — sie alle hatten mich glücklich gesehen, in ihren Räumen hatte ich mein Glück wandeln gesehen — jetzt war Alles fort. Mit zitternden Knieen näherte ich mich der Stube Katharinens und wagte nicht, sie zu öffnen. Kraftlos lehnte ich mich an die Thür. Da drang mir von drinnen ein Lispeln und Ziscbeln entgegen, ein holdes Geräusch von Küssen und Umarmungen — gerade so wie damals, als ich so glücklich war;

gewiß ein böser Geisterspuk, um mich zu verhöhnen, oder ein gütiger Zauber, um mich in der Erinnerung noch einmal das alte Glück durchkosten zu lassen. Da öffne ich schnell die Thüre, und da sitzt Katharina dem neuen Großknechte so nahe — so nahe — Peter Bureſch, das Haar würde sich dir sträuben, wie es sich mir sträubte, wenn du wüßtest wie nahe.

Peter Bureſch lächelte, die Bauern aber lachten laut auf; Hynek-Cöleſtinus, der im Feuer der Erzählung seine gebundenen Arme losgemacht hatte, deckte sich das Gesicht mit beiden Händen zu und achtete nicht darauf. Nach einigen Minuten, während seine Augen sprühten und sein Gesicht von Todtenbläſſe bedeckt war, fuhr er leise und tonlos sprechend fort:

Wie ich zur Thüre hinein sprang und wie es kam, daß gleich darauf Katharina todt zu meinen Füßen lag — ich weiß es nicht. — Der Großknecht war entsetzt, doch wagte er es nicht, Hand an mich zu legen, von wegen des Habits — er eilte ins Dorf hinaus und schrie Mord. Ich hätte leicht entkommen können, aber ich dachte nicht daran. Als der Großknecht erst sehr spät mit Leuten zurückkam, saß ich weinend da, an der schönen Leiche Katharinens. Die Obtschover hatten an dem Tage so viel Schmerz gelitten, daß der Tod Katharinens gar kein Aufsehen machte. Sie führten mich ruhig fort und sperrten mich in die Kapelle, um mich mit der nächsten Gelegenheit nach Prag zu schicken und dem Gerichte zu übergeben. Der Bauernadvokat fragte mich nach meinem Namen, den er doch sehr gut wußte, schrieb ihn mit mancherlei andern Geschichten auf und ließ mich, wie die andern Obtschover, in Ruhe, denn sie waren genug mit euch beschäftigt. — Heute Mittag bringt mir der Bauernadvokat selbst das Essen in die Kapelle. Nachdem er sich sehr freundlich nach meinem Befinden erkundigt, sagte er: Armer Hynek, dein weiches, zärtliches Herz hat dich zu Grunde gerichtet, denn nichts ist fürchterlicher als ein zärtliches Herz, wenn es aus Zärtlichkeit wüthend wird — es hat dich zum Mörder gemacht. Das ist nun nicht zu ändern, und unsre Pflicht ist es eigentlich, dich dem Gerichte zu über-

geben, daß dir dein Recht werde — aber du kannst dich doch retten — in dieser gesetzlosen, verwirrten Zeit gibt es allerlei Mittel.

Retten, sagte ich, ich will nicht gerettet sein, es soll und muß mir mein Recht werden.

Gut, sagte der alte Mika — aber es gibt verschiedene Arten, wie Einem sein Recht wird, angenehme und unangenehme Arten. Es ist dir gewiß nicht gleichgültig, ob man dich den Beamten und Schreibern übergibt, die dich hin und her zerren und dich endlich in Prag ausführen, um dich in der Fremde, vor den gaffenden Städtern hängen zu lassen, oder ob du hier in deiner Heimat, unter deines Gleichen, den rechtmäßigen Tod erhältst und von den Händen deines Gleichen. —

Freilich ist das ein großer Unterschied, und wenn ich das so haben könnte, wie ihr da sagt von meines Gleichen, so wäre mir das allerdings lieber. —

Nun siehst du, das kannst du haben — versicherte der alte Mika. —

Und wie so? —

Du kannst dich von den Duschnikern hängen lassen, wenn du willst. Die Duschniker haben den Meierhof besetzt und schalten und walten darin, wo du früher so froh und glücklich warst mit deiner Katharina; sie haben das Vieh weggetrieben, das du gepflegt hast, und die Leiche deiner Katharine ist noch darinnen und kann kein ehrliches Begräbniß erhalten. Wir müssen diese unangenehmen Gäste los werden. Hinausschlagen können wir sie nicht, sie sitzen zu fest darin, wir müssen sie herauslocken. Wenn sie sehen, daß Duschnik brennt, laufen sie alle fort, ihre Häuser zu löschen.

Der verschmitzte Dummkopf, murmelte hier Peter Bureschj; er kennt den Ungarmichel nicht, der schert sich wenig um ein brennendes Dorf und rührt sich nicht von seinem Posten, wenn die Welt brennt!

Und du sollst Duschnik anzünden — fuhr der Bauernadvokat

fort. Du thuſt eine gute That, indem du uns von dieſen Gäſten befreiſt, und ſühnſt zur Hälfte dein Verbrechen, indem du Katharina mit Lebensgefahr ein ehrliches Begräbniß verſchaffſt. Dir ſelbſt iſt dabei dein Schickſal in die Hand gegeben — Du kannſt dich retten und in die weite Welt laufen, oder wenn du dein Recht haben willſt, kannſt du dich von den Duſchnikern fangen laſſen, und ich verſpreche dir, daß du von Peter Bureſch keinen Pardon zu erwarten haſt. —

Am Abend kam der alte Mika wieder, nahm mir die Kutte ab und gab mir andere Kleider. Jetzt geh, ſagte er, ohne weiter zu fragen, ob ich wollte oder nicht, und ſchloß die Thüre der Kapelle hinter mir. Ohne zu wiſſen, wie und warum, ging ich dahin, wohin er mit der Hand gezeigt hatte. Es war mir immer, als ob Katharinens Geiſt vor mir her tanzte und ein ehrliches Begräbniß verlangte. So ſtand ich vor Duſchnik, Pech und Schwefel in der Taſche des Rocks, den mir Mika angezogen hatte, und wußte noch nicht, ob ich's thun oder laſſen ſollte, ob ich ein Verbrechen zu begehen oder eine gute fromme That zu vollführen im Begriffe war. So näherte ich mich immer den Häuſern und ging wieder, ſo wurde ich bemerkt und gefangen und unnöthigerweiſe gebunden — denn ich denke nicht daran, euch zu entwiſchen. Und nun thu mit mir, Peter Bureſch, was du glaubſt thun zu müſſen.

Die Bauern, welche Anfangs dem Kapuziner lächelnd zugehört, wurden nach und nach ernſter, ja mitleidig geſinnt, und geſpannt horchten ſie, was Peter Bureſch dem Armen antworten werde, der ergeben ſein Schickſal erwartete.

Peter Bureſch aber ſprach: Guter Burſche, deine Liebe und deine Geſchichte haben dich halb verrückt und halb weiſe gemacht. Verrückt, weil du dich vom alten Mika zu einer Niederträchtigkeit mißbrauchen ließeſt und glaubteſt, etwas Gutes zu thun — weiſe, weil du mir nun das Leben zu verachten ſcheinſt, mit Muth dem Tode entgegen gehſt, und ihn als gerechte Strafe gerne von deines Gleichen entgegennimmſt, während du ihm ausweichſt aus dem

Munde dummer und ſtumpfer Richter, die dein Leben nicht verſtehen, mit dir kein Mitleid haben und das Recht aus faulen Büchern leſen. Dir ſoll werden, wie dir allein gut iſt — wir werden dich richten. Du wirſt gehenkt. Wir müſſen auch den Obtſchovern zeigen, daß wir keinen Spaß machen: führet ihn hin auf den Obtſchover Weg und hängt ihn am Ausgange des Waldes im Angeſichte des Dorfes!

Die Bauern fuhren bei dieſen Worten ihres Führers erſchrocken zuſammen. Doch wagten ſie nicht, zu widerſprechen, und wußten auch nicht, was anderes mit Hynek-Cöleſtinus anzufangen. Nur der alte Tomeſch, der eine weiche Natur war, fragte zögernd: Wäre es nicht genug, wenn man vor den Augen der Obtſchover nur ſo thäte, als ob man ihn henkte? Er könnte auch einige Zeit hängen bleiben, ohne daß es ihm zu Schaden gereichte, und —

Der lange Tomeſch wollte ſeinen ſonderbaren Plan einer geheuchelten Hinrichtung noch weiter ausführen, aber die Bauern unterbrachen ihn mit ihrem Gelächter — ſelbſt Hynek-Cöleſtinus lächelte mit.

Nein, ſagte er dann ernſt und entſchieden — ich habe mich nun einmal an den Gedanken gewöhnt. Was ſoll mir das Leben länger? Den Schreibern und Herren will ich nicht in die Hände fallen — durch die Welt irren unſtät und flüchtig, wie Kain, und wie heute Abend beſtändig die todte Katharina vor mir ſehen, will ich auch nicht — alſo will ich ſterben und durch euch.

Und ſo ſei es! ſagte Peter Bureſch feſt und befehlend — der alte Tomeſch ſchlich bei Seite und weinte — der Verurtheilte ſchlug ein Kreuz — die ihn gebracht, ſammelten ſich wieder um ihn und zogen mit ihm weiter in den Wald nach Obtſchov zu. Hynek-Cöleſtinus betete auf dem ganzen Wege, und ſeine Begleiter beteten mit.

Nach mehr als einer Stunde kamen ſie düſter und ſchweigend auf die Halde zurück. Nachläſſig hingen ihnen die Büchſen

von der Schulter — die Einen brummten verschiedene böhmische Weisen vor sich hin, die Andern hatten ihre Hände gefaltet und murmelten Gebete — der alte Tomesch ging ihnen einige Schritte entgegen, und als er ihre düsteren blassen Gesichter sah, begann er laut zu weinen. Die Ankömmlinge warfen sich ins Moos und versuchten, zu schlafen. Eine Messe wäre vielleicht gut, sprach leise der lange Tomesch. Als halber Pfaff braucht er das nicht — antwortete sein Nachbar, und ein halbes Dutzend Pater Noster und Ave Maria's thun's auch. —

Wie der Alte vom Hammer wieder einmal Recht gehabt hat! murmelte Wlach; er hat es gleich am Abend gesagt, es geht ein Wind, als ob Jemand gehenkt werden sollte. Jetzt, da es geschehen ist, rührt sich kein Lüftchen mehr.

Wirklich hatte sich der Wind gänzlich gelegt. Was die Flamme dann und wann leise bewegte, war schon der Morgenwind. Rings umher saßen die Weiber und Mädchen des Dorfes, welche von dem Geschrei „Feuer, Feuer" bei der Gefangennehmung Hynek-Cöleſtins geweckt worden und dem Zuge neugierig heraus gefolgt waren. Der weiche Tomesch, der weinend durch ihre Reihen ging, hatte sie wie die Männer mit seiner Trauer über den armen verliebten Cöleſtin angesteckt. Sie saßen schweigend da und stierten in die Kohlen — von Zeit zu Zeit fiel ein furchtsamer, doch verdrießlicher Blick auf Peter Buresch. Der Alte vom Hammer, der die unangenehme Stimmung vertreiben wollte, setzte sich zu ihnen ans Feuer und meinte, die Flamme allein reiche nicht hin, in der durchdringenden Morgenkälte zu erwärmen; dazu müßten noch Lieder und Märchen kommen. Und ohne lange Vorbereitungen zu machen, begann er, wie es seine Erzählung eben verlangte, bald mit gebrochener Stimme singend, bald ruhig berichtend. — Was er aber zum Besten gab, war

## das Märchen vom Blanskywalde,

das heute so erzählt wird:

Im Böhmerland der Blanskywald
Ist wie die älteste Sage düster —
Wenn hie und da ein Blättlein schallt,
Das gibt ein schauerlich Geflüster.

Wie Särge armer Leute liegt
Ein todter Frühling auf dem andern.
Das Blättlein, das im Winde fliegt,
Scheint nur zu seinem Grab zu wandern.

Wär' nicht der holde Vogelsang
In Büschen tief und in den Gipfeln,
Und nicht der träumerische Gang
Der Lüfte ob den grünen Wipfeln;

Wär' nicht das Aug des frommen Rehs,
Das dich begrüßt auf dunkler Halde,
Du könntest dich des trübsten Wehs
Entschlagen nicht in diesem Walde.

Denn auch der Quell, der traulich spricht
Allüberall mit frohem Munde,
Hier rauscht er dumpf hervor und bricht
Wie dunkles Blut aus einer Wunde.

Und wären nicht die Blumen auch,
Die ihn gebeugten Haupts umstehen,
Wie Jungfraun, die mit nassem Aug
Auf einen Kranken niedersehen; —

Dir wär' zu Muth im Blanskywald,
Als hätten selbst die Einsamkeiten
Die milde, heilsame Gewalt
Längst eingebüßt für alle Zeiten.

So traurig und düster und noch viel trauriger und düsterer, als es das Lied sagen kann, war es vor noch nicht langer Zeit im Blanskywalde, jener ungeheuren, waldbewachsenen Strecke, die sich viele Meilen weit hinzieht, über Berge und Thäler mitten durch das schöne grüne Böhmen. Damals gab es viele Stellen, die von der mordenden Axt noch nicht gelichtet waren.

Die uralten Bäume starben, wie Menschen, vom Zufall in einem mitternächtlichen Wetter gebrochen, vom Blitze zersplittert, oder vom Alter unterwühlt. Sie stürzten, und tausend Blumen und wilde Kräuter wucherten aus ihren Leibern hervor, bis auch sie von den nachfallenden Blättern des Herbstes begraben wurden. Auf den Felsenkanten, die sich hier und da aus dem Dunkel des Waldes erheben, wohnten zu jener Zeit noch die Adler und riesigen Geier, und zur Winterszeit durchheulten ihn ganze Heerden von Wölfen, die sich aus den Gebirgen hierher verirrten. Die Hirsche und Rehe, die dazumal noch nicht bloß in umfriedeten Wäldern wohnten, weideten auf den Wiesen, die den düstern Wald wie glückliche Inseln in der Wildniß oft genug durchschnitten. Die schweigende Einsamkeit wurde noch nicht von so vielen Dörfern wie heutzutage gestört; nur einzelne Köhlerhütten, die nach vollbrachter Arbeit im Herbste wieder abgebrochen oder dem langsamen Verfalle preisgegeben wurden, Eisenhämmer und die Wohnungen der Jäger beherbergte der endlose Wald. In einer dieser Jägerwohnungen, die am Eingange einer Waldstrecke am Fuße eines Hügels lag und sich durch das sechszehnendige Hirschgeweih auf ihrem Dache schon von fern als solche ankündigte, wohnte damals ein alter, zerfetzter Veteran. Wie er einst auf die heidnischen Türken Jagd gemacht und die christlichen Gränzen Oesterreichs unter dem edlen Prinzen Eugen beschützte, so wollte er hier Bären und Wölfe bekriegen und das Revier seines Herrn und Kaisers vor dem Heidenvolke der Raubschützen bewahren. Aber es ging nicht lange so. Oft mitten in der Wildniß brach eine Wunde auf, die vor Jahren ein Damaszener Degen oder das gefeite Blei irgend eines Ungläubigen geschlagen hatte, oder überfiel ihn, schrecklicher als Bären und Wölfe, das Zipperlein, das er sich aus den dumpfen und kalten Nächten Bulgaria's mit heimgebracht hatte. Jetzt lag er zu Hause in dem hohen und großgeblümten Lehnstuhle mit verbundenen Armen und Beinen und schrie und fluchte bei jeder Bewegung auf die Türken, auf die Heiden, betrachtete wehmüthig

seine Büchsen, die thatenlos an den Wänden hingen, oder sang, wenn er guten Muthes war, mit alter zitternder Stimme sein:

Prinz Eugen der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wieder kriegen
Stadt und Festung Belgerad.

Der alte Förster wäre verloren gewesen, und Wilddiebe hätten im Revier seines Herrn und Kaisers eine tolle Wirthschaft geführt, wenn ihm nicht das Schicksal einen Helfer, oder besser eine Helferin beigegeben hätte, die ihn aller Sorgen enthob und für ihn alle Jägerpflichten erfüllte. Es war seine sechzehnjährige Tochter Nani. Sie war schön und stark und schlank und der beste Schütze auf dreißig Meilen in der Runde. Beim heiligen Johann von Nepomuk! sagen noch heute die Leute im Blanskywald, es muß ein herrlicher Anblick gewesen sein, wenn sie mit dem ersten Morgenstrahl aus dem Jägerhause trat, den braunen Spitzhut auf dem Kopfe, in den hohen Schnürstiefelchen, im kurzen grünverbrämten Rocke, die Jagdtasche an der Seite und die Büchse auf der Schulter dem Walde zuschritt und erst spät am Abend oder gar erst beim Mondenschein in ihre Wohnung zurückkehrte. Der braun und weiß gefleckte Hund sprang lustig an ihr auf und leckte ihr die Hände; aber die Hirsche und Rehe verkrochen sich, und, wie die Leute erzählen, die Vöglein in der Luft verstummten. Denn so schön auch die Nani war, so lag doch etwas auf ihrem Gesichte, was Thiere und Menschen erschreckte, denn es war etwas Ungewohntes auf einem Mädchenangesichte. Es war, als ob der düstere, ernste Schatten des Waldes mit all seinen Geheimnissen auf ihrem Gesichte für alle Zeiten stehen geblieben wäre. Sie lächelte fast ebenso selten, als der Strahl der Sonne durch den Blanskywald dringt. Wie sollte es auch anders sein? sagten die Leute; sechzehn Jahre alt, im Walde aufgewachsen, so viel Blut fließen gemacht, und sei es auch nur das Blut von Thieren! Und man weiß, wie viele Zauber im Walde wohnen, die das Menschenherz elend machen, wenn ihm nicht eine Rinde darüber gewachsen, wie über den Baum!

Vielleicht war Nani wirklich elend, aber sie wußte es nicht. Ihr war wohl, wenn sie in die Stille des Waldes trat, und einsam nur, wenn sie unter Menschen kam. Ihr war wohl, wo Andern bange gewesen wäre, wenn der Wind wie ein unsichtbarer Geist über die Bäume ging und diese ihre Wipfel neigten, wenn die Tropfen aus den Blättern und Nadeln weinend niederfielen, wenn sie der Eule ins Nest schaute, auch wenn ein stolzer Sechzehnender oder ein unschuldiges Reh mit gebrochenem Auge zu ihr aufschaute und zu ihren Füßen verendete. Sie sprach nicht viel; fast nur mit ihrem Hunde Paris, wenn sie zusammen ein schönes Stück Wild erlegt hatten. Zu Hause ließ sie sich schweigend von ihrem Vater Schlachten und Kriegszüge und vom Prinzen Eugen vorerzählen und warf nur manchmal ein Wörtlein darein vom Walde oder vom Wilde, oder sie murmelte: Warum bin ich kein Mann? — Dann lispelte sie leise hinzu: Ich will es sein, ich bin es! —

Aber seit einiger Zeit war Nani's Ruhe und Waldeinsamkeit auf eine sonderbare Art gestört. So oft sie in den Wald trat, wurde sie aus dem andern Reviere herüber mit Waldhorntönen begrüßt, die ihr auf wunderbare Weise ins Herz drangen. Es waren zwar nur alte Weisen, die das Horn blies, aber sie erschienen ihr doch neu und fremd, und es war ihr, als ob etwas Ungewohntes, wovon sie noch nie gehört, daraus hervorklänge. Es klang nach der Weise der kleinen Lieder:

Auf der grünen Wiese
Gehn Hirsch und Reh zur Weide,
Es hütet sie ein Jägerlein
Im grünen Jägerkleide.

Oder:

Auf der Prager Brücke
Wächst ein Rosmarin,
Kein Mensch begießet ihn,
Er wächst doch immer fort.

Ich werde dahin gehn,
Ich werde ihn begießen,
Und wenn er grün wird sprießen,
Werd' ich mein Liebchen holen.

Wie oft hatte sie diese Weisen selbst gesungen, aber nie hatten sie ihr Herz so wunderbar traurig ergriffen, als jetzt, da sie aus dem fremden Reviere durch die Waldnacht zu ihr herüberklangen, so lockend, so sehnsüchtig! Unwillkürlich ging sie eines Tages dem Schalle nach, bis sie an den Graben kam, der ihr Revier von dem fremden trennte. Hier hielt sie an, denn ein alter Bann lag auf der Gränze dieser Reviere, und kein Jäger durfte sie in Waffen und ohne Erlaubniß des andern Jägers überschreiten. Alte Streitigkeiten, die viel Blut gekostet hatten, waren die Ursache dieses Bannes, der von beiden Seiten wie ein böser Zauber gescheut wurde. Nani warf ihre Büchse ins Moos, vergaß, ans Wild und an die Wilddiebe zu denken, lehnte sich an einen Baumstamm und horchte hinüber nach den Hornklängen. Zu den Weisen, die da drüben klangen, sprach sie leise die Worte; es waren Liebesworte. Verwundert blickte Paris zu seiner Herrin auf, denn ihr Gesicht kam ihm heute ganz anders vor. — Nani wußte sehr wohl, woher die Töne kamen, hatte sie doch den schönen, blondhaarigen Jägerburschen schon oft jenseits des bekannten Grabens, die Büchse auf der Schulter, ganz nahe an sich vorüberziehen sehen. Er schwenkte stets den Hut mit bunter Feder oder schoß in die Luft, als ob es eine Freudensalve sein sollte, oder stieß ins Horn und ließ liebliche Melodien erklingen. Oft wenn sie über die Wiesen ging, sah sie ihn plötzlich auf einem Hügel des jenseitigen Reviers stehen, wie er sein Tuch flattern ließ. Nani lauschte lange, aber wie die Hornklänge immer näher und näher kamen, faßte sie ihre Büchse und floh eiligen Schrittes davon. Wie ein Seufzer verklang das Lied hinter ihr.

Es war spät geworden, und der Mond schien durch die Zweige. Nani stellte sich hinter einen Baum und wartete auf

den Auerhahn. Sie war an Waldnächte gewohnt,— doch war ihr noch nie so zu Muthe gewesen, wie heute. Wie hie und da ein Käuzchen krächzte, ein Vöglein aus dem Traume sprach, die Blätter sich im nächtlichen Winde bewegten — sie glaubte, sie alle zu verstehen. Es kam ihr vor, als wäre der Anstand auf den Auerhahn nur eine Ausrede, um eine Nacht ganz allein im Walde zuzubringen und wachend zu träumen. Manchmal war ihr, als hörte sie die gewissen Waldhornklänge. Da balzte der Auerhahn — Nani schoß, während sie das Waldhorn zu hören meinte, und fehlte. Das war ihr schon lange nicht geschehen, und mürrisch trat sie in das Jägerhaus.

Der Vater wunderte sich sehr, als er sie ohne Beute sah. Doch schwieg er darüber und sagte: Ich habe vom jungen Jäger aus dem Nachbarrevier einen Brief bekommen; er will dich zum Weibe! — Damit ich ihm die Jagdtasche flicke, während er im Walde pirscht, nicht wahr? lachte Nani und setzte hinzu: Für sich allein wollen sie die hohe Waldluft, ihr Weib soll zu Hause hocken und für sie kochen und ihre Kinder füttern! Ich bin ein Schütze wie Einer, und den Wald lasse ich nicht! Nichts da von einer Heirath! —

Doch stand sie noch selben Abends wieder lauschend an demselben Baume. Sie merkte es nicht, daß die Waldhornklänge immer näher und näher kamen und plötzlich vor ihr verstummten.

Darf ich hinüber? frug eine Männerstimme. Der Jäger stand drüben und war zum Sprunge bereit; seine Büchse hatte er ins Gras geworfen.

Nani fuhr erschrocken auf, faßte die Büchse, und auf den Jäger zielend, rief sie mit zorniger Stimme: Zurück, oder ich schieße!

Schieß zu, schöne Naninka! Keinen schöneren Tod wünsche ich mir! rief er — und schon sprang er über den Graben und lag zu ihren Füßen, die er mit beiden Armen umschlang. Paris mußte wohl erkannt haben, daß das kein feindlicher Ueberfall eines Wilddiebes war, und vertheidigte seine Herrin nicht, sondern

ſprang freundlich wedelnd um die Beiden und leckte bald Nani, bald dem Jäger die Hände.

Nani ſtand lange regungslos und ſtarrte mit finſterem Auge auf den Jäger nieder, während er flehend zu ihr aufblickte. Endlich faßte ſie ſich, riß ſich los und floh mit wilden Schritten in den Wald hinein, während der Hund ſich noch lange nicht von dem ſchönen Jäger trennen konnte, der der Fliehenden mit thränenden Augen nachblickte.

Nani war ſchon weit den Hügel hinabgeeilt, als ſie hinter ſich die Weiſe zu den Worten hörte:

Möchte gern nicht weinen
Und mein Herz nicht plagen,
Aber ſagt, ihr guten Leute,
Wer nicht möchte klagen!

Sie eilte immer tiefer in den Wald und ſchoß nach rechts und links, wo ſich immer ein Wild oder ein Vogel zeigte, aber immer vergebens. Ihre Hand zitterte, vor ihren Augen flimmerte es in unbeſtimmten Umriſſen, und ihre weitberühmte Kunſt war von ihr gewichen. Verzweifelnd eilte ſie unaufhörlich weiter, keuchend der Hund Paris hinter ihr, und ſie merkte nicht, daß es immer ſpäter und ſpäter wurde, und daß es ſchon Mitternacht war, als ſie auf der Halde ankam, die man die weiße Halde nannte, wegen der vielen weißen Waldblumen, die ſie im Sommer bedecken. Der Mond ſchien ſo ruhig herab und hüllte auch die dunkeln Tannen und Fichten, die die weiße Halde umſtanden, in ein ſchimmerndes Weiß. Hier wurde es Nani wohler zu Muthe, und matt und müde ſtreckte ſie ſich ins Gras, um auszuruhen. Aber welch ſonderbarer Zauber begann jetzt den Wald ringsum zu beleben! Als wäre es roſige Morgenſtunde und nicht Mitternacht, kamen die Vögel von allen Seiten geflogen und ließen ſich auf den Zweigen ringsum ſchaukelnd nieder und begannen zu ſprechen, und Nani verſtand jedes ihrer Worte.

Der Auerhahn sprach:

Wohl uns, daß Liebe deine Hand
Mit unsichtbarem Zauber band!
Nicht fürcht' ich mehr die Todeswunde
In meiner süßen Liebesstunde.

Nun kann ich vor der Morgensonne
Hinziehn zu meiner Liebeswonne,
Wo mir mein Weib entgegenlacht —
Heil, Liebe, dir und deiner Macht!

Die Taube sprach:

Und weher that, o glaube!
Das Todesblei der Taube,
Das mordend ausgesandt
So süße Mädchenhand!

Sie ist gemacht zum Kosen,
Sie pflücke rothe Rosen
Für ihres Liebsten Hut —
O Mädchen, bleibe gut! —

Die Lerche sprach:

O, bleibe gut, du Holde,
Und laß im Morgengolde
Mich zu den Wolken schwingen
Und Liebeslieder singen!

O Süße, wie die Schmerzen
Du jetzt in deinem Herzen
Mußt selig mit dir tragen —
O, laß von deinen Plagen! —

Der Falke rief:

Als wilder Falke schwing' ich
Mich zu dem Himmel auf,
Mit wilder Stimme sing' ich
Und ruf's zu den Sternen hinauf:

Der Liebe Heil, der Liebe,
Sie hebet mein Gefieder,
Die Liebe, ach die Liebe,
Sie gibt uns das Leben wieder!

Und alle Vögel des Waldes fielen ein in die Worte des Falken und wiederholten im Chor:

Die Liebe, ach die Liebe!

Nani, die bis jetzt vom Schrecken gelähmt im Grase gelegen und dem unheimlichen Zauber zusah und zuhörte, sprang auf und lief wie von Gespenstern getrieben weit fort von der weißen Halde und immer weiter, bis der Chor der Vögel: die Liebe, ach die Liebe! hinter ihr verhallte. Erst auf der Halde, die man des hohen üppigen Grases wegen die grüne nannte, machte sie Halt. Aber da begann der Zauber wieder, nur in anderer Gestalt. Aus den Büschen und Gräsern traten Hirsch und Reh, Häselein, Kaninchen und allerlei vierfüßiges Gethier des Waldes hervor, und auf den Zweigen sammelten sich die Eichhörnchen. Die Hirsche und Rehe, Hasen und Kaninchen stellten sich um sie im Kreise. Sie sahen traurig aus und neigten ihre Köpfe zu Boden. Auch sie begannen zu sprechen, jedes nach seiner Art.

Der Hirsch sagte: Dich rühren die Thränen meiner Augen nicht, im üppigen Glücke meiner Freiheit tödtest du mich! Ach! mein Geschlecht ist dazu verdammt, gehetzt, gejagt und grausam gemordet zu werden, aber nicht von Jungfrauenhand. Sieh, andere Jungfrauen gehen durch den Wald und liebkosen uns und sammeln süße Kräuter und bringen Brod, uns zu nähren. Du bringst uns den Tod! Aber anders als sonst blickt jetzt dein Auge. Du bist nicht mehr grausam, das Blei versagt dir, zu tödten, und das ist die Liebe!

Es sprach das Reh: Du hast die Mutter getödtet dem Kinde und hast das Kind heranwachsen lassen, um es auch zu tödten! Du weißt nicht, wie es ist, Mutter zu sein! Du hättest es nicht gethan! Denke nicht daran, wenn du einst Mutter bist, wie wir

blutend flohen zur verborgenſten Quelle des Waldes, um unſere Wunden zu waſchen und zu ſterben. Jetzt iſt Barmherzigkeit eingezogen in deine Bruſt, denn du liebſt!

Der Haſe und das Kaninchen ſprachen: Wir lebten auf ewiger Flucht vor dir, und kein Buſch konnte uns ſchützen vor deinem tödtlichen Blei. Nun biſt du gut geworden, ein Mägdlein wie andere. Wir ſegnen die Liebe in deinem Herzen.

Das Eichhörnchen ſprach: Ich werde wieder luſtig ſpringen können von Aſt zu Aſt, von Baum zu Baum; ich werde mich freuen des Sonnenſcheins und den Wald ſegnen, der mich geboren. Heil der Liebe in deinem Herzen, die deine harte Seele erweicht hat, daß du nicht verfolgſt die fröhlichen Thiere des Waldes! Heil der Liebe in deinem Herzen!

Und alle riefen im Chore nach: Heil der Liebe in deinem Herzen! Heil der Liebe!

Nani war es wie im Traume, aber ſie wußte nicht, ob es ein böſer Traum war oder ein guter. Mit Gewalt raffte ſie ſich zuſammen und eilte flüchtigen Schrittes wie von Geſpenſtern verfolgt von dannen, weiter, immer weiter, bis ſie auf die Halde kam, die man die ſchwarze nannte, des dunklen Grundes wegen, der von einem Waldbrande herkommen ſollte oder auch von der Aſche, die die böſen Weiber in gewiſſen Nächten hier ausſtreuten, wenn ſie mit den unheimlichen Geiſtern im Walde Zuſammenkunft hielten. Aber ärger als aller Zauber war, was Nani hier erwartete. Denn plötzlich kamen die Raubſchützen aus den Gebüſchen hervor, umringten lachend die Jägerin, die ſie ſonſt fürchteten, und ſangen mit höhniſchem Tone ununterbrochen fort:

Des Schützen Aug ſei fein und ſcharf,
Und ſeine Hand muß ſicher ſein,
Und ſüße, weiche Liebe darf
Ihm nicht ins Herz hinein!
Denn Liebe machet feucht die Augen,
Und zitternde Hände mögen nicht taugen!

So singend, verfolgten sie Nani durch den Wald, indem sie sie umringten und ihren höhnischen Gesang mit lautem Gelächter und schmetternden Waldhornklängen begleiteten. Große Thränen des Zornes traten in ihre Augen, und wie von Verzweiflung gejagt, sprang sie über Büsche und Hecken tief hinein in den dichtesten Wald, bis das Gelächter weit hinter ihr verscholl. Weinend und händeringend warf sie sich ins Moos und verhüllte die Augen, um, wenn etwa ein neuer Zauber beginnen sollte, ihn nicht zu sehen.

Da hörte sie ein leises, heiseres Kichern neben sich. Hi, hi, hi, junges Blut, warum so verzweifelt? Ei, ei, starke Nani, stolze Jägerin, wer wird es sich vom Zauber des Waldes und von der Liebe so arg anthun lassen! Still, kleine Nani! Du warst immer gut gegen mich, dieweil mich die Andern fliehen und als böse Hexe ausschreien. Du hast mir erlaubt, im Walde die Wurzeln auszuroden, Reisig zu sammeln und Streu für meine Ziege, und Erdbeeren zu pflücken. Komm, ich will dir helfen! Den Keim der Liebe will ich in deinem Herzen tödten, daß du wieder scharf blickst wie der wilde Falke und die Büchse hältst wie der beste Schütze des Waldes. Denn die Liebe macht die Augen feucht und die Arme zitternd und bebend. Komm, kleine Nani, ich will dir helfen, daß du gefeit seist für alle Zukunft! —

Die so zu ihr sprach, war die alte Barka aus dem Dorfe, ein kleines uraltes Weiblein, das man für eine Hexe hielt. Sie nahm Nani bei der Hand und führte sie bergauf, bergab, in ein tiefes, felsumschlossenes Thal, das von dunklem Schweigen bedeckt war. Kaum daß man das Rauschen der Tannen, die auf dem Felsen ringsumher standen, in seinem Grunde hörte. Die alte Barka schlug mit ihrer Krücke an den Felsen, daß eine dicke Schicht wie morsches Gemäuer niederrollte. Aus dem weißen Gesteine, das jetzt sichtbar wurde, sprangen nahe bei einander drei helle, silberne Quellen mit lieblichem Gemurmel hervor. Sie hüpften hinab ins Thal, wo sie sich in einen schönen klaren

Bach vereinigten und mit Geplätscher, leuchtend im Mondenlichte, weiterliefen. Nani war es, als hörte sie süße Kinderstimmen aus dem Bach und aus den Quellen ihren Namen rufen.

„Jetzt schieße in die erste Quelle, dann in die zweite, dann in die dritte, wenn du ewig frei und jung und schön bleiben willst! Du brauchst auch nicht erst zu laden!“ — Nani legte an, aber ihr Hund Paris sprang heulend an ihr hinauf und zerrte an ihrem Aermel, als ob er sie verhindern wollte an dem Ungeheuren, das sie zu begehen Willens war. Die Alte schlug ihn mit ihrer Krücke auf den Kopf, daß er zusammensank und sich ächzend zu den Füßen seiner Herrin krümmte. — Schieß zu! rief sie, oder dich wird der Zauber und der Hohn der Menschen und Thiere ewig verfolgen! Deine rothen Wangen werden fahl und blaß werden, deine Augen werden verglühen wie Sumpflicht, dein Haar wird grau und todt wie Flachs, und dein stolzer Leib wird zusammenbrechen wie ein morscher Baum. Der Schuß befreit dich von der Liebe des Jägers und von allen Qualen des Mutterseins!

Der Schuß ging los, ein Schrei, wie der Todesschrei eines Kindes, durchdrang die Nacht, und der Quell, der eben wie Silber leuchtete und so lieblich murmelte, quoll roth wie das Blut aus einer Wunde und klang so hohl und dumpf wie das Lallen eines Sterbenden. — Noch einmal sprang der Hund Paris auf und umsprang mit Geheul seine Herrin. Aber Nani wie bewußtlos schoß noch zweimal. Jedesmal erscholl der Sterbeschrei, und alle drei Quellen flossen jetzt roth wie Blut aus dem Felsen. Fort war das liebliche Murmeln, tonlos dumpf flossen die Quellen und der Bach dahin. — Jetzt ist dein Leib gefeit! sprach die Alte. Jeder Keim des Lebens und der Liebe ist in dir getödtet, jetzt geh hin! —

Als Nani heim kam beim Morgengrauen, lag ihr Vater, der alte Förster, im Sterben. Weh mir! rief er ihr entgegen, wo bist du so lange geblieben in dieser bösen Nacht? Mir war's, als ob ein dreifacher Schuß durch mein Herz dränge — Das hast du mir gethan! Alle meine Wunden brachen auf! — — —

Als Nani der Leiche ihres Vaters zur Kirche und zum Kirchhofe folgte, da ging der junge Jäger vom andern Revier neben ihr. — Weh dir, Nani! lispelte er ihr ins Ohr, siehst du nicht, daß die Steine vor dir sich aufthun wie Wunden und bluten, und daß das Gras hinter dir verdorrt? Nur ich sehe es, weil ich dich liebe. Weh dir, Nani! — Ich gehe in den Krieg gegen die Ungläubigen und will für den heiligen Glauben kämpfen, um für dich zu büßen! —

Als sie an die Kirche kam, schlug die schwarze Thür vor ihr von selbst zu, die heiligen Bilder zwischen den Säulen kehrten sich um mit den Gesichtern zur Wand, und als sie der Pfarrer mit geweihtem Wasser besprengte, da fielen die Tropfen von ihr ab wie Blutstropfen.

Und als der neue Förster kam und sie die Wohnung verlassen mußte, bat sie ihn, daß er ihr erlaube, im Walde zu wohnen. Und sie zog ihre Jägerkleider aus, legte ein hartes Gewand an und ging in den Wald zu den drei blutigen Quellen und baute sich dort eine Hütte aus Moos und altem Holze und wohnte daselbst. Alltäglich, des Morgens früh und des Abends spät, betete sie vor den Quellen und bat sie um Verzeihung, daß sie sie, die Ungeborenen, getödtet hatte. Denn sie wußte sehr wohl, daß es ihre Kinder waren, die sie einst hätte gebären sollen. Und in jeder heiligen Nacht und an jedem Ostermorgen und immer, wenn ein Jahr um war nach jener bösen Nacht, hörte sie die drei Quellen weinen gleich drei Kindern. Oft auch sah sie über den drei Quellen drei Lichtlein schweben. Da pflegte sie sich hinzuwerfen aufs Gestein und zu beten und zu weinen, oder sie verzweifelte an der Gnade Gottes und gab alle Hoffnung künftiger Vergebung auf. Sie verfluchte ihres Leibes Schönheit, die nicht von ihr weichen wollte und in so üppiger Blüthe stand wie vor jener Nacht im Walde, da die Thiere zu ihr sprachen und das alte Weib sie zum Bösen führte. Nur in ihrem Herzen fühlte sie sich altern und merkte, wie ihre Kräfte schwanden trotz der äußern Blüthe ihres Leibes.

Aber die Kenntniß der Kräuter, Pflanzen und Blumen und der ihnen inwohnenden Kräfte, die sie in ihrem Waldleben gelernt, benutzte sie zur Bereitung heilsamer Balsame für Verwundete und wohlthuender Getränke für allerlei Kranke. Diese trug sie dann in die Häuser der Hülfsbedürftigen, und mit den Salben und Balsamen zog sie in den Schluchten des Gebirges umher, um zu helfen, wo irgend ein Wanderer auf den gefährlichen Wegen ihrer bedurfte. Der Name der wilden Jägerin wurde immer mehr vergessen, und man nannte Nani nur noch die gute Frau im Walde oder auch die heilige Waldfrau, und wo der Hund Paris sich zeigte, da wußte man auch, daß Hülfe für die Kranken und Verwundeten nicht mehr fern war.

So waren sieben volle Jahre verstrichen, und die Nacht kam, die siebente seit jener unheilvollen. Die Quellen weinten trauriger als sonst und jammervoller — aber noch trauriger und jammervoller lag Nani vor ihnen und betete und schlug die Brust. Siehe, da kam ein Mann in Soldatentracht matt und müde den Berg herabgekrochen. Er blutete aus vielen Wunden und sank kraftlos vor Nani's Füßen nieder. Heilige Frau! sprach er mit geschlossenen Augen, sie rühmen deine geweihte Kunst. Sieh, ob du meine Wunden, die ich im heiligen Kampfe erhielt und die ob altem Leide in diesem Walde wieder aufbrachen, wieder schließen kannst! — Nani blickte ihm ins Antlitz und erkannte beim Lichte des Mondes das gramgebleichte Gesicht des Mannes, der sie einst geliebt hatte. Sie trug ihn mit Schmerzen hin zu den Quellen, um seine Wunden zu waschen, aber wie sie die Hand in die Wellen streckte, um das barmherzige Werk zu vollbringen, sieh, da wurden diese krystallklar wie sonst, das dumpfe, traurige Klagen hörte auf, und die Quellen rieselten mit lieblichem Gemurmel dahin. Nani erkannte, daß ihre Erlösung gekommen war. Mit ausgestreckten Armen sank sie an den Geliebten hin, der verklärt lächelte, sich erhob und mit ihr in Einem Kusse verschied. —

## Achtes Kapitel.

An wie viel Böses und Trauriges auch die Obtschover schon gewöhnt, wie sehr sie auch seit Besetzung des Meierhofes, der sie beherrschte, jede Stunde auf neue traurige Ereignisse gefaßt waren — so überkam sie doch ein panischer Schreck, überlief sie doch ein ungewohntes Grauen, als sie des Morgens nach dem Walde blickten und dort am äußersten Baume die Leiche Hynek-Cöleſtins erblickten, die im Morgenwinde sanft bewegt hin und her schaukelte. Sie erzählte ihnen, wie sehr es Peter Buresch mit seinen Kriegsartikeln und seinem Kriege ernst sei, und gab ihnen die Ueberzeugung von der Unerbittlichkeit des Raubschützen. Sie konnten ihre Blicke nicht abwenden von des gehenkten Laienbruders sanftem und traurigem Gesichte. Es war nicht verzerrt und entstellt, sondern neigte sich friedvoll und wie schlummernd auf die rechte Schulter, was die Sage, welche einige Tage später sich verbreitete, nur bestätigen konnte, daß seine Begleiter und Henker ihm barmherzig erst eine Kugel durchs Herz jagten, bevor sie ihm die schimpfliche Todesart des Hängens anthaten. Spät erst kamen einige Bursche zur Besinnung, schlichen sich am Meierhofe vorbei hinaus an den Baum und befreiten ihn von seiner Last, während Männer und Weiber aus der Ferne zusahen und Peter Buresch verwünschten, daß er es gewagt, Hand zu legen an Einen, der ein halber Priester gewesen. Sie riefen des Himmels Flüche auf ihn herab, und alte Weiber wagten sich bis an den Eingang des Meierhofes und prophezeiten vor den Augen und Ohren des Ungarmichels das gleiche Schicksal seinem Herrn und Meister. An das kleinere Unglück Zdenko's, an seine

Gefangenschaft, dachten sie im Angesichte des Todes nicht, nach Art der Bauern, die nur das Fertige und Vergangene beurtheilen, aber es nicht lieben, von einer Thatsache auf die andere zu schließen.

Nur Einer that es, und dieser Eine war Zdenko's Vater. Der alte Mika hatte schon in der Nacht die Gefangennehmung seines Sohnes erfahren — er wälzte sich im Grase seines Gartens und weinte und jammerte, ohne einen Augenblick den Gedanken an die Rettung seines einzigen Erben aufzugeben. Als man ihm beim ersten Morgengrauen die Nachricht brachte, daß am Eingange des Waldes eine Leiche hänge, sprang er schreiend auf und eilte händeringend hinaus, um nachzusehen, ob es nicht sein Sohn sei, den die Duschniker hingerichtet hatten. — Wie sehr auch Zdenko und Cöleſtinus an Gestalt und Antlitz verschieden waren, mußte er doch mehrmals hinsehen, um sich zu beruhigen, denn so bald er die Augen abwandte, malte ihm seine Angst den eigenen Sohn dahin, wo der arme Laienbruder im Morgenwinde sich wiegte, und das schien ihm eine traurige Prophezeiung Dessen, was morgen geschehen könnte, wenn er nicht Alles that, um es abzuwenden. Erst als sie die Leiche Hynek-Cöleſtin's hereinbrachten, ging er etwas ruhiger nach Hause. Es mußte etwas geschehen — aber er wußte nicht, was. Die Anzeige machen? Er hatte Zdenko versprochen, es nicht zu thun, und das Versprechen schien ihm jetzt heilig, da Zdenko für ihn ein Sterbender war. Mit schwankenden Schritten und gebeugten Hauptes ging er in der Stube auf und ab, von einem Winkel zum andern, dann von der Thüre zum Fenster, dann wieder im Kreise herum — schob die lange, rothe Tafel des Tisches bei Seite, um sich einen neuen Weg zu machen, als ob er fürchtete, auf seine früheren Schritte zurück zu kommen — dann blieb er im Winkel hinter dem Ofen stehen und lehnte müde die heiße Stirne an die kalten Ziegel — dann wieder lehnte er sich mit dem Rücken an, als ob er sich wärmen wollte, und schüttelte sich vor Frost. Mehrere Male nahm er die Feder zur Hand, glättete

das Papier, begann zu schreiben und schob plötzlich das Schreibzeug wieder zurück und sprang auf und fing seine Reise durch die Stube aufs Neue an. Er zog mehrere Bücher aus dem Schranke, schlug sie auf, starrte gedankenlos hinein — warf sie wieder zu und in den Winkel und lief von Angst getrieben hinaus in den Garten. Da hörte er die lustigen Stimmen der Duschniker aus dem Meierhofe — die Sonne leuchtete so hell, die Vögel sangen so frisch — er konnte es nicht ertragen und lief zurück ins Haus, die Treppe hinauf auf den Boden. Matt und müde blieb er vor einer alten, bestaubten Kiste sitzen. Die Gedanken waren ihm ausgegangen. Ohne zu wissen, was er that, hob er den Deckel auf und sah in den leeren Raum der Kiste und bückte den Kopf immer tiefer und starrte den staubigen Boden an und ließ den Blick unverwandt in einem Winkel hangen, als ob er die Spinnen dort beobachtete, die er doch gar nicht sah. Der Bauernadvokat war muthlos und plötzlich alt und gebrochen. Eine dumpfe Stimme wiederholte immerwährend in ihm: des Kontraktes wegen, des Geldes wegen hast du's so weit gebracht — hast du beide Söhne ermordet — du bist Schuld daran! Der Angstschweiß stand ihm kalt auf der Stirne, während das Blut heiß und pochend durch die alten Adern rannte. Endlich sprang er auf. Er schüttelte den Kopf, der von der gebeugten Stellung schwer geworden und in dem es düster summte und brummte, sah ins Sonnenlicht, streckte sich mit Gewalt und ging ruhigen Schrittes wieder hinab in die Stube. Offenbar hatte er sich wieder gefaßt, war er zu einem Entschlusse gekommen. Er nahm seinen langen, mit silbernen Knöpfen besetzten Rock aus dem Schrank und zog ihn an, setzte die grüne Sammtkappe auf und darüber den großen, breitkrämpigen Filzhut, der hinten aufgeschlagen war, nahm das lange, mit Quasten verzierte spanische Rohr in die Hand und ging hinaus durch den Garten und hinter dem Dorfe herum nach dem Walde — durch die Duschniker Vorposten durch — ernst, würdig, gravitätisch — daß sie ihn nicht aufzuhalten wagten — zu Peter Bureſch.

In der That, wie er dahin schritt durch den Wald, neu gesammelt, mit frisch zusammengeraffter Kraft nach überwundenen Stunden des dumpfsten Schmerzes, der noch in ihm nachzitterte und das bleiche Gesicht mit sanfter Röthe bedeckte — lag eine gewisse Würde auf ihm, die Ehrfurcht einflößte. Nicht der verschmitzte, feine Bauernadvokat, der seine Umgebung zu benutzen wußte, war er in diesem Augenblicke; nicht den Spekulanten und Handelsmann verrieth sein Gesicht — es war der Vater, der dahin ging, seinen Sohn zu retten, bereit, jedes Opfer zu bringen, bereit zum Schwersten: sich zu erniedrigen, zu unterhandeln mit einem Menschen, der außer dem Gesetze stand, mit einem besitzlosen Abenteurer, mit einem Wilddiebe, auf den er herabsah; ja bereit, seine Kniee zu umklammern und ihn anzuflehen, das Leben seines Sohnes, den Erben seines Namens großmüthig und gnädig zu verschonen — und endlich war es der Vater, der dahinging, sich den bewußten Stolz zu retten, jenen Stolz, den nur der Bauer und der Adel kennt und der den mittleren Klassen unbekannt ist, der Stolz des festen Besitzes, des Sitzens auf eigenem Grund und Boden, der auf Jahrhunderte zurückweist und hoffnungsreich und sicher Jahrhunderten entgegenblickt. Der alte Mika ging hin, seinen Majoratserben zu retten, ausgerüstet mit Aufopferungslust, mit Stolz und mit Liebe. So war er schön und würdig anzusehn, denn aller Stolz und alles bessere und weichere Gefühl, das er jetzt in sich trug, drückte sich in jedem Schritte, in jedem Blicke, in jeder Bewegung, in der ganzen Gestalt des alten Mannes aus. Denket an Priamus, den einst stolzen, nun gebeugten und hinfälligen König, den Gemahl der „schlotterichten Königin" Hekuba, der dahin geht, den Sohn, wenn auch als Leiche, vom stolzen Peleiden zurückzufordern!

Die Duschniker, durch deren Reihen er ging, grüßten den alten Mika unwillkürlich, anstatt ihn aufzuhalten. Man begreift's, daß sich die Obtschover von Dem regieren lassen — sagten sie, ihm nachsehend, um sich vor sich selbst zu entschuldigen,

da sie einen gewissen Respekt vor dem Feinde in sich aufsteigen fühlten. Selbst Peter Buresch stand bei seinem Herannahen vom Stein auf und ging ihm entgegen. Der alte Mika ging abseits an einen alten Steinhaufen, der von Brombeer- und Himbeerstauden bewachsen war, setzte sich in den Schatten und winkte Peter Buresch, ein Gleiches zu thun.

Peter Buresch fühlte sich einen Augenblick ebenso wie jene beherrscht durch die trauernde Würde und den gedankenvollen Ernst des alten Mika und gehorchte unwillkürlich. Mehrere Minuten saßen sie in Schweigen versunken neben einander; Peter, niederblickend aufs Gestein und die Eidechslein beobachtend, die zu seinen Füßen hin und her schlüpften; Mika, seinen langen Stock gerade vor sich hinhaltend und das Kinn auf den Knopf gestützt, betrachtete prüfend die harten Züge seines Gegners. Doch konnte die Herrschaft, welche der Alte über den Raubschützen ausübte, nur kurze Zeit dauern. Schnell besann sich Peter Buresch und sagte sich, daß es nicht Zeit sei, vor den grauen Haaren, vor dem ernsten Gesichte seines Feindes, der offenbar mit ihm zu unterhandeln kam, allzugroßen Respekt zu haben. Er fragte sich: ist es nicht der Bauernadvokat, der vor dir sitzt? — der Freund und der Günstling der Beamten? der Schreiber und Käufer verwickelter Prozesse? — der Spitzbube, vor dem man auf jedem Pferdemarkt auf seiner Hut sein muß? der Geizhals, der in Strümpfen alte Kronenthaler sammelt? Wie einen Schild gegen das Uebergewicht des alten Bauernadvokaten, holte er aus dem kältesten Winkel seines Herzens das kälteste, spöttischste Lächeln hervor und schob es vor sein Gesicht, das er in einem unbewachten, schwachen Augenblicke ehrfurchtsvoll gezeigt hatte. Der alte Mika, der ihn errieth, ließ sich dadurch nicht stören und begann mit fester, gehaltener Stimme, in welcher der innere Kampf der letzten Stunden nur noch leise nachzitterte, also:

Peter Buresch, du hast meinen Zdenko gefangen, als er in der unschuldigen Absicht kam, sein Schwesterlein zu holen.

Ja, das that ich! antwortete Peter kurz.

Was denkst du mit Zdenko anzufangen? —

Was ich mit ihm und Liduschka, eurer Tochter, anfangen werde, hängt von Euch ab, Richter Mika.

Du wirst doch nicht so wahnsinnig sein, deine Kriegsartikel auf sie anwenden zu wollen? —

Gewiß werde ich so wahnsinnig sein. Hynek-Cölestinus, der arme Junge, den ihr schändlich mißbraucht habt und um den es mir in meiner Seele leid thut, hat euch gezeigt, daß ich mit meinen Kriegsartikeln Ernst mache — ich werde es um so mehr mit dem einzigen Sohne und Erben meines Feindes.

Peter Buresch, fuhr der alte Mika in gleich ruhigem Tone fort, du weißt, daß ich dich in meiner Hand habe. Du weißt, daß ich weiß, daß du baierisches Geld und baierische Waffen bekommen hast und noch bekommst. —

Ich weiß es — ich weiß, daß Ihr mich in Eurer Hand habt, daß Ihr einige Kompagnien gegen mich könnt marschiren und mich hängen lassen wie einen Hund — darum ist es gut, daß ich auch Euch in meiner Hand habe, und schwöre es Euch bei Allem, woran Ihr glaubt, daß, sobald ich erfahre, daß Ihr den geringsten Wink nach Prag gegeben, ich meinen Wink gebe, und Euer Sohn hängt am nächsten Baume. —

Der arme Zdenko, der Schuld daran ist, daß nicht schon jetzt das hohe Landesgubernium die Anzeige in der Hand hat? — seufzte Mika, und es lag ein Ton des Vorwurfs in seiner Frage.

Ich weiß es, antwortete Peter, und es thäte mir leid um ihn, er ist ein guter, braver Junge, aber die Sünden der Väter werden an ihren Kindern gestraft, und Jeder muß sich seiner Haut wehren, und bittere Rache ist süß.

Der alte Mika schwieg. Ein schwerer Seufzer hob seine Brust, den er vergebens niederzuringen strebte. Er begann am ganzen Leibe zu zittern, und der Stock, den er bisher wie eine Stütze krampfhaft umklammert hielt, entfiel seinen Händen. Er legte sein Haupt, um es zu stützen, an die Steine und glitt mit dem

ganzen Körper, den er nicht mehr schien bemeistern zu können, tief hinab, so daß er gegen seinen Willen wie ein Flehender zu Füßen Peter Bureschs lag. Sein ganzer Stolz war dahin. Er breitete die zitternden Arme aus und rief: Gib mir meinen Sohn wieder und nimm mein Haus und meine Felder! Keine Axt soll mehr an euren Wald gelegt werden, das schwör ich dir bei der heiligen Jungfrau vom heiligen Berge, und sollte ich als Bettler, verachtet und gedemüthigt, von Dorf zu Dorfe ziehen, bis ich hinter irgend einer Hecke mein elendes Leben aufgebe, wie ein herrenloser Hund — nur daß der unglückselige Streit um den Wald ein Ende habe!

Peter Buresch lächelte. Dein Haus, deine Felder — sprach er — kann ich nicht brauchen, ich bin der Heimatlose und will kein Eigenthum, das sich an meine Verse hänge, und um den Wald, das weißt du, handelt es sich auch nicht mehr. Auch bin ich kein Menschenverkäufer und will weder mein Leben erkaufen, noch das Leben deines Sohnes verkaufen. Er ist mir ein gutes Pfand, daß du dich nicht rührst und zum Verräther werdest an deines Gleichen bei den Beamten und Herrn. Doch gibt es ein Mittel, ihn zu retten. Schließe dich uns an!

Der alte Mika schüttelte traurig den Kopf.

Das kann ich nicht — sagte er leise, doch entschieden, ohne sich lange zu besinnen.

Schließe dich uns an — wiederholte Peter Buresch dringend — geh mit uns, alter Bauernadvokat! Sieh, ich gebe den Bauern das Vertrauen auf ihre Kraft, du, der Mann des Gesetzes, der alte Bücher liest, wirst ihnen das Vertrauen auf ihr Recht geben, das sie noch nothwendiger brauchen. Was hast du zu fürchten? Mit dir gehen alle Dörfer jenseits des Waldes — so sind wir stark genug, den Anschluß der Bauern aus dem ganzen Brdywalde abzuwarten. Die geschundenen Unterthanen der kaiserlichen Herrschaften im Blanskywalde werden uns mit Jubel zustürzen und mit ihnen die Schaaren von Eisenarbeitern und Kohlenbrennern der Pirglitzer und Fürstenbergischen Wälder, die

ausgehungert sind, daß sie Baumrinde mahlen und Brod daraus backen. So wird es hinaufgehen bis Pleß und Joachimsthal zu den magern Bergleuten. Wir alle haben einen Halt an Baiern, das uns den Rücken deckt — ebenso wie die Chlumetzer Bauern, aus alter Zeit unruhige Köpfe, an Preußen. Zeige ihnen nur die Schlösser mit ihren Schüttböden und die Klöster mit den verborgenen Schatzkammern, und du wirst sehen, wie sie uns zustürzen zu Tausenden, unwiderstehlich und gewaltig, und das Alles, während die Kaiserlichen mit hundert Feinden sich zu schlagen haben. Wenn jemals eine Zeit da war, Recht und Rache zu nehmen am übermüthigen Herren- und Beamtenpack oder den Blutegeln von Pfaffen, so ist es jetzt. Und haben die Bauern nicht Recht? Fühlst du nicht die Nothwendigkeit, alter Mika, dir auch einmal Recht und Rache zu verschaffen? Dich aller Lasten und Hudeleien abzuthun? Schämst du dich nicht vor deinem Ackergaul, der sich bäumet, wenn du ihm einen Schlag zu viel gibst?

Das kann ich nicht! — wiederholte Mika wie zuerst mit hängendem Kopfe, mit demselben Tone der Stimme; und mit einer Art von Stolz fügte er hinzu: Ich bin ein Mann des Gesetzes. Wenn mir ein Unrecht geschieht, setze ich mich hin und schreibe und setze Alles klar auf und mache meine Eingabe an das Amt — und wenn ich einen Bescheid bekomme, der mir nicht behagt, fange ich von vornen an, setze meine Schrift noch klarer auf, berufe mich auf die Gesetze und gehe durch die Instanzen. Es geschieht mir auch selten Unrecht — denn ich stehe gut mit den Beamten und weiß mich auch an ihnen zu rächen. Ich führe auch einen Krieg — ich liege auch im ewigen Kampfe, aber immer mit dem Gesetze in der Hand, und ich gewinne mehr als die Herren und Beamten — ich arbeite nicht, ich betrüge sie, ich mache Lieferungen und bekomme zehnmal so viel von der Kaiserin zurück, als ich ihr an Steuern zahle, und die Herren und Beamten, vor denen ich mit dem Hute in der Hand stehe, sind erbärmliche Hungerleider neben dem alten Mika. — Das ist mein Krieg — sehe Jeder, wie er sich helfe — Jeder hat seinen Kopf — Mancher

nur seine Arme — doch steht Jeder auf eignen Füßen. Ein anderer Krieg — das ist wider meine Natur. Und mit Preußen und Baiern mich einlassen, das ist gegen die Anstammung, gegen die Kaiserin, das ist wider das Recht — wir gehören den Habsburgern.

Gehören? — schrie Peter Buresch, indem er aufsprang. — Angehören? — keinem Menschen gehöre ich an — erst wenn mich Einer todtgeschlagen, gehöre ich ihm an, früher wehre ich mich. Und was das Recht und die Anstammung betrifft, kannst du dich beruhigen. Ich weiß, was man in Baiern weiß, von Urkundenfälschung und Diebstahl, und daß, wenn es nach der alten Geschichte von Urkunden und Erbschaften gehen sollte, wir jetzt dem Baier angehören müßten, und nicht dem Oesterreicher.

Das sind Dinge, die wir nicht wissen können und die wir nehmen müssen, wie man sie uns sagt, und über die wir nicht disputiren können, Peter Buresch — ich bin gekommen, dich um meinen Sohn zu bitten.

Geh mit uns, und du sollst ihn haben — rief Peter ungeduldig.

Ich kann nicht! seufzte Mika, indem er aufstand.

So sollst du auch deinen Sohn nicht haben!

Hilf mir Gott! seufzte Mika — du versprichst mir aber, ihn zu schonen?

So lange du nicht die Anzeige nach Prag machst.

Ich schwöre es dir, rief Mika. —

So kannst du ruhig sein, antwortete Peter — er bleibt mir nur als Unterpfand deines Schwures.

Lebe wohl! sagte Mika und ging waldeinwärts. Wie er den Rücken wandte, verwandelte sich auch der Ausdruck seines Gesichtes. Die Trauer, die Würde, der Stolz waren verschwunden — ein schlaues, boshaftes, kluges, mit sich selbst zufriedenes Lächeln bedeckte es. Ich habe dir nur geschworen, murmelte er, die Anzeige nicht nach Prag zu schicken — dummer Dieb. Ich heiße nicht umsonst der Bauernadvokat!

Aber seine ganze Heiterkeit gewann er erst, als er wieder in

Hemdärmeln auf seiner Stube am Tische saß und, die Feder in der Hand, einen großen Bogen vor sich, zu schreiben begann:

„An die ehrwürdigen Väter von der heiligen Gesellschaft Jesu im Kloster zu Oborschischt.

Ehrwürdige und heilige Väter!

Sintemalen ich schließlich und Ergebenst gefertigter Bauer und Dorfrichter von Obtschov beides bin, ein treuer und Unterthänigster Knecht, Bauer und Unterthan Ihrer Mächtigsten Majestät der Kaiserin, als wie auch ein allergetreuester Sohn, Mündel und Knecht der Allerheiligsten Kirche und Ihrer Priester und Diener, meiner Herren und Gebiether, als Leiter zum Seelenheil und Ewigen Leben — als welchen mich alle Beamten und Herren, so wie auch viele Atteſtate und Zeugnisse hinstellen und als welchen mich auch die Heiligen Väter von der Gesellschaft Jesu Nicht leugnen werden — nehme ich mir in Ersterbender Unterwerfung und Demüthiglichkeit die Erlaubniß, Eure Hochwürden Eine Besondere anzeige zu machen, von einer Spetzies Facti, als welche sich seit mancher Zeit im Lande zuträgt.

Eure Hochwürden Heilige Väter: Es hat sich nämlich so zu sagen ein Ereigniß aufgethan im Dorfe Duschnik und in dem ganzen Thal am Bache der Litawka, als welches Ereigniß ein wahrhaftiges Factum und Gewaltige Awanture und Felonie wenn nicht schon ist, in Baldiger Frist werden Kann und Wird. Indeme im besagten Dorfe Duschnik noch nicht besagter Peter Bureſch, ein Wilddieb und Verwogener, im ganzen Böhmerwalde Verrufener Pursch, sich als Anführer nennt und nichts anderes ist, als wie ein Gottesleugner, welcher die Heilige Jungfrau vom Heiligen Berge wie alle andern heiligsten Heiligen Verachtet und auch den Weltlichen Autoritäten, Magistraten, Richtern, Beamten, Herrschaften bis auf die Höchste Kaiserin hinauf nicht den geziemenden, schuldigen, Ersterbenden Respekt beweist, Sondern vielmehre wie die Heiligen Diener der Kirche ebenfalls verachtet und despektirt, als Nicht ziemlich ist und gesetzlich — ja und

endlich sich sogar zur Uiberfülle mit dem Feinde Ihrer Majestät der Kaiserin verbunden, mit dem Churfürsten von Baiern Gnaden zum Zweck und Mittel einen Gewaltigen Krieg und Aufruhr sammt Rebellion im Böhmerlande zu Erregen als man seit Zizkas Zeiten nicht gesehen, ebenfalls die Klöster und heiligen Kirchen zu Zerstören, Güter unter tummes Pauernvolk zu vertheilen, wie schon alles in alten Zeiten da gewesen, von den Herrschaften zu befreien, wozu Alles benamster Peter Buresch bairisches Geld in Hülle und bairische Waffen in Fülle gewißlich erhalten hat, was ich Alles durch Eid und Zeugen und durch den Duschniker praven Pauern und Angesessenen Martin Kinnich eidlich niederlegen als auch beichten kann, nach Eur Hochwürden Wunsch, Befehl Ermessen oder begehren.

Denn es ist sothanes Ereigniß mehr denn als eine gewöhnliche Pauernprügelei und hat schon viele junge Leben dahingerafft, gleich wie in einem wahrhaftigen Kriege auf Befehl Peter Bureschs durch Blei, Strick und Gefangennehmung. Nicht kann ich verschweigen, daß ganz sicherliche Nachrichten besagen wie viel benamster Peter Buresch die Helviten und Verspotter Unserer Heiligen Religion aus dem Dorfe Ribnik, in der Nähe vom Kloster Eur Hochwürden hat allenfalls und gleichmäßig Aufgefordert mit ihm zu ziehen und zu rauben, was sie wahrscheinlichst befolgen werden, ich aber nicht bestimmt weiß. Dieses Alles habe ich klar Aufgesetzt zu Euer Hochwürden der Heiligen Väter gnädigen, weisen und Heiligen Ermessen und Beachtung, was Sie damit anfangen wollen, ob Beachten oder Verwerfen nach Ihrer Weisheit und Göttlicher Einsicht uns zu bewahren vor der Strafe, oder Hinzugeben als sündige menschen der Geißel welche uns und unseren Herrschaften und Glauben heraufzieht als eine schwarze Wolke, wie es sich geziemt und es Pflicht für einen Treuen Diener Ihrer Majestät und einem frommen Knecht der Kirche als welcher ich sterben werde

Martin Wenzeslaus Mika
Dorfrichter von Obtschov."

Ueber dieſe Arbeit war es Abend und dunkel geworden. Doch trotz der Dunkelheit ſaß der Bauernadvokat noch lange da und betrachtete mit ſelbſtgefälligem Lächeln den großen beſchriebenen Bogen, ſchob ihn weit von ſich, um ihn aus der Ferne zu bewundern, oder hielt ihn nahe vor die Augen, um ihn genau zu prüfen, und freute ſich, wie ſchön ſich die ausgemalten Anfangsbuchſtaben und wie würdig ſich die Schrift im Ganzen ausnahm. Hinter dieſer kleinen Eitelkeit des Schönſchreibers verſteckt aber lag der Stolz des Advokaten, der Stolz auf ſeine Klugheit. Wie vorſichtig und wie aufreizend zugleich hatte er nicht Alles angedeutet, was er andeuten wollte; wie klug hob er Alles hervor, was die Brüder Jeſuiten aufbringen mußte, und wie klug vor Allem ſtellte er ſich ſelbſt als loyalen Unterthan und frommen Chriſten hin! Der klügſte von allen aber war der Urgedanke, ſich an die Jeſuiten zu wenden. Sie werden mit einem Worte ſchneller eine Prager Kolonne in Bewegung ſetzen, als er, der arme Dorfrichter, es mit hundert Anzeigen, Eingaben und Bittſchriften vermocht hätte! Ihr Einfluß begann zwar, wie man allgemein wußte, bei Hofe und Regierung etwas abzunehmen, aber mit deſto größerem Eifer werden ſie eine Gelegenheit ergreifen, ſich der Regierung ergeben zu beweiſen — ſich als die Hüter der Ruhe und Ordnung hinzuſtellen; und mit welcher Geſchicklichkeit werden ſie aus der Duſchniker Maus von einem Aufſtande einen Elephanten von Bauernrebellion machen!

So meditirte Mika, ſo lange er noch einen Buchſtaben ſeiner Schrift ſehen konnte, dann ſtand er auf, um den Kantor zu holen, den er auserſehen hatte, ihn als ſeinen Geſandten mit der Schrift nach Oborſchiſcht zu ſchicken.

Der trat eben ein, aber verdrießlich aufgeregt.

Da ſitzeſt du, unſer Richter, rief er grollend, und weißt nicht, was da draußen vorgeht und welche neue Gefahren ſich über unſerem Haupte zuſammenziehen. Die Helviten, die Ribniker Ketzer, marſchiren wirklich und ſind die Bundesgenoſſen von Peter Bureſch. Sie haben ſich Waffen verſchafft und rückten heute

plötzlich vor das Oborschischter Kloster, um Gott weiß welche kirchenschänderische Geschichten auszuführen. Zum Glück hatten die heiligen Väter Jesuiten den gerechten Geruch und besetzten das Kloster noch zur guten Zeit mit den Oborschischter Bauern und jagten die Ketzer zurück.

Das ist ja gut! sagte Mika, der daran dachte, daß nun seine Schrift doppelten Glauben finden werde, und sich freute, daß die Jesuiten mit in den Handel gezogen und zu seinen unfreiwilligen Bundesgenossen gemacht seien.

Ja, es wäre gut — fuhr der Kantor fort, wenn sich die Ketzer nicht zwischen dort und Obtschov gelagert hätten, um sich mit dem Ungarmichel aus dem Meierhof zu vereinigen und mit ihm vereinigt das Kloster zu stürmen und dann mit Feuer und Schwert gegen uns und unsere Freunde zu wüthen.

Das ist nur darum traurig, antwortete Mika nachdenklich, weil wir nun vom Kloster abgeschnitten sind und mein Brief schwerer dahin gelangen wird. Du wirst einen großen Umweg über Liha und die Bukowaner Wälder machen müssen.

Ich? — rief der Kantor erschrocken — die heilige Jungfrau bewahre mich! Wenn sie mich erwischen, hängen sie mich gewiß. Jedes Kind kennt mich in der Gegend, und wenn sie mich sehen, wissen sie gleich, daß es sich um was Wichtiges handelt, und fangen mich auf, und weil ich so halb und halb auch ein Diener der heiligen katholischen Kirche bin, hängen sie mich gewiß. Nein, Richter, ich gehe nicht.

Nun, wen soll ich denn schicken? Es ist Gefahr im Verzug — der Brief muß noch heute fort.

Irgend einen unschuldigen, unverfänglichen Menschen, dem man es nicht zutraut, daß er vom Bauernadvokaten an die Jesuiten geschickt wird. — Halt — sieh da! rief plötzlich, wie über einen guten Gedanken erfreut, der Kantor, dort sitzt dein Bote und kaut eine Rübe.

Er deutete mit der Hand hinaus auf eine Hausschwelle mitten im Dorfe, wo vom Monde beschienen der tolle Honsik saß

und ruhig im Bereiche der Flinten des Ungarmichels ſein einfaches Abendmahl zu ſich nahm. Siehſt du, fuhr der Kantor fort, wie er jetzt ſo ruhig daſitzt, während kein anderer Menſch ſich hinauswagt und es den Duſchnikern im Meierhofe nicht einfällt, ihn zu ſtören? eben ſo ungefährdet kann der mitten durch die Ketzer gehen. Den hält kein Menſch auf, denn keinem Menſchen fällt es ein, daß er was Vernünftiges zu verrichten habe.

Der alte Mika lächelte ſchmerzlich. Sollte er ſeine ſo weiſe Schrift einem Wahnſinnigen anvertrauen? ſeine ſo wichtige Unterhandlung mit dem mächtigſten Orden der Welt durch einen ſolchen Boten ſo ſehr herabwürdigen? Aber er würdigte die Gründe des Kantors und fügte ſich der Nothwendigkeit.

Der Brief war bald gefaltet und mit einem großen Siegel und dicker Aufſchrift verſehen, und der tolle Honſik war bald inſtruirt. Er lächelte blödſinnig zu Allem und ſchüttelte den Kopf, was Verſtändniß bedeuten ſollte, und machte einen großen Freudenſprung und jauchzte, als man ihm ein köſtliches Frühſtück im Refektorium in Ausſicht ſtellte. Was waren dagegen alle Gefahren, vor denen man ihn warnte! — er lachte toll auf, wenn man ihm von Hängen ſprach. Die Hundstage waren ja nahe, und es begann zu kochen und zu gähren in ſeinem Gehirn. Die verborgenen und verſteckten Umwege, die man ihm empfahl, kannte er alle und verſprach murmelnd, ihnen zu folgen. Er ſchob den dicken Brief unter das Hemd und eilte über Hecken und Umzäunungen davon. Die Duſchniker im Meierhofe, die ihn ſo dahin laufen und ſpringen ſahen, ſagten: der tolle Honſik beginnt ſchon ſeine Wanderungen, wir werden bald ſehr heiße Tage bekommen.

In derſelben nächtigen Stunde läuft, auf denſelben nächtigen und verborgenen Wegen, oder vielmehr kreuzt ſie ein anderer, holderer, ſchönerer Bote — wenn er etwas flinker iſt als der tolle Honſik, ſo begegnen ſie ſich gewiß, was gefährlich werden könnte. Nun, ſo werden ſie ſich begegnen, denn der andere, ſchönere, holdere Bote ſchwebt dahin wie ein Luftgeiſt — kaum daß ſich die

Gräser unter seinen Füßen neigen; die Gebüsche, durch die er schlüpft, säuseln nur, als ob sie ein Vogel im Fluge mit seinem schwachen Flügel gestreift hätte. Es ist, als ob der schönere Bote an den Mondstrahlen hinlaufe, angezogen von ihren magischen Kräften, während sich der Andere wie ein Eber ebenfalls eilig und schnell, aber plump durch das Dickicht arbeitet. — Wer kann laufen wie Lunetta? Sie ist der Bote Peter Bureschs und läuft dahin, um den Ketzern, die unsern dem Kloster lagern, zu sagen: „Seid brav, Brüder Ribniker! Morgen muß das Kloster genommen sein, denn es ist ein fester Punkt, und wir haben dann drei feste Punkte: den Meierhof, das Kloster — und ich selbst nehme in derselben Nacht das hochgelegene Schloß von Hluboschtrotz der fürstlichen Leibwache. Wir beherrschen dann den ganzen Wald und strecken unsere Hand aus über die Schlösser von Ginetz, Horschowitz u. s. w. und über alle Klöster des weiten Brdy- und Blanskywaldes. Beeilet euch, denn der Verrath hängt über unsern Häuptern! Was ihr im Kloster erbeutet, gehört euch, und die Kirche, die man euch in Ribnik zu bauen verwehrt, wird sich aus katholischem Klingelbeutel gut aufführen lassen. In drei Tagen vereinigen wir uns!"

Lunetta wiederholt sich die Botschaft ihres Herrn und Meisters, um ja keine Sylbe zu vergessen, und so murmelnd läuft sie immer weiter. Wie sie aber bei Dol über eine Hecke setzt, will eben von der andern Seite wieder Einer herüber. Im Sprunge sehen sich die Beiden an und erkennen einander. Lunetta erschrickt — sie hat eben die Worte wiederholt: „Verrath hängt über unsern Häuptern." Der tolle Honsik lächelt. Er weiß sehr wohl, daß Lunetta zu Peter Bureschgehört, auch daß sie sein Spion ist — wie er von seinen Streifereien überhaupt Vieles weiß — er wußte es schon, als Lunetta im Dorfe war, aber er sagte nichts, weil er überhaupt nichts sagt. Er sagt auch jetzt nichts und eilt dem Befehle gemäß weiter.

Nach einigen Sprüngen schlägt er eine wilde Lache auf und sieht sich nach Lunetta um, die ihrerseits auch ihm nachsieht. Der

tolle Honsik kann nicht umhin — Ha, ha! lacht er noch einmal, und mit triumphirender Schadenfreude hebt er mit der einen Hand hoch einen Brief empor und droht mit der andern. Dann läuft er wieder weiter. Lunetta ahnt nichts Gutes. Sie sieht ihm nach und überzeugt sich, daß er gegen das Kloster zu läuft. Schnell entschlossen ihm nach — mit wenigen Sätzen über Hecken, Gesträuch und Feldraine hat sie ihn erreicht.

Wohin eilst du, toller Honsik? fragte sie gebieterisch.

Klosterfrühstück! wiehert der tolle Honsik.

Lunetta springt ihn an, wie eine wilde Katze und faßt nach dem Briefe. Entreißt sie ihn dem tollen Boten, so wird sie zu fliehen wissen — und der Arme ist um sein Klosterfrühstück. Aber ein gewaltiger Faustschlag auf die Brust wirft sie zurück ins Gebüsch, wo sie regungslos liegen bleibt.

# Neuntes Kapitel.

Mit welch gleichmäßiger Klugheit haben die heiligen Väter von der Gesellschaft Jesu überall ihre Behausungen gebaut! Jedes Kloster eine kleine Festung, von geistigen und steinernen Mauern umgeben. Jedes Kloster ein regelmäßiges rechtwinkeliges Viereck, dessen drei Seiten vom Wohngebäude gebildet sind, an welches sich als vierte Seite die Kirche anschließt. Der innere festgeschlossene viereckige Raum, der so entsteht, ist in einen Garten umgewandelt, auf welchen nur die Fenster der inneren langen, dunkeln, geheimnißvollen Gänge blicken und der jedes profane Auge ausschließt. Ein solcher Raum, ein solcher Garten ist nothwendig. Dann kommt der scheinbar nicht nothwendige Garten, der bloß der Obstzucht wegen da zu sein vorgibt und sich fast rings um das ganze Kloster zieht. Aber seine Mauern sind hoch, fest und sicher. Die Mauern endigen auf der einen Seite vor der Pforte des Klosters, auf der andern vor der Kirchenfaçade, welche stolz und herausfordernd in die weltliche Welt hinausblickt. Aber vor der Klosterpforte ist noch durch Mauern ein Hof gebildet, welcher, wenn es Noth thut, auch durch ein Thor geschlossen werden kann. Nur der Raum vor der Kirchenfaçade, mit den stolzen, breiten, hohen Kirchentreppen, ist frei. Die Heiligen in den Nischen und auf dem Steingeländer der Treppe sind ganz gute Schildwachen. Die äußere Gartenmauer ist wo möglich von einem Flusse oder Teiche auf einer oder zwei Seiten bespült. Es ist ein Zufall, daß das Kloster just da am Wasser und nicht anderswo gebaut ist. Auch ist es ein Zufall, wenn es mit dem Hintertheil an irgend einem steilen Abhange steht, wie eine alte Burg, was

man gewöhnlich nicht bemerkt, wenn man es da anſieht, wo es zur Anſicht herausfordert, an der vordern Seite. Außerdem liebt es die eine Seite, die nicht vom Waſſer beſpült iſt oder nicht auf einem ſteilen Abhange ſteht, ins leere Nichts hinaus zu ſehen, wo weder Dorf- noch Stadthäuſer ſtehen, kurz wo man ganz unbeobachtet iſt, oder gar wo ſich ein Gehölz, ein Wald, ein Gebüſch anſchließt. Da iſt gewöhnlich eine kleine unſcheinbare Pforte angebracht, von der es heißt, daß ſie faſt nie geöffnet wird. Durch dieſe Pforte können Beſuche einkehren, weltliche und geiſtliche, können Boten abgeſchickt und empfangen werden, ohne daß es eine Seele im Dorfe oder in der Stadt nur ahnet. So iſt jedes Jeſuitenkloſter, wie wir ſagten, eine kleine Feſtung, die zwar keine lange Belagerung aushalten, aber einen möglichen Feind doch wenigſtens ſo lange aufhalten kann, bis man Bücher, Papiere, Schätze oder andere dem weltlichen Auge nicht gut thuende Dinge entfernt hat.

So war auch das Jeſuitenkloſter von Oborſchiſcht gebaut. Es hatte zwar keinen Fluß, aber auf der rechten Seite einen großen breiten Teich, um die Fiſche darin zu erhalten, die man doch an den vielen Faſttagen braucht — und hatte keinen Abhang, ſondern einen kleinen Wald, der ſich rückwärts dicht an die Gartenmauer anſchloß, und eine Kirchenfaçade, die glänzend, bunt, von heiligen Bildern mit vergoldeten Strahlenkronen dicht beſetzt, und mit einer hohen, breiten, weißen Treppe weit hinaus glänzte ins chriſtliche Land.

Auf all den Herrlichkeiten von Heiligenbildern, Nimbuſſen, Säulen und Säulchen, gemalten und ungemalten kleinen, achteckigen, bleieingefaßten Scheiben, aus denen die hohen runden Fenſter beſtanden, ſpielten vergoldend die Morgenſonnenſtrahlen, daß die Kirchenfaçade ausſah wie eine große, künſtlich gearbeitete Goldmonſtranz, die der Pfaff vor ſich herträgt am Frohnleichnamstage. Drin brummte die Orgel und tönte das Glöckchen des Miniſtranten, denn die heiligen Väter Jeſuiten ließen ſich durch den ketzeriſchen Feind nicht ſtören in ihren frommen Ver-

richtungen. — Uebrigens hatte sich der ketzerische Feind jenseits eines Gehölzes bis gegen Langlhota, ungefähr eine Stunde weit gegen Obtschov, zurückgezogen, und das Kloster war von gläubigen Bauern besetzt.

Die Frühmesse war zu Ende, die Gläubigen verließen die Kirche, Weiber und Kinder bekreuzten sich und gingen mit Verachtung an der Gestalt vorüber, die draußen auf der Treppe lag, denn die Gestalt war eine Zigeunerin, war Lunetta.

Sie hatte ihren Auftrag bei den Ribniker Helviten bestellt und folgte dann ihrem klugen Instinkte zum Kloster, um zu sehen, ob sie nicht hier Peter Bureisch und seinen Verbündeten, den Helviten, nützen könne, denn Peter Bureisch hatte ihr aufgetragen, zu thun, was sie für gut halte, und, wenn nöthig, auch ein wenig zu spioniren. So lag sie da, ermüdet von der nächtlichen Wanderung und dem Kampfe mit dem tollen Honsik und doch wachsam und aufmerksam, so zu sagen, mit einem schlafenden, einem wachenden Auge, die Gelegenheit zum Handeln erwartend. Man hatte ihr den langen, hagern, bleichen und schönen Pater Quirinus bezeichnet, als den Mann, der bei dem hohen Alter des Superiors des größten Ansehens im Kloster genieße und dessen Angelegenheiten leite. Wenn es ihr nur gelänge, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen!

Ein Blick in die Kirche sagte ihr, daß er eben die Messe celebrirte. Warte, bis er vielleicht herauskommt!

Der letzte Gläubige war eben die Treppe hinabgegangen. Lunetta streckte sich auf eine der mittleren Stufen hin, zog den einen kleinen, im rothen Pantöffelchen steckenden Fuß zurück, zeigte aber den andern um so deutlicher, indem sie ihn die Stufe hinabhängen und seine schöne volle, doch zarte Form sehen ließ, was das kurze Röckchen nicht verhinderte. Dann schob sie das Tuch vom Kopfe, ließ die dicken schwarzen Locken herabhängen, legte beide Hände unter den Nacken und that, als ob sie schliefe, unbekümmert um die Sonnenstrahlen, die ihre blassen braunen Wangen mit einem sanften Roth überzogen und auf den feinen

schwarzen Brauen glänzten. So erwartete sie den schönen, hagern Pater Quirinus.

Er ließ nicht lange auf sich warten. Lunetta hörte deutlich, wie die lange Kutte das Schiff der Kirche entlang schlurfte und sich näherte. Er muß in tiefe Gedanken versenkt einhergegangen sein, denn er merkte das Hinderniß nicht, das ihm im Wege lag, und trat gerade auf die Hand, die sich ihm entgegenstreckte, während die Schlafende sich eben umwendete — wobei ihr ganzer Leib einer ringelnden Schlange oder einer sanften Welle glich. Erschrocken sprang der Pater Quirinus zurück.

Aber die Zigeunerin muß sehr schlaftrunken sein, denn sie merkt gar nichts, holt tief Athem, wobei sich ihre schöne Brust so gewaltig hebt, daß sie das dünne Sammetleibchen zu sprengen droht, und schläft weiter.

Ueberrascht sieht Quirinus auf die Erscheinung nieder. Wie schön ist sie! Er kann den Blick nicht von ihr wenden. Er sieht sich um, er ist allein. Sachte schiebt er mit dem Fuß das Ende des Tuches zurück, das das halbe Gesicht Lunetta's verdeckt. — Welche liebliche, kindliche Ruhe — welche Brauen, welche Locken! — So steht er einige Minuten.

Dann plötzlich wendet er sich — er will durch die Kirche und Sakristei auf seine Zelle zurück.

Aber noch einmal möchte er die langen Wimpern sehen, die sich auf den blassen Wangen so schön abzeichnen. Pater Quirinus malt in seinen Mußestunden und will sich den Effekt merken. Aber während er sich abgewendet, hatte die Schlafende wieder das Tuch über das Gesicht geworfen — der Pater versucht es wieder mit dem Fuße. Es geht nicht, die Schläferin hatte sich zu fest verhüllt. Er muß sich bücken und es mit der Hand versuchen.

Da erwacht die Zigeunerin. Rasch erhebt sie den Oberleib, reibt sich die Augen und blickt lächelnd zum erschrockenen Pater auf. Er hat sich schnell gefaßt und eine strenge Miene vor sein Gesicht geschoben. Lunetta läßt sich nicht stören, blickt immer schelmischer und beginnt zu kichern, während sie ihre Kleider in

Ordnung zu bringen sucht und ihr Kopftuch mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit wie einen Turban ums Haupt windet.

Im schönen blassen Pater Quirinus beginnt es zu kochen. Doch bleibt er ruhig und streng. Er steckt die rechte Hand in die Brustfalte der Kutte und beißt sich die Lippen, ohne von Lunetta nur einen Blick wegzuwenden. Nach einer langen Pause erst fragt er mit fester Stimme:

Wer bist du?

Eine arme Zigeunerin, wie Ihr seht, ehrwürdiger Herr!

Und du läufst so allein in der Welt herum, ohne Mutter und Brüder? —

Ganz allein, frei wie der Vogel in der Luft — ohne Mutter und Brüder.

Wie wagst du es, unglückselige Heidin, dich so ehrfurchtslos hierherzulagern vor die heilige Kirche? —

Eine unglückselige Heidin? — ei, hochwürdigster Herr, ich bin eine ganz richtige gute Christin.

Du bist getauft? —

Allerdings und von einem schönen, jungen Pater Jesuiten, der auf Befehl Ihrer Majestät der Kaiserin auf der Debreziner Pusta in Ungarn umherzog, um unglückselige, heidnische Zigeuner zu bekehren.

Bei euch unglücklichen Zikani ist selbst die Kraft der heiligen Taufe oft verloren, und auch du scheinst mir eine schlechte Christin.

Prüfet mich, ehrwürdiger Herr, fraget mich aus, und wenn ich nicht das Pater Noster und Ave Maria und den Katechismus auf ein Pünktchen auswendig weiß, so will ich von jetzt bis Ostern kein Huhn wieder stehlen.

Der Pater Quirinus versank in einiges Nachdenken. Scharf prüfend sah er die Zigeunerin an, als ob er mit seinen Blicken ihre innersten Gedanken durchdringen wollte. Immer wollte er sprechen, immer hielt er wieder inne. Lunetta blickte immer schelmischer, kicherte wieder und verhüllte ihr Gesicht mit beiden

Händen. So sprach sie halb leise vor sich hin: Ja, Hochwürdiger Herr, prüfet mich — Ihr seid ein so schöner hochwürdiger Herr, daß ich alles Vertrauen zu Euch habe.

Schweig! rief der Pater Quirinus — aber bald fügte er hinzu: Nun gut, so folge mir, ich will dich auf die Probe stellen.

Und so eilte er, ohne Lunetta weiter anzusehen, mit großen Schritten über den Hof der Klosterpforte zu. Lunetta hüpfend und schwebend ihm nach. Pater Quirinus zog einen Schlüssel aus der Tasche und steckte ihn sachte in das Schlüsselloch, sichtbar behutsam und vorsichtig. Doch hörte es der aufmerksame Bruder Pförtner, der kleine, dicke, glatzköpfige Frater Procopius, und eilte hinaus, selbst zu öffnen. Ein weinstrahlendes gutmüthiges, unschädliches Mondgesicht. Quirinus stampfte verdrießlich mit dem Fuße.

Wen habt ihr da? — rief der Bruder Pförtner verwundert.

Einen Sack voll Neuigkeiten für eure Chronik, rief schnell gefaßt Quirinus, indem er auf die Zigeunerin zeigte.

Wie gütig seid Ihr, sagte der Frater Procopius, Ihr sorget immer für mich, denn Ihr seid weise und sehet ein, wie nothwendig es ist für Mit- und Nachwelt, daß jedes Kloster seine Chronik und die Chronik der Umgegend schreibe. Unser Orden war ja immer die Heimat aller Wissenschaften. Was würde aus der Geschichte ohne Klosterchronik! Unser heiliger Orden hat der Welt schon große Theologen und Philosophen gegeben, wie Mariana, und Dichter, wie Baldus oder wie der Barde Sined, der eben jetzt zu unserem Ruhme und Preise blüht — die Welt soll unserem Orden auch einen großen Chronikenschreiber verdanken! Ihr wißt es, daß ich nur aus Liebe für die Chronikschreiberei den demüthigen Posten eines Pförtners angenommen habe, der ich doch Kellermeister oder Archivar sein könnte, nur weil man an der Pforte, zwischen der profanen und geistlichen Welt sitzend, Alles besser erfährt, was die Menschen thun und treiben, und was einmal vortreffliche Geschichtsquellen gibt.

Der Chronist wollte sich eben an Lunetta wenden, um sie

auszufragen, als sie wie überrascht ausrief: War das nicht der tolle Honsik, der eben Holz in die Küche getragen hat? Also ist er glücklich angekommen mit seinem Briefe vom alten Mika? —

Was weißt du davon? — fragte Quirinus erstaunt.

Komme ich doch eben aus Obtschov, antwortete Lunetta, wo ich beim Richter übernachtet habe. Der alte Mika ist sehr besorgt, ob sein Brief richtig angekommen, oder ob er von den Ribnikern aufgefangen worden ist. Zigeunerin, sagte er zu mir, suche so viel als möglich darüber zu erfahren und bringe mir Antwort. Du bist unverdächtig und kommst als Zigeunerin überall durch, während der tolle Honsik sich am Tage nicht zurückwagen kann.

Gut, sagte Quirinus, folge mir. Ich muß mit dir darüber sprechen — fügte er laut hinzu — Bruder Procopius, ich schicke dir sie in einigen Minuten wieder herunter.

Sie gingen die Treppe hinauf am großen Kruzifix vorbei und durch einen langen Korridor.

Unglücklicher Weise rief eben die Glocke ins Refektorium zum Frühstück. Aus allen Zellen kamen die Mönche hervor und sahen erstaunt oder lächelnd den Pater Quirinus und seine Begleiterin an. Pater Quirinus machte ein verdrießliches Gesicht, das sich auch nicht veränderte, als er mit Lunetta allein war in seiner Zelle. —

Du mußt sogleich wieder fort, denn ich muß ins Refektorium.

Aber der alte Mika? —

Hast du nicht gelogen in Allem, was du von ihm sagtest? —

Gelogen? — rief Lunetta verwundert — seid Ihr nicht jetzt wie mein Beichtvater, mein schöner Beichtvater, und ich werde lügen?

Das Gesicht des Mönches heiterte sich plötzlich auf. Ein tiefer Seufzer hob seine Brust, ein milder Zug, von einer gewissen Sehnsucht melancholisch angehaucht, umzog seinen Mund, während die Augen glühend auf Lunetta ruhten.

Gutes Kind! murmelte er — den Brief vom alten Mika

— er nahm ein Papier vom Tiſche und trug es zu einem Schranke, wo er es ſorglich verſchloß — aufmerkſam folgte ihm Lunetta und merkte ſich wohl das Schiebfach, in das er den Brief legte — den Brief vom alten Mika habe ich erhalten. Sage ihm, der Bote gehe ſchon heute oder ſpäteſtens morgen nach Prag ab.

Ich werde es wohl ausrichten, mein ehrwürdiger Vater.

Aber du mußt wieder kommen und mir ſagen, ob der alte Mika nichts mehr zu beſtellen hat — ſagte Quirinus lächelnd, indem er ſich Lunetta näherte und beide Hände zitternd auf ihre dicken Locken legte. Auch muß ich dich noch katechiſiren — fügte er lächelnd hinzu.

Ja wohl! — antwortete Lunetta mit undurchdringlicher Einfalt.

Sei nicht närriſch! — murmelte Quirinus und drückte den ſchönen Kopf an ſeine Bruſt. — Du biſt ſo hold, ſo mild, ſo ſchön — wie liebe ich die Heiden!

Die Heiden? fragte Lunetta.

Ja, die Heiden! rief Quirinus. Fort, und heute Nacht, um Mitternacht kommſt du wieder, um mir Antwort zu ſagen vom alten Mika und nebenbei, was die Ribniker zu thun gedenken, wenn du etwas davon erfährſt. Auch wenn du nichts erfährſt und der alte Mika dir gar nichts zu ſagen hat — Du wirſt durch die hintere Pforte am Walde hereingelaſſen. Schlag zwölf wird ſich die Thüre aufthun, und ich werde dich erwarten.

So, haſtig ſprechend, drängte ſie Quirinus zur Thüre hinaus und eilte mit ſchnellen Schritten hinab ins Refektorium, während Lunetta unten vom Pfaffen Procopius, dem Chronikenſchreiber, aufgefangen wurde.

Halt da, kleine Hexe, — rief er — du entgehſt mir nicht. Nicht eher thue ich dir die Thüre auf, als bis du aufs Kleinſte erzählt, was du in Obtſchov und Duſchnik geſehen haſt, wie Viele ſie ſchon todtgeſchlagen haben, wie der Teufelsburſche, der Peter Bureſch ausſieht, welche Pläne er hat, welche dumme

Sagen sich die Bauern von ihm erzählen u. s. w. u. s. w. Ihr Zigeuner seid ja die verfluchtesten Spione und wißt immer am Besten, was in der Welt vorgeht.

Er führte Lunetta in seine Zelle hart an der Eingangspforte, auf die er durch ein kleines Fensterlein blickte, nahm eine Feder in die Hand und setzte sich vor ein großes Buch, das weißblättrig vor ihm auf dem Tische aufgeschlagen war, und machte sich bereit, zu schreiben.

Lunetta nahm sich vor, dem frommen Pater Chronisten Mancherlei aufzubinden, ohne sich lange aufhalten zu lassen, und begann kurz und geläufig zu erzählen:

Peter Bureſch ist ein zwei Klafter hoher Mann, der so lange Arme hat, daß er einen Stein aufheben kann, ohne sich zu bücken. Man sagt, er habe am Hinterkopf unter dem Haar versteckt noch ein Auge, womit er sehen kann, was hinter ihm vorgeht. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, aber Das weiß ich, daß er nach hinten eben so gut schießt wie nach vornen, und niemals fehlt. Das kann freilich auch von den verzauberten Kugeln kommen, die er sich in der Türkei geholt haben soll.

Schöne liebliche Sagen, murmelte lächelnd Bruder Procopius, während er sich bemühete, Alles genau aufzuschreiben — schöne liebliche Sagen, volksbeliebte Uebertreibungen, die sich in einer Chronik ganz gut ausnehmen; taugen gar nichts als Quellen für den Geschichtsschreiber, sind aber sehr charakteristisch. Was weißt du weiter, liebes Kind?

Peter Bureſch soll sich dem Teufel verschrieben haben.

Das ist gewöhnlich, ist nicht neu und versteht sich fast von selbsten, sagte der Chronist. Was weißt du von seinen Gefechten?

Nichts, als daß er drein geht, als ob er kugelfest wäre.

Und von seinen Plänen, fragte Procopius, immer weiter schreibend.

Daß er die Armen reich und alle Bauern frei machen will.

Der Dummkopf! lächelte der Bruder — weiter, weiter!

Weiter weiß ich nichts, auch muß ich jetzt fort mit Aufträgen vom Pater Quirinus; aber wenn Ihr mir erlaubt, wieder zu kommen, hochwürdiger Herr, so verspreche ich, Euch so viele Geschichten über die Duschniker und Obtschover mitzubringen, daß Ihr ein ganzes Buch davon vollschreiben könnt.

Du bist ein gutes Kind, sagte Procopius, komme, so oft du willst und kannst, ich will dich auch für deine Mühe belohnen und dir einen Rosenkranz schenken, den der heilige Vater selbst geweiht hat. Komm morgen um diese Zeit wieder.

Das wird wohl nicht gehen, ehrwürdiger Vater, die ganze Gegend ist von den Ribnikern überschwemmt, und die könnten leicht bemerken, daß ich zu oft ins Kloster komme. Aber heute Nacht will ich wieder kommen.

Kind, Kind! wo denkst du hin, rief der ehrwürdige Pater, wie kann ich ein weibliches Wesen in der Nacht ins Kloster lassen und gar durch die Hauptthür? Das ist gegen alle Regel!

Ihr lasset mich nicht zu Euch, Ihr lasset mich zum Pater Quirinus, dem ich Botschaft zu bringen habe — sagte Lunetta beruhigend.

Zum Pater Quirinus, das ist was Anderes, der ist so viel wie unser Superior und kann Alles erlauben.

Und in Kriegszeiten ist Alles erlaubt — fügte Lunetta hinzu.

Ja, ist Alles erlaubt — wiederholte Bruder Procopius noch immer bedenklich und öffnete Lunetta die Thüre und widersprach nicht, als sie hinaushüpfend noch zurückrief: Also heute Nacht, um Mitternacht, poche ich mit tausend Neuigkeiten an diese Thüre!

Tausend Neuigkeiten! murmelte der Pater — was sind die Zigeuner so brauchbare Leute! — Schade, daß sie haufenweise getauft werden, sie werden, fürchte ich, dadurch wie andere Leute ungeschickt und unbrauchbar.

Die arme Zigeunerin hatte an dem Tage viel zu thun und zu laufen. Zuerst lief sie auf großen Umwegen, um nicht von Oborschischt aus bemerkt zu werden, zu den Ribnikern, um ihnen zu sagen, daß sie sich für heute Nacht bereit halten sollen, daß

sie einzelne Leute über Oborschischt hinaus auf die Prager Straße schicken, um den Boten aufzufangen, der etwa von den Jesuiten an die Regierung geschickt werden könnte, daß sie thun, als ob sie den Plan auf Oborschischt aufgegeben und sich auf Obtschov zurückzögen, um sich mit dem Ungarmichel zu vereinigen. Dann lief sie wieder den weiten, weiten Weg nach Hluboschˇ, wo sie Peter Bureschˇ schon im Schlosse der Fürsten Schönborn zu finden hoffte, sie hatte ja die halbe Nacht von dort feuern gehört. Sie täuschte sich nicht — schon von ferne sah sie die Wachen ihres Herrn und Meisters vor dem Dorfe ausgestellt, vom Thurme wehte die Fahne, die sich die Duschniker gemacht hatten: auf rothem Felde grob gemalt ein mächtiger Dreschflegel und rings herum die Inschrift: „Gleiche Schläge und gleiche Frucht!"

Es war ein harter Kampf, den Peter Bureschˇ hier zu bestehen hatte. Der Fürst Schönborn, obwohl er selbst längst vor den Bauern und Franzosen geflohen war, hatte doch seine Leibgarde, das Zeichen seiner Fürstlichkeit, hier im Schlosse zurückgelassen, um es zu bewachen, denn er liebte es wie seinen Augapfel. Er hatte es auch zu einem wahren Zauberschlosse umgewandelt, nach dem Geschmacke der damaligen Zeit. Es war voll von wunderbaren Maschinen, unsichtbaren Thüren, die nur der Eingeweihte zu öffnen verstand, geheimen Gängen, fliegenden Treppen, Fallthüren, Wasserkünsten, Bächen, die mitten durch Saal und Schlafgemach murmelnd zogen; ein See und Bäder hoch oben im dritten Stock; mitten im Schlosse, wo man einen Saal zu finden hoffte, eine wilde Felsengegend mit Schluchten und Abgründen, Wasserfällen und Quellen. Gleich daneben, nur durch eine durchbrochene Grotte getrennt, ein paradiesischer Garten aus Asien mit Palmen, Kaktus und Lotos. Das Alles von wunderbarer unerklärlicher Musik durchweht, wenn man unversehens auf eine kaum bemerkbare Feder trat oder diese und jene Blume berührte, oder sich in diese und jene Laube setzte. Draußen im Garten von Baum zu Baum Saiten gespannt, die

der Wind durchbebte, melancholiſche Töne hauchend. Unter Schloß und Garten, wo man Keller ſuchte, geheimnißvolle Gemächer mit Altären, Vorhängen und allerlei Zieraten aus Aegypten und mit den Handwerkszeichen des Maurers, Kelle, Hammer, Zirkel, Blei und Winkelwage, über den Thüren das Dreieck, das Symbol der Gleichheit, das ſich allerdings in Geſtalt und Abſicht ſehr unterſchied von dem Zeichen der Gleichheit auf der Fahne der Duſchniker Bauern.

Die Bauern hatten viel zu ſehen und zu ſtaunen. Dort ſaßen ſie in dem großen gewölbten Saal im Garten und lachten und wunderten ſich, wie man an dem einen Ende ganz deutlich hörte, was man am andern Ende nur leiſe flüſterte. Der Schloßverwalter mußte alle Waſſerkünſte ſpringen laſſen, und ſie badeten in den Seen, Bächen und Baſſins unter Palmen, Lotos und Kaktus. Ebenſo mußte der Schloßverwalter die unſichtbare Muſik ſpielen laſſen in allen Sälen und Thürmen auf einmal — die Uhren ſpielten, die Mauern ſpielten, die Waſſerfälle, Bäume, Blumen ſpielten, Alles toll durcheinander: Kirchenmuſik, Gavotte, italieniſche Opernarien — ungehört verhauchten dazwiſchen die Aeolsharfen und die Saiten zwiſchen den Bäumen des Gartens ihre ſanften melancholiſchen Klagetöne.

Aber man gewöhnt ſich an Alles. Hinter den Iſistempeln unter dem Schloſſe wurden endlich auch die Keller entdeckt, wo der Fürſt ſeine Weine aus Franken aufbewahrte, und ſo lag man da im Felſenſaale, im aſiatiſchen Pflanzenhauſe, im Garten beim vollen Krug und miſchte noch die traurigen Lieder des Volkes von Böhmen in das Chaos von Tönen, das von allen Seiten zuſammenwogte.

Der Chroniſt Procopius aus dem Oborſchiſchter Kloſter, wenn er das Alles erzählt, wird wohl mit etwas Hohn auf den freimaureriſchen Schönborn die Frage hinzufügen, ob Seine freimaureriſche Durchlaucht mit Seinen Winkelwaagen und Dreiecken die Gleichheit ſo verſtanden habe, wie ſie die Bauern verſtanden?

Peter Bureſch ſelbſt fand Lunetta mitten im Garten ſitzend, auf einem Haufen ſchimmernder Waffen, die in dieſer Nacht der fürſtlichen Leibgarde abgenommen worden. Er ſprach zu den Bauern des Dorfes, die demüthig und erſchrocken vor ihm ſtanden, und ſuchte ſie zu überreden, mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen und ſich dem Kampfe, der, wie er hoffte, bald ein allgemeiner werden ſollte, anzuſchließen. Die Bauern ſchüttelten bedenklich den Kopf und meinten, ſie hätten es beim Fürſten gut genug gehabt — einzelne lächelten lüſtern bei der Ausſicht auf Beute, die ihnen Peter Bureſch ſchön auszumalen verſtand, und griffen auch zu den Waffen, die er ihnen anbot, und ſchlugen ein. Alles das, während unfern von dort in einer düſtern Baumrotunde die Todten dieſer Nacht verſcharrt wurden und der Lärm der Schaufeln und Spaten ſonderbar genug abſtach von dem Lärm, den die tolle Muſik und die ſingenden Bauern im Schloſſe verurſachten.

Als Peter Bureſch Lunetta erblickte, ging er ihr entgegen und führte ſie in eine dunkle Seitenallee, um hier ihren Bericht zu hören. Lunetta erzählte ſchnell und kurz, was ſie beſtellt, geſehen und erfahren hatte. Als ſie von dem Briefe des alten Mika an die Jeſuiten ſprach, ſtieß Peter Bureſch einen wilden Schrei der Ueberraſchung aus und griff unwillkürlich nach der Piſtole. Aber ſchnell ließ er wieder die Hand ſinken. Ein epileptiſches Zucken verzerrte ſein ganzes Geſicht, krampfhaft drehten ſich die Arme nach Innen und hingen wie angenagelt feſt am Leibe. Er reckte ſich hoch und gewaltig, wie ein Sterbender, und blieb auf den Fußſpitzen ſtehend an einen Baum gelehnt, wie ein Todter.

Lunetta fuhr bei dieſem Anblick erſchrocken zuſammen und lag, ſie wußte nicht wie, zuſammengekauert und wimmernd zu ſeinen Füßen. Sie kannte dieſe Zeichen der höchſten Wuth, die ſich bei Peter Bureſch von Zeit zu Zeit einzuſtellen pflegte, und wagte keine Liebkoſung, keinen Laut, keine Berührung, denn, ſo hieß es, es war nicht gut, in ſolchen Augenblicken Peter Bureſch

zu berühren und ihn zu erinnern, daß ein menschliches Wesen in seiner Nähe weile.

Nach und nach, und schneller als sonst, löste sich die Erstarrung, die Arme hingen schlaff herab, die blassen Lippen begannen zu zittern, die Augen bewegten sich wieder. Er wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne, während ein langgedehntes Oh! wie ein schmerzlicher Seufzer seiner Brust entstieg.

Schnell besann er sich wieder auf Alles, was ihm Lunetta gesagt hatte. Fort! rief er, und Lunetta, als sie ihn wieder sprechen hörte, schnellte vor Freude vom Boden auf und schürzte das Röckchen, um wieder zu laufen.

Fort! wiederholte Peter Bureš und suchte sich zu sammeln — Heute noch muß das Kloster genommen sein, alle Pfaffen gehenkt — den Brief muß ich haben — der Ungarmichel zündet heute Nacht Obtschov an — fort!

Fort! wiederholte Lunetta und sprang wie ein Reh, das gejagt wird, durchs Gebüsch, dann, um gleich den kürzesten Weg zu nehmen, über die Gartenmauer.

Arme Lunetta, wie viel hast du wieder zu laufen, ohne daß dir eine Minute Rast gegönnt ist! Aber du läufst immer, und es fällt dir nicht ein, deinen Herrn der Härte, der Grausamkeit anzuklagen. Du läufst immer, du springst, du schlüpfst wie eine Schlange, unaufgehalten von Hügeln, Bächen, Gebüschen, steinigen Wegen. Es fällt dir nicht einmal ein, die blutigen kleinen Füße in der Waldquelle zu baden, wie sehr sie dich murmelnd lockt und zur Erfrischung einladet. Du läufst immer, und wenn du fällst, wenn du vor Müdigkeit zusammensinkst, schnellst du wieder auf wie eine Schlange und wirfst dich wie eine Schlange mit vorgebogenem Leibe immer vorwärts, immer weiter.

Schon ist es dunkel, als sie, trotz Obtschover und Wachen, hinter dem Meierhofe steht und dem Ungarmichel den Befehl ihres beiderseitigen Herrn und Meisters zuflüstert — und dicke Nacht liegt auf den Wäldern, als sie ins Lager der Ribniker Ketzer kommt.

Dort kommandiren Hynek Jarmilo, der Ribniker Ketzer, und der gute Christ Slavik, der Einäugige, den ihnen Peter Bureſch geſchickt hat.

Es iſt Mitternacht, tiefe dunkle Mitternacht. Die Ribniker Ketzer ſchleichen ſich ſachte aus dem Walde heraus — es iſt bei Todesſtrafe verboten, einen Laut von ſich zu geben, den der dritte Mann hören könnte. Die größte Vorſicht iſt nöthig, denn das Kloſter iſt vollgeſtopft von Oborſchiſchter Bauern.

Hynek Jarmilo kann nicht umhin, ſeine Beſorgniß darüber zu äußern, aber Lunetta beruhigt ihn, indem ſie ihn verſichert, daß die Hinterthüren ohne Wachen ſeien, und daß die Hauptpforte ſich willig öffnen werde.

Vor dem Teiche theilt ſich die ganze Schaar in zwei Haufen unter Slavik und Jarmilo. Beide wiſſen, was ſie zu thun haben. Slavik folgt mit ſeinem Haufen Lunetta um den Teich herum in das Wäldchen, das ſich an die hintere Kloſtermauer anſchließt.

Es iſt tiefe dunkle Mitternacht — der Mond will nicht aus den Wolken heraus. Wie die kleine Pforte finden? Umſonſt ſtrengt Lunetta ihre dunkelgrünen Zigeuneraugen an, die doch ſonſt im Dunkeln ſehen — Slavik hat nur Ein Auge. Sie ſuchen, ſie ſpähen — umſonſt! — Die hinteren Kloſterpforten ſind ſo unſcheinbar, ſo gut verſteckt.

Da ſteigt hinter dem Walde eine dunkle Röthe auf — ſie ſteigt immer höher und höher — ſie wird immer heller und heller — ſie dringt durch die dichteſten Zweige — ſchon ſcheiden ſich die Bäume, ſchon kann man das Moos am Grunde erkennen. Ein Blitz! und Himmel und Erde liegen in zitternder Dämmerung.

Ha, Ungarmichel, du leuchteſt gut und zur rechten Zeit! ruft Lunetta in wilder Freude.

Schon hat ſie die Pforte entdeckt und ſpringt darauf zu — der einäugige Slavik mit ſeinem Haufen ihr ſachte nach auf dem mooſigen Boden.

Lunetta pocht leiſe dreimal an die Thüre.

Wer ist draußen? fragt eine gedämpfte Stimme im Garten.

Ich bin es, ehrwürdiger Vater, Euer treues Beichtkind mit Nachrichten vom Richter Mika.

Der Schlüssel steckt schon im Loche, er wird nur noch gedreht — Lunetta tritt indessen zurück, und Slavik mit seiner Schaar hinter sich an ihre Stelle.

Die Thüre thut sich leise auf — ein gewaltiger Stoß von Slavik, und sie fliegt weit zurück und aus den Angeln. Slavik dringt ein mit Geschrei, ihm nach der ganze Haufe. Aber die Ribniker Ketzer drängen zu sehr; sie können es nicht erwarten, ihren Fuß auf geweihten Boden zu setzen — aus dem Gedränge in der Pforte stürzen sie, von den Hintersten gestoßen, vorwärts auf Slavik, der sich nicht halten kann und hinfällt mit dem Gesichte zur Erde. Das rettet den Pater Quirinus. Umsonst greift Slavik nach ihm. Er eilt, Verrath! Ueberfall! rufend, ins Kloster zurück und verschwindet. Aber Slavik hat sich wieder aufgerafft und eilt mit seinen Ketzern nach.

Schon steht Lunetta an der Hauptpforte, an der Pforte des Chronisten Procopius.

Auf, ehrwürdiger Vater, ruft sie — aufgemacht! und schlägt mit der Faust an das kleine Fenster seiner Zelle, das auf den kleinen Gang vor der Pforte führt. Aufgemacht! wunderbare Neuigkeiten!

Was soll der Lärm? — was soll das Licht? — fragt der ehrwürdige, dicke Bruder Procopius, indem er sein Vollmondgesicht erhebt, das süß schlummernd auf dem Buche seiner Chronik ruhte.

Alles sollt Ihr wissen, nur schnell aufgemacht!

Bist du es, Teufelskind? —

Er wackelt hinaus und legt die Hand ans Schloß: Bist du allein? fragt er noch einmal und horcht bedenklich nach dem dumpfen Geräusch, das durch die Gänge vom hinteren Kloster herüberdringt.

Ganz allein! — wie anders? — Schnell aufgemacht, ich

muß zum Pater Quirinus mit wichtiger Botschaft aus Obtschov, das brennt! Aufgemacht ohne Zaudern, sonst wird Pater Quirinus böse.

Pater Quirinus wird böse? — Du hast Neuigkeiten? — murmelt der ehrwürdige Pförtner schlaftrunken und schiebt schnell den Riegel fort. Jarmilo faßt die Thüre.

Da erschallt eine gewaltige, allen Lärm durchdringende Stimme aus der Mitte des Klosters: In foramina fratres! — was lateinisch ist und zu deutsch bedeutet: In die Löcher, Brüder! und von den Bauern nicht verstanden wird. Auf diesen Ruf fährt Bruder Procopius einen Moment erschrocken zurück, faßt sich aber sogleich wieder, macht einen Sprung in den dunkeln Gang, und es ist, als hätte ihn der Erdboden verschlungen.

Furchtbarer Lärm durchtobt das ganze weitläufige Gebäude, dumpf rollend durch die langen, widerhallenden Gänge. Fluchen, Schreien, Drohen, Waffengeklirr, einzelne Schüsse, eingerannte Thüren. Einen Augenblick erdröhnt auch die Glocke des Klosters — verstummt aber sogleich wieder, da ein Ribniker Ketzer dem Oborschischter Gläubigen nachgeeilt ist und ihn, wie er den Glockenstrang in der Hand hält, niedersticht. Die treuen Oborschischter Bauern, die Besatzung des Klosters, sammeln sich im großen Konventsaal. Aber was sollen sie beginnen, da man von beiden Seiten auf sie einstürmt und von der Höhe der Treppen, die in den tiefen Saal führen, scharf geladene Büchsen auf sie richtet, mit dem Rufe: Wir haben nichts gegen euch, wir sind Bauern wie ihr, wir sind Brüder! — Das ganze Kloster ist ja voll von Ketzern, und sie selbst sind umringt. Sie strecken die Waffen, Viele gehen waffenlos und traurig von dannen, Viele bleiben auch, um die Beute und den Weinkeller zu theilen.

Die Zellen der Mönche werden mit Kolbenstößen erbrochen — sie sind alle leer, obwohl die Betten noch warm sind.

Lunetta eilt mit Slavik in des Pater Quirinus Zelle — auch er ist fort, sein Bett noch unberührt. Lunetta stürzt auf den

Winkel los, wo der Schrank steht, in welchem Pater Quirinus Mika's Brief gelegt hat. Auch der Schrank ist fort. Alles ist überall verschwunden: Mönche, Schriften, Schätze. Der Ruf: in foramina! hat seine Wunder gethan. Mag man noch so sehr suchen, Thüren erbrechen, Dielen aufheben, in jeden Winkel leuchten — es ist Alles umsonst. Was man sucht, ist verschwunden. Die Chronik des Bruders Procopius ist fast das Einzige, was man an Schriften gefunden hat. Die Bauern werden sich in den nächsten Tagen vom einäugigen Slavik daraus vorlesen lassen und erstaunen über die Geschichten und Wunder, die sich in ihrer Nähe zugetragen, ohne daß sie eine Ahnung davon hatten.

Lunetta durchsucht die ganze Zelle des Paters Quirinus, in jedem Winkel sucht sie, hinter allen Möbeln — an jede verdächtige Stelle drückt sie, ob sich nicht eine verborgene Thür dort aufthue — umsonst, Alles umsonst. Hände, Augen, Alles thut ihr wehe, der Kopf brennt ihr fieberhaft. Sie muß es aufgeben. Wild weinend wirft sie sich endlich auf das Bett des Paters, und weinend schläft sie ein, matt und müde von den Anstrengungen eines Tages und zweier Nächte.

## Zehntes Kapitel.

Die drei festen Punkte, der Meierhof, das Kloster und das Schloß von Hluboſch, welche Peter Bureſch ſich wünſchte, waren nun in ſeiner Gewalt. Allerdings waren ſie wichtig, denn ſie beherrſchten den Wald, die Straße nach Prag und das Litawkathal. Vom Hluboſcher Schloſſe zog Peter Bureſch nach wenigen Tagen und mit immer wachſender Macht das Litawkathal entlang, und die Schlöſſer von Ginetz und Horſchovitz mußten ihn kennen lernen. Von hier aus hoffte er bald ſich über die ausgeſogenen kaiſerlichen Herrſchaften im Zbirower Walde auszudehnen und das feſte, altberühmte Schloß Toznik zu gewinnen, das hoch auf einem einſam ſtehenden Berge ſchwer zu nehmen iſt. Ueberall ſtrömten ihm neue Schaaren zu, die die Luſt nach Beute oder die Ausſicht auf Befreiung von Herrſchaften und Laſten lockte. Viele freilich ſchüttelten auch die Köpfe und zogen ſich während Peters Anweſenheit in die Wälder zurück, denn ſie meinten, die Macht der Kaiſerin ſei doch zu groß, und ſo ein ſimpler Raubſchütz könne es doch nicht durchſetzen.

In Duſchnik ſelbſt, der Quelle des Krieges, war es ſtill und ruhig. Alles, was Waffen trug, war fortgezogen. Nur Weiber, Kinder und Greiſe blieben zurück, mit einer kleinen Beſatzung, die ſie beſchützen und die beiden Gefangenen, Liduſchka und Zdenko, bewachen ſollten.

In wenigen Tagen, hieß es im Dorfe, wird Peter Bureſch zurückkehren und Zdenko hängen laſſen für den Verrath ſeines Vaters, dem er es verſprochen hatte. Denn ſo ſehr Peter den Verrath des alten Mika zu verheimlichen ſuchte, man hatte doch

mancherlei erfahren und war wüthend ergrimmt gegen den alten Mika und zitterte vor den Folgen.

Liduschka erfuhr Alles, was im Dorfe vorging, was man sprach und was man vermuthete. Pepik Picard, der oft vor ihrem Hause Wache stand, konnte nicht schweigen, wenn sie fragte und nicht fragte. Sie hörte Alles mit stiller Ergebung an und saß ruhig in ihrer Stube, die nun ihr Gefängniß geworden war, und sah den ganzen Tag unausgesetzt hinüber nach dem hohen dickmauerigen Schüttboden, in welchem Zdenko gefangen gehalten wurde. Aber als sie erfuhr, welches Schicksal nach dem Gerücht ihren Bruder in wenigen Tagen erwartete, erwachte sie aus ihrem dumpfen Hinbrüten. Sie schrie und weinte, fluchte Peter Buresch und ihrem Vater und verfiel in wilde Raserei, in welcher sie ihren Bruder gehangen, Obtschov brennen und die ganze Welt aus allen Fugen gehen sah. Tage und Nächte gingen so hin, bis sie ermüdet in tiefen Schlaf versank, um, von sanftem melancholischen Wahnsinn umhüllt, wieder zu erwachen.

Pepik Picard sah es mit weinenden Augen, nachdem er sie in ihrer Raserei umsonst zu trösten und zu beruhigen gesucht hatte. Wie sie so blaß da saß, traurig und ruhig, immer vor sich hinlächelnd und unverständliche Worte murmelnd, konnte er es nicht mehr über sich gewinnen, sie länger wie eine Gefangene zu bewachen. Er übernahm die Verantwortung vor Peter Buresch und führte sie hinaus in den Sonnenschein, hoffend, daß er ihr wohl thun und ihre Nacht wieder aufhellen werde. — Umsonst! — Liduschka irrte durch's Dorf, wie ein armer Geist, immer wahnsinnig lächelnd, unbekümmert um Alles, was um sie her vorging. Das arme, sonst so keusche und niedlich geputzte Kind beachtete es nicht, wenn der Wind ihr Halstuch davon trug, das Hemd die Schulter herabfiel und Nacken und Brust entblößte, wenn die blonden Haarflechten aufgelöst im Winde wehten und Blätter und Halme als ungesuchter Schmuck daran hängen blieben. Wenn sie müde war vom beständigen Umherirren, wobei sie den Schüttboden sorglich vermied, setzte sie sich auf die

Brücke oder auf einen Stein vor dem Dorfe und ſtarrte unverwandt nach der Homola, dem verhängnißvollen Walde. Wenn ſie da von mitleidigen Nachbarn, die ſie ins Dorf zurückführen wollten, angeſprochen wurde, hatte ſie immer dieſelbe Antwort, immer dieſelben Worte, die mit denen des Andern keinen Zuſammenhang hatten: „Wenn der Wald nicht wäre, wäre auch der Krieg nicht, und wäre Peter Bureſch nicht, ſo würde Zdenko nicht gehenkt, und mein Vater wäre kein Spitzbube, und ich habe den Peter Bureſch geholt.“

Liduſchka wußte freilich nicht, daß eigentlich vom Walde gar nicht mehr die Rede war, daß man ſchon auf beiden Seiten vergeſſen hatte, warum denn im Grunde der Krieg angefangen worden, und daß der urſprüngliche Feind der Duſchniker gar nicht mehr exiſtirte. Denn die Obtſchover, nachdem ihr Dorf niedergebrannt war, zogen fort mit dem Bauernadvokaten, tief in die Wälder, bis an die Ufer der Moldau. Einzelne wollten zwar Rache nehmen für die Einäſcherung ihrer Heimat, aber der alte Mika hielt ſie feſter als je auf dem Boden des Geſetzes. „Keine Rache, keine Selbſthülfe! ſagte er — jetzt, da die Geſchichte ihrem Ende zueilt, müſſen wir uns noch ſtrenger vor jeder ungeſetzlichen That hüten;“ — und die Obtſchover, die nun allerdings arm und verzweifelt waren, wie es Peter Bureſch wünſchte, ſchloſſen ſich trotzdem nicht an, ſondern horchten den Advokatenworten ihres Richters und zogen in die Wälder, wo ſie ſich bald wieder zerſtreuten, um in alle Welt zu ziehen, als arme Abgebrannte zu betteln und den Abſcheu vor Peter Bureſchs Namen von Hütte zu Hütte zu tragen.

Sie waren nicht die Einzigen.

Die Väter Jeſuiten, nachdem ſie am Morgen nach der Einnahme ihres Kloſters, man weiß nicht auf welchem Wege, wohlbehalten in Dobriſch, einem kleinen Städtchen an der Prager Straße, das dem Fürſten Colloredo-Mansfeld gehört, angekommen waren und ihren uralten, vom Schlage gerührten Pater Superior und die wichtigſten Papiere gut untergebracht hatten, zerſtreuten ſich

in dieſer Gegend nach allen Winden und mahnten das Volk ab, den Lockungen des gottloſen, von allen Heiligen verſtoßenen Peter Bureſch, der mit den Ketzern gemeine Sache machte, zu folgen, indem, wie ſie wohlweislich hinzufügten, ſchon das Gericht auf dem Wege ſei, welches ihn verderben und ſeinen unheilvollen Planen ein Ende machen werde. Selbſt der gutmüthige Bruder Procopius mit dem Vollmondgeſichte war dabei und ſchäumte vor Wuth und Begeiſterung — er konnte es Peter Bureſch nicht vergeben, durch ihn in ſeiner lieben Beſchäftigung, im Chronikſchreiben, geſtört worden zu ſein. Aber Pater Quirinus war nicht unter den predigenden Mönchen. Spione, welche Peter Bureſch nach Prag geſchickt hatte, um zu erfahren, ob baldige Gefahr drohe, hatten ihn dort in rother Kutſche vom Gubernio zum Generalkommando, vom Generalkommando zum Gubernio fahren ſehen.

Aber auch ohne ihn brachten es die Mönche dahin, daß die Gegend an der Prager Straße ruhig blieb. Was nützte es nun Peter Bureſch, daß er das Kloſter beſaß, welches die Prager Straße beherrſchte?

Während all dieſer Händel und Geſchichten grünte, blühte und duftete die Homola, der verhängnißvolle Wald, die Urſache alles Unglücks, ruhig weiter in den Strahlen der Sommerſonne. Kein Baum wurde in ſeinem ſtillen Wachsthume geſtört, denn die Aexte roſteten in den Winkeln, und die ſie einſt führten, trugen jetzt Waffen, um Menſchen anſtatt Bäume zu erlegen, oder zogen als arme Abgebrannte bettelnd durchs Land. Die Vögel bauten ungeſtört in ſeinen Zweigen, es lockte der Fink, es hackte der Specht, es balzte der Auerhahn. Das Wild zog ſich wieder in ſeinem ruhigen Schooße zuſammen: das Kaninchen baute, der Haſe ſchlief ruhig in ſeinem Lager, und durch die dämmernden Gänge ſchritt ſtolz der Hirſch und tanzte lieblich das junge Reh, ſelbſt wilde Säue, die lange nicht geſehenen, durchſchnaubten mit ihrer zahlreichen Brut das blühende Dickicht. — Wenn die Sonne ſeine Wipfel vergoldete, ſah er ſo ſchön, ſo heiter und

lachend aus, daß ihn die Duſchniker, wie einſt, mit Liebe betrachteten.

Aber es war des Waldes letztes Lächeln.

Eines Abends ſpät ſtieg mitten aus ſeinem Schooße eine dicke dunkle Rauchſäule auf, die immer dicker und dunkler wurde und wie eine gewaltige Gewitterwolke, immer ſchwellend, immer wachſend, über Wald und Dorf hängen blieb.

Die Duſchniker liefen hinaus, um zu ſehen, was Das zu bedeuten habe, und ſammelten ſich in Gruppen, meiſt Kinder, Weiber, Greiſe, an der Litawka und ſtaunten die ungewohnte Erſcheinung an, die ihnen ein Wunder däuchte. — „Gewiß, die Obtſchover bereiten was vor!“ — Sie ſchickten einen aus ihrer Mitte in den Wald, um behutſam die Urſache dieſer Erſcheinung zu erforſchen. Aber der Bote war noch lange nicht zurück, und die Duſchniker hatten ſchon mit Schrecken erkannt, was es war. Die Rauchſäule wurde immer heller, und endlich ſah ſie mit der darüber hängenden breiten Wolke wie ein Rieſenbaum aus, ein Rieſenbaum mit ſchwarzem Laubdache und feuerrothem Stamme.

Noch wagte man nicht es zu glauben, aber der rückkehrende Bote beſtätigte es mit Grauſen und fügte noch hinzu, daß es Liduſchka war, die ihn angezündet. Lachend lief ſie im Walde umher und verbreitete mit einem brennenden Zweige in der Hand die Brunſt, indem ſie die trockenen Gräſer, Mooſe, Gebüſche anzündete. Der Bote ſetzte ihr nach, aber es war umſonſt, da ſie überall zwiſchen ihn und ſich ſchnell eine Flammenwand ſchob. — Die Duſchniker waren entſetzt — Wehgeſchrei der Weiber und Kinder erfüllte die Luft. Was ſollte man thun? — Abgraben? Der Wald war ſchon von Natur durch eine Schlucht auf der einen, durch Sumpfwieſen und Teiche auf der andern Seite von andern Wäldern getrennt. Auch würden die Kräfte nicht ausreichen, wenn man es auf einem kleinen Umkreiſe, nur um die Homola zu retten, verſuchen wollte. Die Männer ſind ja faſt alle fort, Dank dem verfluchten Peter Bureſch, und das Feuer greift in dieſer trockenen Zeit ſo furchtbar ſchnell um ſich!

Ja es griff furchtbar schnell um sich.

Schon hat sich die Rauchsäule in eine Flammensäule verwandelt, die hoch emporspringt über den ganzen Wald und wie eine ungeheure Fackel die ganze Gegend bis auf die fernsten Berge taghell beleuchtet. Man sieht durch die Baumgänge tief hinein bis in den Schooß des Waldes — Sträuche, Mooſe, Farrenkräuter, Quellen, Bächlein, Steine, alle blutroth gefärbt, sind genau zu erkennen — die dunkle Masse der Bäume scheidet sich — man könnte sie fast zählen.

Noch sieht es so ruhig aus in den vorderen Waldreihen, doch prasselt und kracht es weiter in der Tiefe wie tausend Schüsse, und brennende Zweige fliegen flammend auf, hoch in die Luft, um in einem weiten Bogen wieder herabzusinken und die Verheerung weiter zu tragen. Schon ziſcht die Litawka und raucht an einer Stelle, denn der Bach, der ihr aus dem Walde zuströmt, kocht und siedet. Bald wird er zu kochen und zu sieden aufhören, denn er verdampft. Jetzt durch die Baumgänge bis an die äußersten Enden des Waldes, bis an den staubigen Weg, der sich dort am Rande hinzieht, kommen, wie Millionen Schlangen, ziſchend, züngelnd, eine der andern den Weg verrennend, eine in der andern verschmelzend, die Flammen aus der Tiefe. Schnell laufen sie auf den von der Sommerhitze ausgetrockneten Mooſen, Sträuchern und Gräsern und steigen klar und rauchlos auf, bis sie die Zweige der Fichten und Tannen ergreifen, wo sie im dunklen feuchten Qualm verschwinden, um dann wieder über der Höhe des Waldes siegreich und gewaltig in breiten Zungen durchzubrechen.

Da erhebt sich mit klagendem Geschrei über die Rauchwolke eine andere schwarze, wildfliegende Wolke. Es sind die Vögel des Waldes, die in dichtgedrängten Massen fliehen. Viele sinken mit verbrannten Flügeln oder erstickt zurück in die Flammen.

Und wie oben in der Luft, beginnt unten auf der Erde die Flucht der erschrockenen Waldbewohner. In rasender Eile kommen sie heran, mitten durch die Flammen, Bäume und Sträucher

niederrennend: das Kaninchen mit tanzenden, der Hase mit großen ängstlichen Sprüngen, der Hirsch mit auf dem Rücken zurückgelegtem Geweih, das Reh mit weit vorgestrecktem Hals und Kopf, der Marder und Iltis mitten unter ihnen. Auch der wilde Eber kommt schnaubend heran — das Moos auf seinem Rücken brennt, und er wirft sich grunzend in die Wellen des Baches, um es zu löschen. Alle eilen sie schwimmend, von Stein zu Stein springend, ans jenseitige Ufer der Litawka, wo sie laut aufathmend liegen bleiben und unverwandt zurückstarren nach ihrer flammenden Wohnung. Ganz nahe von den Menschen, ja in ihrer Mitte, bleiben sie gelagert. Sie fürchten sie nicht mehr; sie haben größeren Schrecken kennen gelernt.

Die Hitze wird fürchterlich, nicht zu ertragen. Alles flieht ins Dorf zurück, um hinter Mauern eine Zuflucht zu suchen, oder mit Wassergefäßen in der Hand die Dächer zu bespritzen, die sich von der Hitze und den herüberfliegenden Bränden leicht entzünden können. Aber ein Schrei des Schreckens hält die Fliehenden auf — er kam von Pepik Picard. Sie blicken noch einmal zurück nach dem Walde, und siehe! mitten durch die Flammen wandelt, einen brennenden Zweig in der Hand, die wahnsinnige Liduschka. Schon brennen ihre Kleider und Haare. Sie scheint aus den Flammen heraus zu wollen, aber sich plötzlich wieder zu besinnen. Sie bleibt nachdenklich stehen — dann mit Einem Male wendet sie sich und eilt mit großen Schritten zurück in das Feuermeer, das hinter ihr zusammenschlägt.

Liduschka! schreien die Weiber wie aus Einem Munde, als ob sie sie zurückrufen wollten, da sie aber nicht kommt, brechen sie in Weinen aus und kehren weinend zum Dorfe zurück.

Seht! — sagte die Eine — Das haben wir vom Krieg um den Wald.

Um den Wald? — wo ist jetzt der Wald? — fragte eine zweite — Bettler sind wir für ewige Zeiten!

Das haben wir vom Krieg, wiederholte die Erste — Liduschka hat er wahnsinnig gemacht, wir sind Bettler, unsere Männer

ziehen in der Ferne herum, um sich für Peter Bureſch todtſchlagen zu laſſen.

Nichts vom Krieg, wir wollen nichts von dem Kriege wiſſen, riefen ſie einſtimmig wüthend, — fort mit dem Kriege!

Da aber keine anderen ſichtbaren Zeichen des Krieges in Duſchnik vorhanden ſind als die wenigen bewaffneten Männer, die Peter Bureſch zurückgelaſſen hat, und der gefangene Zdenko Mika, fallen ſie erſt über die Männer her, die ſich nur wenig vertheidigen, entreißen ihnen ihre Büchſen und zerſchlagen ſie fluchend an den Steinen, daß Hähne und Schäfte weit davon fliegen. Dann dringen ſie in den Schüttboden und öffnen die Gefängnißthüre Zdenkos.

Geh fort, guter Zdenko, wohin du willſt, du guter Bruder unſerer armen Liduſchka — wir wollen nichts mehr wiſſen vom Kriege, du biſt frei!

Die Weiber regierten während des Waldbrandes in Duſchnik, und der Alte vom Hammer, der Vater Peter Bureſchs, wagte es nicht, in dieſem Augenblicke die geſtürzte Macht ſeines Sohnes wieder herzuſtellen oder ſich der Befreiung Zdenkos zu widerſetzen. Er hielt es für gut, ſich ſtille zurückzuziehen und ſeinem Sohne nachzuwandern, der jetzt im Schloſſe zu Horſchowitz ſaß, und ihn von Dem, was vorging, und vom Waldbrande zu unterrichten.

Das that nicht Noth. Der Waldbrand kündigte ſich ſelbſt im halben Lande genug, laut und leuchtend an.

Nach zwei Tagen, als der Wald ſchon in Aſche und Kohle lag und nur einzelne Bäume noch ihre ſchwarzen Arme gen Himmel ſtreckten, wo einſt Leben, Blühen und Duften war, kamen die Duſchniker, die fortgezogen waren, einzeln und in Schaaren von allen Seiten zurück, um zu fragen und zu ſehen. Denen Peter Bureſch keinen Urlaub geben wollte, die ſtahlen ſich heimlich und in der Nacht davon — Einzelne traten mit offener Widerſetzlichkeit auf und wurden von den Andern unterſtützt. Es handelte ſich ja um das heimiſche Dorf und um den

Wald, den geliebten, der so lange der Ernährer Aller gewesen. Der eigenthümliche Zug des slavischen Charakters, der an seiner Scholle hängt und immer wieder zurückkehrt zur Stelle, die er einmal lieb gewonnen, mag bei diesen Wanderungen ins Heimatdorf wohl auch thätig gewesen sein. Auch Ziska kehrte mit seinen Taboriten fast nach jeder That immer wieder nach Tabor zurück, und alle seine großen, gewaltigen Kriegszüge sind wie Ausfälle im größeren Maßstabe aus seinem Lager zu Tabor.

Zu Hause stahlen den Duschnikern die Weiber, Mütter, Schwestern ihre Waffen und versteckten oder zerbrachen sie. Dieß hätte den Plänen Peter Bureschs weniger geschadet, da immer neue Waffenzufuhren aus Baiern ankamen, aber die Weiber ließen die Männer nicht wieder zurück zu Peter Buresch. Der niedergebrannte Wald machte auf diese wie auf ihre Weiber einen niederschlagenden, entmuthigenden Eindruck, und sie fragten sich: wozu das Elend? — wie kam es heran? — und vergaßen, was sie Alles mit Peter Buresch durchzusetzen sich vorgenommen hatten. Dazu kam Martin Kinnich, der wieder auftauchte, nachdem er seit Wochen gänzlich vergessen war, mit jenen Reden von Gesetz und Recht und der Macht der Kaiserin, die er im geheimen Umgang mit Mika gelernt hatte, und kamen die Predigten der Väter Jesuiten, die in Bureschs Abwesenheit bis nach Duschnik, dem Ursitz der Händel, vorzudringen wagten.

So kamen die großen Vorsätze und Peter Bureschs Kriegsartikel in Verfall.

Ja, es kam noch mancherlei in Verfall.

Nach dem Abzug der Duschniker, des ältesten, nun schon erfahrenen Theiles seiner Bauernarmee, die den Kern bildete, fühlte sich Peter Buresch zu schwach, um auf einem so weit vorgerückten Posten wie Horschowitz länger stehen zu bleiben, um so mehr, als die Bauern dieser Gegend nicht geneigt waren, sich ihm anzuschließen. Wenn seine eigenen Landsleute, sagten sie, ihn verlassen, wie sollen wir Vertrauen zu ihm haben? Auch thaten die Barfüßer Mönche von Horschowitz, frühzeitig von den

Jesuiten aus Oborschischt dazu aufgefordert, das Ihrige, den Krieg als einen Krieg gegen die heilige Kirche darzustellen. Beweis genug waren die Ketzer aus Ribnik. Peter mußte sich also zum Rückzuge entschließen, um in seiner Heimat die Armee wieder zu sammeln und ihr mit Strenge einen frischen, kriegerischen Geist einzuflößen. Die Raubschützen waren ein genug starker Kern, mit dem und um den sich wieder eine Macht sammeln ließ, bedeutend genug, um die Soldatenmacht, die man aus Prag erwartete, zurückzuschlagen, vielleicht zu vernichten, denn Peter Buresch wußte schon, daß ihm, trotz aller Mühen des Paters Quirinus, keine zu furchtbare Uebermacht werde entgegengestellt werden, da man die Soldaten nothwendiger an der sächsisch-preußischen Grenze brauchte und den Bauerntumult in den Wäldern zu sehr verachtete.

Aber schon auf seinem Rückzug fand Peter Buresch einen Feind, auf den er am Wenigsten gefaßt war.

Hluboschi, Schloß und Dorf, war abgefallen, hatte sich stark und zweckmäßig befestigt und zeigte Peter Buresch, als er zurückkam, eine eiserne Stirne.

Das kam so.

Als Peter Buresch noch in Hluboschi stand, versammelte er oft die Bauern um sich, sprach ihnen über die Befreiung von Lasten, die sie drückten, vom Hochmuth der Herrschaften, von der Gleichheit aller Menschen, die mit Feuer und Schwert hergestellt werden müsse. Ein Bauer, dunklen und sinnigen Gesichtes, stand da, meist neben ihm, und hörte aufmerksam und ernst zu, und oft, wenn Peter Buresch des Sprechens müde war, nahm er das Wort auf und fuhr fort, mit größerer und gewichtigerer Beredtsamkeit, die von der Peter Bureschs auffallend abstach, über dieselben Gegenstände, über Freiheit und Gleichheit, über die Brüderlichkeit unter allen Menschen zu sprechen, über den Bund der ganzen Menschheit, über Vergangenheit und Zukunft. Seine Worte hatten etwas Geheimnißvolles und Priesterliches, was auf die Bauern mächtiger wirkte als die

zornmüthigen, wilden Reden Peters. Sie sprachen nicht von Feuer und Schwert, sondern von Frieden und Liebe und ließen in eine ferne Zukunft blicken, welche all die schönen Träume verwirklichen sollte, zu welchem Zwecke, wie er sagte, sich die Menschen in Brüderlichkeit zusammenthun werden, ja sich theilweise schon vereinigt haben. Es war so viel Ruhe und Ueberzeugung in Allem, was er sagte, daß ihm die Bauern lieber und leichter glaubten als Peter Bureſch. Selbst Peter Bureſch hörte ihm gerne zu, und als er fortzog mit seinen Duſchnikern und die Hluboſcher so gläubig und überzeugt sah, konnte er das Schloß keiner besseren Besatzung überlassen, als den Hluboſcher Bauern, und ihnen keinen besseren Kommandanten geben, als jenen beredten Weisen. Dieser Bauer nannte sich Mikolas Bjelohlawek, welches zu Deutsch Nikolaus Weißhaupt heißen würde. [1]

Aber schon zwei Tage nach dem Abzuge Peter Bureſchs mit seinen Duſchnikern berief Nikolaus Weißhaupt die Bauern, die unter seinem Befehle standen, zusammen und führte sie in die unterirdiſchen Gemächer, über deren Thüren das Zeichen des Dreiecks angebracht war. Die Thüren, welche die Duſchniker eingerannt und erbrochen hatten, waren wieder geſchloſſen, wie ehemals. Nikolaus Weißhaupt zog einen Schlüſſelbund hervor und öffnete eine nach der andern. Die Bauern folgten ihm schweigend, und von den sonderbaren Zeichen, Geräthſchaften und Malereien zur Andacht angeregt, in den großen Saal, über dessen Thüre ein großes Gemälde prangte, welches einen mit Dunst und Qualm ringenden Sonnenaufgang vorstellte. Nikolaus Weißhaupt benahm sich in Allem, als ob er hier zu Hause wäre. Offenbar kannte er jeden Winkel, jedes Geräthe, jedes Geheimniß dieſer unterirdiſchen Räume.

Im Saale öffnete er einen Schrank, der bisher allen Blicken

[1] Sonderbares Zuſammentreffen! Muß man bei dieſem Namen nicht an den Regenerator der geheimen Verbindungen des vorigen Jahrhunderts, an Weißhaupt denken? Noch heute gibt es Familien dieſes Namens, Bjelohlawek, in jenen Gegenden Böhmens.

verborgen geblieben, und holte ein großes Buch hervor, das er mit Andacht und Ehrfurcht auf den Altar legte. Als er es aufschlug, wurden allerlei Zeichen und geheimnißvolle Charaktere sichtbar. Die Bauern horchten aufmerksam und fast furchtsam, als er mitten aus dem Buche, aus dem Texte herausgerissen, mit schwerem, gewichtigem Tone und mit Nachdruck zu lesen begann:

„Eine der ersten und heiligsten Pflichten muß es sein, den Stand des Ackerbauers, des Pflegers und liebsten Kindes unserer Mutter Erde, zum Bewußtsein seiner Entwürdigung zu bringen, die Leibeigenschaft, die schreiendste Verhöhnung der Menschenrechte abzuschaffen, die Lasten, die ihn unterdrücken, zu beseitigen, für seine geistige Bildung zu sorgen, den Aberglauben, die Menschenfurcht — die schwersten Fesseln der Menschheit, zu brechen und ihn zu einem Stand von Freien, von Glücklichen zu machen, wie er es verdient durch Arbeit und durch die Tugenden, die bei ihm schlummern. Das betheuern wir anzustreben, darauf all unser Dichten und Trachten zu wenden, Leben und Gut dafür einzusetzen, als für den ersten Grundstein einer neuen, besseren und glücklicheren Gemeinschaft."

Nikolaus Weißhaupt schloß das Buch wieder. Als er ihnen den Sinn des Gelesenen in klaren und schlichten Worten auseinandersetzte, war es in ihrem Kopfe, wie auf dem Bilde über der Thüre, wo die Sonne durch Nebel und Qualm zu dringen sucht. Und als er ihnen von einem Bunde weiser und edler Männer sprach, der sich über die ganze Erde ausgedehnt, um überall mit vereinten Kräften zu solchen Zwecken zu wirken, und daß ihr Herr, der Fürst Schönborn, einer der Meister dieses Bundes, vielleicht in diesem Augenblicke irgendwo mit solchen weisen Männern zusammen tage über die Verwirklichung dieser Sätze, und er sie vorwurfsvoll fragte, ob sie gegen einen solchen Freund mit Feuer und Schwert auftreten wollten, und er endlich ermahnend hinzufügte, daß sie auf diese Weise die Pläne der Edlen nur vereiteln und am Ende des Weges, den sie betreten, für jetzt nur

Unheil und doppelte Unterdrückung sie erwarte — da falteten sie gerührt und erschrocken die Hände, wie zum Gebete. — Die ihre Waffen mitgebracht hatten, ließen sie unwillkürlich fallen.

Am Ende seiner Rede fügte Nikolaus Weißhaupt hinzu, daß ihn dafür, daß er das Geheimniß seiner „Brüder" und seines „Meisters" verrathen, vielleicht schwere Strafen erwarten, er müßte es aber thun, um sie abzuhalten von einer That des Undanks gegen ihren Herrn, der es so gut mit ihnen meinte.

Ob Nikolaus Weißhaupt ganz aufrichtig war, als er die Bauern von einem Wege abhielt, den er „für jetzt" für unheilvoll hielt, oder ob er etwas jesuitisch verfuhr, wie es wohl die Freimaurer des vorigen Jahrhunderts pflegten, um seinem Herrn und „Meister" sein Eigenthum und der „aufgehenden Sonne" eine wichtige Loge zu retten — wir wissen es nicht.

Aber Hluboſch, Schloß und Dorf, war für Peter Bureſch verloren, und als er auf seinem Rückzuge dahin zurückkam, wies es ihm eine eiserne Stirne. Er mußte unverrichteter Dinge weiter zurück bis Duſchnik, denn jetzt waren es die Bauern selbst, verbunden mit der Leibwache des Fürsten, welche Hluboſch vertheidigten.

So war ein fester Punkt verloren, den andern gab man freiwillig auf. Peter wollte seine ganze Macht um sich versammeln, um den Soldaten, deren Ankunft er erwartete, die Spitze bieten zu können, und rief den Ungarmichel zurück aus dem Meierhofe. Was sollte er auch länger dort, da Obtſchov in Asche lag und Alles geflohen war? Nur Zdenko wandelte jetzt dort zwiſchen den schwarzen Trümmern der Hütten, einsam, verlassen. Seinen Vater aufzusuchen, fiel ihm nicht ein.

Nur das Kloster ließ Peter Bureſch besetzt, um die Kaiserlichen aufzuhalten, wie sehr sich auch die ketzerische Besatzung herausſehnte. Denn es gingen wunderbare Dinge im Kloster vor. Offenbarer Spuk! Oft in der Nacht ſchlurften lange, dunkle Gestalten an den Wachen vorbei, durch die Gänge, ohne daß man wußte, woher sie kamen, wohin sie gingen. Wenn man ſich

ein Herz faßte und sie verfolgte, waren sie schnell verschwunden, verschlungen von der Nacht und von der Erde. Am Morgen fand man mancherlei Veränderungen im Kloster. Schränke waren geöffnet, die man früher nicht bemerkt hatte, einzelne Papiere oder auch Geldmünzen waren durch die Gänge zerstreut, als ob sie Jemand in Eile verloren hätte. Einmal sogar verschwand aus der Mitte der schlafenden Bauern, im großen Konventsaale, wo ihnen noch den Abend vorher der einäugige Slavik vorgelesen hatte, die Chronik des Bruders Procopius. Doch blieben sie auf ihrem wichtigen Posten unter dem Befehle des einäugigen Slavik und des Ketzers Hynek Jarmilo. Ersterer, wenn er sich ordentlich bekreuzt hatte, fürchtete auch allenfalls Geister nicht, und der Andere disputirte sie mit ungläubiger Miene weg vom Erdboden und suchte sich Alles auf natürliche Weise zu erklären.

Unter dem Schutze dieses vorgeschobenen Postens, der die Prager Straße beherrschte und ihn leicht von der herannahenden Gefahr unterrichten konnte, sammelte Peter Bureš seine Armee und suchte ihr den alten Geist wieder einzuflößen. Es ist wahr, er hatte den ruhigen Blick von ehemals nicht mehr, er flößte nicht mehr das Vertrauen ein, wie zu Anfang, und war in diesem Gefühle mißtrauisch, verdrießlich und grausam. In Duschnik wurde er mit Murren empfangen, die Weiber schrien laut gegen ihn, denn sie fühlten sich sicher, da er nie etwas gegen ihre Widersetzlichkeit gethan, nie ein Weib bestrafen ließ und ihre Drohungen zu verachten schien. Die Männer kamen beim Schall der Trommel nur langsam und zögernd, meist unbewaffnet, aus den Häusern hervor. Aber als er den Ungarmichel mit seiner entschlossenen Schaar um sich hatte, ging Alles besser. Mit ihrer Hülfe, da sie ihm unbedingt gehorchten, ließ er den Schrecken regieren. Die Flüchtigen ließ er auf der Flucht erschießen oder in ihren Häusern aufsuchen und aus dem Bette reißen, um sie nach den Kriegsartikeln zu behandeln. Freilich blieben da Viele, die Einen aus Angst, die Andern, weil sie selbst an Entschlossenheit gewonnen, mitten unter den Entschlossenen und dem härtenden Feuer des

Schreckens und der Strenge. Aber Viele flohen weiter als bis an die Schwelle ihrer Häuser, sie flohen tief in die Wälder. Denn die Soldaten, hieß es, sind im Anzuge und mit ihnen Trenk'sche Panduren, die damals schon das Kind in der Wiege zittern machten. Selbst der Alte vom Hammer zitterte. Er dachte an hundert traurige Möglichkeiten und suchte den Scheerenschleifer Zerzog, der von Zeit zu Zeit wieder in der Gegend auftauchte und Peter Buresch aufmunterte. Er wollte mit ihm über einen möglichen Rückzug seines Sohnes nach Baiern sprechen, aber er war nirgends zu finden. Er zog immer weiter, er machte immer größere Kreise in den Wäldern, er wurde immer ängstlicher, er malte sich traurige Möglichkeiten immer trauriger aus — eine Hinterthüre zum Entkommen mußte man sich für jeden Fall besorgen. Aber der Scheerenschleifer war nicht zu finden.

Peter Buresch selbst zitterte nicht. Er war zwar etwas verwirrt, der Zorn über die Widersetzlichkeiten, über die Furcht vor den Kaiserlichen, über die Auflösung, die trotz Allem in seinen Reihen wieder zur Vorschein kam, machten ihn kurzsichtiger als sonst. Aber er hatte Muth, er wollte den Feind in offener Schlacht erwarten und hoffte, ihn mit Hülfe seiner tapfern Schaar von Raubschützen und seiner Kenntniß des Bodens zu schlagen und so das schwankende Vertrauen durch einen Sieg über die sogenannte gesetzliche und reguläre Macht wieder zu befestigen. So zog er hinaus auf die Anhöhen vor dem Dorfe, auf die Seite, wo der Feind aller Berechnung nach kommen mußte, stellte Wachen aus und befestigte einzelne Punkte. In dieser Stellung erwartete er das Zeichen aus Oborschischt.

# Elftes Kapitel.

Aber das Zeichen aus Oborschischt kam nicht, und der Ungarmichel machte Witze über die langsamen Weiberschritte Ihrer Majestät der Kaiserin.

Der Ungarmichel irrte sich. Ihre Majestät die Kaiserin Maria Theresia machte nur langsame Weiberschritte, wenn es dem preußischen Fritze entgegenging, kam aber schnell und plötzlich, wie ein Ungewitter, wenn es galt, über die Unterthanen herzufallen. Der arme einäugige Slavik hat es zuerst erfahren.

Er saß oben auf dem Thurme des Oborschischter Klosters und strengte sein einsames Auge so gewissenhaft an, als ob er noch ein Dutzend guter Augen zu verderben gehabt hätte. Vom Thurme aus konnte man die Straße viele Stunden weit überwachen, wie sie sich so weiß wie ein schäumender Bach durch die dunklen Wälder hinschlängelte, über Hügel und Ebenen bis zu dem sogenannten kleinen heiligen Berge, weit weit vom Oborschischter Kloster. Aber wie er da oben horstete und Alles, was er in Leib und Geist an Kraft besaß, sich in dem Einen Auge sammelte und er nicht den Schatten eines andern Gedankens hatte, als nur zu sehen und immer zu sehen, da wurde es unter ihm im Kloster plötzlich gewaltig unruhig. Ein zerrissenes Geschrei, aus vielen Schreien der Ueberraschung zusammengesetzt, von verworrenem Waffenlärm, Fluchen und endlichem Hülferufen durchdrungen, wozu bald Flintenschüsse kamen in immer schnellerer Folge, drang herauf zu ihm, als ob er auf einem hohen Berge stünde und ein wildes Gewitter ihm zu Füßen sich entlüde. Es dauerte einige Zeit, bis alle seine Fähigkeiten aus dem kleinen

Punkte des Einen Auges, wo sie zusammengedrängt waren, sich allmählig zurückzogen, um sich wieder als Gehör, Gefühl, Verstand auf ihre gewöhnlichen Posten zu begeben. Dann aber sprang er mit wilden Sätzen wie eine Katze die Treppe hinab.

Welch ein Anblick!

Ueberall ein buntes Gemisch von Bauern, Pfaffen, Soldaten, — Plötzlich war der Feind aus dem Boden gewachsen, mitten im Kloster in allen Ecken und Enden — aus den Dielen, aus den Mauern, ja von den Stubendecken war er wie überreife Frucht herabgefallen. In gewaltiger Ueberzahl stand er mitten unter den erschrockenen Bauern, von den Mönchen geführt, und metzelte die Ketzer nieder, bevor sie zu ihren Waffen greifen konnten. Als der einäugige Slavik hinunterkam, waren Wände und Estrich vom Blute gefärbt.

Zu mir! rief er mit donnernder Stimme, daß die Soldaten einen Augenblick in ihrem blutigen Geschäfte inne hielten und sich umsahen. Er benutzte es und sprang über Schultern und geschwungene Säbel hinüber in den Konventsaal. Neuer Muth beseelte bei diesem Rufe die Bestürzten; aus den Gängen und Zellen drängten sie sich mitten durch die Soldaten und bildeten einen festen Knäuel um den einäugigen Slavik. Schnell hatte er einen schwach besetzten Ausgangspunkt des Konventsaales erspäht, und während der Knäuel um ihn Piken, Sensen und Büchsen den Soldaten von allen Seiten entgegenstreckte, daß der Haufe aussah wie ein gereiztes Stachelschwein, drückte, schob, bewegte er ihn von innen nach dem schwach besetzten Ausgangspunkte, den er bald erreichte. Die Soldaten schlossen ebenfalls ihre Reihen und folgten mit langsamen Schritten und schickten ihnen volle Salven nach. Mancher Ketzer fiel; die Uebrigen schoben weiter über den langen Gang bis an die Treppe. Immer enger schlossen sie sich an einander und rollten wie eine Kugel hinab bis an die Thüre, die aus dem untern Gange in die Kirche führte. Dorthin wollte sie Slavik bringen.

An den Altar! rief er, dort sind wir sicher.

Nein! rief Hynek Jarmilo aus dem Knäuel heraus mit fester, widersprechender Stimme.

Nein! riefen die andern Ketzer, wie aus Einer Kehle, und blieben fest vor der Thüre stehen.

Die Patres hinter den Soldaten, welche auf der Treppe standen, lachten laut auf. Schnell luden die Ketzer noch einmal und schossen über die Soldaten hinweg in die schwarze Reihe der Patres. Pater Quirinus und manche andere fromme Väter fielen. Da lachten ihrerseits wieder die Ketzer, und lachend warfen sie ihre Waffen hin und stellten sich wie aufgesteckte Ziele längs der Wand und stimmten wie auf ein gegebenes Zeichen und aus Einer Kehle die böhmische Uebersetzung des Liedes „Eine feste Burg" an. Die Soldaten von der Höhe der Treppen zielten gut. Es war aus mit dem einäugigen Slavik, mit Hynek Jarmilo und der ganzen Schaar der Ketzer aus dem Dorfe Ribnik.

Darum kommt kein Zeichen, keine Botschaft aus Oborschischt beim Ungarmichel an. Witze sind schlecht angebracht. Noch macht er welche am Abend desselben Tages im befestigten Lager auf den Höhen vor Duschnik — während die kaiserlichen Truppen nach Przibram marschiren, auf einem großen Umwege, in einem Halbkreise, geschützt von den Wäldern und dem Dunkel der Nacht. Sie haben einen guten Führer, der die Gegend genau kennt und dem daran liegt, Duschnik zu überraschen und es ohne Schwertstreich zu nehmen, um einem langen Kampfe auszuweichen, während dessen man sich an der Geißel, an seinem Sohne Zdenko, den dieser Führer noch gefangen glaubt, halten und rächen könnte.

So kommt es, daß, während Peter Buresch links vom Dorfe gut verschanzt den Feind erwartet, der Feind mit erstem Morgendämmern von Przibram her auf der andern Seite ins Dorf einrückt, den schmalen Weg zwischen den Gartenmauern herauf, gradaus auf den großen Platz, wo die Bäume stehen mit den Kriegsartikeln Peter Bureschs.

Trommelschlag weckt die im Dorfe Zurückgebliebenen. Das ist eine andere Trommel, als die, welche sie einst zur Robbot

rief. Neugierig steckten sie die Köpfe zu den kleinen roth eingerahmten Fenstern heraus. Welch ein prächtiger Anblick — eine mächtige Kolonne zu Fuß, gefolgt von einer oder zwei Schwadronen ernst und stolz blinkender Husaren. Sonderbar aber und unheimlich sehen die Gestalten aus, welche zu Fuß oder auf kleinen Pferden reitend die ganze Kolonne regellos, wild umschwärmen — vorn, hinten, von allen Seiten. Sie tragen rothe oder schwarze Kappen oder auch breite Hüte mit zerfetzten Krempen, die schlapp und schmutzig um Gesicht und Nacken hängen. Von der Schulter herab wallt ein langer breiter blutrother Mantel, der die schmächtige, aber sehnige Gestalt verdeckt, zugleich mit einem Gürtel, der reich besetzt ist mit Dolchen und Pistolen von allerlei Art. Die Füße sind in rothes Tuch gehüllt, welches durch schmale, kreuz und quer gebundene Riemen festgehalten ist, so daß man ihre Schritte nicht hört, wie die Schritte der Katzen. Auf dem Rücken hängt nachlässig an einem Riemen das ungewöhnlich lange Gewehr, das mit dem Ende des Laufes fast bis an die Knöchel reicht — an der Hüfte der krumme Säbel in bunter Scheide. — Es sind Das die Panduren oder Rothmäntel, welche Baron Trenk die Güte hatte dem Major Bombelles auf einige Tage zu borgen. Die blutrothen Mäntel und die vielerlei Waffen weggedacht, sehen sie gar nicht so schrecklich aus — fast könnte man sagen, sie sind schön. Das braune Gesicht mit der kühnen Adlernase, die dunkeln Haare und fein gemalten Augenbrauen, die leuchtenden Augen und das beständige Lächeln um den feinlippigen Mund machen zusammen eine schöne Figur. Aber dieses beständige Lächeln ist es eben. Sie lächeln auch, wenn sie Kinder spießen, und haben sanfte und zärtliche Ausdrücke bereit, wenn sie dem Feinde den Kopf abschneiden.

Auf einen Wink ihres Führers zerstreuen sie sich und sind nicht mehr zu sehen. Alle Ausgänge des Dorfes, Schluchten und Schlupfwinkel in den Wäldern sind in kurzer Zeit von ihnen besetzt. Denn in Wäldern, Gebüschen und Schluchten fühlen sie sich bald heimisch, kennen sie bald jeden Baum und Stein —

das haben sie aus ihren heimischen kroatischen Wäldern mitgebracht, wo sie das edle Räuberhandwerk trieben und all die Künste lernten, mit welchen sie jetzt den habsburgischen Thron befestigen und in Duschnik Gesetz, Ruhe und Ordnung herstellen werden.

Graf Bombelles, der an der Spitze der kaiserlichen Truppen in Duschnik einreitet, hat die gemessene Weisung, die Sache so schnell als möglich abzumachen, da man keinen Mann lange entbehren kann und mit den Bauerngeschichten nicht viel Zeit verlieren will. Er soll kurz und summarisch verfahren, die Führer beseitigen, die Gegend unschädlich machen und wieder davon reiten. Er macht sich sofort ans Werk. Die zurückgebliebenen Bewohner im Dorfe haben sich versammelt, die Trommel wird gerührt, die Soldaten ziehen einen weiten Kreis um die Versammelten, und ein Feldwebel verliest mit lauter Stimme folgende Schrift, die ihm Graf Bombelles, der Major, gleichgültig und gelangweilt übergeben hat:

„Im Namen Ihrer k. k. Apostolischen Majestät Maria Theresia, Königin von Hungaria, Bohemia ꝛc.

Kund und zu wissen Allen, denen zu wissen nothwendig.

Die Regierung des Königreichs Böheim im Namen der allergnädigsten Königin Maria Theresia, Königin von Böheim, läßt Verzeihung, Gnade und Vergessen allen Denen angedeihen, so sich in diesem Jahre als Verführte durch Wort und That an den ungesetzlichen und verbrecherischen Thätlichkeiten Peter Bureschs betheiligt haben, so ferne diese Verführten reuig und demüthig zur gesetzlichen Ordnung zurückkehren, freiwillig die Waffen niederlegen und zur Arbeit und gesetzlichen Pflichten sich als treue Unterthanen Ihrer Majestät der allergnädigsten Kaiserin bekehren.

Besagter Peter Buresch, der Erregung von Aufruhr gegen Ihrer Majestät Regierung und die bestehenden Gesetze, der Verleitung Ihrer Unterthanen zu verbrecherischen Handlungen, der Konspiration mit Ihrer Majestät Feinden, der Gottlosigkeit und

des Unglaubens, des Mords, des Raubs und der Plünderung und anderer mehrfacher Verbrechen angeklagt, soll vor ein Standgericht gestellt und nach dem Wortlaut des Gesetzes mit ihm verfahren werden.

Gegeben in der k. k. Hauptstadt Prag ꝛc."

Während der Verlesung dieses Aktenstücks ließen die einzelnen Bauern langsam ihre Waffen fallen und zogen sich so weit von ihnen zurück, als es der Kreis, den die Soldaten um sie geschlossen, erlaubte. Die Weiber drängten sich durch und in die Häuser, um die etwa noch vorhandenen Gewehre vor die Thüre zu werfen. Mika, der gleich nach seiner Ankunft im Dorfe mit Hülfe einiger Soldaten in den Schüttboden gedrungen war, kam bleich und mit zerrauften Haaren heraus. Er hat das Gefängniß leer gefunden — er ist zu spät gekommen. Die Weiber erzählten ihm mit Vorwürfen, daß sie selbst seinen Sohn befreit haben, und reuig und mit zerknirschtem Herzen schlich er aus dem Dorfe fort, zurück nach dem verbrannten Obtschov, um dort seinen geretteten Sohn aufzusuchen.

Indessen hatte Peter Buresch erfahren, was im Dorfe vorging. Rasch brach er auf und rückte in Ordnung und festgeschlossenen Reihen aus dem Lager dem Dorfe zu. Kaum war er den Hügel hinab, als aus dem Walde rechts und links mit unhörbaren Schritten die Kroaten hervorkamen und das Lager besetzten. Sie waren nur noch einige hundert Schritte vom Dorfe, aber nahe genug, um zu bemerken, daß jeder Eingang stark von Soldaten besetzt war. Peter wandte sich um, um noch einmal seine Schaar zum Angriff zu ordnen und ihnen Muth einzusprechen.

Da sprang Martin Kinnich aus dem Hohlwege hervor. Ihr Männer, rief er, was wollt ihr euch todtschlagen lassen von einer mächtigen Ueberzahl, besonders da eben der Generalpardon für euch alle verlesen wurde, mit Ausnahme freilich, fügte er höhnisch hinzu, Peter Bureschs, der die Gefälligkeit hatte, mich vom Kommando abzusetzen und so vom Galgen zu retten.

Peter Buresch starrte ihn lange an, dann schlug er sich mit

der Faust vor die Stirne und rief: Das war unser Verräther! Ich Dummkopf! — Schießt ihn nieder!

Der Ungarmichel legte an, doch bevor er abdrückte, sagte Peter Buresch mit Verachtung: Laßt ihn laufen! und Kinnich lief in der That nach dem Dorfe zurück.

Aber die Worte Kinnichs hatten ihren Eindruck nicht verfehlt. Ein Murren und Murmeln ging durch die Reihen Peter Bureschs: „Es ist vergebens! — Wozu sich umsonst todtschlagen lassen? — wir haben Pardon!"

Peter Buresch sah sich traurig um, und wie er die schwankenden murrenden Massen sah, ließ er den Kopf hängen. Todtenblässe bedeckte sein Gesicht, und er schloß die Augen, wie um sich zu besinnen. An den Ungarmichel gelehnt, sagte er mit bebender Stimme: Siehst du, so sind die Bauern! — Dann rief er laut: Wer die Waffen strecken will, der thue es. Er kann ungehindert von dannen ziehen.

Klirrend, dröhnend stürzte Waffe auf Waffe zu Boden. Peter Buresch stieß einen wilden Schrei aus und wandte sich ab. Er schien wieder in jenen Starrkrampf verfallen zu sein, in dem wir ihn schon einmal gesehen haben. Als er wieder zu sich kam, drängte sich die kleine Schaar von Raubschützen um ihn — die Bauern waren alle fort. Geht, sagte er, es ist aus — die Zeit ist noch nicht gekommen.

Aber die Raubschützen blieben.

Geht! rief er noch einmal mit gebieterischer Stimme — ich weiß mich zu retten, an der baierischen Gränze finden wir uns wieder!

Es ist kein Ausweg für dich! sagte der Ungarmichel — komm mit uns, so schlagen wir uns durch.

Wozu noch umsonst euer Blut vergießen und für mich? Ich habe einen guten Schlupfwinkel, in dem sie mich nicht auswittern sollen.

Da gingen sie, und als sie sich umsahen, war jede Spur von Peter Buresch verschwunden.

# Zwölftes Kapitel.

Dorf und Umgegend blieben vom Schreck gelähmt und ruhig. Kein Widerstand, keine Widersetzlichkeit machte sich geltend, wenn nicht etwa das protestirende Schreien und Weinen der Schwestern und Mütter, wenn man ihre jungen Söhne und Brüder zusammenfing und sie truppweise, von Panduren begleitet, nach Prag abschickte, um sie von dort weiter an die preußische Gränze gegen die Feinde der Kaiserin zu jagen. Sonst sah man scheinbar ruhig zu, obwohl man im Geheimen die Zähne knirschte und die Faust ballte, wenn man das Vieh aus dem Stalle jagte, um es theilweise an den großen Wachtfeuern mitten im Dorfe zu braten oder als gute Beute den Kameraden in Prag zuzutreiben, wohin es dann mit den jungen Rekruten zugleich wanderte. Denn es ward als gutes Mittel zur Sicherung der Ruhe in diesen unruhigen Gegenden für alle künftige Zeit erachtet, wenn man alle waffenfähige Mannschaft und alles noch übrige Besitzthum daraus entführte.

Graf Bombelles, auf dessen Anordnung all Das geschehen und der seine Residenz im Schlosse aufgeschlagen hatte, war, trotzdem Alles gut von Statten ging, doch sehr verdrießlich. Die Expedition langweilte ihn gewaltig — er hätte sie — sein Befehl lautete darnach — gern aufs Schleunigste zu Ende gebracht, aber das war nicht möglich, so lange Peter Buresch nicht mitten im Dorfe an einem Baume hing. Umsonst war das ganze Dorf, alle Häuser vom Keller bis zum Dache, war der ganze Wald, jedes Gesträuch durchwühlt und durchstöbert worden; umsonst zog sich eine ununterbrochene Kette von Husaren und Panduren in

einem weiten Kreise rings durch die Wälder, über Hügel und Thäler. Peter Bureſch war nicht zu finden. Entkommen konnte er nicht ſein, er mußte alſo in irgend einem Verſtecke ſicher geborgen liegen. Graf Bombelles ließ aufs Gerathewohl Einzelne aus den Bauern herausgreifen und nach guter herrſchaftlicher Sitte über die Bank legen, um ihnen das Geheimniß des Verſteckes mit Hülfe des Stockes zu entreißen. Sie ſchrieen, ſie litten unſägliche Qualen, ſie wurden halbtodt oder als Krüppel von der Bank fortgetragen — aber das Geheimniß war nicht enthüllt. Wir wiſſen nicht, ob die Unglücklichen ihren Führer von vorgeſtern verrathen hätten, wenn ihnen ſein Verſteck bekannt geweſen wäre — wir wiſſen nur, daß ſie in der That nicht wußten, welcher Schlund der Erde ihn verſchlungen hatte. So litten, um Alles treu zu berichten, was die Tradition an Namen und Thatſachen auf uns gebracht hat, der lange Wlach und der alte weiche Tomeſch.

Da Alles vergebens war, kam Graf Bombelles auf ein kluges Mittel. Der Vater mußte es wiſſen, wo der Sohn verſteckt war, alſo ſoll der Vater den Sohn verrathen. Der alte Bureſch, der wieder verzweifelt heimgekehrt war, nachdem er den baieriſchen Scheerenſchleifer umſonſt geſucht hatte, wurde herbeigeſchleppt und auf die Marterbank gelegt. Bevor ihn die Panduren hinſtrecken konnten, riß er ſich noch einmal los, richtete ſich hoch auf und ſchrie dem Grafen Bombelles, der aus dem Schloßfenſter den Exekutionen zuſah, mit ſtolzer Stimme zu: Ich bin ein alter Soldat des Prinzen Eugen, des edlen Ritters!

Aber was kümmerte den Grafen Bombelles ein alter Soldat des Prinzen Eugen, des edlen Ritters? Er mußte leiden, wie die Andern, und noch härter.

Der Alte vom Hammer knirſchte die Zähne zuſammen — aber über den zuſammengeknirſchten Zähnen lächelte er und lächelte und lächelte immer — murmelte zuweilen den Namen ſeines geliebten Sohnes — und lächelte wieder, bis er bewußtlos von der Bank hinabrollte wie todtes Holz.

Der Eine und Einzige unter den Bauern, der Peter Bureschs Versteck kannte und es wohl auch verrathen hätte, konnte von den Soldaten nicht gefaßt werden, denn er war schon Tags zuvor, bevor diese Maßregeln in Gang kamen, von ihnen gefaßt worden und residirte mit dem Grafen Bombelles unter demselben Dache. Freilich etwas schlechter, denn er schmachtete tief unten im Schlosse, in dem dunkeln feuchten Loche, wo sonst widerspenstige Bauern, die ihre Robbotpflichten nicht erfüllen wollten, zu sitzen pflegten. Der Eine war Martin Kinnich. Ihm war, als dem Urheber des Bauernaufstandes, dasselbe Loos zugedacht, wie Peter Buresch, aber in Berücksichtigung des Fürwortes von Seiten Mika's und der Väter Jesuiten für die guten Dienste, die er im Verlaufe der Begebenheiten geleistet, war er zu zehnjähriger Zuchthausstrafe und Schanzenarbeit begnadigt worden. Da saß er nun im Loche, die Zeit erwartend, bis ihn Graf Bombelles mit sich fortnehme nach Prag und ihn seiner Bestimmung in Ketten und Banden entgegenführte. Zeit genug hatte er, in seiner Einsamkeit darüber nachzudenken, wie er sich von dieser Bestimmung befreien könne, und er benutzte die Zeit.

Peter Buresch, im unterirdischen verfallenen Gemach des alten Schlosses, das von außen wie jeder andere unschuldige Hügel aussah, erfuhr von Allem nur, was ihm Lunetta zu berichten für gut fand. So wußte er nichts von den Wunden seines Vaters, und ausgestreckt auf seine Hirschhaut, beleuchtet vom Flackerlichte des Kienspans in der Ecke, aß er vom Braten und trank vom Wein, die Lunetta den Soldaten im Dorfe, während sie tanzte, sang und prophezeite, vom Wachtfeuer wegstahl. Er lachte über die dummen Bauern, die nur zu dulden haben, was sie verdienen, und fühlte sich am Wohlsten, wenn gerade ein Panduren-Piquet, das nach ihm suchte, gerade über seinem Haupte auf dem einladenden Hügel Rast hielt und man unten im Gemache ihre Flüche und Verwünschungen über die vergebliche Mühe hören konnte. — Ihr armen Jungen oder Helden, sagte er dann, bald hoffe ich euch aus meinen Wäldern in einem

höflichen Briefe anzuzeigen, daß eure Mühe vergebens ist, und ich glaube, ihr werdet dann davon überzeugt sein!

Es war nämlich abgemacht, daß noch diese Nacht Lunetta einem einquartierten Soldaten die ganze Kleidung vom Bette stehlen und Peter Bureſch bringen solle. In dieser Verkleidung war es dann leicht, durch die Kette der ausgestellten und reitenden Posten in die Wälder zu entkommen.

Aber in dieser Nacht sollte noch etwas Anderes geschehen.

Martin Kinnich hatte die Zeit zum Nachdenken gehörig benutzt. Als er das Geschrei der geprügelten Bauern hörte, kam er schnell mit seinem Nachdenken zum Ziele. Am Abend ließ er dem Grafen Bombelles sagen, er habe mit ihm in aller Unterthänigkeit etwas sehr Wichtiges zu verhandeln. Es kam keine Antwort. Was sollte der Bauer mit dem Grafen Wichtiges zu verhandeln haben? Da ließ ihm Martin Kinnich sagen, er kenne den Aufenthalt Peter Bureſchs, und nach wenigen Minuten stand er vor dem Grafen.

Wo ist er? — wo steckt er? — sprich, schnell! — rief ihm der Graf entgegen.

Verzeihung, allergnädigster Herr! — antwortete Kinnich, sich tief verneigend, das geht nicht so schnell — ich habe meine Bedingungen.

Bedingungen — rief der Graf — frecher Bauer, du wagst es, von Bedingungen zu sprechen? Ich lasse dir hundert Stockstreiche aufzählen, das wird dir die Bedingungen austreiben.

Hundert Stockstreiche mehr oder weniger — sagte Kinnich, indem er die Ohren zwischen die Schultern zog — man muß sich daran gewöhnen, wenn man sich auf zehn Jahre Zuchthaus vorzubereiten hat. Ich kann von meinen Bedingungen nichts nachlassen, gnädiger Herr. Einen Menschen, bei dem es sich um den Galgen handelt, zu verrathen, das ist nichts Kleines und will gut verkauft sein.

Und wie theuer verkauft, Schurke? —

Um zehn Jahre Zuchthaus!

Ho ho!

Kinnich ließ sich nicht stören und fuhr mit ruhiger Frechheit fort: Ich kann nicht anders. Warum haben mir Euer Gnaden den Galgen nachgelassen? Weil ich offenbar Verdienste hatte, Verdienste um Thron und Altar, weil ich eine Konspiration mit dem Feinde Ihrer Majestät aufgedeckt habe und Manches that, was die Fortschritte der dummen, verführten Bauern aufhielt. Man hat aber noch nicht erkannt, daß ich, den man den Anstifter des Aufruhrs nennt, zu Anfang nur den Oberbefehl übernahm, um ungesetzliche Thaten zu verhindern — warum hätte ich sonst so viele Tage lang in den Wäldern gefaullenzt? —

Kinnich hielt inne, um zu sehen, welche Wirkung seine wohlgesetzten und gut ausgedachten Worte auf den Grafen hervorbrachten. Da dieser schwieg, fuhr er fort: Ich wollte nur sagen, daß, wenn ich durch die Gnade Ihrer Majestät meiner Verdienste wegen vom Galgen zum Zuchthaus begnadigt worden bin, ich wohl eines neuen Verdienstes wegen vom Zuchthaus zur vollkommenen Verzeihung begnadigt werden könnte.

Das kann nicht sein! — rief der Graf.

Doch, Eure Gnaden haben Vollmacht — rief Martin Kinnich dagegen und warf sich vor die Füße des auf und ab wandelnden Grafen — und ich habe Weib und Kind!

Der Graf blieb stehen und sah verächtlich auf den Knieenden nieder. Was bietest du für deine Begnadigung?

Peter Buresch! — rief Kinnich laut — Peter Buresch, den unruhigsten und gefährlichsten Kopf, der das Land noch tausend Mal aufwiegeln kann, der die Wälder entvölkert, ein Schreck aller Förster und forstbesitzenden Herrschaften.

Wann? fragte der Graf weiter.

In einer Stunde! rief Martin Kinnich eifrig.

Gut! — sagte der Graf nach einigem Nachdenken.

Martin Kinnich küßte die Hände des Grafen. — Aber ich brauche Soldaten! sagte er endlich.

Nimm dir zehn Mann mit! —

Zehn Mann? — ſagte Kinnich beſorgt — Peter iſt ſtark wie ein Rieſe und liſtig und verſchlagen — ich brauche wenigſtens zwanzig Mann.

Nimm, ſo viel du willſt, Memme!

Martin Kinnich ſoll ſich mit einer halben Kompagnie beeilen, an deren Spitze er, die ausgedehnte Vollmacht benützend, dahinzieht, ſtolz wie ein Feldhauptmann, ſo bald er ins Freie kommt, aber ſchleichend und gebückt, ſo lange er zwiſchen den Häuſern des Dorfes hingeht. Er ſoll ſich beeilen, denn eben iſt Peter Bureſch damit beſchäftigt, ſeinen gewaltigen Leib in die enge Soldatenjacke zu zwängen, während Lunetta vor Ungeduld mit den Füßen zappelnd neben ihm ſteht und den hohen, ſpitzzulaufenden ſchwarzen Czako mit dem gelben Adler in Händen hält.

Nein! — ruft plötzlich Peter Bureſch — lieber liege ich noch ein Jahr in dieſem Loche, als daß ich dieſe bunte Knechtlivree nur eine Stunde am Leibe behalte.

So ſprechend, reißt er die bunte Jacke wieder von den Schultern, wirft ſie weit weg in einen Winkel und ſich ſelbſt auf die Hirſchhaut.

Lunetta hebt die Jacke wieder auf. Ach! flehte ſie, du brauchſt ſie ja nicht einmal eine Stunde zu tragen. In den Eiſenhämmern bei Hluboſch kannſt du ſie wieder abwerfen. Aber jetzt beeile dich. Ich bitte dich, mein theurer Herr, — es iſt keine Zeit zu verlieren, und wir haben noch ſo viel zu thun. Muß ich dir nicht noch den Bart ſcheeren und einen Zopf flechten?

Einen Zopf? — lacht Peter Bureſch und ſieht ſie erſtaunt an — glaubſt du, ich würde mir einen Zopf flechten laſſen, und wenn der Galgen hier zwei Schritte vor meinen Augen ſtände? Ha ha! — einen Zopf!

Nun gut, es wird vielleicht auch ohne Zopf gehen — aber nimm die Jacke, mein theurer Meiſter! flehte Lunetta.

Warum drängſt du ſo auf die dumme Verpuppung? Das kann auch in zwei Stunden oder morgen oder übermorgen geſchehen!

Ach, es iſt mir ſo weh zu Muthe! — wimmerte Lunetta —

es liegt mir schwer wie ein Alp auf der Brust und ist mir, als ob wir sehr zu eilen hätten.

Lunetta hatte es kaum gesagt, so hörte man draußen rings um den Hügel ein Geräusch von Waffen, Schritten, Kommandoworten.

Jetzt kann ich doch nicht fort — sagte Peter Bureſch mit gedämpfter Stimme — sie lagern wieder ums alte Schloß. Sei stille!

Lunetta war stille, sie wagte es kaum, zu athmen. Aengstlich kauerte sie in den Winkel und starrte unverwandten Blickes durch die Dämmerung nach dem Steine, der die Thüre dieſes verborgenen Gemaches bildete. — War es das bewegliche Licht des Kienholzes, das sie täuſchte, oder bewegte sich wirklich der Stein? Zitternd, aber unhörbar kroch sie auf Peter Bureſch zu und umklammerte ihn mit beiden Armen, immer nach dem Steine hinstarrend. Es war nicht das täuſchende Licht — der Stein bewegte sich wirklich, er fiel, und — hereinſtrömten, mit Luchsaugen ſuchend, gebückt, mit vorgehaltenen, langen Flintenläufen, immer lächelnd, die Panduren.

Ein furchtbarer Schrei, der in der Wölbung klagend und traurig wiederhallte, drang aus Lunetta's Bruſt. Mit einem Sprung war sie an leuchtenden Kienſpan, warf ihn zur Erde und trat mit ihren nackten Füßen darauf, um Peter Bureſch in Nacht zu bergen. Es war zu ſpät, die Rothmäntel haben gute Augen.

Am frühen Morgen ſchon war das Dorf Duſchnik von Soldaten wie ausgefegt — die Bewohner ſchliefen noch — aus weiter Ferne hörte man nur noch die Trommel. Mitten im Dorfe an dem großen Kaſtanienbaum hing Peter Bureſch — ihm zu Füßen ſaßen der Alte vom Hammer und Lunetta. Sie warteten, bis die Soldaten weit genug ſein würden, um dann Peter Bureſch abzuſchneiden. An demſelben Baum klebten noch Peter Bureſchs Kriegsartikel.

Der alte Bureſch ſaß da, kalt, ſtumm, ſtarr vor ſich hinſehend, während kalte Thränen auf ſeinen Wangen ſtanden. Zum erſten Male ſeit langer Zeit ſpielte er wieder mit ſeinen Schlangen und bedauerte wohl, daß ſie keine Giftzähne hatten.

Von Zeit zu Zeit wandte er sich zu Lunetta und sprach kurze Worte, die sie nicht hörte und deren Sinn, wenn man sie zusammenhielt, ungefähr war: Lunetta, ich gehe mit euch zu den Zigeunern — meine Schlangen können schön tanzen, und ich werde euch viel Geld einbringen. Lunetta, ich gehe nicht mehr fort von dir, denn du hast ihn geliebt.

Lunetta hatte den Kopf tief hinabgebeugt in ihren Schooß und sang gedankenlos und mit tonloser Stimme traurige Zigeunerweisen, so leise, daß nur sie selbst sich hören konnte.

In später Abenddämmerung erschien eine alte, auf Krücken gebeugte Zigeunerin, mit vielfachen Pflastern im Gesicht, bei Martin Kinnich und bat um Herberge. Es ist ein halber Aberglaube — aber man wagt es nicht oft, Zigeunern ein Obdach zu versagen, und schickt sie meist in die Scheunen. Auch die alte Zigeunerin wurde in die Scheune geschickt, und es war noch nicht Mitternacht, als schon Scheune und Haus in Asche lagen und die Zigeunerin verschwunden war. — Martin Kinnich war ein Bettler und zog als solcher durchs Land.

Auch der Bauernadvokat war ein Bettler, denn der Kontrakt mit den Prager Holzlieferanten leerte ihm noch die Strümpfe mit Thalern, die er aus dem Brande gerettet hatte. Zdenko konnte ihn nicht ernähren, denn er war mit fortgenommen worden, als man diese Gegend von aller waffenfähigen Mannschaft reinigte.

Das ist die sonderbare Geschichte eines Bauernkrieges, um welchen man sich in dem allgemeinen Kriege, der damals die Welt elend machte, nicht kümmerte und von welchem so wenig Urkunden sprechen, daß ein gewissenhafter Geschichtsschreiber oder Leser sie nicht zu glauben braucht.

# Erzählungen eines Anſtäten.

Weit bin ich geritten,
Viel hab ich gesehen.

Volkslied.

# Le mie prigioni.

Anstatt einer Vorrede.

Der geneigte Leser wird schon nach Durchlesung der beiden ersten Bücher dieser Erzählungen erkennen, daß die Aufzeichnung derselben unter verschiedenen Absichten begonnen, weitergeführt und beschlossen worden, daß der Verfasser, mit Einem Worte, im Verlauf der Arbeit den ursprünglichen Plan geändert hat. Für solches Aus-der-Rolle-fallen ist ein Schriftsteller seinem Publikum Rechenschaft schuldig.

Der ursprüngliche Titel „Reisememoiren", unter dem diese Skizzen zum größten Theile in der Kölnischen Zeitung erschienen sind, deutete es genugsam an, daß ich mannigfaltige, persönliche Erlebnisse aus verschiedenen Epochen und Gegenden habe liefern wollen. Vom Schicksal, wie ein abgerissenes Blatt, durch die verschiedenartigsten Länder und Verhältnisse umhergetrieben, glaubte ich mich mit dreißig Jahren alt genug, um zu memoirenhaften Aufzeichnungen berechtigt zu sein; um so mehr berechtigt, als ich nicht eine persönliche Entwicklungsgeschichte, die Niemand interessirt, sondern Ereignisse und Begebenheiten, die an sich interessant schienen, habe geben wollen. Aber bald mußte ich mich überzeugen, daß auch dieses ohne Indiskretion nicht möglich war. Hätte ich das nicht selbst eingesehen, manche ängstliche, aus der Ferne kommende Bitte, doch ja Dieses und Jenes zu verschweigen, hätte mich darauf aufmerksam machen müssen. Gewisses Literatenthum unserer Zeit hat Freunde und Bekannte eines Schriftstellers leider zu solcher Aengstlichkeit berechtigt, und ich war durch diese

Bitten weniger beleidigt als gekränkt. Schon nach der Abfassung des ersten Buches sah ich es ein, daß ich Ton und Form ändern und manchen interessanten Stoff, den mir Erinnerung lieferte, aufgeben müsse, und ich ging so allmählig in die rein novellistische Weise über, bei der alle Gefahr der Bloßstellung lebender Personen vermieden wurde.

Dieser Gefahr wäre ich schwerlich entgangen, hätte ich die Aufzeichnungen unter denselben Verhältnissen fortgesetzt, unter denen ich sie angefangen; denn angefangen habe ich sie in einer Lage, in der ich mir selbst als todt und begraben habe erscheinen können, abgelöst von allen alten Banden, getrennt durch unübersteigliche Hindernisse von Allem, was mich an die Vergangenheit knüpfte — ein lebendig begrabener, stiller Mann. Ich war aus dem Vaterlande verbannt und als Verbannter im Zellengefängnisse eines fremden Staates. Also war ich durch viele Dante'sche Höllenkreise von meiner Welt geschieden. Aber es gibt keinen Ort, der so geeignet wäre, alte Erinnerungen um sich zu sammeln, sich mit einem gewissen Behagen in die Vergangenheit zu ergehen, wie ein pennsylvanisches Zellengefängniß, und ich finde nicht, daß Dante Recht hat, und „die Erinnerung glücklicher Zeiten in Elend" ist nicht der größte Schmerz, sondern ein Trost und eine Art von Weiterleben im Jenseits — ein Weiterleben, das sein Fegefeuer, seine Hölle, wie sein Paradies hat.

Herrn Minister Maupas danke ich diese Erfahrung. Louis Napoleon glaubte nach dem Staatsstreiche, sich mit der wohlunterrichteten Polizeipräfektur nicht begnügen zu können, und schuf sich ein Polizeiministerium. Aber das blutjunge und unerfahrene Polizeiministerium tappte um so mehr im Dunkeln, als die altehrwürdige Präfektur auf den mit größerer Würde ausgestatteten Neuling eifersüchtig war und ihm alle Kanäle abschnitt, die seine Allwissenheit nähren sollten. Das neue Polizeiministerium hatte nichts zu schaffen; in seinen weiten Räumen war es öde; menschenscheu und des Müssiggangs müde, schlichen seine zahllosen Beamten in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle umher. Sie

ſahen aus wie Schatten, die ziel- und zwecklos an den Ufern des Styx umherirren und die Erlöſung erwarten; ſie fühlten ſich verdammt zu der unausſtehlichen Qual, die Dante vergeſſen hat, zu der Qual des Ueberflüſſigſeins. Es war ein Miniſterium beſoldeter, aber überzähliger Beamten. An Maupas war es, ſie zu erlöſen, und wir waren die ſchwarzen Schafe, die er zum Erlöſungsopfer auswählte. Er erfand eine Verſchwörung, und in der Nacht des 3. Februars 1853 wurde die große Polizeirazzia vorgenommen und die myſteriöſen Räume von Mazas verſchlangen zweiundſechzig Unſchuldige.

Ich ſchlief den Schlaf der Gerechten, als mit der erſten Morgendämmerung ſämmtliche Diener des Hotels mit bleichen Geſichtern in die Stube ſtürzten, gefolgt von zwei Unbekannten mit Phyſiognomien von Monſeigneurs. Monſeigneur aber heißt in Frankreich ein Dietrich oder Diebesſchlüſſel, und der Ausdruck ſtammt aus jener guten alten Zeit, da die großen Herren anſtatt der Diebe in die Häuſer der armen Bauern brachen. — Ich wollte mich erheben, aber die beiden Geheimnißvollen erſuchten mich, im Bette zu bleiben, bis eine gewiſſe dritte Perſon, der Polizeikommiſſär, ankomme. Sie ſetzten ſich an den Kamin, ließen ein Feuer anzünden und prüften mit durchdringenden Blicken jedes Möbel. Endlich kam der Polizeikommiſſär, ein Mann mit einem behaglichen Hausvatergeſichte, der ſich vor mein Bett ſtellte und mit der Miene eines Komödienfürſten, der ſeinen Stern zeigt, den Rock aufknöpfte und ſeine trikolore Schärpe ſehen ließ. Darauf, wie auf ein gegebenes Zeichen, warfen ſich die beiden Monſeigneurs auf meine Bücher, und nachdem ſie alle Titel geprüft, unterſuchten ſie ihr Inneres, ob nicht Papiere darin ſteckten; dann vertheilten ſie ſich in Stuben und Kabinet und ſchleppten alle möglichen Papiere auf einen Haufen zuſammen, die der Kommiſſär muſterte und aus denen er ſämmtliche Briefe, die ein neueres Datum trugen, ausſuchte und zuſammenlegte. Dann ſuchte man in allen Winkeln und Verſtecken nach Waffen, und da man nichts fand als einen Life preserver, erſuchte mich

der Kommiſſär, mich ſchleunigſt anzukleiden und ihm zu folgen — denn er verhafte mich im Namen des Geſetzes. Auf dieſes Wort fingen die Diener, die an der Thür horchten, ein lautes Geheul an, das ſich in Schluchzen und Klagen verwandelte, als ich in der Mitte der Poliziſten durch ihre Reihen ſchritt. Wie ich ſpäter erfuhr, hatte einer der Kellner, ein edler Sohn der Auvergner Berge, die heroiſche Idee, ſofort eine Revolution zu machen und mich noch auf der Treppe der Polizeigewalt zu entreißen; aber ein beſonnener Walter Fürſt, wahrſcheinlich ein Gothaer, hielt ihn von dem gewagten Unternehmen ab und rieth zu paſſivem Widerſtand. Vor der Thüre erwartete uns ein großer, ſchwarzer, geſchloſſener Wagen, der beſtimmt ſchien, ganze geſetzgebende Verſammlungen aufzunehmen. In der Rue Faubourg Montmartre verließ uns der Kommiſſär ſammt dem Wagen und übergab mich den beiden Agenten. Dieſe erſuchten mich, nun ſelbſt einen Wagen zu miethen, da der Weg nach Mazas ſehr lang und ſie ſehr müde ſeien, da ſie die ganze Nacht gearbeitet hätten. Ich konnte aber ihrem Wunſche nicht willfahren; ich wollte meine Freiheit ſo lange als möglich genießen und noch etwas von der friſchen Morgenluft einathmen. Denn wer konnte mir ſagen, für wie lange Zeit ich der Gefangenſchaft, welchem Schickſal überhaupt ich entgegen ging? Wir lebten in der Zeit der Transportationen, und die Juſtiz war ſo reformirt, daß ſelbſt das unſchuldigſte Gewiſſen ſich nichts zu prophezeien wagte. So wanderten wir denn zu Fuße die Boulevards entlang. Paris iſt am frühen Morgen nicht lieblich anzuſehen; es gleicht da einer alten Kokette, die man vor der Toilette überraſcht, ehe ſie ihr Roth aufgelegt. Dennoch ſchien es mir in dieſem Augenblicke unendlich ſchön und, im Vorgefühl des engen Gefängniſſes, unendlich groß und weit, wie eine Welt. „Zu meiner Rechten Michael, zu meiner Linken Gabriel“ zog ich frohen Muthes weiter und hörte kaum auf die Vorwürfe meiner beiden Schutzengel, die mich des Undankes anklagten. Sie hatten mich ja ausſchlafen laſſen, während ſie einundſechzig Andere aus dem ſüßeſten Schlafe

und Manche von dieſen aus den Armen der Gattin oder Geliebten geriſſen haben. So ſprechend, freuten ſie ſich in der Erinnerung über die verſchiedenen, ſonderbaren, erſtaunten, erſchrockenen oder ergrimmten Geſichter, die ſie in dieſer Nacht zu ſehen bekamen, und ich dachte: auch dieſer Stand hat ſeine Freuden. Und ich dachte ferner, daß die banalen Entſchuldigungen wie: „Wir thun nur unſere Pflicht, gewiß mit ſchwerem Herzen“ ꝛc. nur leere Phraſen ſeien. — Auf der Höhe der Marais angekommen, wurden meine Begleiter ſchweigſamer; ſie ſchienen mich ganz zu vergeſſen und ſahen aufmerkſam, mit ächteſtem Späherblicke nach rechts und links. Das Trottoir war noch nicht ſehr belebt; nur hie und da ſtanden oder ſaßen einzelne Individuen, die mehr oder weniger überwacht und nichts weniger als geſetzmäßig ausſahen. Bei unſerem Herannahen ging Mancher von dieſen auf die Seite und aus unſerem Wege. Manchem ſah ich es an, daß er mich als einen Verhafteten erkannte und mich mit einem gewiſſen, wenn auch nicht theilnehmenden Intereſſe betrachtete, während auf den untern Boulevards keiner der Vorübergehenden errieth, daß ich mich in einer ausnahmsweiſen und nicht beneidenswerthen Lage befand. Jetzt ging ich durch ein Publikum, das für Dergleichen ein geübtes Auge hatte und meine Begleiter zu würdigen verſtand. Auch dieſe ihrerſeits kannten ſo manches Geſicht, das uns von der Seite anſah, und ſie warfen ſich von Zeit zu Zeit einen Blick oder auch ein unverſtändliches Wort zu. Vor einer Weinkneipe ſtand ein Jüngling mit ſehr verwegenem Geſichte, die brule-gueule im Munde, die Kappe auf der Seite. Als wir herankamen, ſchlug er die Arme in einander, wie Napoleon, und ſah uns unverwandten Auges an. „Der iſt bald reif,“ ſagte lachend der Eine meiner Begleiter, und der Andere rieb ſich die Hände. „Was wollen Sie damit ſagen?“ fragte ich. — „Nun,“ antwortete er, froh wie ein Landmann bei der Ausſicht auf eine gute Ernte, „nächſtens haben wir nur zu ſchütteln, und dieſer Knabe fällt uns von ſelbſt in den Rachen. Aber,“ fügte er nachdenklich hinzu, „er hat une Forte Sorbonne.“

— Sorbonne heißt in der Diebessprache der Kopf, der Geist — gewiß ein Kompliment für die Pariser Universität. Ich habe nie gehört, daß unsere Prager Diebe den Geist Karolina genannt haben; nicht einmal Ferdinandeum, und das Ferdinandeum heißt doch zugleich das Jesuitenkloster.

Endlich auf dem Platze der Bastille — wozu hat man sie niedergerissen? — wozu hat man die Julisäule errichtet? — so viel Arbeit um ein Leichentuch! — Endlich tauchten die schwarzen Mauern des Gefängnisses von Mazas empor. Ich ging graden Weges auf das Thor los, aber meine Begleiter machten mich auf eine Kneipe aufmerksam, die unweit vom Thore liegt, und fragten mich, ob ich nicht noch ein Frühstück einnehmen wollte. Auf meine verneinende Antwort gaben sie mir den Wunsch zu erkennen, daß sie sich selbst gern an einem petit verre erquicken wollten. So treue Begleiter verdienten einen kleinen Lohn, und ich trat mit ihnen ein. Niemals werde ich das teuflische Gelächter vergessen, mit dem uns das Weib hinter dem Schenktische empfing: „Aha!“ rief sie, „habt ihr den Vogel im Neste erwischt!“ Und Das in Gegenwart des gefangenen Vogels. Lachend schenkte sie den Cognac ein, und die Beiden, froh einer solchen Würdigung von Seiten des schönen und zarten Geschlechtes, fingen aufs Neue an, von der rude besogne dieser Nacht wie von großen Thaten zu erzählen.

Zehn Schritte führten aus der Kneipe ins Gefängniß. Ein eisernes Gitter öffnete sich rasselnd; meine Begleiter nahmen ernste und unterwürfige Amtsmienen an und führten mich, rechts vom Eingang, in die Stube des Greffiers, der so früh schon mit der Feder in der Hand da saß und sehr verschlafen und verdrießlich aussah. Es war mir, als sollte ich ihn für seine Bemühung um Verzeihung bitten. Man stellte mich unters Maß, man fragte mich nach Namen, Stand, Wohnung, Charakter und beschrieb mich so genau, als sollte mir ein Paß nach Nukahiwa ausgestellt werden. Die Polizeiagenten entfernten sich, und es nahm mich ein Gefangenwärter in Empfang. Er öffnete eine Eisenthüre

und ſchob mich durch. Ich ſtand in einer weiten Halle, in welcher mehrere uniformirte Gefangenwärter auf und ab gingen. Einer derſelben führte mich durch die Halle, rief eine Nummer, und es kam ein anderer Kollege, der vor ſich hinmurmelte: „Noch Einer! aber Das iſt ja ein wahrer 2. Dezember!“ Dieſer Reflexionsmenſch führte mich ſchweigend durch einen der langen Strahlen des in Sternform gebauten Gefängniſſes. Rechts und links reihten ſich dreifach übereinander die unzähligen ſtummen Thüren der Zellen, und längs der Thüren liefen lange Galerien mit Eiſengittern hin. Ueber eine Treppe gelangte ich auf die erſte Galerie, wo mein Begleiter wieder eine Nummer rief. Es kam einer der Gefangenwärter, die ewig und regelmäßig, wie Uhrpendel, vor den Zellenthüren auf und ab gehen, nahm mich in Empfang, ſteckte einen gewaltigen Schlüſſel in ein gewaltiges Schloß — es raſſelte, es krachte, die Thüre gähnte auf — ich ſtand in der ſtillen, einſamen, kahlen Zelle. Der Wärter unterſuchte mich oberflächlich, fragte, ob ich nicht ſchneidende Inſtrumente bei mir hätte, fügte hinzu, das ſei nur für die Form und ging. Wieder krachte das Schloß, und ich war allein.

Da ſtand ich und blickte um mich und ſah Nichts; denn die Zelle in ihrer Leerheit und Kahlheit, war wie aus Nichts gebaut. Das kleine Bett mit dem kleinen Tiſchchen und dem Strohſeſſel verſchwanden in Eins mit dieſem Nichts. Die Zelle war drei Schritte breit, ſechs Schritte lang und außerordentlich hoch, ſo hoch, daß das kleine Fenſterchen mit Gitter und Blende, nah an der Decke, wie ein ferner, beinahe ausgebrannter Stern letzter Größe erſchien — wie der Zeidal, an dem der Araber ein gutes Auge prüft.

Müde und unausgeſchlafen warf ich mich auf das Bett und ſetzte bald den Schlaf fort, aus dem ich ſo unangenehm geweckt worden war, und als ich erwachte, ſah ich zwei fremde Geſichter, die mich mit Verwunderung anſahen. Es war der Gefängniß-direktor mit einem andern, wie es ſchien, höhern Beamten. Sie fragten mich höflich, ob ich nicht irgend etwas zu ſagen, zu

bemerken, zu verlangen hätte? Ich dankte und fragte wieder, wann ich verhört werden ſolle? Die Herren wußten es nicht. Wie, ſagte ich, iſt es nicht Geſetz, daß man ſpäteſtens vierundzwanzig Stunden nach der Verhaftung verhört werden ſolle? — „Nein, mein Herr, das iſt nicht Geſetz in Frankreich.“ — „J'en suis faché pour la France“ — Sie zuckten die Achſel, verbeugten ſich und gingen.

Bald darauf huſchte ein kleiner, blaſſer Abbé herein mit unzähligen, troſtlos ausſehenden Büchern unter dem Arme und fragte, ob ich nicht die Tröſtungen der Religion bedürfe? Ich dankte, und er huſchte noch ſchneller hinaus. Es ſah aus, als wäre er durchs Schlüſſelloch verſchwunden.

Ich brauchte weniger Troſt als Zerſtreuung, und um dieſe zu finden, fing ich an, die Zelle aufs Neue und ins Einzelnſte zu prüfen. Aber ach, ſie blieb leer und kahl und dazu ſo ſchrecklich rein gehalten, daß alle Hoffnung auf ein freundſchaftliches, durch den Uſus der Gefangenen garantirtes Verhältniß mit einer Maus oder einer Spinne verſchwand. Wie glücklich war ich, als ich endlich in einem Winkel eine Inſchrift entdeckte. Sie war ſehr lakoniſch, und doch erzählte ſie mir in meiner Lage, an dieſem erſten und allen folgenden Tagen, eine lange und rührende Geſchichte.

„Oh Amélie! où êtes-vous à-présent?“
„Oh mes amis!“

So war mir der Refrain gegeben, der immer wieder und wieder auftauchte, wenn ich die Zelle durchſchritt oder bei einem Glaſe Wein — denn der Leſer wird bald erfahren, daß ich im Gefängniß ein Sybaritenleben verführte — an die Freiheit und an die anderen fernen Freunde und Freundinnen dachte.

„Oh Amélie! où êtes-vous à-présent!“ ſeufzte ich oft und fühlte eine unendliche Sehnſucht nach Amelie.

Plötzlich öffnete ſich ein kleiner Schieber, und wie ein Märchen vom Tiſchlein deck dich, erſchien auf einem Brettchen ein kleines Töpfchen mit Fleiſch, Suppe und einem großen Stück Brodes.

Man tischte mir das Beste auf, das nach der Regel des Gefängnisses aufgetischt werden darf; aber der Topf und der hölzerne Löffel sahen sehr unappetitlich aus, und ich vertröstete meinen Magen auf bessere Zeiten, die auch bald kamen; denn schon am nächsten Morgen erlaubte man uns, unsere Kost vom Restaurant holen zu lassen und dieselbe mit zivilisirtem Messer, Gabel und Löffel zu verspeisen. Das Töpfchen an der Luke prüfend, entdeckte ich darüber ein kleines Loch in der Thür, in welchem sich ein kleines Glas befand, das beweglich und so geschliffen war, daß es wohl einen Einblick von Außen nach Innen, aber keinen Ausblick von Innen nach Außen gestattete. Ich war also von dem Hüter, dessen dumpfen Schritt auf der Galerie ich hören konnte, beobachtet — ein höchst unangenehmes Gefühl, selbst für ein reines Gewissen. Abends kam dieser Hüter herein, um die Gasflamme, die bis neun Uhr brennen durfte, anzustecken. Er hatte ein höchst gutmüthiges Gesicht, und ich sah ihm an, daß er sich gern in ein Gespräch eingelassen hätte; aber die Pflicht verschloß ihm den Mund. Doch konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sich die neuen Gefangenen in denselben Zellen befinden, welche am 2. Dezember die Deputirten der Nationalversammlung aufgenommen hatten. In dieser Zelle, sagte er, wohnte der General Changarnier, unter dem ich in Afrika gedient habe. — Bist du ein alter Soldat, dachte ich, so werde ich dich schon zum Plaudern bringen. Und in der That ist mir Das schon nach den ersten Tagen gelungen, und dieses um so leichter, als unsere Wächter sämmtliche neue Gefangene für höchst wichtige Personen hielten. Denn unter uns befanden sich einige herzogliche und gräfliche Namen, deren Glanz in den Augen der naiven und von aller Welt abgetrennten Gefangenwärter auch die plebejischen vergoldete. Außerdem war offenbar Befehl gegeben, uns mit großer Rücksicht zu behandeln. Und da man in Frankreich gewohnt ist, dieselben Leute, die heute im Gefängniß sitzen, morgen in den höchsten Stellen prangen zu sehen, und dieß im Jahre des Heils 1853 mehr als je der Fall gewesen, und wir

außerdem die Zellen einnahmen, welche vor etwas mehr als einem Jahre von den berühmteſten Männern Frankreichs, alten Miniſtern, ruhmgekrönten Generalen und Dichtern bevölkert geweſen — war es da nicht möglich, daß einige dieſer myſteriöſen Gefangenen dermaleinſt und vielleicht bald mächtige Protektoren der armen Gefangenwärter abgeben könnten? Und in der That machte mir mein Argus bald wie einem Protektor den Hof, erzählte vom General Changarnier und Lamoricière, von ſeinen Schlachten und Abenteuern, von ſeinem kleinen Gehalt und von den vielen Kindern, die er zu ernähren hatte; ließ mich die Namen meiner Mitgefangenen errathen und ſchloß ſeine Reden gewöhnlich mit der Andeutung, wie ſchön es von mir ſein würde, wenn ich ihn nach meiner Befreiung ebenfalls aus der Einſamkeit und langen Weile des Gefängnißlebens befreien und ihm z. B. eine Stelle als Garçon de bureau in irgend einem Miniſterium verſchaffen wollte. Meinen Verſicherungen, daß er ſich mit ſeinem Anliegen an den Unrechten wende, ſetzte er einen hartnäckigen Unglauben entgegen, und ich ließ ihn am Ende, ächt jeſuitiſch, in dem mir nützlichen Aberglauben ſtecken.

Schon am zweiten Tage erlangte ich die angenehme Ueberzeugung, daß man nicht gewillt war, uns hart zu behandeln. Man erlaubte mir, an meine Freunde, freilich franzöſiſch und in ungeſiegelten Briefen, zu ſchreiben und ihnen meine Verhaftung anzuzeigen und aus meiner Wohnung Kleider und Wäſche kommen zu laſſen. Auf dieſe Briefe hin verwandelte ſich mein Gefängniß bald, und wie auf einen Zauberſchlag zugleich in einen Garten, in eine Bibliothek und in eine lukulliſche Speiſekammer. Blumenſträuße und Töpfe kamen von allen Seiten; aus dem Gewächshauſe Daniel Sterns, des Verfaſſers der Februarrevolution, kamen ſogar ganze Blüthenbäume, und ich war gezwungen, meine Fenſterluke Tag und Nacht offen zu halten, daß mich, wie Freiligraths Schöne, Blumenduft nicht tödte. Zwiſchen Blumen und Bäumen ſtanden hohe Pfeiler aus Büchern aller Sprachen aufgeſchichtet und zwiſchen Blumen und Bücher-

pfeilern, hold verſteckt und wie Veilchen lockend, Weinflaſchen aller Zonen, zeitvertreibende, herzerheiternde Genoſſen, und neben ihnen die materielleren Geſellen aus Chevets Magazinen, Paſteten mit Gansleber aus Straßburg und Trüffeln aus Perigord. Da ſaß ich ein gefangener

Epicuri de grege porcus.

Ja, wer jene Tröſterin hätte ſehen können, die man in profaner Sprache „Kaffeemaſchine" nennt, und die, von der Spiritusflamme erhitzt, vor mir auf dem Tiſche ſtand und Lieder ſang und Märchen erzählte, der hätte mich auch für einen beatus ille procul negotiis nehmen können.

Ach, ich war es nicht! Trotz Wein und Büchern drückte die Einſamkeit wie eine Bleikappe auf mein Hirn; ich lag auf einer unſichtbaren Folter, die mich reckte und dehnte und mir Löcher in die Stirn bohrte, aus denen alle fröhlichen Gedanken entflohen. Ich zählte die Tage, die Stunden, die Minuten; ich ſchritt meine ſechs Schritte auf und ab, bis ich vor Schwindel nicht weiter konnte und aufs Bett fiel; ich kletterte mit Hülfe des Tiſches und Stuhles, die ich auf einander thürmte, zu dem kleinen Fenſterlein empor und betrachtete zwei und, wenn es hoch kam, drei Sterne auf dem Quadratfuß Himmel, der mir gegönnt war.

Oh Amélie! où êtes-vous à-présent?
Oh mes amis!

Die Lokomotive im benachbarten Bahnhofe ließ mir keine Ruhe, ihr Pfiff, der einzige Ton, der zu mir gelangte, ging mir wie ein ſchneidendes Meſſer durchs Herz. Sie erzählte mir, wie zum Hohne, von Italien, dahin ihre Bahn geht, von der weiten, weiten Welt, und wie ſchnell man ſich heute bewegt, und „daß ich bin gefangen."

Der Abend, der dem Gefangenen willkommen ſein ſollte, weil er wieder einen Tag begräbt, der Abend iſt ſeine traurigſte Zeit, denn er iſt die Zeit der Sehnſucht, des gemüthlichen Zuſammenſeins. Dem Gefangenen wird die Sehnſucht zum Fieber.

Man starrt die unbewegliche Mauer an, ob sie sich nicht doch öffnen wird, und bald hat man nicht übel Lust, seinen Kopf als Mauerbrecher zu gebrauchen. Alle die Gedanken, die man den Tag hindurch, über sich allein sitzend, aus Büchern geschöpft, alle die Phantasien, Wünsche, Hoffnungen, Sorgen, die man selbstquälerisch oder in glücklicher Selbstvergessenheit geweckt hat und die man im Zwiegespräche, im Austausche nicht los werden konnte, erheben sich des Abends im wilden Gedränge und wollen heraus aus ihrem Gefängniß, heraus ins Leben, für das sie geprägt sind, und arbeiten an ihren Schädelkerkerwänden, als wollten sie sie sprengen. Rettung! Rettung! Und die ist nella miseria die Erinnerung del tempo felice! Man schließt die Augen; heitere und traurige Bilder der Vergangenheit ziehen vorbei, man greift unwillkürlich nach der Feder, jenem Zauberstabe, um sie fest zu halten — und so begann ich, auf das Papier, das mir ein Kerkermeister geliefert, nachfolgende Erzählungen und Skizzen niederzuschreiben.

Eigentlich gehört nur so viel zu meiner Vorrede, und ich sollte mit einigen bescheidenen, an den Leser um Nachsicht gerichteten Bitten hier abbrechen — aber ich fühle mich gedrängt, mie prigioni fortzusetzen, um dem Lande, das den Verbannten, trotz jener Haft, gastlich aufgenommen, das Zeugniß auszustellen, daß in seinem Schooße trotz Allem und Allem die freiheitlichen Ueberlieferungen nicht auszusterben vermögen, und daß selbst der Gefangene der Früchte jenes humanen Instinktes genießt, der den Franzosen auszeichnet. Als ich meiner Haft entlassen war, hatte ich das Unglück, es vor einem Journalisten auszusprechen, daß ich drei Wochen im Gefängniß von Mazas einer dreistündigen Haft in irgend einem heimatlichen Gefängnisse vorziehe, und das Wort lief durch mehrere Journale.

Ich hätte besser gethan, es vor einem Fremden nicht auszusprechen; da es aber einmal gedruckt ist, will ich es um so weniger ableugnen, als der Vorwurf, den es enthält, nicht eigentlich mein Vaterland trifft.

Ich will fortfahren, um jenen Ausspruch zu erhärten und zugleich allen jenen Bekannten und Unbekannten zu danken, die mich während der Zeit meiner Haft und später bei ähnlicher Gelegenheit durch die zartesten Aufmerksamkeiten, durch Hülfeleistungen aller Art, durch die lebhafteste Theilnahme für immer verpflichtet haben.

Erst drei Tage nach meiner Verhaftung wurde mir der Verhaftsbefehl zugestellt, der mir gesetzlich sogleich bei meiner Verhaftung hätte gezeigt werden sollen, und erst am fünften Tage wurde ich vor den Untersuchungsrichter geführt. Er empfing mich in einer etwas düsteren Stube, vor einem lodernden Kaminfeuer sitzend, während hinter einem Gitter ein Schreiber mit der Feder in der Hand bereit war, das Wesentlichste meiner Aussagen aufzuzeichnen. Ich setzte mich auf einen am Kaminfeuer bereit stehenden Stuhl, und das ganze Verhör nahm die Form eines freundschaftlichen Zwiegespräches an. Ich wurde zuerst über meine Verbindung mit dem Herzog von Rovigo und dem Grafen St. Priest, zwei eingefleischten Legitimisten, und dann über meine Bekanntschaft mit mehreren Orleanisten ausgefragt und erkannte bald, daß Herr Maupas Republikaner, Legitimisten und Orleanisten auf das Naivste in Eine Verschwörung verwickelt hatte. Der Instruktionsrichter war sehr erstaunt, daß ich keinen der genannten Herren jemals gesehen haben sollte und daß ich auch nicht der geringsten geheimen Gesellschaft angehörte. Er schüttelte bedenklich den Kopf, und ich sah ihm an, daß das Schütteln nicht meinen Aussagen, sondern ganz und gar dem Polizeiministerium galt. Er hatte schon mehrere, vielleicht die größere Zahl meiner Mitgefangenen gehört und war im Stande, sich eine Meinung zu bilden. Auch sprang er bald von Verschwörung und geheimer Gesellschaft ab und kam auf Zeitungskorrespondenzen. Ich wurde verlegen, denn ich wußte, um was es sich handelte. Die französische Polizei war vorzugsweise gegen jene Korrespondenten ungehalten, welche die Heirath des Kaisers und bei dieser Gelegenheit die Gräfin Montijo angriffen, und diese besonders suchte

sie zu entdecken, um sie zuchtpolizeilich oder durch Ausweisung zu bestrafen. Nun schrieb ich um jene Zeit in der That, zwar nicht als regulärer Korrespondent, sondern aus Freundschaft für den Redakteur, von Zeit zu Zeit einen Bericht an eine gewisse norddeutsche Zeitung. Aber ich war vielleicht der Einzige unter allen oppositionellen Korrespondenten, der da glaubte, nicht mit Hülfe persönlicher, gegen die schöne Gräfin gerichteter Angriffe Opposition machen zu müssen; ich wollte, daß man die Heirath als eine Privatangelegenheit Louis Napoleons und die Gräfin Montijo als Weib behandle, und habe in diesem Sinne sogar für sie und gegen manche Verleumdung eine Lanze gebrochen. So hätte ich mir mit Einem Worte und der Wahrheit getreu vielleicht sofort die Freiheit erwerben können — aber durfte ich Das? — sah es denn nicht aus, als strebte ich nach der Gunst des Hofes; durfte ich, in welcher Angelegenheit immer, als ein Freund des Staatsstreichhofes auftreten? — So war ich in der sonderbaren Lage, mich vor dem Verhörrichter zu einer Nothlüge gezwungen zu sehen, wo mir die volle Wahrheit unmittelbar Dienste geleistet hätte.

In den auf das Verhör folgenden Tagen erlaubte man mir, täglich eine Stunde lang unter freiem Himmel, zwischen zwei Mauern, in einem zwanzig Schritte langen Gange zuzubringen. Ich hörte wohl, daß Leidensgefährten rechts und links von mir lustwandelten, aber ich konnte sie nicht sehen; von menschlichen Wesen bekamen wir bloß den Wächter vor dem eisernen Gitter am Ende der Allee und den andern Wächter auf der Höhe der Laterne, von wo aus er sämmtliche in Sternform auslaufende Alleen überschauen konnte, zu Gesichte. Der Wächter am Gitter verkürzte mir die Zeit mit Erzählungen aus der Belagerung von Danzig.

Bald kam auch die Erlaubniß, zweimal in der Woche während einer Stunde Besuche zu empfangen. Man empfing diese in einem weiten Sprechsaale, der durch ein doppeltes Drahtgitter in zwei Hälften getheilt ist. Zwischen den Drahtgittern ist ein

breiter, leerer Raum. In der einen Hälfte des Saales befinden sich in kleinen Logen, die kaum zwei Personen fassen können, die Besucher; in der andern Hälfte, in entsprechenden Logen, die Gefangenen. Man sieht seine Freunde nur in der Ferne und durch zwei Gitter; man kann ihnen nicht die Hand drücken, und es ist Einem zu Muthe, als wäre man durch Welten von ihnen getrennt. Es ist ein Gefühl, wie man es manchmal in einem schweren Traum hat; man will vorwärts, voll Sehnsucht nach einem geliebten Gegenstand, aber man ist gebannt, festgewurzelt, keiner Bewegung fähig. Doch habe ich hinter diesen Gittern manchen schönen Augenblick genossen. Wie dunkel auch der Raum gewesen, ich konnte doch die Thränen sehen, die in übertriebener, darum nicht minder liebenswürdiger Besorgniß um mein Schicksal flossen. Da erschien auch das wohlthuende, wohlwollende Gesicht Ferdinand Hillers, daraus mir seine ganze schöne Symphonie „Es muß doch einmal Frühling werden!" wie aus einem ganzen Orchester in heiteren Fanfaren entgegengrüßte. Ich schwor es mir damals, ihm den Text zu einem Oratorium zu schreiben, nachdem sich seine musikalische Seele, die sich nur in Kompositionen großen Styles genügen kann, wie der Hirsch nach Wasserquellen sehnte, und ich habe mir Wort gehalten. Möge er mit seinem „Saul" die Philister und prahlhänsigen Reklamegoliathe der Musik schlagen; — da kam auch der Minister der Republik, Herr Frélon, um mir seinen juristischen Rath und Beistand, und die liebenswürdige, geistreiche Madame Mohl, die Frau unseres gelehrten Landsmannes und die Freundin der Madame Recamier, um mir die Hülfe ihrer zahlreichen Verbindungen anzubieten. Und wie viele andere liebe Freunde und Freundinnen!

Endlich kam auch der Avocat General Herr Metzinger, den ich als eine Gerichtsperson durch kein Gitter getrennt empfangen durfte. Er unterrichtete mich, daß nun die Sachen so weit gediehen seien, um Freilassung gegen eine Geldkaution und auf Bürgschaft eines französischen Bürgers verlangen zu können. Sofort setzte ich das Gesuch auf, und nicht drei Tage vergingen,

da — es war schon gegen Abend — da hörte ich mit wunderbar geschärften Sinnen durch die dicke Kerkerthüre den herrlichen Ruf „Liberté!“ — Die Riegel sprangen, und Liberté! scholl es deutlich in meine Zelle. Und wie ich auf den Gang eilte und immer weiter die Treppe hinab und dem Ausgang entgegen, rief ein Posten dem andern zu: Liberté, und wie ein Echo scholl es weiter Liberté! bis der schöne Ruf an der letzten Gitterthüre verhallte: Liberté!

Da standen vor einem Fiaker meine beiden Bürgen, Ferdinand Hiller und der seinen Grundsätzen allzeit getreue, seinen politischen Glaubensgenossen immer hilfreiche Bankier, Herr Leopold Königswarter, und fort ging's mit verhängtem Zügel in die Freiheit.

Der ganze Riesenprozeß, der mit so viel Lärm angefangen, zerrann in Nichts; Verschwörung, geheime Gesellschaft, Korrespondentenverbrechen, Alles sank ins Wasser. Die ganze Affaire schrumpfte zu einer polizeilichen Verfolgung zweier der mit uns verhafteten Franzosen wegen schlechter Witze zusammen. Das Polizeiministerium hatte seine Unfähigkeit, seine Unkenntniß der Personen und der Verhältnisse bewiesen, und zu unserer Genugthuung wie zur Freude der altehrwürdigen Polizeipräfektur war es kurze Zeit darauf vom Schauplatze verschwunden, um nicht wieder aufzutauchen. Wir hatten den Trost, daß unser Märtyrerthum doch zu etwas gut gewesen; nicht alle Märtyrer können Das von sich behaupten.

Meine Blumen und Blüthenbäume haben wohl die Stuben meiner guten Kerkermeister geschmückt, meine zurückgelassenen Pasteten und Weinflaschen ihre Abende erheitert. Möge ihnen Beides wohl bekommen sein! — Aber wer Amelie gewesen, nach der ich mich in meiner Einsamkeit, von der Inschrift wie von einer Zauberformel gezwungen, gesehnt habe, konnte ich bis auf den heutigen Tag nicht erfahren.

Oh Amélie! où êtes-vous à présent?

* * *

Meiner Haft in Mazas und der freundschaftlichen Theilnahme gedenkend, deren ich mich damals von allen Seiten, selbst von Seiten der Kerkermeister, zu erfreuen hatte, erinnere ich mich durch eine natürliche Ideenverbindung jener anderen Zeit, da mich falsche Zeitungsgerüchte als von den Oesterreichern in Bucharest verhaftet betrauerten. In den Monaten September und Oktober waren so viele wohlwollende Herzen um mich besorgt, waren so viele einflußreiche Personen, selbst große Kabinette und gekrönte Häupter meinetwegen in Bewegung gesetzt und in Anspruch genommen, und habe ich in Folge meines Schweigens während dieser ganzen Zeit später so viele Vorwürfe hören müssen, daß ich es als mein Recht wie als Pflicht erachte, bei dieser Gelegenheit eine erklärende Erzählung meiner damaligen Schicksale zu liefern.

Am 9. August des Kriegsjahres 1854 mietheten wir, die Engländer Godkin, Capt. Maxwell und ich, einen sechsspännigen Wagen, bedeckten ihn mit allen möglichen orientalischen Teppichen und erfüllten ihn mit Revolvers und Säbeln und Dolchen; dann ließen wir unsere Sais oder Pferdeknechte und unsern Koch zu Pferde steigen, warfen uns in den Wagen, nahmen wichtige Mienen an und setzten uns in Bewegung. Im vollsten Galopp ging es des Abends aus Giurgewo auf der Straße nach Bucharest vorwärts. Der Pomp war nothwendig erachtet, um den Militärposten, die Omer Pascha überall die Straße entlang aufgestellt hatte, zu imponiren. Omer Pascha, der eitelste aller kleinen Menschen, die es zu einer äußerlichen Größe gebracht haben, wollte nicht, daß irgend ein Europäer vor seinem wohlfeilen Triumphzuge in der Hauptstadt der Wallachei eintreffe, und hatte seinen auf der Straße aufgestellten zahlreichen Pikets und kleinen Lagern den Befehl gegeben, keine europäische Maus durchzulassen.

Trotzdem trafen wir schon am andern Morgen glücklich in Bucharest ein. Unser Sechsgespann, unsere Teppiche und Waffen, unser berittenes Gefolge, unsere europäischen Pässe und vor Allem Kapitän Maxwells Flüche hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; die

türkischen Posten nahmen uns, der Himmel weiß, wofür und ließen uns mit Murren und Brummen immer weiter gelangen, indem es jeder Posten dem nächstfolgenden überließ, es mit diesen gottverfluchten Giauren aufzunehmen und den Befehlen des Serdar-Ekerem nachzukommen.

Wir verbrachten in Bucharest, dieser Sybaritenstadt, einige fröhliche Tage, wir schliefen seit Monaten zum ersten Male wieder in weichen Betten und aßen zivilisirte Kost; ich, der Kranke der Gesellschaft, hatte mich bei einem Freunde, einem französischen Arzte, einquartiert und genoß der freundlichen Pflege seiner edlen Gastfreundschaft. Aber am 13. brach das Gewitter los, das der Serdar-Ekerem von Giurgewo aus gegen uns heraufbeschwor.

Während ich im entferntesten Theile der Alten Stadt sorgenlos die Antiquitäten, Statuen, Siegel, Ringe ꝛc., die der Hauptmann P. aus der ehemals römischen Erde der Wallachei gegraben hatte, betrachtete, erschien vor dem Hotel Belle-Vue ein Polizeioffizier an der Spitze einer Abtheilung theils berittener, theils fußgängerischer Polizeisoldaten und zeigte einen Befehl vor, nach welchem er meine daselbst ebener Erde wohnenden Reisegefährten verhaften sollte. —

„Was? Verhaften? Uns? Engländer? Kommet heran, wenn Ihr es waget!“ —

So sprechend, stellen sich die beiden Freunde mit ihren Revolvern bewaffnet an das offene Fenster, und die wallachischen Polizisten wagen es in der That nicht, sie anzugreifen. Man fängt zu parlamentiren an, aber die hartnäckigen Briten sind nicht im Geringsten gesinnt, sich zu ergeben. Da fällt es den Freunden ein, daß die ganze militärische Unternehmung und Belagerung des Hotels, da die Oesterreicher täglich erwartet wurden und bereits mehrere höhere österreichische Offiziere in Bucharest eingetroffen waren, mir, dem österreichischen Flüchtling, gelten könnte. Mr. Godkin springt, immer den Revolver in der Hand, aus dem Fenster in den Hof, schwingt sich auf eines der zu einem Spazierritt bereit stehenden Pferde und sprengt durch die

Menschenmenge, die sich indeß gesammelt hatte, in die Stadt, um mich aufzusuchen und mich von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen. Zwei Dorobanzen, d. i. tscherkessisch gekleidete Polizeisoldaten, sprengen ihm nach und suchen ihn zu verhaften; aber er hält sie mit seinem Revolver in respektvoller Entfernung. Leider hat er mich in meiner Wohnung erst einmal besucht und ist Bucharest, das den Segen der Straßennamen noch nicht kennt, überall und besonders im eleganten Viertel mit seinen vielen Gärten und Höfen ein ungeheures Labyrinth, und Mr. Godkin ist es nicht möglich, mein Haus aufzufinden. So durchsprengt Mr. Godkin die Stadt nach allen Richtungen; an jeder Straßenecke erneuern die Dorobanzen den Versuch, ihn festzuhalten; er schlägt sie immer wieder zurück. So sieht jede Straße den bewaffneten von Bewaffneten verfolgten Engländer und jede Straßenecke ein kleines Scharmützel. So geräth die ganze Stadt in Aufruhr; hier verhöhnt man die Verfolger, dort den Verfolgten; das Gerücht verbreitet sich, man habe sehr gefährliche Spione entdeckt, im Hotel Belle-Vue halte man mehrere belagert, die sich auf Tod und Leben vertheidigen; schon sei Blut geflossen. Mehr durch Zufall als mit Absicht kommt Mr. Godkin zum Hotel Belle-Vue zurück, wo eben der Aga oder Polizeipräfekt, durch die Gerüchte alarmirt, eingetroffen ist. Er beschwört die Engländer, sich freiwillig nach dem Stadtkommando zu Zadik Pascha zu begeben; denn von ihm sei der Polizei der Verhaftsbefehl zugekommen, und dort werde sich die ganze Sache wahrscheinlich als ein Mißverständniß darthun. Man weicht der höflichen Bitte; die bewaffnete Macht zieht sich zurück, die Engländer schnallen ihre Säbel um und reiten zu Zadik Pascha.

Einige Minuten später kam ich, nichts Böses ahnend, im Hotel Belle-Vue an und erfuhr die sonderbaren Vorgänge. Es war meine Pflicht, das Schicksal meiner Reisegefährten zu theilen, und ich begab mich auf die Kommandantur, nicht ohne früher Herrn Plumet, den belgischen Konsul, der damals auch England und Frankreich vertrat, von dem Vorgefallenen benachrichtigt zu

haben. Auf der Kommandantur war Alles in großer Aufregung. Zadik Pascha, der polnische Renegat, hatte nicht den Muth, die ergrimmten Engländer zu empfangen, und ließ seine Thüre von mehreren Soldaten bewachen; dieß hinderte nicht, daß er die mannigfachen Ehrentitel, welche die Engländer in ihrer Entrüstung ausstießen, und die Philippiken, die sie gegen ihn hielten, zu hören bekam. Der Pole scheint sich mit dem Feß türkisches Phlegma angeeignet zu haben und nahm die sonderbarsten Bezeichnungen seiner Person wie seines Charakters, die jeden anständigen Menschen beleidigt haben würden, ganz ruhig hin. Seine Adjutanten, meist Polen, welche die Engländer umstanden, schlugen beschämt die Augen nieder.

Die Engländer befahlen dann, daß man ihnen Tinte und Papier bringe, und man gehorchte mit einer Eile, als ob sie hier zu kommandiren hätten. Sie schrieben stehenden Fußes eine Protestation, die sie einem der Adjutanten hinwarfen, und dann eine Anzeige des Vorgefallenen an Lord Clarendon — beide durch höchst energische Ausdrücke prangend. Da stand ich Armer, als Flüchtling und Deutscher doppelt Schutzloser und beneidete die Söhne einer großen Nation, die so auftreten konnten. Dann kam Herr Plumet, der, da ich einen Pariser Paß hatte, sich auch meiner annehmen wollte. Zadik Pascha, der ihn empfangen mußte, entschuldigte sich und schob Alles auf Halim Pascha, der im Lager vor der Stadt en chef kommandirte. Man bat uns, uns dahin zu begeben, und als wir in die Wagen stiegen, setzten sich zwei Adjutanten Zadik Pascha's zu uns und waren die Wagen im Nu von Dorobanzen umgeben.

Wir konnten nicht sogleich in das Zelt Halim Pascha's gelangen, da bereits Herr Plumet und Colonel Simons, militärischer Kommissär J. Majestät der Königin Victoria, mit dem Pascha unseretwegen unterhandelten. Vor dem Zelte ging Sir Stephen Lakeman, der schöne junge Held, damals Misar Pascha genannt, und Kommandant mehrerer Kavallerieregimenter, mit großen Schritten, verschränkten Armen und gerunzelter Stirn auf und

ab. „Wenn man hier Gentlemen so behandelt," rief er in das Zelt, „so werfe ich dem Padischah meinen Degen vor die Füße." — Die Soldaten kamen von allen Seiten zusammengelaufen, um die Gefangenen zu sehen und zu erfahren, was den jungen General so ungehalten machte. Endlich wurden wir eingeladen, vor Halim Pascha zu treten. Wir fanden einen kleinen, schmutzigen, blatternarbigen, triefäugigen Mann von thierischem Aussehen. In großer Verlegenheit betrachtete er bald den ihm von Omer Pascha zugekommenen Befehl, den er in Händen hielt, bald uns Drei, die er offenbar aufs Gläubigste in die tiefste Hölle hineinfluchte. Er wandte sich erst an Kapitän Maxwell und bat ihn aufs Flehentlichste, doch ja freiwillig nach Giurgewo zurückzukehren. Der Kapitän versicherte, daß er nur gezwungen und gebunden dahin zurückkehren wolle. — Und du? fragte der Pascha mit weinerlichstem Tone Mr. Godkin. — Ebenfalls! — Und du? — Ebenfalls! — Halim Pascha ließ trostlos die Arme sinken und starrte das Papier an. — Herr Plumet begann seine Protestationen aufs Neue und berief sich auf die Verträge. Halim Pascha begriff Das nicht und suchte, Herrn Plumet das Recht, gegen unsere Verhaftung Protest einzulegen, zu bestreiten, und benutzte diese Gelegenheit, uns von seinen geographischen, politischen und diplomatischen Kenntnissen einen hohen Begriff zu geben.

„In Stambul," sagte er mit der Würde eines deutschen Professors, „in Stambul gibt es einen Eltschi (Gesandten), in Vienna einen Eltschi, in Paris einen Eltschi, in London einen Eltschi, in Petersburg einen Eltschi — Bucharreschti Eltschi jok — in Bucharest gibt es keinen Eltschi!" — Und triumphirend sah er zuerst uns, dann Herrn Plumet an. Dieser erklärte ihm, was ein Konsul in Bucharest zu bedeuten habe, und aufs Neue blickte er verlegen und flehentlich in unsere Gesichter. Endlich erklärte er, über die Angelegenheit an Omer Pascha berichten zu wollen, und entließ uns provisorisch als freie Leute. Ob er wirklich berichtet oder nicht — wir konnten es nie erfahren. Wir wurden nicht wieder behelligt.

Mittlerweile rückte die Zeit des öſterreichiſchen Einmarſches heran, und ich hielt es für gerathen, mich auf türkiſchen Boden zurückzuziehen. Schon ſehr leidend, verließ ich Bucharest am 24. Auguſt, und am nächſten Tage fiel ich zu Giurgewo, keines Gliedes mehr Meiſter, unter unſäglichen Schmerzen aufs Krankenbett. Ich ſah die Minarets von Ruſtſchuck von meinem Fenſter aus und konnte ſie nicht mehr erreichen. Ohne die freundliche und landsmannſchaftliche Pflege des preußiſchen Oberſten in türkiſchen Dienſten, Herrn von der Beck, wäre ich in Giurgewo elendiglich zu Grunde gegangen. Er nahm mich in das ihm angewieſene Quartier auf und überließ mir ſeinen Strohſack; ſo hatte ich vielleicht das beſte Lager, das in Giurgewo aufzutreiben war. Die Fenſter des Hauſes waren zerbrochen und die Mauern von Kanonenkugeln durchlöchert und voll Breſchen. Auf dem Boden, rings um meinen Strohſack, trieben ſich Eidechſen und Kröten in großer Zahl umher und krochen manchmal über meinen Leib hin, der keiner abwehrenden Bewegung fähig war. Die ruſſiſche Einquartierung hatte außerdem Milliarden kleiner, brauner, ſchwarzer und grauer Einwohner zurückgelaſſen. Die Cholera wüthete, und mehrmals des Tages ſah ich, wie man Leichen an meinem Fenſter vorübertrug. Grach, der tapfere Vertheidiger Siliſtria's, mein Freund, war vor wenigen Tagen, am Vorabend ſeiner Vermählung mit einer antikſchönen Griechin, in Ruſtſchuck erlegen. Herrn von der Beck riefen oft ſeine Dienſtpflichten ab, oft die Grach'ſche Verlaſſenſchaft, die er zu ordnen hatte. So lag ich da in großen Schmerzen und in Einſamkeit den Tod erwartend. Mit den türkiſchen Truppen kamen von Zeit zu Zeit europäiſche Aerzte durch Giurgewo. Mein edler Gaſtfreund führte einen nach dem andern vor mein Lager; aber ſie waren nur auf dem Durchmarſch, und ich ſah ſo eine Reihe nutzloſer Qualen über mich dahingehen, da doch Jeder ſeinen guten Willen bezeugen wollte. Der Eine hüllte mich in eiskalte, naſſe Tücher, goß mehrere Eimer Waſſer über mich, ließ mich liegen und marſchirte weiter; der Zweite beſtrich mich mit Magneten und

marſchirte weiter; der Dritte reckte und ſtreckte mich, als wollte er mir alle Glieder zerbrechen, und marſchirte weiter; der Vierte brannte mich mit Sublimat und marſchirte weiter; der Fünfte zapfte mir durch alle möglichen Mittel das letzte Reſtchen Blut ab und marſchirte weiter.

Erquicklicher waren die Beſuche des jungen Nadir Paſcha, der zugleich Derwiſch war und der liebenswürdigſte Türke, den ich kennen gelernt. Wie milde, wie menſchlich und gut und in wie ſchönen, poetiſchen Sätzen ſprach er mir Troſt zu, und wie gewann er mein Herz durch das Unbehagen, das er in dem nahen Kriegslärm empfand, und durch die Sehnſucht, die ihn in ſeine Einſamkeit der theſſaliſchen Berge zurückzog! Weniger wohlthuend, aber doch unterhaltend war der Beſuch eines andern, eines gemeinen Derwiſches, der ſich betend an mein Lager ſetzte und mich zwang, ſeine Gebete mit einem fortwährenden „Amin! Amin!“ zu begleiten. Von Zeit zu Zeit unterbrach er ſein Gebet und blies mit vollen Lungen nach allen Weltgegenden, um die böſen Geiſter zu vertreiben.

Vom Weſten her, auf der Donau, kamen die Oeſterreicher; durch mehrere Tage ſah ich ſie an meinem Fenſter vorübermarſchiren, und ich erkannte meine Landsleute kaum; ſo ſchön und ſtattlich und leichtfüßig ſahen ſie in ihren neuen Uniformen aus! Es wurde mir um ſo unheimlicher in Giurgewo, als ſich daſelbſt allerlei Geſindel umhertrieb, das jede Regierung zu jedem Dienſte verwenden konnte — das zum Spioniren und Denunziren nicht zu gut war. So ſtieg denn von der Beck mit ſeinen Tſchautſchen und mit mehreren bekannten Europäern zu Pferde; einige türkiſche Soldaten hoben mich ſammt dem Strohſack vom Boden, und umgeben von den bewaffneten Reitern, wurde ich durch das türkiſche Zeltlager, das Donauufer entlang, über die neue Schiffbrücke nach Ruſtſchuck auf türkiſchen Boden transportirt. Der Derwiſch Paſcha hatte ſich angeboten, im Falle ſich ein Hinderniß dem Transporte entgegenſtellen ſollte, mit ſeinen Bataillonen auszurücken.

In Ruſtſchuck wurde ich im Quartier eines Mannes abgeladen, den ich hier aus verſchiedenen Gründen nur den amerikaniſchen General nennen will. Der amerikaniſche General hatte mir angeboten, mich nach Varna bringen zu wollen, und ich nahm das freundliche Anerbieten mit großer Freude an. Auf einer bulgariſchen Thalika, jenem Reiſemarterwerkzeug mit ſeinen polygonen Rädern, wäre ich unfehlbar zu Grunde gegangen; zu Pferde zu ſteigen, war eine Unmöglichkeit; eben ſo unmöglich war es, das Land ohne Begleitung zu durchreiſen, denn die verzweifelten und brodloſen Baſchibuſchuks hatten ſich mit jener Leichtigkeit, die ſie in dieſer Beziehung auszeichnet, in Räuber verwandelt und hielten alle Wege beſetzt. Und doch mußte ich nach Konſtantinopel zurück, um mich zu pflegen und wo möglich meine durch und durch zerrüttete Geſundheit wieder herzuſtellen. Der amerikaniſche General aber beſaß eine zahlreiche Dienerſchaft, zwei ſehr ſchöne Kaleſchen auf Federn und fünf prächtige Pferde, die er in der Wallachei eingekauft hatte, um damit in Stambul zu ſpekuliren.

Nach zwei Tagen, die ich brauchte, um von meinem Transporte über die Donau auszuruhen, ſetzten wir uns in Bewegung, und da der General ſeine Pferde ſchonen wollte, kamen wir erſt drei Tage nach unſerer Abreiſe von Ruſtſchuck in Schumla an, ohne irgend ein Abenteuer, obwohl die Berge von Torlak von Heiducken bevölkert waren und wir in Torlak, das mit ihnen einverſtanden war, übernachteten. Schumla fanden wir ſehr verändert. Vor wenigen Wochen noch das Hauptquartier Omer Paſcha's, der Sammelplatz aller europäiſchen Abenteurer, Offiziere und Touriſten, die der Krieg herbeigelockt hatte, belebt durch die täglich wechſelnden Neuigkeiten von der Belagerung Siliſtria's, und durch die Kuriere, die hin- und herflogen — war Schumla jetzt, da die türkiſche Armee über die Donau gegangen, die Ruſſen das türkiſche Gebiet geräumt, die Alliirten den bulgariſchen Boden mit dem der Krim vertauſcht hatten, in ſein voriges Nichts zurückgeſunken. Kein Mittel, irgend eine Nachricht von

Außen zu erhalten, kein Mittel, eine Zeile in die Ferne gelangen zu lassen. Nirgends ein europäisches Gesicht zu erspähen; die Stadt gehörte den Baschibuschuks, Kurden, schwarzen Arabern, Albanesen, Tunisern, die keinen andern Kampf zu bestehen hatten, als den mit dem Hunger und mit der wildesten Verzweiflung. Alle Bande waren gelöst; man hörte nur von Morden und Plünderungen. Die Cholera wüthete schrecklich, da die verhungernden Einwohner, wie die verhungernden Baschibuschuks sich nur von den eben gereiften Weintrauben nährten. Jeden Augenblick konnten die Baschibuschuks kommen, um den Europäern, bei denen sie immer Geld, viel Geld voraussetzten, die Gurgel abzuschneiden — eine Kunst, in der sie sich täglich an armen Bulgaren übten.

In dieser Hölle, unter dem Messer der Baschibuschuks, von Cholera, Ruhr und Typhus belagert, abgeschnitten von aller Welt, so abgeschnitten, daß wir selbst von der Einschiffung der Alliirten nichts erfuhren, verbrachten wir nahe an zwei Wochen, da ein Pferd des Generals krank war und sein Wagen ausgebessert werden mußte. Mir war diese Verzögerung trotz Allem sehr willkommen; apathisch gegen die Gefahren, die mich umgaben, gefoltert von den unsäglichsten Schmerzen, dachte ich mit Schaudern an die Bewegung der Weiterreise. Zu der Krankheit, die ich mitgebracht, kamen noch kleine Anflüge aller der Krankheiten, die in Schumla heimisch geworden waren, und wenn ich schon sterben sollte, so wollte ich doch lieber ruhig auf meinem Divan als auf offener Heerstraße sterben. Der Tschorbatschi oder bulgarische Notable, bei dem wir eingekehrt waren, trat täglich an mein Lager, betrachtete mich mit prüfendem Auge und meinte, daß es wohl heute zu Ende gehen werde. Auch der amerikanische General verhehlte mir nicht, daß mich bereits eine hippokratische Maske schmücke — und die ganze Welt erschien mir als ein hippokratischer Maskenball. Durch mehrere Tage schrieb ich an einem kurzen Briefe, in dem ich von Freunden und Verwandten resignirten Abschied nahm; er war an dasselbe liebe Haus gerichtet, an dasselbe schöne Bellefontaine, in welchem ich jetzt, umgeben

von Freundſchaft und lieblicher Waldeinſamkeit, dieſe traurigen Erinnerungen mit frohem Herzen niederſchreibe. Ich zerriß ihn und warf ſeine Fetzen, ungefähr zwei Wochen ſpäter, in einer ſtürmiſchen Nacht vom Bord des „Pharamund“ in die Fluthen des ſchwarzen Meeres, der Leiche eines franzöſiſchen Soldaten nach, die man auf Seemannsweiſe ſo eben beſtattet hatte.

Der amerikaniſche General war ſelten zu Hauſe, und ich wollte die Einſamkeit meiner letzten Tage und die Mußeſtunden, die mir manchmal der ermüdete Schmerz gönnte, benützen, um meine Sammlung bulgariſcher Volkslieder, die ich vor Wochen begonnen hatte, zu vermehren. Ich ſchickte nach einem Schneider, meinem Freunde, der mir als lebendige Quelle des Volksgeſanges gedient hatte; er war todt. Ich ſchickte in ein anderes Haus, das ich früher bewohnt hatte und deſſen zwei Familien und drei Generationen manches Volkslied kannten — es war ganz und gar ausgeſtorben; der Herbſtwind ſang ſeine Trauerlieder durch die öden Räume.

Mein Tſchorbatſchi war ein zu würdiger Mann, als daß er ſich als Volksliederquell hätte brauchen laſſen; umſonſt ſchlug ich an dieſen Felſen. Aber ein Zufall entlockte ihm Töne.

Die eine Wand der Stube, in der ich lag, war ganz von einer mit Heiligenbildern bemalten Leinwand bedeckt; wie grell und grob auch die Farben auf dem Goldgrund aufgetragen waren, die unzähligen Köpfe hatten doch eine gewiſſe byzantiniſche Einfalt, die anſprach. Mein Tſchorbatſchi, mit unterſchlagenen Beinen vor meinem Lager ſitzend, bemerkte, wie ich das Gemälde aufmerkſam betrachtete, und erklärte mir, daß an dieſem Bilde eine große Heiligkeit hänge, da es direkt aus Jeruſalem komme. Ein Pilger aus ſeiner Familie hat es ihm von dort mitgebracht. Jedes ordentliche orthodoxe Haus müſſe ein ſolches Bild aus Jeruſalem beſitzen, wenn es gedeihen und vor den Angriffen des Böſen geſichert ſein ſoll. So kämen denn auch alljährlich unzählige ſolche Bilder aus Jeruſalem in die Bulgarei. Leider, fügte er traurig hinzu, ſei dieſes Bild entweiht,

er wisse nicht, durch wen, da er in diesen Jahren so viele europäische Einquartierung gehabt; jedenfalls sei es ein Jude, Protestant oder Lateiner gewesen. Gott möge ihn verfluchen. So sprechend, sprang er auf, schob den Divan von der Wand und zeigte mir, wie allen Heiligen der unteren Regionen die Augen ausgestochen waren. Das Bild ist entweiht, geschändet; wo soll ich jetzt ein neues finden? Die Zeiten sind schlecht, und Niemand wagt es, die Heimat zu verlassen und in das heilige Land zu pilgern, und damit fing er mit einer Fistelstimme in melancholischen Molltönen einige Verse zu singen an, die meine Aufmerksamkeit erweckten, und da er sich selbst gestimmt hatte, war es mir nicht schwer, nach und nach einen ganzen Gesang aus ihm herauszupumpen. Es war ein Klaggesang flüchtiger Bulgaren, wahrscheinlich aus den Russenkriegen der Jahre 1828 und 1829 stammend und vielleicht durch die Aehnlichkeit der Zeitläufe aufgefrischt in der Erinnerung des Volkes. Der Gesang lautet in ungefährer Uebersetzung wie folgt:

Sind es Rosen, sind es rothe Blüthen ꝛc. (vgl. Bd. I.).

Wie das Heiligenbild, so erinnerte auch die Cholera meinen Tschorbatschi an ein altes Volkslied, das, wie er sagte, älter sein müsse als Sultan Abdul Hamid und sich auf die Pest beziehe, welche Pravadi, die Stadt zwischen Schumla und Varna, und andere Städte und Dörfer gänzlich entvölkert haben soll.

Ueber das Gebirge kam die Pest ꝛc. (vgl. Bd. I.).

Am 2. Oktober trug mich Abdul, der Arnaute, auf seinen Armen in den Wagen, und wir verließen das unglückselige Schumla, an das ich so zurückdenke, wie ein erlöster Geist an das Fegefeuer zurückdenken mag. Einen lichten Punkt in dieser Erinnerung bildet besagter Arnaute, ein Moslem, der mich mit der Milde eines wahrhaft barmherzigen Bruders behandelte. Sonderbar, wie sich Milde, Barmherzigkeit, Mitleid so oft in Herzen einnisten, in denen man sie am Wenigsten suchen würde. Où la vertu va-t-elle se nicher! — Abdul, schön wie ein

Apollo und doppelt ſchön in ſeiner Albaneſertracht, war erſt zwei und zwanzig Jahr alt und hatte bereits mehrere Jahre unter den Räubern Albaniens zugebracht. Als Baſchibuſchuk an die Donau gekommen, hatte er ſich unter türkiſchem Kommando gelangweilt, war deſertirt und in die Dienſte des amerikaniſchen Generals getreten. Aus ſeinen naiven Erzählungen ging hervor, daß er als Räuber und Wegelagerer bereits mehr Köpfe abgeſchnitten, denn als Soldat des heiligen und wahren Glaubens; und daß ihm Tödten und Sterben gleichgültige Dinge waren, hat er uns bewieſen. Eines Tages trat er, anſtatt mit zwei Piſtolen im Gürtel, mit vieren in unſere Stube, und auf die Frage, wie er zu dieſem Waffenvorrath gekommen, erzählte er uns ohne die geringſte Gemüthsbewegung, daß heute Morgen ſein Bruder, Baſchibuſchuk in Schumla, wegen irgend eines Verbrechens oder vielleicht in Folge eines Streites im Gefängniß erdroſſelt worden. Die zwei Piſtolen waren Abduls Erbtheil. Als wir vier Tage nach unſerer Abreiſe aus Schumla in Varna eintrafen, fand er in dieſer Stadt einen andern Bruder; dieſer macht ihm Vorwürfe, daß er Schumla verlaſſen, ohne den Todten gerächt zu haben. In ſeinem jugendlichen Leichtſinn hatte Abdul dieſer heiligen Familienpflicht vergeſſen, aber die Vorwürfe ſeines Bruders erweckten plötzlich die ganze albaneſiſche Vendettaluſt in ſeinem Gemüthe, er wüthete gegen ſich ſelber als gegen einen Verworfenen, nahm vom amerikaniſchen General, an dem er mit der Treue eines Hundes hing, plötzlichen Abſchied, lud ſeine Piſtolen und lief nach Schumla zurück, um die heilige Pflicht der Blutrache zu erfüllen.

Die Herbſtregen, die in der Bulgarei ſtrömend vom Himmel fallen, hatten den Boden ſo ſehr erweicht, daß unſere Fahrzeuge bis an die Achſe in den Grund ſanken. Der General wollte ſeine Pferde ſchonen, und wir konnten nur langſam vorwärts gelangen. Wir machten darum drei Nachtlager, immer auf hartem Boden. Der ganze Weg war in der Gewalt der Räuber, die wir in einzelnen Haufen bald im Gebüſch gelagert, bald aus weiter Ferne

hoch zu Roß erblickten. In ihren verschiedenen orientalischen Trachten, mit den unzähligen Dolchen, Handscharen, Pistolen im Gürtel, mit den langen Flinten, die quer über den Rücken hingen, waren sie immer überaus malerisch anzusehen. Abdul mit seinem geübten Auge erkannte sie aus der größten Entfernung. Er erhob sich im Wagen, kniff die Augenlider zusammen, prüfte einen Moment und murmelte dann: Tschoch fäna Adam, d. i. „sehr schlechte Menschen." Wir wußten, was Das zu bedeuten hatte, und nahmen unsre Büchsen und Revolver zur Hand. Die Räuber ritten, meist in Häuflein von 5, 6—10 an uns vorbei und grüßten höflich. Diese Höflichkeit hatten wir theils unsern Revolvern zu danken, welche die Orientalen in jener Zeit kennen und achten gelernt hatten, theils unsrer Eigenschaft als Europäer. Die Räuber wußten ja nicht, wen sie vor sich hatten. Sie hätten sich leicht an irgend einer einflußreichen Person vergreifen können; die türkischen Autoritäten wären dann gezwungen worden, einzuschreiten, vielleicht hätten dann selbst die Franzosen in Varna Jagd auf sie gemacht, während sie türkische und französische Autoritäten in Ruhe ließen, so lange sie nur arme Bulgaren plünderten und ermordeten. Daß sie dieses thaten, erfuhren wir in jedem Dorfe. Am Dewanh-See war einem armen Bulgaren, der mit einigem für Heu gelösten Geld heimkehrte, eine Stunde vor unserer Ankunft an derselben Stelle der Hals abgeschnitten worden. Die dritte Nacht verbrachten wir in einem Dorfe, das, einen Negersklaven des Aga von Varna ausgenommen, von sämmtlichen Einwohnern verlassen war. Sie hatten sich mit ihren Habseligkeiten vor den Räubern in die Stadt und ins Gebirge geflüchtet. Am Eingang in das Dorf lag ein Bulgare mit durchschnittener Gurgel. Wir nahmen ein verlassenes Haus in Besitz, zündeten im Hofe ein Feuer an und wachten abwechselnd zu Zweien die ganze Nacht hindurch. Da saß ich neben Abdul, und obwohl von körperlichen Schmerzen zerrissen, beobachtete ich ihn doch mit Interesse, wie er, dieser göttlich schöne Jüngling, mit Tigeraugen hinausspähte und offenbar einen

Angriff heranwünſchte, um Kampf und Blut zu genießen. Beim geringſten Geräuſche erhob er ſich und ſchlich mit Katzenſchritten, das Gewehr in der Hand, in die Nacht hinaus, um mit enttäuſchtem und traurigem Geſichte, die Achſel zuckend, zu mir zurückzukehren. Mein Gefährte, wie die ganze Räuberromantik der letzten Tage erinnern mich noch an ein Volkslied, das auf dieſem Boden gewachſen und deſſen ich während meines erſten Aufenthaltes in der Bulgarei habhaft geworden.

Einen Wolf hab ich im Wald gefangen ꝛc. (vgl. Bd. I.).

Und da der Mond aufging und die Welt trotz allen Jammerns, trotz der Tauſend von Franzoſengräbern in meiner Nähe in lieblichſte Poeſie tauchte, gedachte ich des Liedes „von der ſchönen Nacht," das vielleicht von einem Jüngling wie mein Abdul herrührt, und ich ſetze es hierher, um aus der Räuberromantik mit einem melancholiſch ſchönen Akkorde herauszutreten.

Hoher Berg und tiefes Thal ꝛc. (vgl. Bd. I.).

Am 5. Oktober ſchiffte ich mich in Varna ein und landete am 6. in Konſtantinopel. Hier beſchäftigte ich mich zuvörderſt mit meinen Hoſpitalangelegenheiten und erfuhr erſt nach mehreren Tagen, welche auf mich bezügliche Gerüchte durch die deutſchen Zeitungen liefen. Jene Verhaftung in Bucareſt hat ſie wahrſcheinlich veranlaßt, und mein Schweigen während der wochenlangen Krankheit und während des Aufenthaltes an weltvergeſſenen, von aller Verbindung abgeſchnittenen Orten hat ſie unfreiwillig beſtätigt. Dieß zur Erklärung und zur Entſchuldigung, daß ich durch mehrere Wochen in den deutſchen Zeitungen ſo vielen Raum einnahm, der intereſſanteren Gegenſtänden hätte gewidmet werden können.

* * *

Dieſes abgethan, könnte ich, die Privilegien moderner Vorreden benutzend, noch Vieles über die kulturhiſtoriſche Bedeutung, über den tiefen Sinn, über die künſtleriſche Vollendung ꝛc. der

nachfolgenden Erzählungen hinzufügen und bei dieser Gelegenheit emphatische Klagen darüber erheben, daß mich das deutsche Publikum noch immer nicht in meinem ganzen Umfange und nach Verdienst anerkannt. Ich thue es nicht, ich bitte einfach und mit aufrichtigem Herzen Publikum und Kritik um Nachsicht und versichere, daß ich nichts Anderes zu liefern mir einbilde, denn zwei Bände kleiner Erzählungen, die vielleicht manches Unterhaltende bieten. Ich gehöre nicht zu jenen Schriftstellern, die in der Vorrede genau das Rezept angeben, nach dem die Bewunderung ihrer Werke zu brauen ist, während sie es selbst am Deutlichsten fühlen müssen, wie sehr wir Epigonen und nur die Grube auszufüllen bestimmt sind, die zwischen der vergangenen großen Literaturepoche und einer andern zukünftigen klafft. Niemand betrügt sich selber, er sucht nur Andere zu täuschen. Diese Herren gleichen sehr dem Helden eines uralten russischen Volksmärchens. Derselbe, nachdem er sich schon in seiner Jugend durch manche Rauferei und große Trinkgelage ausgezeichnet, faßt den Entschluß, eine Pilgerfahrt ins heilige Land zu unternehmen. Unter tausend Mühen und Drangsalen gelangt er mit den Gefährten durch die Steppen und Weiten Rußlands ans Meer. Dort baut er Schiffe, und nach einer Odyssee von Kämpfen und Abenteuern landet er mit den frommen Gefährten endlich an der Küste des gelobten Landes, an dem Ziele ihres eifrigen, frommen, unermüdlichen Strebens. Sie kommen an den Jordanfluß; es ist heiß, und der Held wirft seine Kleider ab, um ein Bad zu nehmen. Ein Gefährte ruft entsetzt: Du willst im Jordan baden? in den heiligen Fluthen, in denen unser Heiland getauft worden — das ist ja eine ungeheure Sünde! — Narr, erwiderte der Held, weißt du denn noch nicht, daß ich an gar nichts glaube?

Bellefontaine, 5. September 1857.

Moritz Hartmann.

# Erstes Buch.

## 1.

## Die Samaritanerin und die Patrioten.

Ja, weit bin ich geritten, viel hab ich gesehen, und manches Schöne habe ich erlebt. Mit zweiunddreißig Jahren reitet, sieht und erlebt man nicht mehr wie mit zwanzig Jahren. Man genießt nicht mehr den Augenblick wie früher, rein, ungetrübt, sorgenlos und abgetrennt von Vergangenheit und Zukunft. Man quält sich mit Dem, was auf den Augenblick folgen soll, und müde von Zukunfts-Gedanken, fliegt man zurück zu jenen ungetrübten Momenten, um bei ihnen auszuruhen. Da verweilt man in schönen Landschaften vor hohen Bergen, in grünen Thälern, auf lachenden Seen, in lispelnden Wäldern, in einsamen Hütten, und die Staffage bildet man selbst, umgeben von schönen, kurioſen, tollen oder abenteuerlichen Menschen-Gesichtern.

Vor hohen Bergen in einem grünen Thale, die rauschende Adda hinter mir, stand ich im Morgensonnenscheine vor dem Wirthshause zu Madonna di Tirano und sah hinauf zu den kleinen Hütten, die wie Nester am Gesims an den höchsten Rändern der Berge klebten. Sie mutheten mich sonderbar und fremdartig, aber überaus friedlich und wohlthuend an. Müde von monatelangen Fußwanderungen in italienischer Sonne, kam es

mir vor, als ob in diesen Hütten oben in der kühligen Luft gut ruhen wäre. Um bequemer hinauf sehen zu können und um auf den Füßen fester zu stehen, stützte ich mein Felleisen mit dem Wanderstabe. Ach, der Wanderstab war schon kurz geworden und glich fast einem Marschallstabe. Im steinigen Boden des Karstes hatte er seinen Eisenbeschlag verloren, und seit damals wanderte ich jeden Tag ein Stück seiner Länge weg. Heute erschien er mir als ein trauriges Symbol des Lebens; damals — ich war zwanzig Jahre alt — amüsirte es mich, seine tägliche Abnahme zu beobachten; sie bewies mir ja, daß ich viel und immer weiter wanderte. Mein Reisesack aber war immer dicker geworden und hing immer schwerer und schwerer von meinem Rücken. In Mailand hatte mir ein berühmter Bildhauer ein schönes Marmor-Basrelief geschenkt; das wurde mir zum Sisyphussteine; in Barenna pflückte ich von den drei Citronenbäumen eine ganze Menge grüner Früchte. Meiner Mutter wollte ich sie heim bringen, um ihr zu zeigen, wie weit ich gekommen mit hundert Gulden in der Tasche, und ihr so einen tröstlichen Begriff von meiner Zukunft geben. Mit Vergnügen bemerkte ich, wie die Citronen von Tag zu Tag gelber wurden. In meinem Dorfe angekommen, werden sie just reif und golden genug sein, um als wirkliche Citronen anerkannt zu werden und der Mutter eine gute Limonade zu machen. Venedig hatte mich am Wenigsten beschwert. Was wiegt ein Schnupftuch, selbst wenn der ganze Markusplatz, die Piazzetta, St. Markus, Giorgio Maggiore, Rialto, Frari ꝛc. darauf gemalt sind?

So stand ich also dort vor dem Gasthause zu Tirano und stützte alle diese Reichthümer und meine ganze Reisegarderobe mit dem kurzen Wanderstabe und starrte in die Höhe. Der Wirth kommt zu mir und sagt mit Wohlbehagen: Nicht wahr, gleich am Eingang ist es schön, dieses Land?

Eingang? Land? Welcher Eingang? welches Land?

Nun, antwortete der Wirth, wissen Sie's nicht? Da fängt mein Vaterland an, und ich bin ein Schweizer.

Wie, Das ist die Schweiz? Per Bacco! und Corpo di Dio! rief ich, noch voll italienischer Reminiszenzen — hundert Schritte von der Schweiz bin ich, hundert Schritte vom Vaterlande des Schiller'schen Tell, und ich soll es nicht sehen? Ade, Wormser Joch und Tirol und Andreas Hofer, ich gehe in die Schweiz!

Meinem Wirthe schmeichelte es sehr, daß ich Tirol der Schweiz aufopfern wollte, und er machte sich schnell bereit, mir in der Ausführung meines Planes behülflich zu sein. Da ich, ohne Paß, wie ich war, durch die Douanen hundert Schritte vom Wirthshause nicht durchkommen konnte, wollte er mir einen Führer mitgeben, der mich auf Schmugglerpfaden über die Berge in das Thal von Brusio auf Schweizer Gebiet geleiten sollte. Aber aus Grundsatz und Geldverlegenheit schlug ich den Führer aus, ließ mir genau die Richtung der Schmugglerpfade angeben und machte mich sofort auf den Weg. Hinter Madonna di Tirano verließ ich die Straße des Wormser Joches und vertiefte mich in das Dickicht, das von den Fichtenwäldern des Berges hinab kriecht bis in das Thal. Aufwärts ging es und aufwärts. Von den kahlen oder vorspringenden Felsen sah ich das Douanenhaus und die Gränzjäger, die dort umherlagen und der freien Schweizergränze entgegensahen. Da bückte ich mich und kroch so zu sagen auf allen Vieren, um von ihnen nicht bemerkt zu werden. Sie trugen schöne österreichische Flinten in den Händen und große Schnurrbärte. Daß sie grün angethan waren, das fand ich tückisch; leicht konnte Einer im grünen Gebüsche versteckt liegen, ohne daß ich ihn sah. Aber er wird doch nicht gleich schießen! Mehr als eine Stunde verging, ehe ich auf Umwegen, bald kriechend, bald klimmend, auf der Höhe des Berges ankam. Die Sonne war mir nachgestiegen und trieb mir heftige Schweiße aus, ohne daß ich es, in der Furcht vor den Jägern, recht gefühlt hätte. Oben dehnte sich ein ungeheures kahles, ausgeschwemmtes Plateau vor mir aus. Ich wollte darauf weiter wandern, aber bald schnitt mir ein breiter Wildbach mit Murren

und Schäumen den Weg ab. Er begnügte sich damit, mir die Richtung ins Thal zu zeigen, und so folgte ich ihm. Es ging abwärts nicht viel schneller als aufwärts. Zwar hätte ich in allerkürzester Frist auf den Grund kommen können, aber mit zerbrochenen Gliedern, und das wollte ich nicht. Steil aber fiel die Felswand, so steil, daß der Bach, mein Führer, in einem großen und ungebrochenen Bogen bis hinab kam. Das war schön zu sehen; denn es wölbten sich vier und fünf Regenbogen über ihn, so daß er wie ein Triumphator unten anlangte, wo er sich mit den größeren Bächen, die das Thal durchbrausen, vereinigt. So thaten noch mehrere andere Bäche auf beiden Seiten des Thales. Mit ihren Regenbogen flatterten sie wie bunte Guirlanden von den Zinnen der Felsen ins Thal hinab. Die Nacht vorher hatte es gewaltig geregnet; sie hatten alle volle Betten und reiche Kaskaden, und im Thal war ein großes Rauschen. Wie aber da hinab kommen, um all die Pracht vom geeignetsten Standpunkte aus zu betrachten? Die Schneehühner, Geier und anderes Gevögel mit ihren Flügeln schienen, wie sie mich umkreisten, ihren Spott mit mir zu treiben. Ich kroch, ich rutschte, ich kollerte, ich lief, ich fiel, und so kam ich endlich unten an — auf Schußweite von den Gränzjägern, aber auf Schweizerboden. Die ganze Strecke hätte ich auf gesetzlichem Wege bequem und in zehn Minuten zurücklegen können, und ich hatte zwei bis drei Stunden dazu gebraucht. Zu solchen Umwegen und Zeitverlusten zwingt das Gesetz den Fortschritt. Die Gränzjäger, wie sie mich den Berg hinabkollern sahen, lachten und hoben lachend die Fäuste und drohten. Sie hatten gut drohen; ich wanderte weiter dem Fluß entgegen und seinen Quellen, die in der Republik Graubünden sprudeln. In diesem Felsthale brannte die Sonne noch heißer, und die Hitze wäre nicht zu ertragen gewesen, wenn nicht ein gütiger Windzug von Zeit zu Zeit von den Wasserfällen her eine Hand voll Wellenstaub geführt und um die glühende Stirn des Wanderers gehaucht hätte. Auf ziemlich gut gebahntem Wege ging es am hohen Ufer immer aufwärts. Den Namen

des Dorfes, dem ich zuſteuerte, hatte ich vergeſſen, aber wohl hatte ich mir die Signori Trippi gemerkt, bei denen ich einkehren ſollte. Der Wirth zu Madonna di Tirano hatte ihren Namen mit ſo viel Nachdruck und Verehrung ausgeſprochen. So fragte ich einen Eſelstreiber, ob es noch weit ſei zu den Signori Trippi. Der verſtand mich nicht, denn er ſprach nur Romaniſch; aber bei dem Namen Trippi machte er ein Geſicht voll Bedeutung, wies mit der Hand vorwärts und grüßte mich ganz ehrerbietig. Aehnliches begegnete mir mit einem ſchweizeriſchen Landjäger. Er zog die Mütze vor mir ab, ſobald ich den Namen Trippi nannte, ohne ſich, da er Eile hatte, auf weitere Erklärungen einzulaſſen. Ganz neugierig, aber auch ganz müde kam ich im Dorfe Bruſio an. Es erhebt ſich auf einem kleinen Hügel mitten zwiſchen den ungeheuren Bergen; vom Abhange des einen blicken die Reſte eines alten, gebrochenen Feudalbaues herab. Die Dächer ſind ſchon ganz ſchweizeriſch von Steinen bedeckt; hinten im Dorfe brauſt der Bach, der ſich hier in die Tiefe ſtürzt.

Am Eingange ſteht eine kleine Hütte, die ein einziges Gelaß hat. Nicht weiter konnte ich; in die erſte Hütte wollte ich einkehren. Einladender Geſang ſcholl mir entgegen, und ich lehnte mich an das offene Fenſter, um hineinzuſehen. Da ſaß ein großes ſchönes Weib am Spinnrad und ſpann und ſang. Ihr zu Füßen auf einem Schemel ſaß ein kleines Mädchen, das wickelte das Geſpinnſt von der Kunkel und begleitete die Mutter in der Terz. Sie ſangen in romaniſcher Sprache ein ſonderbares Lied, das klang bald wild wie ein Kriegslied, bald melancholiſch wie ein Klagegeſang. Das Spinnrad ſurrte mit, bald raſcher, bald langſamer, je nach dem Takte des Liedes. Zwei Parzen waren ſie, Mutter und Tochter; die traurige Dritte fehlte. Die Mutter war ungefähr wie das Lied, eine große und gewaltige Geſtalt mit ſchönen großen und wilden Zügen. Das tiefſchwarze Haar hatte ſie in einen dicken Knoten geballt, den eine große Nadel mit zwei ſilbernen Knöpfen, nach italieniſcher Art, zuſammenhielt. Wie ſie ſang und ſpann, lag über ſie und die ganze Stube eine

tiefe Ruhe ausgebreitet, selbst wenn sie an die wilden Stellen des Liedes kam. Die kleine Tochter glich der Mutter. Ich stand ruhig da und sah und hörte zu. Das Kind bemerkte mich zuerst, und da es plötzlich zu singen aufhörte, so bemerkte mich auch die Mutter, und das Lied brach ab.

Sie stand sogleich auf, trat in die Thür und machte eine Geberde der Einladung, über ihre Schwelle zu treten. Wie sie dazu sprechen wollte, schien sie sich plötzlich zu besinnen. Sie sind ein Fremder, sagte sie in italienischer Sprache, wie soll ich zu Ihnen reden? — Ich bin ein Deutscher! — Sogleich fuhr sie in gutem Deutsch fort: Sie scheinen sehr müde; treten Sie ein, wenn es Ihnen gefällig ist, und ruhen Sie ein wenig aus. — Dabei nahm sie mir schon Stock und Reisesack ab und führte mich am Arm auf die anmuthigste Weise in die Stube. Ich gestand ihr, daß ich überaus müde, und erzählte ihr die Abenteuer meines Weges von Madonna bis Brusio. — Sie sehen ganz danach aus, sagte sie mit einem Blicke mitleidsvollster Theilnahme. Sie sind blaß und triefen doch von Schweiß. Davor muß man sich hüten in diesem Lande, sonst kann man sich leicht aufs Aergste erkälten. So sprechend, schob sie die Bank vom grünen Ofen weg an den Kamin; dort machte ihr Töchterlein auf den Wink der Mutter aus Hobelspänen und Reisig bereits ein Feuer an, das bald lustig loderte. Im Augenblicke sah ich mich von der gastlichsten, fast mütterlichsten Sorge umgeben. Ohne um Erlaubniß zu fragen, öffnete die Frau meinen Reisesack, legte die Citronen, die oben auf lagen, bei Seite, achtete das Basrelief keines Blickes und zog ein frisches Hemd hervor. Dann führte sie mich an das Feuer, schloß das Fenster, zog mir ohne Umstände Rock und obere Wäsche ab, rieb mir Brust und Rücken und reichte mir das frische Hemd. Dabei stand ihr das Kind hülfreich zur Seite und nahm ihr ab, was sie aus Händen legte oder verlangte. Das gethan, sagte sie: So, jetzt legen Sie sich auf diese Bank, strecken sich, wie Sie mögen, und ruhen aus. Sie brauchen das.

Es war mir wie ein Traum. Ich gehorchte und ließ mit

mir machen, was ihr gefiel. Behaglich streckte ich mich auf die Bank und legte den Kopf auf das Kissen, das sie aus ihrem Bette genommen. Jenes süße Gefühl des Müden im ersten Momente der Ruhe überkam mich mit seiner ganzen holden Gewalt. Dazu fühlte ich mich so wohl unter der Geschäftigkeit und in der Nähe dieses guten und schönen Weibes, dieser barmherzigen Samaritanerin. Schöner konnte ich im patriarchalischen Lande nicht empfangen, angenehmer in den schönen Täuschungen der Jugend, in den Träumen von Hedwig und Stauffacher, die mit uns aufwachsen, nicht bestärkt werden. Ich war also im gastlichen Lande! ich war in der Schweiz! Durch das Fenster winkten mir die alten Felsenhäupter, wehten mir die Kaskaden die Bestätigung zu. Alle Sorge, wie ich mit meinem Rest von dreißig Gulden von Graubünden bis in mein böhmisches Dorf mich durchschlagen werde, schwand wie ein nichtiger Alp bei Tagesanbruch von mir. Mir war so wohl, so zwanzigjährig wohl!

Meine Wirthe schwiegen, wahrscheinlich um mich ganz der Ruhe zu überlassen; aber ich wollte die Stimme der schönen und guten Frau hören, und so fragte ich sie, was das für ein Lied gewesen, das sie vorhin gesungen.

Ein Lied der Schweizer-Soldaten in Rom, antwortete sie kurz.

Und was sagt es, dieses Lied?

Es sagt, daß die Schlacht etwas Schönes sei für den Schweizer, aber daß die Heimat doch noch schöner.

Also Schweizer-Heimweh! dachte ich — auch Das ist richtig.

Wie der Pariser das schweizerische Gletscherleuchten, die wilden Schluchten der Pyrenäen mit den Dekorationen der großen Oper vergleicht, so fing ich an, Alles, was mich umgab, was ich sah und erlebte, mit meinen belebtesten Idealen zu vergleichen, und ich fand große Aehnlichkeit. Und nicht nur äußerlich war diese Aehnlichkeit; es erfüllte mich ein Gefühl so tiefen Wohlbehagens, so vollendeter Befriedigung auf meiner harten Bank, wie ich mir vielleicht nie das Glück selbst vorgestellt hatte. Unwillkürlich schloß ich die Augen. Die schöne Frau war wieder

zu ihrem Spinnrade zurückgekehrt, und es fing zu summen an. Sie mag gewohnt gewesen sein, zum Spinnen zu singen, und so summte sie leise, aber ganz leise, um mich nicht zu wecken, ein Lied vor sich hin. Wirklich war ich auch bald entschlummert, aber es kam zu keinem tiefen Schlaf. Die Bilder, die mich umgaben, die schöne Frau, die Wasserfälle, das stille Lied, das summende Spinnrad, das kleine Mädchen mit den sinnigen Augen, die den Fremdling so verwundert und so freundlich angeschaut — alles Das spielte in meinem halbwachen Traum.

Dennoch mag ich endlich tief geschlafen haben. Denn als ich wieder die Augen aufschlug, fand ich die Szene in der Stube etwas verändert, ohne daß ich es früher gemerkt hätte. Meiner Wirthin zu Füßen, auf einem Schemel, saß der Landjäger, dem ich vorhin begegnet war, und half dem Kinde das Garn abwickeln, während der eine Fuß das Spinnrad der Wirthin in Bewegung setzte. Sein Gewehr lag auf der Uniform, die er abgelegt hatte, in einem Winkel. Sobald die Drei mich die Augen aufschlagen sahen, wurde das Lied, das sie zum Summen des Spinnrades leise gemurmelt, unwillkürlich lauter und lauter, bis es als ein schönes volles Trio, aus dem Alt der Frau, dem Sopran des Kindes und dem schönen Baryton des Mannes zusammengesetzt, die Stube erfüllte. Noch halb schlafend, horchte ich zu und besah mir die friedliche Gruppe. Ich winkte dem Kinde, legte meinen Arm um seinen Hals und fragte: Das ist wohl dein Vater?

Nein, antwortete das Mädchen etwas erstaunt, nein, das ist der Landjäger.

Wo ist denn dein Vater? fragte ich weiter, und ich hoffte, sie werde mir sagen, daß er auf den Bergen sei und die Gemsen jage. Das Kind aber schwieg, sah sich verlegen nach der Mutter um und wiederholte die Frage: Wo ist denn mein Vater? Da verstummte das Lied der Frau und des Landjägers mit Einem Male. Die Frau schwieg, der Landjäger aber antwortete rasch: Dein Vater ist in Rom gestorben!

Das Lied wurde nicht weiter geſungen, und eine unheimliche Stille herrſchte in der Stube. Verlegen, denn ich fühlte, daß ich etwas Schlimmes gethan mit meiner Frage, erhob ich mich, um mich anzukleiden und an meine Wanderung zu denken. Sogleich erhob ſich auch die Wirthin, von deren Angeſichte jede Verlegenheit ſchnell entſchwunden war, und fragte mich mit derſelben Freundlichkeit, mit der ſie mich aufgenommen, ob ſie mir nicht etwas zu eſſen anbieten dürfe. Aber der Landjäger antwortete für mich: Verderbt dem Herrn nicht ſeinen Appetit, Margarethe; er geht zu den Signori Trippi, die werden ihm Beſſeres auftragen.

Wieder bemerkte ich, daß der Name Signori Trippi einen reſpektvollen Eindruck machte, und neugierig, die Allgeachteten kennen zu lernen, machte ich mich nun wirklich bereit, aufzubrechen. Indeſſen wurde noch Manches hin und her geredet, und die Wirthin erfuhr, daß ich meine Rückreiſe nach Deutſchland über Zürich nehmen wolle. Sie blieb einen Augenblick im Nachdenken verſunken, dann ſagte ſie einige leiſe Worte zum Landjäger, der bald darauf Gewehr und Uniform nahm, mir die Hand drückte und ſich entfernte. Sobald er die Hütte verlaſſen hatte, wandte ſich Margarethe zu mir und ſagte mit einem Ausdruck voll bittender Beſcheidenheit: Wäre es dem Herrn beſchwerlich, mir einen Brief nach Zürich mitzunehmen?

Meine liebe Frau, antwortete ich, was kann mir lieber ſein, als Ihnen einen kleinen Dienſt zu erweiſen, da Sie ſo gut und freundlich gegen mich geweſen ſind?

Sie ſind ein guter Mann, verſetzte ſie darauf, und ich bin überzeugt, daß Sie meine Kommiſſion gut beſtellen werden. Aber ich habe noch eine andere Bitte. Meine Tante in Zürich verſteht weder Romaniſch noch Italieniſch. Ich ſollte ihr Deutſch ſchreiben, und das habe ich nicht in der Uebung. So wollte ich Sie bitten, ſelbſt den Brief zu ſchreiben, den ich Ihnen mitgeben will.

Schon ſuchte ich mein Reiſeſchreibzeug hervor, und ſchon ſaß

ich bereit am kleinen Tiſche, von welchem das kleine Mädchen Kunkel, Garn und Hanf wegräumte. Wie ſie das gethan, ging ſie auf einen Wink der Mutter aus der Stube, und ich ſaß allein mit Margarethe am Tiſche, die Feder in der Hand und auf ihr Diktiren wartend. Margarethe ſtützte ihre Stirn in die Hand, war nachdenklich, ſah mich oft und lange an, wollte beginnen, hielt wieder ein, ſah mich wieder an und diktirte mir endlich, offenbar nach einigem Widerſtreben, oft zaudernd, folgende abgebrochene Sätze:

„Liebe Tante!

„Ein guter Mann aus Deutſchland will dieſen Brief an dich nach Zürich mitnehmen. Du haſt mir verſprochen, das Kind zu dir zu nehmen, wenn es ſich zeigt, daß es verſtändig, gut und willig zur Arbeit wird. Das iſt. Meine Pepita iſt verſtändig, gut und willig zur Arbeit. So will ich, daß ſie fortgehe in die Fremde; denn hier iſt noch immer Schande auf mir, und es wird ſo bleiben. Sie ſoll es noch nicht erfahren; wenn ſie aber im Orte bleibt, wird ſie es erfahren mit ihrem Verſtande und zuletzt Leid haben. Dort aber wird es Niemand wiſſen, denn es ſind viele Berge zwiſchen hier und Zürich. So laß es mich wiſſen, ob ich dir meine Pepita bringen ſoll nach Oſtern oder gegen Pfingſten. Ich werde dir von Herzen danken. Deine treue Nichte

Bruſio, den 25. Auguſt 1842.

Margarethe N.

„An Frau N. N. in Zürich."

Während des Schreibens war mir überaus traurig zu Muthe. Die Stimme der guten Frau zitterte beim Diktiren, obwohl ſie ſich offenbar alle Mühe gab, ihre ganze impoſante Ruhe zu bewahren. Sie ſah mich nicht an, ſondern folgte mit ſtarrem Blicke den Bewegungen meiner Feder. Ich ſprach kein Wort, faltete den Brief und legte ihn, ohne die Frau anzuſehen, ſorgſam zu

den Citronen meiner Mutter. Dann nahm ich Felleisen und Stock und drückte ihr die Hand und rief das Kind herbei, küßte es und ging. Ich ging, als ob ich aus der Heimat ginge. Aber Margarethe und das Kind verließen mich noch nicht; sie begleiteten mich einige Häuser weit, bis aus dem Dorfe stolz und in ländlicher Pracht ein zwei Stockwerke hohes, aber im Schweizerstyle erbautes Haus empor tauchte. — In diesem Hause, sagte Margarethe, wohnen die Signori Trippi. Dann reichte sie mir noch die Hand und kehrte mit dem Kinde langsamen Schrittes zu ihrer Hütte zurück. Ich blieb stehen und sah ihr nach, bis sie um die Ecke bog. Wie sie so dahin schritt, groß und ruhig mit sanft gebeugtem Nacken, schien mir ihr ganzes Wesen neben unendlicher Milde etwas heldenhaft Duldendes auszudrücken. Auch bemerkten die Leute, die aus den Fenstern sahen, meine Nachdenklichkeit und sandten einander Blicke zu und raunten sich in die Ohren.

Vor dem Hause der Signori Trippi empfing mich ein gewaltiger, weißzottiger Hund, der mir mit Gebell den Eingang verwehrte. So blieb ich davor stehen und betrachtete es mit Muße. Es war ein Schweizer Bauernhaus, zum Palast erhoben und so schön, wie nur irgend ein Schweizerhaus, das irgend ein großer Herr in seinem Park auffähren läßt, um darin mit großem Gefolge und zahlreicher Gasterei ein freudiges Stadtleben zu führen. Dabei war es natürlicher, wahrhaftiger und übereinstimmend mit den hohen Bergen und brausenden Wasserfällen. Zwischen den Stockwerken, es bestand aus zweien, die Quer- und Tragebalken entlang, auf den Oberschwellen und um die Bogen der Fenster liefen viele Inschriften, die erhaben aus dem Holze hervorstanden und leicht zu lesen waren. Die Flügel der Fenster, welche nach oben spitz ausliefen und unten auf einem weit hervorragenden, geschnitzten Balken ruhten, bestanden aus unzähligen kleinen, sechseckigen Scheibchen, welche durch Bleibänder zusammengehalten wurden. Die Dachrinne war so fein und sorgfältig geschnitzt, daß sie einer Halskrause aus Spitzen geglichen

hätte, wenn sie nicht gelb und roth, ziemlich bunt angestrichen gewesen wäre. An den beiden Spitzen des nicht abschüssigen Daches drehten sich blecherne Windfahnen, in die Farben der Republik gekleidet, und der Mitte zu erhoben sich neben einander zwei Schornsteine aus rothen Ziegeln, die sahen wie Thürmchen aus, denn sie trugen Zinnen. Das alles betrachtete ich genau, bis eine dicke Stimme aus dem Innern des Hauses dem Hunde Ruhe gebot und ich ungefährdet die drei Stufen hinauf und über die Schwelle treten konnte. Da ging von der Hausthür fast geraden Weges eine sehr breite Treppe in das obere Stockwerk. Dort oben stand ein breiter, breitschultriger Mann mit grauen Haaren und mit den Händen in beiden Jackentaschen; der winkte mir, hinauf zu kommen, und führte mich, oben angekommen, schweigend in die Stube, die sich breit, geräumig und licht aufthat. Da drinnen, am oberen Ende des großen Eichentisches, saß noch ein anderer alter Mann, der eben so wie der, welcher mich an der Treppe empfangen hatte, ganz in schwarzes grobes Tuch gekleidet war, hohe faltige Stiefel und eine schwarztuchene Kappe trug. Beider Haar war kurz geschnitten und so grau, daß man ihm noch die ehemalige Schwärze ansah; doch schienen Beide schon in den Siebenzigen. Sie glichen einander, nach der angenommenen Redensart, wie zwei Wassertropfen, aber wie zwei Wassertropfen, von denen der eine gefroren ist, der andere lächelnd, heiter im Sonnenschein schimmert. Der Gefrorne hatte mich an der Treppe empfangen und in die Stube geführt. Drinnen kümmerte er sich nicht weiter um mich und überließ mich seinem Bruder, der sogleich bei meinem Eintritte aufstand, mir entgegen ging und freundlich die Hand reichte. Etwas bärenhaft schritt indessen der Andere in der Stube umher. Ich bestellte den Gruß meines Wirthes von Tirano und wurde freundlich eingeladen, in einem der großen, holzgeschnitzten Großvaterstühle Platz zu nehmen. Der Schweigsame nahm mir den Reisesack ab, der Freundliche fragte nach Herkunft, Reiseziel und Zweck und schien sehr befriedigt, als ich ihm sagte, daß ich nur so in die Welt

hineinlaufe, um sie zu sehen. Auch hatte er es bald weg, daß ich ein reisender Student sei, und das schmeichelte mir sehr. Ich hatte diese Genugthuung seit Wochen nicht. Als ich aus Wien ausgezogen, angethan in neue und phantastische Studententracht, begrüßte mich zwar Jeder als Herr Student und luden mich die Pfarrer zu ihren Tischen; nach und nach wurde mein Anzug so abgeschoben und schäbig, daß ich bald für einen wandernden Handwerksburschen höherer Klasse, z. B. für einen Goldschmied, später für einen Schneider und zuletzt für einen Schuster gehalten wurde. Der Signor Trippi aber hatte es, wie gesagt, bald weg, daß ich ein Student war, und wurde noch freundlicher, weil er selbst einen Sohn hatte, der in Tübingen studirte, und zwar Theologie. Ganz vertraut aber wurden wir, da es bei längerem Hin- und Herreden kund wurde, daß ich einen Freund der Signori Trippi, einen Graubündner, der in Wien in der Gasse der Tuchlauben wohnte, gekannt habe. Bei dieser Entdeckung kam auch der Schweigsame heran und setzte sich mit uns an den Tisch. Was macht der Freund in so weiter Ferne? fragte er, und dabei nahm sein braunes, faltenvolles, wettergefärbtes Gesicht einen so liebevollen Ausdruck an, daß ich es von nun an viel lieber betrachtete, als das freundlichere, so zu sagen gebildetere und höflichere seines Bruders. Junges Blut, fuhr der Erste fort, indem er mir über den Tisch die Hand reichte, junges Blut, du wirst unserem Freunde in Wien die herzlichsten Grüße bringen von den Signori Trippi, dem Landammann und dem Kapitän.

Landammann und Kapitän? fragte ich.

Ja, sagte der Alte, mein Bruder ist der Landammann, und ich bin der Kapitän.

Das ist das Gute und Schöne am Reisen, fuhr er fort, daß man von Freund zu Freund Grüße und herzliche Wünsche hin und her tragen kann; sonst liebe ich es nicht, das Herumstreifen in der Welt.

Mein Bruder, der Kapitän, fügte der höflichere Alte schnell hinzu, als ob er den Vorwurf, den ich in jenen Worten hätte

erkennen dürfen, verwischen wollte — der Kapitän liebt das Reisen nicht und ist selbst sein Lebtag nicht aus dem Lande gekommen. Ich aber war in Geschäften der Politik in Paris und in Karlsruhe.

Ja, sagte der Kapitän, so ist es; in der Fremde würde ich immer fürchten, daß man mir indessen die Heimat davon trüge.

Diese Furcht, fügte der Landammann mit einem freundlich ironischen Lächeln hinzu, das trotzdem den Blick voll brüderlicher Liebe nicht verschleiern konnte, ist dem Kapitän geblieben, seit er in seiner Jugend Graubünden an der Spitze des Aufgebotes gegen die Franzosen vertheidigt hat, die vom Valtelinthale heraufgekommen waren. Er hat sie wacker zurückgeschlagen, hier hinter dem Dorfe; aber seit damals steht er da wie ein Wachtposten und will sich nicht fortrühren. Immer stehen ihm die Franzosen vor Augen, die von Graubünden wegzujagen sind.

Der Kapitän wollte offenbar nicht, daß das Gespräch länger bei diesem Gegenstand verweile, und sagte: Das ist so eine fixe Idee, und sprechen wir nicht weiter davon. Ich mache dir auch keinen Vorwurf daraus, Landammann, daß du in der Welt herumgezogen bist; du hast es im Dienste des Vaterlandes gethan, eben so wie ich in diesem Dienste auf meinem Posten stehen geblieben bin. Mein Bruder, wandte er sich zu mir, ist dreimal Landammann gewesen.

So erfuhr ich denn, daß ich es mit Zweien der höchsten Würdenträger des Staates zu thun hatte, die, wie es schien, nicht ohne Erfolg und Verdienst dem Vaterlande gedient hatten. Voll Ehrfurcht betrachtete ich sie Beide, die, nach einem würdigen und edel angewandten Leben (denn daß es so war, sagten mir ihre Gesichter), anspruchslos und mittheilsam rechts und links vor dem blutjungen, unbedeutenden Fremdling saßen und sich mit ihm wie mit einem guten alten Bekannten und wie mit ihres Gleichen unterhielten. Ich bemerkte auch bald, daß die beiden Brüder einer vor dem anderen den größten Respekt hatten, daß sie einander immer mit ihren Titeln, Kapitän und Landammann, anredeten und daß eben so wohl aus den buschigen Wimpern

des Ersten, wie aus den fein und klug blickenden Augen des Anderen ein heller Strahl von Liebe hervorleuchtete, wenn der Eine von dem Anderen sprach, und daß Jeder immer bereit war, die Thaten des Anderen zu erzählen. Wie groß nahmen sich ihre Würden und dieses ihr liebevolles Wesen unter dem schlichten, grauen Haar, unter der Wollkappe und in der groben Tuchjacke aus!

Aber noch mehr mußte ich staunen, als, nach längerem Gespräch, der Landammann einen Brief seines Sohnes, des Tübinger Studenten, aus der Tasche zog und mir ihn zum Lesen reichte. Der Brief war auf einer großen und eng beschriebenen Seite eine erschöpfende, obwohl kurz gefaßte Auseinandersetzung der religiösen Zustände in Deutschland, eine Beleuchtung der brennenden Fragen, die damals nach dem Auftreten Strauß' und Feuerbachs Deutschland beschäftigten, und eine Mittheilung der neuesten Forschungen und Enthüllungen, die der Theologie eine andere Wendung zu geben versprachen. Auf diese Wendung legte der Student den größten Nachdruck. Dann schilderte er die beiden Parteien der Universität Tübingen: die Partei der Orthodoxen und die Partei, die sich an Schleiermacher lehnte und sich dessen platonischen Geist anzueignen suchte. Der Brief trug das Gepräge außergewöhnlicher Klarheit, festen Entschlusses, freien, durch und durch wohlwollenden und dichterischen Geistes. Sein Zweck war, Vater und Oheim darauf vorzubereiten, daß er in die Berge anders gesinnt zurückkehren werde, als er ausgezogen war, und sie zu belehren, daß er dieses mit gutem Gewissen und nach langem Nachdenken thun werde. Aus diesem Briefe habe ich in dem verlorenen Winkel Graubündens, als Gast bei einem Landeskapitän und Landammann, in einer mit Gemsbockhörnern und preisgekrönten, durchs Schwarze geschossenen Scheiben ausgeschmückten Stube mehr erfahren über die modernen religiösen Bewegungen in Deutschland, als ich je gewußt und in Wien hätte erfahren können.

Nun, fragte der Landammann, nachdem ich gelesen hatte, sagen Sie mir als Student, was halten Sie davon?

Ich glaube, daß Ihr Sohn auf dem besten Wege ist und Gedanken heimbringen wird, die Graubünden brauchen kann.

Der Landammann schüttelte bedenklich den Kopf. Und ich fürchte, sagte er, daß er Gedanken heim bringt, die in diesen Bergen nicht gedeihen, ihm aber leicht eine böse Stellung machen können.

Der Kapitän, der während des Lesens aufgestanden war und wie ein Diener Alles herbei trug, um den Tisch zum Mahle zu decken, blieb mit Messern und Gabeln vor dem Landammann stehen und rief mit Nachdruck: Und ich meine, daß der Schleiermacher, wenn er so ist, wie ihn der Junge schildert, ein ganz verständiger Mann ist, und das versöhnt mich mit der Theologie des Jungen, daß er sich diesen verständigen Mann zum Muster und Vorbild nimmt.

Der Landammann zuckte die Achseln.

Zucke nicht die Achseln, Landammann, fuhr Jener fort; wenn ihm das Konsistorium von Coira (Chur) dieses Schleiermachers wegen keine Stelle geben will, so hat er genug, um leben zu können, und wird mir allein die Lehre dieses Schleiermachers beibringen.

Der Landammann schwieg und klopfte mit der Gabel auf eines der Gläser, die der Kapitän vor uns gestellt hatte und auf denen Hirsche und Jäger erhaben geschliffen waren. Der Kapitän, der bemerkte, daß der Bruder einen Widerspruch zurückhielt, wurde verdrießlich und brummte, während er aus einem großen irdenen Kruge schwarzen Valteliner Wein in unsere Gläser goß und sich an den Tisch setzte. Der Landammann schlug mit dem hirschhörnernen Hefte des Vorschneidemessers an den Krug, und auf das Zeichen erschien bald eine Magd, die einen saftigen Rehbraten, dann Salate und allerlei gesottene Früchte in großen Schüsseln auftrug.

Der Landjäger hatte Recht, sagte ich, als er mir bei den Signori Trippi ein köstliches Mahl prophezeite.

Ihr kennt den Landjäger? fragte der Landammann — er hat Euch doch hoffentlich nicht nach dem Passe gefragt?

Nein, sagte ich, ich habe ihn zuerst auf dem Wege, dann bei Margarethe . . ., wo ich einkehrte, getroffen.

Potz Tausend! lachte der Landammann; Ihr kennt schon ganz Brusio — aber nicht von der besten Seite. Was haben die Leute für Gesichter gemacht, als sie Euch von Margarethe gehen sahen?

Dem Kapitän schienen diese Worte und der spöttische Ausdruck, mit dem sie gesprochen wurden, nicht zu behagen. Mich aber überkam eine Ahnung, als ob ich bei Margarethe im verrufenen Hause Brusio's eingekehrt wäre. Warum? fragte ich den Landammann in Erinnerung an den Brief, den ich geschrieben, und an das Zischeln und Kopfzusammenstecken der Leute, als ich an Margarethens Seite durch das Dorf ging.

Der Landammann wollte antworten, aber der Kapitän, der bis jetzt brummend in das gewaltige Stück Wildpret eingehauen hatte, legte schnell Messer und Gabel bei Seite, verschluckte eilig den letzten Bissen und rief! Laß mich antworten, Landammann, laß mich erzählen! — dann wandte er sich zu mir und rief mit starker Stimme, mit Nachdruck und Festigkeit: Ein gutes Weib ist diese Margarethe, ein braves und gutes Weib, ein wackeres Weib! Ein — ein sehr braves und sehr wackeres, gutes Weib! Das sage ich, der Kapitän Johannes Trippi!

Das glaube ich auch gern! rief ich; so und nicht anders ist sie mir erschienen.

Bravo! schrie der Kapitän voll Freude und leerte ein ganzes Glas schwarzen Weines auf einmal.

Der Landammann lächelte den Bruder an, der wieder ihn triumphirend anblickte. Aber das steigerte meine Neugierde und machte mich doppelt begierig, das Schicksal meiner guten Samaritanerin zu kennen, und so fragte ich weiter: Wer aber ist sie? Was hat sie gethan? Warum lächelt Ihr, Landammann? Warum nehmt Ihr, Kapitän, so eifrig ihre Partei?

Laß mich erzählen, rief wieder der Kapitän und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung gegen den Bruder, der,

immer lächelnd, sich gern ergab und die Gabel ergriff, zu essen anfing und den Anderen erzählen ließ.

Ein gutes Weib! wiederholte der Kapitän mit gerührter Stimme, und ehemals war sie das schönste und stattlichste Mädchen des halben Kantons. Ich, der Kapitän des Landes, Signor Trippi, habe sie noch in meinem fünfzigsten Jahre heirathen wollen. Sie aber schickte mich heim, denn sie war einem armen Jungen treu ergeben und er ihr auch. Er trug auf seinem Rücken die Früchte des Valtelinthales in unsere unfruchtbaren Thäler. Das ist ein schlechtes Geschäft, und man kann darauf nicht heirathen. Da sagte er: Ich will in die Fremde gehen, einige Jahre Soldat sein, Handgeld und Sold bei Seite legen und dann wieder nach Hause kommen und Margarethe heirathen. So that er und ging nach Rom, und da er ein schöner und fester Junge war, wurde er leicht Soldat des Papstes. Da aber überfiel ihn ein großes Heimweh, und er schrieb Margarethen, daß ers nicht aushalte und daß er durchgehen werde zu ihr nach Hause, in das Thal von Brusio. Margarethe fürchtete, daß er eingeholt und erschossen werde, und sie dachte, daß, wenn sie bei ihm wäre und ihm von der Heimat erzählte, das sein Heimweh stillen könnte. So machte sie sich gleich auf und ging zu Fuß nach Rom. Wirklich hat sie ihn durch Zureden wieder von seiner Krankheit geheilt, und da er ruhiger war und sie doch nicht in Rom bleiben konnte, kehrte sie wieder zu Fuß von Rom nach Brusio zurück. Aber wie sie hier in Brusio angekommen, merkte sie, daß sie Mutter werden sollte, und das schrieb sie ihrem Soldaten nach Rom. Der wußte, welche Schande über sie komme, wenn er sie nicht heirathe, ehe das Kind geboren sei, und so beeilte er sich, nach Hause zu kommen; aber er wurde eingeholt und erschossen. Bald darauf wurde sein Kind geboren, und auf Margarethe liegt für ewige Zeiten die Schande. Nun sage mir, Student, und du, Landammann, ob der Schuß, den der arme Soldat für sie empfangen hat, Margarethen nicht zum ehrlichen Weibe gemacht hat? Aber daran denken die Leute hier zu Lande nicht.

Weil von jeher ein ſolches Weib verrufen ward, iſt auch Margarethe in Verruf, und das Andere und wie das Alles gekommen, bedenken die Menſchen nicht.

Die Sitte iſt ſtreng, ſagte der Landammann ſelber ſtreng, und das iſt gut, daß ſie nicht viel grübelt. Wohin kämen wir? Auch das Geſetz iſt ſo, das wir achten, und die Sitte iſt älter und ehrwürdiger und, ſo zu ſagen, nicht von Menſchen gemacht, wie das Geſetz.

Pah, ſagte der Kapitän, das kann keine gute Sitte ſein, die ein einziges braves Weib für immer unglücklich macht.

Die Keuſchheit eines Weibes, das Cordula hieß, hat dieſem Lande ſeine Freiheit gegeben! erwiederte der Landammann mit feierlich ernſtem Tone, mit einem Tone, der aus ſo tiefem Herzen zu kommen ſchien, daß mich ein kleines Fröſteln der Andacht überkommen wollte. Auch der Kapitän neigte unwillkürlich den Kopf und ſchwieg ergeben. Eine lange Pauſe trat ein. Nach und nach fing wieder der Kapitän zu murmeln an; er mußte Alles ſagen, was zur Ehrenrettung Margarethens vorzubringen war; denn die war ihm offenbar eine Herzensangelegenheit. So fing er endlich, aber in einem ganz anderen Tone, als ob er nicht weiter disputiren, ſondern bloß erzählen wollte, wieder das Geſpräch an. — Der Landjäger, ſagte er, indem er einen Biſſen zum Munde führte, der Landjäger iſt gewiß ein ganz ehrenhafter Menſch; Niemand kann etwas gegen ihn vorbringen. Ebben! Seit vier Jahren bewirbt er ſich um Margarethe und will ſie heirathen und ihr ein gutes Loos machen. Aber ſie ſchlägt wacker ſeine Hand aus, weil ſie ihre unverdiente Schande nicht über den braven Mann breiten will.

Nach dieſem ſchien der Kapitän vollkommen beruhigt; ſein Geſicht, das ſich während des Streites und der Erzählung mächtig aufgeregt und geröthet hatte, wurde wieder milder und ſo friedlich wie vorher. Ja, noch wohlthuender war es anzuſchauen; denn die ganze Güte, die früher einige Ruhigkeit bedeckt hatte, war ſtrahlend hervorgetreten und lag noch im milden Nachglanze

darauf, wie die noch glühende Abendröthe auf einem bemooſten Felſen. Der Landammann ſah ihn lächelnd und freundlich an und hob das Glas ſchwarzen Weines. Der Kapitän that Daſſelbe, und ſie ſtießen ſchweigend an und tranken. Ich trank für mich, ohne anzuſtoßen, ohne mich in dieſen alten, heiligen Bund drängen zu wollen. Die Beiden verſtanden das; noch einmal füllten ſie die Gläſer, und nun erſcholl es im Dreiklang an einander und wurde es wieder klarer und heiterer am Tiſche.

So ſaßen wir noch zuſammen, als ein kleiner Mann eintrat, den man ſogleich als Schuſter erkennen mußte. Er war aus Poschiavo und hatte im Dorfe zu thun. Der Landammann ließ ihn kommen, um mich ſeiner Führerſchaft zu übergeben, da ich noch heute Poschiavo erreichen wollte. Der Abend ſenkte ſich bereits herab, und ſo machten wir uns auf den Weg. Meine Wirthe drückten mir herzlich die Hand, und ohne viele Worte zu machen, ohne viel zu danken, aber mit tiefer ſchweigender Rührung nahm ich Abſchied.

Nach ſtündiger Wanderung durch ein auf beiden Seiten bewaldetes Thal kamen wir beim Dorfe Meschin an einen See, der das Thal in ſeiner ganzen Breite ausfüllte. Mein Führer, ein ſehr beredtes Schuſterlein, verweilte mit ſeinem Geſpräch noch immer bei dem Gegenſtande, den er nach einigen Fragen über Herkunft und Reiſeziel gleich hinter Brusio aufgenommen hatte, bei dem Leben und den Thaten der Signori Trippi. Ich erfuhr von ihm, daß der Landammann der größte Rechtskundige nicht nur Graubündens oder der Schweiz, ſondern der ganzen Welt ſei, daß er jetzt in der Zurückgezogenheit lebe, daß er aber früher drei Mal die hohe Würde eines Landammanns bekleidet habe und daß man ihn noch heute darum mit dieſem Titel benenne, obwohl er eigentlich Alt-Landammann heißen ſollte. Außerdem verſicherte der Schuſter, der Landammann habe ſo viel für das Land gethan, wie zehn andere Landammänner zuſammen nicht gethan haben: daß er mit Oeſterreich einen ſehr vortheilhaften Handelsvertrag geſchloſſen, daß er dem Käſe des

Landes neue Absatzwege erschlossen und so vielen Leuten reichen Gewinnst verschafft, und daß er viele Straßen gebaut und mancherlei nützliche Einrichtungen getroffen. Auch diese Straße, auf der wir eben dahin schritten, hatte er gebaut, und ihm danken wir es, daß wir mit geraden Gliedern in Poschiavo ankommen werden. Die Weisheit, um so viel Nützliches schaffen zu können, habe der Landammann aus den verschiedensten Büchern geschöpft, besonders aber kenne er die Geschichte des Landes. Er wisse, was sich in Graubünden seit Christi Geburt an jedem Tage gethan und ereignet.

Der Schuster war mit dem Lobe des Landammanns noch nicht zu Ende, als wir, auf der Straße am südlichen Ufer des See's hinwandernd, an einem Gemäuer, einer Art von Schanze, anlangten. Sie kam aus dem Walde heraus und lief hinab auf die Straße bis fast in den See. Zwischen ihrem Ende und dem Wasser war nur so viel Raum, als ein Wagen braucht, um mit Mühe passiren zu können. Jenseits wurde die Straße wieder so breit und bequem, wie sie diesseits gewesen war. An dieser Mauer blieb mein Führer stehen, legte die Hand an die Steine und sprach mit einigem Pathos:

Und hier hat der andere Signor Trippi, als Capitano an der Spitze des Landes-Aufgebots, das Land gegen die Franzosen vertheidigt. Das Aufgebot wollte sich vor Tirano aufstellen, um die Gränze zu vertheidigen; der Kapitän aber sagte: Mögen sie unsere Häuser in Brusio und Meschin verbrennen, hier ist der rechte Punkt. Der See ist unser Bundesgenosse und unser linker Flügel. — Das glaubten die Anderen nicht und stellten sich am Eingang des Thales bei Madonna di Tirano auf. Aber das Thal ist dort breit, und ihre Zahl war nicht groß genug, es zu stopfen. So brachen die Franzosen durch, und die Graubündner fielen alle. Und die Franzosen kamen mit vielen Regimentern bis hierher an die Mauer, wo der Kapitän mit nur dreihundert Schützen stand, die bei ihm ausgehalten hatten. Denn, hatte er gesagt, wenn ihr alle geht, ich bleibe allein und

vertheidige die Mauer; so blieben dreihundert, um ihn nicht allein zu lassen in solcher Gefährlichkeit. Damals war die Straße noch nicht gebaut, und die Franzosen konnten nur mit Mühe über die herabgerollten Felsstücke und nur je drei und drei vorrücken. So fielen sie auch immer je drei und drei, wie sie anrückten. Immer nur drei Schweizerbüchsen knallten, und drei Franzosen fielen. Das dauerte zwei Tage; die ganzen zwei Tage hat der Kapitän selbst keinen Schuß gethan. Die Franzosen hatten keine Schiffe, um über den See zu kommen, und mit den Kanonen konnten sie zwischen den Felsen auch nicht heran an die Mauer. Am dritten Tage, wie es Morgen wurde, hatten die Franzosen aus den Bäumen dieses Waldes Flöße zusammengezimmert, und auf die Flöße stellten sie Schützen und Kanonen, und so ruderten sie auf den See hinaus und wollten den Kapitän und die Mauer umschiffen. Wie das der Kapitän sah, befahl er hundert Schützen, die Waffen hinzulegen und ihm zu folgen. Er stieg in den See und mit ihm die Hundert, und sie wateten und schwammen den Flößen zu, die sich langsam vorwärts bewegten; denn sie waren schwer beladen. Von den Hundert kamen nicht achtzig an die Flöße, und der See war roth von Blut. Aber die übrig Gebliebenen faßten das erste Floß alle zugleich und alle an Einer Seite und drückten und drückten, bis sie es tief hinab ins Wasser drückten. Zuerst rollten die Kanonen hinab, dann ertranken auch alle Franzosen, die auf dem Floße waren, weil ihre Waffen sie beschwerten und sie nicht zu schwimmen vermochten. So machten sie es auch mit den anderen Flößen. Auch an der Mauer war es indessen blutig hergegangen, denn die Franzosen versuchten einen Hauptangriff. Aber sie wurden wie früher zurückgeschlagen. Am vierten Morgen waren sie abgezogen. Das hat der Kapitän Trippi gethan, und zur Erinnerung daran hat man die Mauer, ohne den Landammann weiter zu fragen, als ein Denkmal für den Kapitän stehen lassen, und auf der Landeskarte der Schweiz steht neben der Mauer die Jahreszahl 1800 ebenfalls als ein Denkmal für den Kapitän, gerade so wie auf der

Landeskarte bei Sempach die Jahreszahl 1386 zu lesen ist, als eine Erinnerung an eine Heldenthat. Die Mauer hier darf nicht zerstört werden; denn wer einen Stein davon nimmt, auf den rollen die Felsen vom Berge herab, und es verschlingt ihn hier dieser See. Das ist aber nur eine Sage, um die Mauer zu schützen und zu erhalten, und wenn man den Kapitän danach fragt, so ist er sehr ärgerlich über diesen Aberglauben und sagt, daß er ihm die Mauer verleide.

Der Schuster hielt inne und betrachtete die Mauer, durch seine eigene Erzählung zur Andacht gestimmt, lange und schweigend. Dasselbe that ich. Es war indessen spät Abend geworden; die Bäume an den Abhängen, dunkle, uralte Tannen, murmelten leise, der See bewegte sich wie entschlummernd, heilige Stille herrschte weit und breit. Mir war es, als stände ich in den Thermopylen; das Trockene des in mir noch neuen Schuleindrucks jener Erzählung im Herodot gewann an frischem Leben, und in ihrer ganzen lebendigen Größe stand jene That vor mir, aber umgeben von der Szenerie, die ich im Augenblicke vor mir hatte. Spartanische Helden sah ich hier unter schweizerischen Tannen für ihr Vaterland kämpfen. Ermuntert und geschmeichelt durch meine Andacht, nahm der Schuster seine Erzählung wieder auf. Der Kapitän, sagte er, ist ein sonderbarer Patron; er, der Einzige im Lande, hat eine große Scheu vor dieser Mauer und sucht sie so selten als möglich vor Augen zu bekommen. Wenn er ja manchmal aus seinem Neste in Brusio kriecht, um die alten Glieder auszulüften, wandert er immer gegen Tirano und der Gränze, niemals gegen Poschiavo und dieser Mauer zu. Einmal, da er bei Gelegenheit des eidgenössischen Schießens in Coira hier vorbei mußte, haben ihn die Schützen von Brusio gefaßt, ihn auf die Mauer gesetzt und ihm die Lieder vorgesungen, die in der Zeit des Franzosenkrieges im Lande üblich waren. Erst brummte er, dann aber sang er mit, und zuletzt fing er ein Lied an, das damals auf ihn selbst gemacht worden ist. Die Schützen trugen ihn, immer das Lied singend, auf ihren Gewehren bis

nach Brusio in sein Haus. Aber dort angekommen, fing er wieder zu brummen an und brummte eine ganze Woche lang. Ein anderes Mal, just an seinem siebenzigsten Geburtstage, ist er früh Morgens aus seinem Hause verschwunden. Man suchte ihn überall, aber vergebens. Erst gegen Abend fand ihn der Landammann hier, wie er an der Mauer saß und weinte. Beide alte Jungens sollen mit verweinten Gesichtern gegen Mitternacht zu Hause angekommen sein. Die Leute in Brusio haben es gesehen, denn sie standen in Haufen besorgt vor der Thür des Hauses, als die Beiden zurückkamen.

Endlich wanderten wir weiter. Jenseits der Mauer war es mir, als wäre ich aus den Gränzen eines schön bewohnten Landes getreten. Die Samaritanerin, ihr Kind, das Kind der Liebe, die beiden Patrioten und Wohlthäter ihres Landes begleiteten mich, und ich suchte mir Alles, was ich an diesem Tage erlebt, gesehen und gehört, tief einzuprägen. Schweigend schritt ich neben meinem Führer einher, der mich endlich in Poschiavo vor einem Wirthshause absetzte. Der Wirth war ein Schweizer, der in Diensten Hollands als Soldat auf Java seine Jugend zugebracht und während dieser Zeit alle europäischen Sprachen vergessen hatte. Seine Rede setzte sich aus Romanisch, Holländisch, Deutsch und mir vollkommen unbekannten Bestandtheilen zusammen. Als ich ihn fragte, welche Sprache er am Besten spreche, antwortete er: Malayisch! Am andern Morgen machte mir der Malaye eine Rechnung, die mir bewies, daß ich mich nicht mehr im gastlichen Lande von gestern befand.

---

## 2.

## Das goldene Haar und die Geschichte zweier Küsse.

Der kluge Alt-Landammann, der gute Kapitän liegen wohl längst in der Erde, der sie treulich gedient haben. Was aus der

Samaritanerin geworden, weiß ich nicht; ich habe sie nie wieder gesehen, und das ist vielleicht gut. „Wenn Zweie von einander gehn, so sagen sie: auf Wiedersehn!“ Der Wunsch „auf Wiedersehn“ ist unter vielen Umständen der thörichtste; man soll ihn nur mit Vorsicht aussprechen. Das habe ich schon in früher Jugend erfahren, und das kam so:

Siebenzehn Jahre war ich alt, als ich einen Theil Norddeutschlands ungefähr unter denselben Umständen zu Fuß durchstreifte, wie einige Jahre später Norditalien. Den Rückweg wollte ich schneller und zu Wagen zurücklegen, um noch zur rechten Zeit, vor Eröffnung des Semesters, in Prag einzutreffen. So stieg ich an einem milden September-Nachmittage im Hofe des Hotel de Pologne zu Leipzig in eine plumpe, gelbe Kutsche, vor welche zwei elende Mähren gespannt waren und die mich für einen Thaler drei Silbergroschen in Dresden absetzen sollte. Denn die Eisenbahn zwischen den beiden Städten war zu jener Zeit nur stückweise fertig und wurde als Merkwürdigkeit befahren, erst wenn man in einer dieser Städte angekommen war.

Daß die Bevölkerung der gelben Kutsche eine weibliche sein werde, hatten mir schon von fern die babylonisch aufgethürmten Schachteln verrathen; welcher Art aber diese weibliche Bevölkerung, verrieth mir ein Gespräch, das sich entwickelte, so bald ich nur den ersten Fuß in das Innere setzte.

Eine Frau, die den ganzen Hintergrund der Kutsche einnahm und noch einen Theil des Fensters verdunkelte, fing mit fettem und gutmüthigem Lächeln so an: Ich halte es für meine Pflicht, jeden Reisegefährten ganz höflichst um Entschuldigung zu bitten, daß ich durch meine Proportionen einen ganz unverhältnißmäßig großen Theil des Raumes in Beschlag nehmen und nothwendiger Weise geniren muß — Ich . . .

Eine lange hagere Mädchengestalt, die neben mir auf dem Vordersitz und der dicken Frau gegenüber saß, mit dem Kopfe an die Decke stieß und kaum den Winkel auszufüllen vermochte, fiel ihr, gegen mich gewendet, ins Wort: Was die Mutter

verbricht, mache ich wieder gut — ich nehme kaum die Hälfte des bezahlten Platzes ein.

So war es auch; ich betrachtete etwas befremdet die beiden so verschiedenartigen Gestalten, die so ungenirt von ihren Komplexionen sprachen und dabei so gutmüthig lächelten, als hätten sie es mit einem uralten Bekannten zu thun, daß ich in Verlegenheit kam und erst spät das dritte weibliche Wesen bemerkte, das zusammengedrückt im Winkel neben der Dicken saß, wie ein Veilchen neben einer Tuberose. Das Veilchen sah mich mit so großen blauen Augen an, als ob es die festeste Ueberzeugung hätte, daß seine Existenz nicht der geringsten Entschuldigung bedürfe. Es hatte vollkommen Recht mit seiner Ueberzeugung, dieses Veilchen, welches Ottilie hieß.

Ich saß Ottilien gegenüber, und weil sie so schön war, wußte ich armer Studiosus nicht, was mit meinen Augen und meinen Knieen anzufangen. In meiner Verlegenheit suchte ich nach einem Plätzchen, wo ich mein geringes Gepäck unterbringen konnte; es war Alles schon besetzt, und ich machte mich bereit, es so bequem als möglich auf meinen Knieen ruhen zu lassen. Kaum war das geschehen, da machte Ottilie eine unmerkliche Bewegung, und neben meinem Reisesacke befand sich noch ein großer Korb voll Viktualien, den sie so eben in der Hand gehalten hatte. Empört über diese Zumuthung, richtete ich mich auf und sah mein vis-à-vis an; aber da begegnete ich einem so lieblichen, holden, schelmischen Blicke, daß ich unwillkürlich die Hand ausstreckte und nach dem riesigen Ridicül griff, den sie auf ihrem Schooße hielt, um ihn noch auf das Andere über meinen Knieen aufzuthürmen.

Aber, Ottilie! rief die dicke Frau.

Aber, Ottilie! wiederholte die Tochter.

Tante? Crescentia? fragte Ottilie mit einem Tone, als ob sie der Beiden Vorwurf nicht verstände.

Bitte recht sehr; rief ich begütigend und mich gegen die Tante und ihre Tochter verneigend.

Indessen setzte sich unser gelbes Reisewerkzeug in Bewegung. Kaum hatten wir Leipzig hinter uns, als die Tante, die bei jeder Regung den ganzen Wagen erschütterte und dabei immer eine Bemerkung Ottiliens auszustehen hatte, mir den Viktualienkorb von den Knieen nahm und Flaschen hervorzog und kalten Braten auszutheilen anfing. Crescentia aß sehr zierlich und mit spitzigen Fingern. Ihr ganzes Benehmen hatte etwas von einem sehr wohl erzogenen Mädchen, das sich zur Gouvernante ausbildet; sie sprach ein sehr gewähltes Deutsch und hielt sich überaus gerade. Ottilie hingegen saß zusammengekauert im Winkel, und wie die Tante die Provisionen austheilte, wühlte sie in dem Vorrath herum, warf Alles bei Seite, bis sie einen guten Bissen ausgefunden. Den nahm sie dann und bot mir ihn ohne alle Umschweife an.

Nehmen Sie, sagte die Tante, während mich Ottilie so gebieterisch ansah, daß ich nehmen mußte. Sehen Sie, lieber junger Herr, fuhr die Tante fort, ich reise nie ohne Vorräthe; man kann nicht wissen, man fährt über ein hungrig Kraut. Dann macht Das schnelle Bekanntschaft, wenn man mit einem Reisegefährten etwas zu theilen hat. O, ich bin eine erfahrene Reisende. Seit dem Tode meines Seligen führe ich mit meiner Crescentia ein wahres Nomadenleben. Meine Verwandten und die Verwandten meines Seligen, des Herren Superintendenten Möbius, sind über aller Herren Länder durch das deutsche Reich ausgestreut. Da fahre ich von Einem zum Andern. So eben komme ich von Osterode, wo ich meinen Schwager, den Herrn Obersten außer Diensten Malsburg, besucht habe, und nun habe ich ihm sein Töchterchen, das ungezogene Ottilchen, entführt und ziehe nach Dresden, wo ich einen Schwager Hofrath habe. Da soll mein Ottilchen ein wenig Sitte lernen, denn es ist ein ungezogenes Engelchen, mein Ottilchen, und die Sachsen sind ein feines Volk. Sie sollen mir die wilde Harzpflanze ein wenig ziehen.

Crescentia nickte mit steifem Halse den Worten ihrer Mutter

sehr ernsthaften Beifall; Ottilie aber fing so laut und so holdselig zu lachen an, daß wir alle mitlachen mußten. Ich sah es ihr an, daß sie sich der feinen sächsischen Sitte schwer beugen werde; denn ich glaubte sie schon zu kennen, ohne daß sie zehn Worte gesprochen hatte. Jede ihrer Bewegungen, jeder Blick, selbst ihre Ruhe, wie sie zusammengekauert im Winkel saß, hatte ja den einnehmendsten Ausdruck. Aber ihr Muthwille kam erst nach eingenommenem Mahle zum Ausbruch.

Wie wir die Gaben des Herrn genossen haben, sagte die Superintendentin mit Salbung, wollen wir ihn auch in einem schönen Liede preisen.

Sogleich setzte sich Crescentia zurecht, legte die Hände auf dem Schooße zusammen, spitzte den Mund und begann:

Wer nur den lieben Gott läßt walten —

die Mutter, auch Ottilie stimmten mit ein. Crescentia accentuirte wie ein Vorsänger in der Kirche, die Mutter sah ihr sorgsam auf die Lippen und suchte so genau als möglich den Ton ihrer Vorsängerin nachzuahmen, Ottilie sang mit frischer Stimme darein. Aber es schien ihr zu langsam zu gehen; ungeduldig schlug sie mit der Faust einen schnelleren Takt an. Crescentia ließ sich nicht aus der Fassung bringen, da nahm Ottilie plötzlich Reißaus mit ihrer Stimme, sang lustig weiter und sprang mit einer plötzlichen Wendung in ein Volkslied über.

Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flüglein hätt';

erscholl es so lustig und frisch, daß die beiden anderen Sängerinnen erstarrt verstummten. Crescentia blieb steif, die Tante aber lachte zuletzt und sagte lachend: Wirklich, Ottilie, bin ich empört. So störst du seit drei Tagen zum zehnten Male meine Andacht.

Aber Ottilie schien keine Angst zu haben vor dieser Empörung. Selber aufgeregt, wandte sie sich mit glühenden Wangen zu mir, schlug die Hände an einander und rief wie verzweifelt: Stellen Sie sich vor, o Studiosus, seit drei Tagen bin ich

verdammt, diesen fürchterlichen Gesang anzuhören. Crescentia singt so falsch, daß Gott erschrecken muß vor diesem Lobgesang, und die Tante, die glaubt, sie müsse ihrem Töchterlein in die höchsten Höhen folgen, und hat keinen Begriff von Dem, was das heißt, die zweite Stimme, und fistulirt wie eine ehrwürdige Katze. Ich bin sehr unglücklich.

So sprechend, warf sich Ottilie mit dem Ausdruck liebenswürdigster Verzweiflung zurück in ihren Winkel. Sie schmollte und blickte mit ihren großen blauen Augen gerade vor sich hin, während sich die vollen rothen Lippen immer hadernd und murmelnd fortbewegten. Die Tante lächelte wie immer. Mit ihrem „Aber, Ottilie!" konnte sie die Erzürnte nicht zur Ruhe bringen; jetzt, da diese schwieg, sagte sie zu mir: Ottilie ist eine große Musikerin und thut sich etwas zu Gute darauf; ein falscher Ton bringt sie in Verzweiflung; aber der liebe Gott hört auf die Töne des Herzens, ob die nicht falsch sind. Du kleiner Antichrist sollst mich nicht in meiner Andacht stören. Fange wieder an, Crescentia!

Diese begann, und die Mutter folgte.

Ottilie packte alle Tücher und Shawls zusammen, die im Wagen herumlagen, und hüllte sie sich um die Ohren. Aber es war zu heiß; so warf sie sie wieder von sich, beugte sich zu mir und sagte resignirt: Wir wollen plaudern. Wer sind Sie? woher kommen Sie? wer hat Ihnen diese schöne Reisetasche gestickt? wie heißen Sie?

Ich beantwortete alle ihre Fragen und mußte manche Erklärung, meine Heimat Böhmen betreffend, hinzufügen. Darauf sagte sie mir, daß sie die Tochter eines alten Obersten außer Diensten sei, der in seiner Jugend den Rückzug des Herzogs von Braunschweig, die Schlachten bei Leipzig und Waterloo mitgemacht hat und in Paris gewesen ist. Vom alten Herzog von Braunschweig, jenem edlen Helden, sprach sie mit einem Feuer, daß ich ihren Vater und die ganze schöne Begeisterung jener alten Tage aus ihren Worten heraushörte. Ihre rosig blühenden,

kindlich vollen Wangen färbte eine edle Gluth, ihre großen Augen leuchteten, ihre Arme bewegten sich, als ob sie einen Degen schwänge. Sie erzählte, wie ihr Vater einen französischen Colonel gefangen nahm. Rendez vous! rief sie und packte mich dabei am Kragen, daß die Tante und Crescentia erschrocken einhielten und sich mit Entsetzen zu uns wendeten. Ottilie sah in die entsetzten Gesichter und brach in ein lautes Gelächter aus und entzog mir die Hand, die ich, da sie mich gefangen nahm, unwillkürlich gefaßt und gedrückt hatte. Wir waren von nun an gute Freunde.

So kamen wir in einem jener Flecken an, in welchen die Kutscher nach uralt heiligen Traditionen vor einem Wirthshause glauben halten zu müssen. Ottilie stützte sich mit einem Arm an meine Schulter und sprang flink wie ein Reh aus dem Wagen, die Tante fiel mit ganzer Wucht in meine Arme, Crescentia gab mir nur die Fingerspitzen. Aus der Kirche nahe am Wirthshause kam ein ununterbrochen gehaltener Orgelton heraus. Man reparirte etwas an der Orgel, und die Kirche war offen. Sogleich eilte Ottilie dahin; jetzt erst konnte ich ihre ganze anmuthige Gestalt beurtheilen. Sie war eher klein als groß zu nennen, aber von schlankem, leichtem, ebenmäßigem Bau. Auf kleinen Füßen lief sie dahin, anmuthig und frisch, obwohl sie etwas vom Gassenjungen hatte in ihren ganzen Geberden. Das Köpfchen trug sie etwas schief, und daran schien die gewaltige Masse dunkelgoldenen Haares schuld zu sein, die sich als dicke Flechte drei und vier Mal um das rund geformte Köpfchen schlang. Sie trug ein blaues Merino-Kleid, das kurz genug war, um im Lauf die kleinen Füßchen und die feinen Knöchel sehen zu lassen, und um Brust und Schultern einen weißen Mousseline-Shawl, der ihr, wie sie dahinlief, gleich einem Nebelstreife nachflatterte. Ja, sagte die Tante, an einer Orgel kann sie nicht vorbei. Der kleine Antichrist hat mehr Christenthum im Leibe, als er zugestehen will! So sprechend, folgte sie ihr unwillkürlich, und folgte auch ich mit Crescentien.

Wir stiegen die Treppen zur Orgel hinauf und fanden Ottilien schon vor den Tasten sitzend und die Pedale prüfend. Die Arbeiter betrachteten sie erstaunt und mit ihnen der Schulmeister des Ortes, ein würdiger Alter, dem lange graue Locken über den Nacken flossen. Einer der Arbeiter stellte sich an den Blasebalg und begann zu treten. — Jetzt, rief Ottilie der Tante entgegen, jetzt kannst du singen. — Sie strich mit beiden Händen die Scheitel zurück und griff in die Tasten. Großer Ernst lagerte sich auf die kindlichen Züge, da die Orgel zu tönen anfing. Nie, seit damals, habe ich mir die heilige Cäcilia anders vorgestellt. Rührende, unendlich erhabene und erhebende Töne, Töne voll inbrünstiger Hingebung stiegen auf und schienen die Kirche in allen Winkeln und alle Winkel unserer Herzen füllen zu wollen. Sie spielte Bachs variirten Choral: Das alte Jahr vergangen ist.

O du, mein Deutschland, wo ein Kind, ein Kind voll Unschuld und kindlichen Sinnes diese erhabene Musik versteht und es liebt, sie zu verdolmetschen! Weit bin ich geritten, viel hab' ich gesehn, es ist mir in andern Ländern noch nicht geschehn!

Wie die letzten Töne verklangen und Ottilie aufsprang, drängten sich die Arbeiter an sie, um sie noch zurückzuhalten; der alte Schulmeister drückte sie auf den Sessel nieder und schlang den Arm um ihren Kopf und drückte sie an sein Herz. O du Engelskind! rief er und preßte einen Kuß auf ihr goldenes Haar, wo hast du das gelernt? Warum bist du nicht am Sonntag gekommen, um mich alten Knaben mit meinem Geklimper vor der ganzen Gemeinde zu beschämen! — Ich benutzte die allgemeine Aufregung, bemächtigte mich ihrer Hand und drückte einen heißen, heißen Kuß darauf. Kaum daß sie es bemerkte, die Tante aber rief: Ei, ei, Herr Studiosus, das schickt sich ja nicht bei uns zu Lande, so was einem solchen Kinde zu thun! — Aber es war geschehen. Crescentia hatte die Hände gefaltet und war in religiöse Betrachtungen versunken.

Der Kutscher kam und rief; wir eilten aus der Kirche, stiegen in den Wagen und fuhren weiter. Ottilie saß wieder in ihren

Winkel, aber schweigend, in sich versunken. Ihr Angesicht glühte noch und war von tiefem Ernst bedeckt. So war sie als eine frisch glühende Frucht anzusehen, auf welcher sanft verhüllender, leicht abzustreifender Reif liegt. Meine Menschenkenntniß war nicht groß, aber ich sagte mir, daß in diesem Herzen Platz für einen schönen Ernst des Lebens sein müsse. Ernst des Lebens! was wußte ich selbst über dieses Thema? Aber mit siebenzehn Jahren bildet man sich ein, ihn erschöpft zu haben, und spricht gern davon. Glücklich wäre ich gewesen, wenn ich ihre beiden Hände fassen und so schweigend ihr gegenüber hätte sitzen können.

Wir waren schon ziemlich weit vom Dorfe, als der alte Schulmeister nachgekeucht kam. Glückliche Reise! rief er noch einmal und warf Ottilien den Schooß voll frischgepflückter Früchte. Dann blieb er zurück. Das weckte sie wieder; sie beugte sich zum Wagen hinaus und nickte ihm dankend. Dann lachte sie und fing an, die Früchte zu vertheilen.

So wurde es Abend; auf der ganzen Ebene lag Friede ausgebreitet. Die Tante und Crescentia stimmten „Nun ruhen alle Wälder" an, und Ottilie, ihrer angenommenen Politik treu, wandte sich wieder zu mir mit Fragen und Erzählen. Als wir im Nachtquartier ankamen, kannte Eines des Anderen ganzes Leben. Laupa, glaube ich, hieß das Dorf, in welchem wir übernachteten. Im Hofe des Gasthauses gab es großen Streit. Die Tante und mit ihr Tochter und Nichte wollten, daß der babylonische Thurm von Koffern und Schachteln in ihre Schlafzimmer gebracht würde, damit sie in Sicherheit wären; der Kutscher wollte nicht abpacken, behauptete, der Hof werde von trefflichen Hunden bewacht, die jeden Dieb zerreißen würden, und er möge am Morgen nicht wieder Stunden verlieren mit Aufpacken. Ich legte mich ins Mittel und bot mich an, als Wächter die Nacht im Wagen zuzubringen. Ottilie nahm es gleich an, die Tante nach einem gefälligen Hin- und Herreden. Dann nahmen wir gemeinschaftlich unser Nachtessen ein auf dem Zimmer der Tante, und Ottilie machte den Thee. Sie that es mit solcher Anmuth, daß

In der That war keine Ursach dazu da; die Bettvorhänge waren vorgezogen, die Mädchen waren angekleidet, nur hatten sie noch ihr Haar nicht in Ordnung gebracht. Und dieser letztere Umstand verschaffte mir einen Anblick, wie ich ihn nie, sage nie, wie ich ihn dreimal nie gehabt habe. Ottiliens losgelöstes Haar floß bis an die Knöchel als ein einziger, großer, goldener Mantel herab. Nur vorn war ein Theil ihres blauen Kleidchens zu sehen, sonst war die ganze Gestalt von der herrlichen, unvergleichlichen Fülle bedeckt. Erstaunt blieb ich an der Thür stehen, ohne ein Wort hervor zu bringen, und starrte die Pracht an. Unbewußt hob ich die Hand auf, um dieses Gold anzufühlen; da merkte Ottilie erst mein Erstaunen und lachte laut auf. Auch die Tante bemerkte es und sagte: Ja, ja, langes Haar und kurzer Verstand! ein Sprüchwort, ein wahr Wort! — Zum Glück war die Tante sammt Crescentia mit Einpacken ihrer Nacht-Toilette beschäftigt und konnten sie mein ferneres komisches Benehmen, das sie lachen gemacht hätte, nicht bemerken. Ich streckte die Hand aus und faßte nach dem goldenen Schmucke; Ottilie entwischte mir und machte hundert Thorheiten mit den Haaren, die meine Bewunderung nur noch vermehrten. Bald hüllte sie sich ganz darein, daß ihr holdseliges Gesichtchen wie aus einer Kutte hervor blickte, bald warf sie es rückwärts und lief durch die Stube, daß es wie ein Komet nachflog; dann kniete sie mit plötzlich ernstem Gesichte hin, und es fiel ihr über die Füße hinab und auf den Boden, wie die Schleppe einer betenden Königin. Magnetisch angezogen, that ich doch, als ob ich nur auf ihr kindisches Spiel einginge, und kniete ebenfalls hin und küßte den Saum dieser herrlichen Schleppe.

Keine Possen! rief die Tante; wir haben keine Zeit zu verlieren! Ottilie sprang auf, und in wenigen Minuten hatte sie die außerordentliche Fülle in zwei herrliche Zöpfe verwandelt. Sie wollte sie um den Kopf schlingen, aber ich bat sie, ihnen doch heute ihre Freiheit zu lassen. Warum nicht? sagte sie; im Wagen kann man Alles.

Und so fuhren wir langsam weiter gegen Dresden. An diesem zweiten Reisetage war ich nicht mehr der Fremde, sondern der vertraute Reisefreund, oder, wie die Tante sagte: eine angenehme Reise-Bekanntschaft. Außerdem erklärte sie mich für ein sonderbares Subjekt, für ein ächtes Studentenblut, und so konnte ich mir schon Manches erlauben und galt es nur als Ausdruck meiner Sonderbarkeit und Studentenhaftigkeit, wenn ich, oft stundenlang, die goldenen Flechten, die vor mir lagen, in Händen hielt und mit ihnen sonderbar träumerisch spielte.

Mit tiefer Wehmuth ließ ich sie fahren, als Dresden am Horizont auftauchte und die Frau Superintendentin befahl, daß sie sittsam unter den Hut versteckt würden. Wir hatten viel geplaudert, aber schweigsam fuhr ich in Dresden ein. Dort im Gasthause erwartete die ankommenden Damen ein Schwarm von Anverwandten. Da wurde geküßt, umarmt, gefragt; ich mit meinem Stock und Reisesack stand schweigend dabei, während die Koffer und Schachteln auf einen Karren gepackt wurden, um zu den Anverwandten gebracht zu werden. Alles drängte sich um Ottilien, und sie verschwand in dem Gedränge. Die Tante hielt es noch für ihre Pflicht, mich als liebenswürdigen Reisegefährten vorzustellen und ihr Bedauern auszudrücken, daß solche Bekanntschaften so flüchtig seien. Dann machte sie mir eine tiefe Reverenz. Dasselbe that Crescentia. Ottilie küßte einen Onkel, und ich ging. Aber wie ich um den Wagen bog, stand Ottilie da. Geben Sie mir Ihr Wort, daß, wenn Sie je nach Osterode kommen, Sie mich besuchen! sagte sie schnell. — Mein Wort! erwiderte ich eben so schnell und schlug in die Hand, die sie mir darreichte. — Ade! — Ade!

Acht Jahre, sage acht Jahre weniger drei Monate später fuhr ich wieder durch Norddeutschland. Ich kam aus einer Universitätsstadt und eilte nach einer der kleinen Residenzen, wo ich von Freunden am Abend dieses Tages erwartet war. Neben mir im Post-Coupé saß ein Student, ein Schwabe, der gewaltige Rauchsäulen in den herrlichen Junimorgen hinaus sandte und

mir den ganzen Morgen von den Hohenſtaufen und der Einheit Deutſchlands geſprochen hatte. Aber als wir in ein freundliches Thal kamen, wurde er plötzlich ſchweigſam und nachdenklich. Er legte die Pfeife bei Seite und blickte, die Ellbogen aufs Spritzleder geſtützt, ſehnſüchtig und ſchwärmeriſch vor ſich hin. Nach und nach fing er zu murmeln und zwiſchen den Zähnen zu ſprechen an, und als im Hintergrunde des Thales ein altes Städtchen mit ſpitzen Giebeln auftauchte, rief er plötzlich aus: O Oſchterode, wüßteſcht du! — und hielt wieder inne. Er ſchien in einer Art eigenthümlicher Ekſtaſe. Mir aber tauchte bei dem Namen Oſterode meine ganze Leipzig-Dresdener Studentenfahrt mit Ottilien und der Orgel und dem goldenen Haar auf.

Iſt das Oſterode? fragte ich den Studenten.

Er aber machte eine abwehrende Bewegung und deklamirte wieder: O Oſchterode, wüßteſcht du. . .

Ob das Oſterode iſt, frage ich Sie!

Stören Sie mich nicht! rief er unwillig; ich mache Verſe. — O Oſchterode, wüßteſcht du. . .

Es war kein Zweifel, daß das Städtchen vor uns Oſterode war, denn der Student wendete ſich mit ſeiner Apoſtrophe immer den Giebelhäuſern zu.

Kennen Sie Oſterode? fragte ich ihn wieder.

Ob ich es kenne! rief er pathetiſch; beſſer, als es ſich ſelbſcht kennt, wie ich die geheimſchte Gefühle meines Herzens kenne. O Oſchterode, wüßteſcht du!

Kennen Sie daſelbſt ein gewiſſes Fräulein Ottilie Malsburg?

Der Student ſah mich ſprachlos und mit großen Augen an. Endlich rief er: Iſcht ihr Ruhm bis in die böhmiſchen Wälder gedrungen? Sie iſcht ja eben der Gegenſtand meiner dichteriſchen Begeiſcherung!

So werden Sie mir auch ihre Wohnung angeben können, und wenn wir lange genug in Oſterode halten, werde ich ſie beſuchen.

Der Schwabe ſah mich mißtrauiſch an und ſchien eiferſüchtig

zu sein. Um ihn zu beruhigen, fügte ich hinzu: Acht Jahre sind's, seit ich sie zum ersten und letzten Male gesehen.

Er athmete auf und wurde freundlicher. Ja, sagte er, besuchen Sie sie und sagen Sie mir dann, wie sie aussieht, welches Kleid sie heute trägt, ob sie gut gestimmt ischt. Ich Unglücklicher bin ihr nicht vorgestellt und verehre sie aus der Ferne; ich hatte nie den Muth, ihr ein Wörtchen zu sagen. O wir Schwaben! rief er und schlug sich mit den Fäusten vor die Stirn; dann fuhr er fort: Jede Woche komme ich herüber und starre zum Fenster hinauf wie der Ritter Toggenburg, und so sitz' ich eine Leiche eines Morgens da.

Er versank in melancholisches Hinbrüten. Der Kondukteur versprach mir, den gesetzlichen zehn Stationsminuten fünf ungesetzliche hinzufügen und mir eine Viertelstunde gönnen zu wollen. So kamen wir auf dem Platze des Städtchens an. Der Student versprach mir, die Post nicht weiter zu lassen, bis ich komme, dann deutete er stumm nach einem Hause, das auf dem Berge stand und das ganze Städtchen überschaute. Ich lief die steile Gasse hinauf und kam athemlos vor dem Hause an. Langsam stieg ich die Treppe des ersten Stockwerkes hinauf, und noch athemlos fragte ich das Dienstmädchen nach Fräulein Ottilie, die ich dringend zu sprechen wünschte. Sie ist mit einer Freundin im Garten, ich will sie holen gehen, sagte das Mädchen und ging.

Ich trat indessen in die Stube. Da sah es reinlich und wohlgeordnet aus; von Ueberfluß oder Ueppigkeit war freilich keine Spur. An der Wand hingen einige hübsche Kupferstiche und ein kleiner Bücherschrank. Die ganze eine Seite nahm ein Klavier ein, auf welchem große Notenstöße lagen. Zu Athem und zu Besinnung gekommen, fiel mir jetzt erst das Sonderbare meiner Lage auf, und ich fing an, zu fürchten, daß sie auch etwas Lächerliches habe. War es nicht wenigstens komisch, jenes vom Kinde dem Kinde gegebene Wort halten, und schien es nicht eitel, von dem zur Dame herangewachsenen Kinde erkannt werden zu wollen? Die Züge des Knaben hatten sich seit acht Jahren

bedeutend verändert; ſein Geſicht war von Italiens Sonne, von der verſchiedenen Luft verſchiedener Klimate gebräunt, und das ehemals glatte war von einem dichten Barte beſchattet. Ich fing an, mich auf eine Demüthigung vorzubereiten, und legte das freudig aufgeregte Geſicht in ernſte und anſtandsgemäße Falten. Und ſie? wie wird ſie ausſehen? dieſer Gedanke machte mir noch mehr bange als der erſte. Ottilie mit ihrem ganzen Jugendreize, Ottilie, die ungeöffnete Knoſpe, trat mir friſcher und lebendiger denn ſeit Jahren vors Gedächtniß, und mit ihr mancher Schatten jener Gefühle, die ich in den zwei Reiſetagen verſpürt hatte. Eine außerordentliche Aufregung bemächtigte ſich meiner; mein Herz pochte vor Furcht, Erwartung und Ungewißheit, als ich auf der Treppe Schritte hörte.

Die Thür öffnete ſich; an der Seite einer Freundin, ein Arbeitskörbchen in der Hand, trat Ottilie herein. Nur im Momente, da ſie über die Schwelle ſchritt, ſchien ſie überraſcht, dann aber ging ſie ſchnell auf mich zu, reichte mir die Hand, nannte mich beim Namen und hieß mich herzlich, herzlich willkommen.

Kaum hatte ſie meinen Namen ausgeſprochen, als mir auch ſchon die Freundin ihre Hand reichte und ſagte: Der Reiſegefährte zwiſchen Leipzig und Dresden?

Ich ſah, daß ich kein Fremdling war in Ottiliens Kreiſe, und alle Bangigkeit verſchwand.

Sie ſehen, fuhr Ottilie freundlich fort, Sie ſehen, daß ich von Ihrem Beſuche kaum überraſcht bin; ich wußte, Sie würden Wort halten.

Nun war ich trotz dieſer freundlichen Aufnahme noch befangener als bei meinem Eintritte. Ich hatte Ottilien ſogleich erkannt, und doch war ſie es nicht mehr. Ich hatte alle Mühe, mich zu überzeugen, daß ſie Dieſelbe war, die vor acht Jahren mir gegenüber im Wagen geſeſſen. Noch war ſie ſchön, noch war ſie anmuthig in jeder Bewegung; aber es war die Schönheit der verblühenden Roſe, und ihre Bewegungen, einſt ſo keck, ſo friſch und wild, waren voll Ruhe. Eine ernſte, melancholiſche

Würde lag über ihr ganzes Wesen ausgegossen, selbst wenn sie lächelte, selbst wenn sie sich an die Tollheiten unserer Reise erinnerte. Die runden kindlichen Wangen waren von einer rosigen Blässe bedeckt; die großen blauen Augen hatten sich etwas scheu in die Tiefe zurückgezogen, aus der sie nur mit gedämpftem, sanftem Lichte hervorstrahlten. Unwillkürlich fiel mein Blick auf das Haar, das mich entzückt hatte — der Goldglanz und auch die Fülle waren dahin. Doch war sie schöner als je, es war die Schönheit der traurigen, umhüllten Abendstunde — es war die schwermüthige Schönheit des Verblühens.

Ich fürchtete, sie mein trauriges Gefühl errathen zu lassen, und fing zu plaudern an. Ich erkundigte mich nach der Tante; die war gestorben — nach Crescentia, die war an einen Pastor verheirathet. Ottilie fragte mich nach meinem Leben in diesen acht Jahren; geizig mit den mir zugezählten Minuten, erzählte ich schnell, und in meiner Erzählung kam viel des Bunten und kamen die Namen von vielen Ländern und Städten vor. Dann fragte ich sie nach *ihrem* Leben. Sie schien wie aus einem Traume erwacht, strich sich mit der feinen und mageren Hand über die Stirn und sagte, wie sich besinnend, als ob es ihr jetzt zum ersten Mal auffiele: Ich? — ich war immer hier in Osterode, immer zu Hause — bei meinem Vater.

Einsamkeit! trübe, frostige, tönende Einsamkeit! Pflicht und keine Freude, keine Liebe! dachte ich bei mir und schlug die Augen nieder. Auch Ottilie saß traurig schweigend da und sah zu Boden. — Ich sprang vom Stuhle auf und entschuldigte mich mit der kurz zugemessenen Zeit. Die Freundin wünschte eine glückliche Reise, und Ottilie begleitete mich bis an die Treppe. Sie nahm meine Hand und sagte: Ich nehme Ihnen dasselbe Versprechen ab — wenn Sie je wieder in diese Gegend kommen ...

Aber ... fiel ich ein.

Sie werden mich finden, fügte sie rasch hinzu. Ich sah sie an; sie schlug die Augen nicht nieder, sondern lächelte schmerzlich, zuckte die Schultern und sagte: Kann ich meinen alten Vater

verlassen, der Niemanden hat als mich? Und dann — ich bin ein Mädchen ohne Vermögen und — bald nicht mehr jung.

Ich küßte schweigend ihre Hand, und sie wiederholte: Versprechen Sie?

Ich verspreche es.

Und wie ich schon einige Stufen tiefer stand als sie, faßte sie mit einer Hand das Geländer, mit der andern stützte sie sich auf meine Schulter und bückte sich tief hinab zu mir und reichte mir die Stirn. Ich drückte einen warmen Kuß darauf und eilte, damit nicht die Thräne Zeit habe, brennend auf den Kuß zu folgen.

Ich sah mich nicht um, bis ich wieder unten auf dem Platze war und in das Coupé sprang. Der Student stand vor den Pferden und hielt sie am Zügel. Wie er sie los ließ, zogen sie an, und es ging fort. — Wie befindet sie sich? fragte er schreiend. — Sehr wohl! — Und was für ein Kleid trägt sie heute? — Ein blaues! — Danke! — Wie wir aus dem Schatten des Posthauses heraus waren, bog ich mich aus dem Coupé und sah zurück. Ottilie stand am offenen Fenster und winkte mir. Und wie wir aus den Gassen herauskamen und auf die Anhöhe, sah ich sie noch dort stehen und mit einem weißen Tuche Grüße zuwehen. — Auch der Schwabe mochte es bemerkt haben, denn er kam dem Wagen nachgeleucht, ballte die Faust und rief mir zu: Elender! Verräther! — Ich zuckte die Achseln, und wir fuhren rasch weiter.

Und dieses habe ich eben sagen wollen, daß es oft ein eitler Wunsch ist, wenn man beim Scheiden sagt: Auf Wiedersehen! Es dient oft nur dazu, daß man sich traurig überzeugt, an einem Glücke vorübergegangen zu sein. Denn nicht selten ist, noch dünn gesäet das Glück, man geht nur daran vorüber.

Dieser Kuß auf Ottiliens weiße Stirn war mir von jeher einer der liebsten von allen, die ich im Laufe meiner langen Lehr- und Wanderjahre gegeben oder empfangen habe. Er mahnt mich aber an einen anderen, den ich unter ganz verschiedenen

Umständen, mit verschiedenen Gefühlen und auf ganz anderer Szene, ich weiß nicht, ob gegeben oder empfangen. Wer weiß da die Gränze zu finden zwischen Geben und Empfangen! Meist liegt ja ein taumelnder Nebel über dieser Gränze.

Es war in Wien, und zwar in Wien während der Belagerung im Oktober des Jahres 1848. Dem Stadt-Kommando war die Anzeige zugekommen, daß sich in gewissen zwei Häusern in einer gewissen Gasse nahe dem Augarten ein Waffenmagazin der loyalen Bürger vorfinde, dessen sie sich zu einer Contrerevolution im Innern der belagerten Stadt bedienen wollten. Da meine Kompagnie beordert war, in den Augarten zu marschiren, um die daselbst hart bedrängten Studenten zu unterstützen, so gab man uns den Auftrag, auf diesem Wege jene zwei Häuser zu untersuchen und, wenn sich der Waffenvorrath daselbst wirklich vorfinden sollte, die Einwohner zu verhaften. So rückten wir in die Gasse ein und auf die Häuser los — freilich mit einigem Skepticismus, denn wir waren schon gewohnt daran, daß dergleichen Gerüchte von Waffenvorräthen, Verschwörungen, Contrerevolutionen ausgestreut wurden, um zu beunruhigen und einen Theil der Kraft der Revolution mit solchen unnützen Beschäftigungen zu absorbiren.

Die Gasse, in die wir rückten, war wie ausgefegt. In den Hausthüren standen die Bewohner blaß, zitternd, betend — hier und da auch wohl fluchend. Denn vom Augarten her fiel ein Regen von allerlei Kanonenkugeln, theils in die Gasse, theils auf die Dächer und in die Fenster. Dort und da brachen sie durch mehrere Stockwerke, dort und da zündeten sie. Oesterreichische Jäger hatten sich nämlich, gedeckt vom Morgennebel, theilweise des Augartens bemächtigt, und da dieser, als Eingangspunkt in mehrere der Hauptstraßen der Leopoldstadt, von Wichtigkeit war, wurde er mit eben so großer Hartnäckigkeit angegriffen als vertheidigt. Die österreichische Artillerie hatte einige hohe Punkte auf den Dämmen eingenommen und bestrich, wie gesagt, die Gassen, während die Vorstadt noch auf verschiedenen

Punkten angegriffen wurde, um allerſeits zu beſchäftigen und ſtarken Zuzug nach dem Augarten zu verhindern. In dem Augenblicke, da wir durch die Gaſſe zogen, war der Kanonendonner allgemein, während vom Augarten her eine Gewehrſalve nach der anderen und dazwiſchen ununterbrochenes Gepraſſel des Einzelfeuers erſchallte. Einer in unſeren Reihen — dieß ſei ſo nebenbei erzählt — fing bei Wahrnehmung dieſes Sabbaths und beim Anblick der Kugeln, die uns entgegen flogen, gewaltig zu jammern an und ſprach, obwohl er nie verheirathet geweſen, von fünf Kindern, die er zu ernähren habe und die er, himmelſchreiend ungerechter Weiſe, nun als arme Waislein und hülflos in der Welt zurück laſſen ſolle; denn aus dieſem furchtbaren Geſchieße werde nicht ein Einziger von uns lebend zurück kehren. Unſer Lieutenant, ohne ein Wort zu ſagen, packte ihn am Rockkragen, ſchüttelte ihn, daß ihm der Kalabreſer vom Kopfe fiel, und warf ihn voll Verachtung den Weibern zu, die in einer der Hausthüren ſtanden. Dieſe verſtanden ſchnell, umringten den Feigling und führten ihn als Gefangenen zum nächſten Poſten. — Wir kamen an die zwei bezeichneten Häuſer. Der Lieutenant ſchickte die ganze Kompagnie voraus in den Augarten und behielt nur zehn Mann zurück, von denen er ſelbſt fünf in das erſte Haus führte und vier unter meinen Befehl ſtellte, damit ich mit ihnen das andere durchſuche.

Wir traten ein; das ganze Haus war wie ausgeſtorben, nirgends eine menſchliche Seele zu erſpähen; im Hofe ſtreckte ſich ein gewaltiger Wächterhund, der jeder herabfallenden Kugel entgegenbellte, und er war von dieſem Geſchäfte ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß er nicht Zeit hatte, uns auch nur mit einem Knurren zu empfangen. Meine Gefährten drangen in Keller und Holzlager, ich ſelbſt ging in das Haus, um die Bewohner, wenn einer zu finden, auszufragen. Die Thüren waren alle angelweit offen, aber die Stuben leer; ſo durchſchritt ich den erſten Stock. Der dritte ſchien mir eben ſo menſchenleer, denn nirgends regte ſich etwas. Doch trat ich in die Stube. Da ſaß ein junges

Mädchen von etwa achtzehn Jahren, die Hände im Schooß, die blonden Haare aufgelöst, vor einer Wiege, welche ihr Fuß mechanisch in Bewegung setzte. Sie schien halb zu schlafen, denn ihr Kopf fiel einnickend auf die Brust. Ihr schönes, junges Gesicht war blaß, abgehärmt und müde, doch sah man ihr an, daß es noch vor wenigen Tagen schön geblüht haben mochte.

Wie ich einige Schritte ins Zimmer that, fuhr sie auf, strich sich die Haare aus dem Gesicht und fragte schlaftrunken und erschracken, was ich wolle.

Es that mir leid, sie aus dem Schlafe, der ihr so nothwendig schien, gestört zu haben, und ich brachte mein Anliegen so kurz als möglich vor.

Ach nein, sagte sie lächelnd, solche Waffen möchten wir nicht verbergen. Hier im Hause sind wir alle für die Freiheit.

Sie sagte das, wie man sich in der gerichtlichen Sprache auszudrücken pflegt, mit einem solchen Accent der Wahrheit, daß ich an ihrer Aussage nicht zweifeln konnte. Ich entschuldigte mich, daß ich sie wahrscheinlich erschreckt hätte. — O nein, erwiderte sie, ich erschrecke nicht vor einem Studenten. (Alles, was einen Kalabreser trug, hieß Student.) Die Herren Studenten seien ja so brav! sie thun Alles fürs Volk, fügte sie hinzu. Ich bin nur so aufgefahren, fuhr sie fort, um mich zu beruhigen, weil ich grad einschlafen wollte. Schau'ns, seit vielen Nächten hab' ich schon kein Auge geschlossen. Der arme Wurm, und dabei deutete sie nach dem Kinde, das in der Wiege lag — ist so krank.

Bei diesen Worten beugte sie sich zu dem Kinde hinab und horchte auf seinen schweren Athem. Unendliche Trauer lagerte sich auf ihr ganzes Gesicht, und sie schien zu vergessen, daß ich in der Stube war, eben so wie sie die Gewehrsalven, den Kanonendonner und die herabfallenden Kugeln kaum zu hören schien. Nur manchmal, wenn in nächster Nachbarschaft ein Dach durchbrochen wurde und Fenster und Thüren zitterten, zuckte sie unwillkürlich zusammen. Wie sie so hinabschaute und in den Anblick des kranken Kindes so tief schmerzlich versunken war, schien mir dieser

Kummer nur ein mütterlicher ſein zu können, und ich hätte ſie auch für die Mutter gehalten, wenn nicht doch hinter der Bläſſe des Geſichts jugendlich blühende Jungfräulichkeit widerſprechend hervorgeleuchtet hätte.

Sie ſollten doch das Haus verlaſſen, ſagte ich wieder, es iſt zu ſehr ausgeſetzt. Auch haben es in der That ſchon alle Anderen verlaſſen.

Sie erwachte wieder bei dieſen Worten und ſagte: Ich fürcht mich nit. Auch möchte ich das Kind nicht in die kalte, neblichte Luft hinaustragen, das könnte es noch früher tödten, das arme Ding, das ſo nicht mehr lange zu leben hat.

Sie ſagte das mit einem Tone, aus dem größerer Kummer ſprach, als alle Thränen auszudrücken vermocht hätten.

Sind Sie denn ganz allein? fragte ich wieder; denn es that mir leid, ſie ſo einſam und allein mit ihren Schmerzen zurückzulaſſen.

Mein Vater, antwortete ſie, iſt ſeit acht Tagen fort und ſchlägt ſich irgendwo an der Linie. Vielleicht iſt er ſchon todt.

Und Ihre Mutter?

Die iſt auf dem Währinger Kirchhof — der iſt kommen und ſie iſt gangen, fügte ſie hinzu, indem ſie auf das Kind in der Wiege deutete.

Indeſſen hatte ſie das Geſpräch doch aus ihrem Halbſchlummer und aus dem Hinbrüten geweckt. Sie horchte aufmerkſamer auf den Lärm des Geſchützes und ſagte: Im Augarten ſcheint es böſe herzugehen.

Das erinnerte mich an den Befehl, der uns dahin beorderte; die Gefährten hatten indeſſen des Haus unterſucht und riefen mich; ſo wandte ich mich, um fortzugehen.

Schon ſtand ich auf der Schwelle, als ich plötzlich eine Hand, die mich zurückhielt, auf meiner Schulter fühlte. Ich ſah mich um, und das Mädchen ſtand hinter mir. Ihr Geſicht war blaß, die Augen voll Thränen, und ſie zitterte am ganzen Leibe. Gehen Sie nicht! flehte ſie mit gerührter Stimme — hören Sie,

wie die Kugeln niederregnen; im Augarten scheint es sehr arg zu sein — der Himmel sei den Fallenden gnädig! Jetzt stehen Sie frisch und gesund vor mir — in wenigen Minuten vielleicht sind Sie ein todter Mann.

Stotternd drängten sich diese Sätze und abgebrochen über ihre blassen Lippen. Jede Gewehrsalve, die sie jetzt erst zu hören schien, machte sie erbeben, und wie sie zusammenfuhr, fielen ihr die schon halb aufgelösten Haare über Schulter und Brust und stürzten die mit Mühe zurückgehaltenen Thränen in einzelnen Güssen aus den Augen über die Wangen. Sie war das Bild innigsten, menschenliebendsten Mitleids.

Wie heißest du, gutes Mädchen? fragte ich, indem ich den Arm gerührt und brüderlich um ihren gebeugten Nacken legte.

Nani heiße ich, antwortete sie leise.

Nani, gutes Mädchen, sagte ich, du siehst wohl, daß wir gehen müssen.

Nani stand traurig da und schien nach Worten zu suchen. Sie setzen es doch nicht durch, murmelte sie endlich, indem sie die Arme sinken ließ und gottergeben die Hände über dem Schooße faltete.

Da rief ein Student vom Hofe herauf, was soll das Plaudern, soll das Zaudern?!

Er weckte mich mit seiner faustischen Citation aus den Betrachtungen, in die ich beim Anblick und bei den Worten des Mädchens versunken war. Du hast Recht, Nani, sagte ich, in wenigen Minuten kann ich ein todter Mann sein. Es gilt, so schön und heiter aus dem Leben zu gehen, und du bist so holdselig und gut! Gib mir einen Kuß zum Abschied.

Ohne ein Wort zu erwidern, schlang Nani beide Arme um meinen Hals und drückte einen langen Kuß auf meine Lippen.

Wieder rief es, aber schon näher auf der Treppe: Unnützes Zagen, Zaudern und Plaudern! und ich ging. — —

Zehn Tage später irrte ich unstät und flüchtig durch die Gassen der Leopoldstadt. Wien war genommen, die Gefährten

ſaßen in enger Haft und ſahen dem Tode entgegen; durch glückliche Zufälle war ich demſelben Schickſale entgangen. Aber es hing drohend über meinem Haupte; ich flüchtete aus einem Verſtecke ins andere, um die Späher und Häſcher von meiner Spur abzubringen. Bei Freunden durfte ich nicht verweilen, denn dort wurde ich zuerſt geſucht, und alle anderen Verſtecke waren bereits erſchöpft. So irrte ich durch die dunklen, abendlichen Gaſſen der Vorſtadt; die feuchten Novembernebel ſtiegen aus der Donau und breiteten ſich als ein Leichentuch über die Gaſſen, in denen unheimliche Stille waltete. Die einzelnen Fußgänger huſchten bedächtig, vorſichtig „mit leiſen Sohlen“ an einander vorüber; Einer ſah den Andern mißtrauiſch an. Die ausgeſtellten Wachen ſchienen jeden Vorübergehenden durch und durch blicken zu wollen, und man hatte Angſt vor dem Tone ſeines eigenen Schrittes, der doch auf dem feuchten, ſchmutzigen, hier und da aufgeriſſenen Pflaſter kaum hörbar war. Ich wußte nicht, wo in dieſer Nacht mein Haupt zu herbergen, und war entſchloſſen, mich aus einem dunklen Winkel in den andern zu ſchleichen.

Da fiel mir Nani ein. Die mich ſo warm geküßt hat, wird mich nicht verrathen, ſagte ich vor mich hin und lenkte meine Schritte ihrer Gaſſe zu. Ich fand das Haus ſo ſtill wie vor zehn Tagen; ich ſtieg die drei Treppen hinauf, ohne Jemandem zu begegnen; ich pochte an die Thür, und Niemand ſagte: Herein. So drückte ich an die Klinke und öffnete leiſe und trat in die Stube. Unheimliche Dämmerung lag über ſie ausgebreitet. Vom Bette her fiel ein ſchmaler Lichtſtreifen, der den Boden der Stube halb erhellte. In dieſem Lichtſtreifen ſaß das Kind, das ich krank in der Wiege geſehen hatte, und ſpielte. Es war friſch und geſund. Am Tiſche ſaß ein ältlicher Mann, dem die halb ergrauten Haare wirr und wild über die Stirn fielen. Er ſtützte den Kopf in beide Hände und ſtarrte auf ein großes Papier, das mit großen Lettern angefüllt war. Ich wandte meine Blicke dem Lichte entgegen, das vom Bette herkam. Es war ein Todtenlicht. Dort lag Nani. Ihre Bruſt war entblößt und trug eine breite, roſige

Wunde. Ein milder, seliger Friede lag über ihr Gesicht gebreitet, trotz der schmerzlichen Verzückung der noch immer rosigen Lippen.

Wir hatten in diesen Tagen so Schreckliches gesehen, daß mir das Bild, das sich vor mir ausbreitete, ein lieblich-friedliches erschien, und daß ich nur traurig, nicht entsetzt, bei seinem Anblicke stehen blieb. Ich wandte mich endlich dem Vater zu, um zu fragen, und las anstatt der Antwort die Inschrift auf dem Papiere, die er seinem Kinde als Grabschrift bestimmt hatte. Sie lautete: Auch sie starb für das Vaterland und ihre Ehre.

Ich setzte mich an das Bett Nani's und verbrachte dort meine Flüchtlingsnacht. Des Morgens kamen fremde und kalte Männer, um die Rebellin geheim fortzutragen; da mußte ich, ehe sie mich bemerkten, weiter eilen, und die Grabschrift des Vaters war umsonst. Nani bekam keinen Grabstein, der von ihrem Tode erzählen durfte.

---

3.

## Miß Ellen.

Undankbar Der, der glücklich ist und es nicht zugesteht; selbst Derjenige, der glückliche Zufälle nicht anerkennt. Hätte ich Nani einige Wochen länger gekannt, ihr Ende würde mir vielleicht einige Wunden geschlagen haben. So ist mir ihr Tod ein trauriges Ereigniß, gemildert durch den schönen Eindruck. Meinem armen Freunde Prosper Carard aus Lausanne hatte das Schicksal Härteres beschieden, und wie das kam und wie ich ihn kennen gelernt, will ich erzählen, wieder anknüpfend an jene Wanderlebens-Epoche, aus welcher die zwei gehärteten Gestalten des Landammanns und des Landes-Kapitäns hervorragen.

Ungefähr drei Wochen bevor ich bei den Signori Trippi eingekehrt, durchstrich ich an einem sonnigen Sonntags-Nachmittage den wunderbaren Park des Vizekönigs zu Monza. Ich tröstete

mich über das Unglück, daß man mir in der Kirche die daſelbſt verwahrte fabelhafte eiſerne Krone nicht hatte zeigen wollen, mit dem Anblick all der Wunder, die dieſer herrliche Park verbirgt, und mit dem Schauſpiel, das mir die überall auf Wieſen und in ſchattigen Laubgängen zerſtreuten Gruppen luſtigen Volkes gewährten.

Vor einem prächtigen Waſſerfalle, der von einem ziemlich bedeutenden Hügel, beſchattet von himmelhohen Eichen und Tannen herabfiel, blieb ich ſtehen und horchte ſeinem Rauſchen und betrachtete ſeinen glänzenden Schimmer. Ungebrochen und ungeſtört fiel er zwiſchen zwei dichten Hecken, die den Hügel herab kamen, in die Tiefe und glich einem Spiegel in grünem Rahmen. Er hatte dieſe Eigenthümlichkeit, daß er, unten angekommen, nicht als Bach weiter gefloſſen, oder, zum See geſammelt, ſtehen geblieben wäre — nein, er verſchwand in einer Ritze am Boden wie von der Erde verſchlungen. So umgab ihn etwas Beſonderes, ſchien er ein dichter ſilberner Vorhang, der ein Geheimniß verhüllt.

Und ſo war es auch. Denn während ich vor ihm ſtand und ihn nachdenklich und träumeriſch betrachtete, theilte er ſich plötzlich, und aus ſeinem ſilbernen Gewebe mit einem gewaltigen Satze und lachend ſprang ein Jüngling von ungefähr neunzehn Jahren. Es war, als hätte ihn die Fluth geboren. Der Junge ſchüttelte leicht die geringe Feuchtigkeit ab, die an ſeinem Strohhute, ſeinem leinwandenen, doch eleganten Reiſekittel hangen geblieben war, und immer noch lachend blieb er neben mir ſtehen und ſah ſich nach dem Waſſerfalle um, aus dem er hervorgeſprungen war, während ich ſelbſt erſtaunt bald dieſen, bald den Wellenſtaub-Geborenen betrachtete. Das Wunder war auch von Anderen bemerkt worden, und bald ſammelte ſich vieles Volk um mich und den jungen Mann, der, immer dem Waſſerfalle zugekehrt, Proſper! Proſper! rief und endlich Assez de bêtises! hinzufügte. Aber ſeine Stimme verhallte im Rauſchen des Waſſers, und aus dem Innern kam keine Antwort zurück.

Das Volk, das um uns herum ſtand, ſchien wohl mit dem Geheimniſſe des Waſſerfalles bekannt, aber doch nicht weniger begierig, als ich, zu wiſſen, was das Rufen des Foreſtiere bedeute, ja, vielleicht um ſo begieriger, als es deſſen fremde Laute nicht verſtand. Da immer kein Laut aus dem Waſſerfalle hervor kam, ſchlich, wie ich wohl bemerkte, ein Knabe hinter der Hecke auf den Hügel und drückte auf einen Balken. Die oben befindliche Schleuſe fiel zu, der Waſſerfall ſank wie ein abgeriſſener Vorhang und verſchwand in die Tiefe der Erde.

Wir ſahen in eine ziemlich geräumige, mit Epheu austapezierte Grotte — im Hintergrunde der Grotte, auf einer Moosbank ſaß eine ſchwarzhaarige Lombardin, ein reizendes junges Geſchöpf, und vor ihr lag auf den Knieen, ſie an beiden Händen auf der Bank zurückhaltend, ein Jüngling, ſchön wie ein junger Gott. Ihr war die ſilberne Nadel aus dem Haar gefallen, und es rollte in dicken Wellen herab; er, der mit ſeinem Gefährten neben mir gleich gekleidet war, hatte den Strohhut abgeworfen und zeigte ein herrliches, griechiſches Profil auf einem edel und griechiſch geneigten Nacken. Es war ein prächtiges Bild im ſchönſten Rahmen.

Der Foreſtiere neben mir lachte; mir that der Anblick wohl. Nicht ſo ſehr ſchien er dem Volke zu behagen. Nach den erſten Momenten der Ueberraſchung fing es zu murren an und brach endlich in Verwünſchungen aus gegen die verfluchten Fremden, die da kommen, den Mädchen des Landes die Köpfe zu verrücken. Das Paar in der Grotte hatte nicht ſobald bemerkt, daß Tageshelle einbrach, als es erſchrocken aufſprang. Proſper — denn ſo hieß der junge Mann — trat ruhig und ſtolz an den Eingang der Grotte und maß die Menge, die immer lauter wurde, mit muthigen, dunkelblau glühenden Augen. Auf dem etwas bleichen Grunde ſeiner Wangen lag eine ſanfte Röthe; ſein herrlicher Kopf hob ſich hoch empor, und ſein fein geſchnittener Mund, aus dem eine Reihe glänzender Zähne hervorleuchtete, liſpelte dem Gefährten ein kaum vernehmliches: Zu mir, Emil! entgegen. —

Emil stellte sich an seine Seite, und ich, der ich anfing, als Fremdling mich mit dem Fremdlinge solidarisch zu fühlen, zu ihnen durch eine leise erwachende Neigung, durch die imponirende und wohlthuende Erscheinung des Einen, so wie durch gleiches Alter hingezogen und vom murrenden Volke, das mich für ihren Reisegefährten hielt und gleichmäßig mit Verwünschungen überhäufte, unwillkürlich zu ihnen hingedrängt — ich folgte Emil und stellte mich an die Seite Prospers. Die beiden Fremdlinge nahmen ihre Reisestöcke am unteren Ende und schienen sich zu einem Kampfe zu bereiten. So that auch ich. Prosper bemerkte es und lächelte dem unverhofften Bundesgenossen dankbar zu.

Die Männer aus dem Volke, wie sie uns in dieser kampfgerüsteten Stellung sahen, stürzten auf die Hecke los und brachen mit lauten Ausrufungen Stöcke ab. So wurde ein Theil des Ausganges frei. Das Mädchen, das bisher erschrocken und zitternd im Hintergrunde der Grotte gesessen hatte, benutzte diese Gelegenheit, raffte die silberne Nadel auf, schob das lange schwarze Haar wie einen Schleier vors Gesicht und entwischte aus der Grotte. Sie bog um die Hecke und verschwand bald im dichten Gebüsche. Prosper sah ihr nach, unbekümmert um die Männer, die sich waffneten. Sobald ihre letzte Spur verschwunden war, griff er nach einem kleinen, rothen Seidentüchlein, das sie in der Angst hatte liegen lassen, schob es in die Brust und rief: Jetzt Flucht! und zum Wagen!

Mit diesen Worten, den Stock in die Lüfte schwingend, sprang er über den Graben; wir nach und mitten durch das Volk, Männer und Weiber, die vor dem plötzlichen Sprunge auseinander wichen. In wenigen Minuten waren wir aus ihrem Bereiche und aus dem Bereiche der Steine und Stöcke, die uns nachflogen. Am Eingange des Parkes stand ein großer offener Wagen; wir sprangen hinein, die Pferde zogen an, und wir flogen, über die nachschimpfende Menge lachend, aus den Mauern Monza's, der alten Stadt der eisernen Krone.

Hinter Monza eine Erkennungs-Scene. Wir waren alle

Drei Studenten. Prosper und Emil kamen von der Akademie zu Lausanne und benutzten die Ferien, um die drei Seen des nördlichen Italiens zu besuchen. In wenigen Tagen sollte ihre Reise einen offiziellen Charakter annehmen, sich dem Norden zuwenden. Prosper war der Abgeordnete der Lausanner Studentenschaft zum Zofinger Studententage, wo sich, nach einem neulich konstituirten Bunde, alljährlich im September die Deputirten der verschiedenen Schweizer Universitäten und Akademieen versammelten, um einen lebendigen und gegenseitig anregenden Verkehr zu unterhalten. Emil begleitete den Abgeordneten der Lausanner Akademie als Freund und freiwilliger Sekretär. Man sah es Prosper an, daß er unter seinen Kollegen eine Rolle spielte, und Emils Wesen verbarg es nicht, daß er zu jenen weiblichen und hingebenden Charakteren gehörte, die sich schon in der Schule an die hervorragenden und unwillkürlich überwiegenden Persönlichkeiten mit verehrungsvoller Freundschaft anschließen und in dieser rührenden und bescheidenen Freundschaft oft ein ganzes Leben ausharren.

Wir fuhren bereits eine Stunde, als es uns erst einfiel, nach den beiderseitigen Reisezielen zu fragen — es traf sich glücklich, daß wir alle nach Como wollten, und so ging die Reise gemeinschaftlich und ununterbrochen fort.

Als wir in Como ankamen, lag schon tiefe Nacht auf Stadt und See; doch bekamen wir noch beide in herrlicher Beleuchtung zu sehen. Auf den Bergen flammten plötzlich ungeheure Feuersäulen auf, welche die Ankunft des Erzherzogs Stephan feiern sollten. Sie tauchten Stadt und See in eine sanfte Gluth. Auf dem Wasser fuhren einzelne Kähne hin und her und klangen lustige Lieder. Aber die Ankunft des Erzherzogs und die offiziellen Feierlichkeiten hatten so viel Volkes in die Stadt gezogen, daß in keinem bescheidenen Gasthause ein Unterkommen zu finden war. So mußten wir al Angelo, dem prächtigsten Hotel Como's, das den Hafen und einen Theil des See's beherrscht, anfragen. Auch hier war Alles überfüllt, und wir heuchelten

nur, der Nothwendigkeit weichen und eine hoch oben auf der obersten Terrasse gelegene Bedientenstube annehmen zu wollen. Man bereitete uns ein gemeinsames Strohlager, und wir schliefen bald den Schlaf des Gerechten.

Plötzlich weckte uns ein gewaltiger Lärm. Aus der lauten, in französischer Sprache geführten Konversation des Kellners mit einem Fremden erkannten wir, daß letzterer sich weigerte, eine Bedientenstube anzunehmen, und daß er die Zumuthung unverschämt fand. Der Kellner beharrte auf der Unmöglichkeit, besser zu dienen; der Fremde entwickelte eine außerordentliche Beredtsamkeit in der Gegenbeweisführung, in den Ausfällen gegen italienische Unverschämtheit, erhob seine donnernde Stimme immer gewaltiger und schloß endlich mit der Versicherung, daß er nicht eher weichen wolle, als bis er das ganze Haus sammt dem Erzherzog und seinem ganzen Hofe geweckt haben werde.

Das war uns denn doch zu viel. Wie auf ein gegebenes Zeichen sprangen wir auf die Terrasse. Beim Lichte des Kellners sahen wir einen großen Mann, der auf breiten Schultern einen wahren Negerkopf trug, welcher bloß, wie es schien, durch ein Versehen der Natur nicht mit dunklem Schwarz, sondern nur braun gefärbt war. Aber Backenknochen, Nase, Lippen, Augen und Kraushaar hätten jedem ächten Neger Ehre gemacht. Wir erkannten bald, daß es mit seinem Zorne und seinem Ruhestörungs-Projekte nicht so arg gemeint war. Er blickte ganz ruhig, fast freundlich, und schien sich nur in den großen Worten und dem Erguße seiner Beredtsamkeit zu gefallen.

Monsieur! sagten wir, fügen Sie sich ins Unvermeidliche und stören Sie gefälligst nicht den Schlaf müder Wanderer. Wir versichern Ihnen, daß man hier oben vortrefflich schläft; wir haben es erfahren, bevor Sie die Güte hatten, uns aus unseren Träumen zu wecken.

A vingt ans, qu'on est bien dans un grenier! zitirte der Fremde, indem er uns lächelnd anblickte. Dann sagte er:

Sie ſollen Recht haben; ich will ſo unſchuldigen Schlaf, wie der Ihrige noch ſein muß, nicht morden und ziehe mich in mein Gemach zurück. Doch will ich Sie früher noch um Entſchuldigung gebeten haben. Ich habe die Weigerung dieſes Sklaven, ſagte er weiter, auf den Kellner deutend, für eine gewöhnliche italieniſche Filauterie genommen, und ich weiß, daß man dieſem Volke nicht weichen darf. Da ich aber ſehe, daß ſich eine ſolche edle Trias mit einem erbärmlichen Strohlager begnügen muß, ſo füge auch ich mich und bitte Sie noch einmal um Verzeihung.

Fürchtend, daß er eine neue Rede anfange, verbeugten wir uns ſchnell und zogen uns zurück.

Aber der ſüße erſte Schlaf war unterbrochen, und es war ſchwer, den abgeriſſenen Faden wieder aufzunehmen. Wir fingen zu plaudern an.

Wie ſchade um meinen ſchönen Traum! ſagte Proſper gähnend. Ich habe von dem ſchönen Mädchen aus Monza geträumt und von der Grotte, in der ich ſie geküßt habe! Armes Kind! meinetwegen hat ſie vielleicht von einem gefühlloſen Vater Schläge bekommen, und ich ziehe luſtig weiter in die Welt!

Emil ſagte: Thut nichts! Es war ein ſchönes Abenteuer, und an mir lag's nicht, daß es ſo unangenehm endete. Es war eine Blume am Wege, und es hätte mich gefreut, wenn dir ihr Duft eine angenehme Reiſe-Erinnerung mitgegeben hätte.

Du irrſt, Emil, erwiderte Proſper, ich habe die Sache nicht ſo leicht genommen. Das liebliche Kind, ſo allein in meiner Gewalt, wie es war, rührte mich ganz ungewöhnlich. Noch eine Stunde länger mit ihr, und ich hätte mich verliebt. Das fühle ich, daß ſie mein Herz für Liebe empfänglich gemacht hat. Es iſt oft ſo, daß ein kleines Abenteuer, ein Scherz, eine Einbildung das Herz aufwühlt, wie einen Acker — der nächſte Windhauch, ein Zufall kann es dann mit Leichtigkeit befruchten. So bildet Romeo's Liebe zu Roſalinden das Vorſpiel zu der eigentlichen Tragödie. Es iſt mir ſeit lange, als ſchwebte was in der Luft über mir — aber die Examina ließen mir bis jetzt keine Zeit, an dergleichen zu denken.

Emil hörte mit Andacht zu; ich mußte lächeln. Prosper aber ſchien in Nachdenken verſunken, und es trat wieder Stillſchweigen ein. Bald ſchliefen wir aufs Neue.

Mit dem erſten Morgenſtrahle wurden wir wieder durch Lärm geweckt, und wieder war es der weiße Neger, der auf der Terraſſe rumorte. Waſſer! mehr Waſſer! rief er — einen Schaffhauſer Waſſerfall! — Und zu dieſen Worten hörten wir in der That das Rauſchen kleiner Waſſerfälle. Wir kleideten uns an und traten auf die Terraſſe, um den herrlichen Morgen zu begrüßen. Da ſtand der Neger in einer großen, flachen Wanne und ließ ſich einen Kübel kalten Waſſers nach dem anderen über den Kopf gießen. Er troff und ſah aus wie der Gott des Fluſſes Niger.

Sobald er uns erblickte, ſprang er aus der Wanne, und die knochige Geſtalt uns entgegen bewegend, wiederholte er ſeine Entſchuldigung von geſtern. Dann trat er in die Stube zurück, um ſich anzukleiden. Wir nahmen unſer Frühſtück auf der Terraſſe ein, um uns für die Morgenwanderung auf die Berge zu ſtärken. Unten rief man uns in den Saal des Gaſthauſes und legte uns das Fremdenbuch vor. Der Fremde war früher hinabgeſtiegen und verließ ſo eben den Saal, wo er ſich ebenfalls eingeſchrieben hatte. Seine Schrift glänzte noch friſch; in künſtleriſch ſchönen Zügen, in großen prachtvollen Lettern laſen wir den Namen: Alexander Dumas.

Emil wurde beim Anblick dieſes Namens ſehr nachdenklich, und er erwachte aus ſeinem Brüten ſelbſt nicht, als wir durch die Stadt, an Volta's Monument vorbei, um die Biegung des See's gegen Borgo di Vico wanderten und glücklich waren im Anſchauen der herrlichen Landſchaft, der dampfenden Wälder, der ſonnigen Berggipfel, des lieblich lächelnden See's. Alexander Dumas war Emils Lieblings-Schriftſteller — Dumas' Prahlhänſe waren des guten und gläubigen Emil romantiſche Helden. Als wir den Berg hinanſtiegen und rückwärts ſahen, um die ganze Herrlichkeit, die ſich vor uns aufthat, mit einem durſtigen

Blicke zu überſchauen, ſpähte er nur, ob er nicht irgendwo ſeinen Dichter entdecken möchte.

Der Morgenwind ſäuſelte in den Zweigen; die Wellen des See's, auf dem es lebendig wurde, kräuſelten ſich leiſe, und die Sonne, die bereits über die Berge geſtiegen war, ſpiegelte ſich golden in den Millionen Facetten; im Hafen flaggten alle Schiffe, der Dampfer fing zu ſummen und zu brummen an; Spazierkähne kamen hervor und verbreiteten ſich über die Fläche, nach der Villa Paſta, Odescalchi, Pliniana mit vollen Segeln, Schwänen gleich, dahinſteuernd. Die Glocken der alten Kathedrale von Como läuteten, und ihr Ton zitterte über die Wellen — da kamen ihnen die Morgenglocken-Grüße von Blevio, Cernobbio, Moltraſio entgegen und vereinigten ſich zu einem ſanft gedämpften Chore.

Ich gehe nicht weiter, rief Proſper und warf ſich am Fuße einer Hecke hin, die uns von einer grünen Wieſe auf der Höhe des Berges trennte. So was, ſagte er, die Hand nach dem Thale ausſtreckend, muß mit Ruhe geſchlürft werden. Ich kann dieſer Schönheit, immer weiter wandernd, nicht den Rücken zukehren. Dieſe Schönheit iſt meine Braut, die ich bald ohne Schleier ſehen und kennen werde — dieſe Schönheit iſt die Schönheit der Natur, und ihr weihe ich mein Leben. Emil, du mußt dich endlich auch entſchließen, Medizin zu ſtudiren.

Wie du willſt, antwortete Emil — dann ſetzte er hinzu: Ja, das wird ein ſchöner Tag; er hat auch ſchön angefangen. Der erſte Menſch, den wir heute geſehen haben und ganz nackt geſehen haben, war ein Dichter, und dieſe Pracht hier, wie ſtimmt ſie mit einer Dichterſeele und einem ſolchen Tagesanfang zuſammen!

Vergleichſt du Dieſes hier mit Dumas? rief Proſper und lachte laut auf. Emil war verlegen und fürchtete, ſchlechten Geſchmack verrathen zu haben.

Um nur etwas zu ſagen, ſprach ich: Nein, mein Freund! Dieſes hier iſt Goethe. Noch heute werden wir die Villa Sommariva ſehen. Und ich murmelte vor mich hin:

Kennſt du das Haus? auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an. —

Leider kenne ich Ihren Goethe nur wenig — mir iſt der See, der auch brauſen und ſtürmen kann, der herrliche See im dunklen Walde, mir iſt er die wilde Dichterſeele, in edle Form gegoſſen, die wilde Dichterſeele in beſchaulicher Künſtlerruhe — mir iſt er der herrliche Lord.

So ſprechend, ſtand Proſper auf, trat auf einen Vorſprung des Berges, wo er das Land beſſer überſehen konnte, hob den Hut in die Höhe und rief mit friſcher und begeiſterter Stimme: Ich grüße dich, Mylord, ich grüße dich, Noel Gordon Byron!

Da rauſchte es in der Hecke — die Zweige bogen ſich aus einander; zwiſchen ihnen erſchienen zwei große, blaue, erſtaunte Mädchenaugen, ein grüner Schleier verwickelte ſich im Geſträuche, zwei feine weiße Hände hielten die Zweige aus einander, und eine ſüße Stimme fragte ſchüchtern, doch etwas aufgeregt, in franzöſiſcher Sprache, aber mit engliſchem Accente: Wer rief hier den Namen Noel Gordon Byron?

Wir kehrten uns erſtaunt der ſonderbaren und überraſchenden Erſcheinung zu; doch war Keiner von uns fähig, mit einem Worte auf die Frage des lieblichſten Mundes zu antworten. Endlich erhob Emil die Hand und deutete auf Proſper, welcher mit einem großen Schritte an die Hecke herangetreten war und wie erſtarrt in die großen blauen Augen ſah. Aber Das alles dauerte zu lange. Die ſonderbare Fragerin hatte nicht Kraft genug, das dichte Gezweige mit ihren kleinen feinen Händen länger auseinander zu halten, und die Hecke ſchloß ſich plötzlich wieder, wie eine zugeſchlagene Flügelthür. Proſper athmete auf, wie aus einem Traume erwachend. Mit Einem Male nahm er einen Anlauf und ſprang über die Hecke; wir ihm nach.

Drüben auf der Wieſe empfing uns eine eigenthümliche Gruppe. Die ſchöne Engländerin lag, anmuthig, doch nachläſſig hingegoſſen, auf einem Shawl, der über die feuchten Gräſer

gebreitet war. Den Ellbogen auf ein rothseidenes Kissen und den Kopf in die Hand gestützt, über die eine reiche aschblonde Lockenfülle herabfloß, sah sie uns entgegen, wie wir über die Hecke sprangen, und lächelte freundlich. Ihr zu Häupten, auf einem schottischen Plaid, saß ein alter Mann mit trockenem, vielgefurchtem Gesichte und feinem grauem Haar, der unserem Beginnen ruhig, und ohne eine Miene zu verziehen, zusah. Der Gentleman blickte aus seinem ganzen Wesen. Das trockene und wohlrasirte Gesicht war von einem feinen weißen Backenbarte eingefaßt und stak in zwei hohen, blühendweißen Vatermördern. Die ganze Kleidung war schwarz, einfach und streng, die weiße Kravate und die obligaten karrirten Kamaschen ausgenommen. Natürlich trug der Mann auch Handschuhe. Wie konventionell und typisch auch die Erscheinung im Ganzen war, so konnte man auf den ersten Blick doch eine auffallende Aehnlichkeit der Gesichtszüge zwischen dem Manne und der jungen Dame erkennen, obwohl diese nichts Gewöhnliches, nichts Allgemeines in ihrem Wesen hatte. Man mußte ihn auf den ersten Blick als ihren Vater erkennen. Dazu half nicht nur die Aehnlichkeit der Züge — ein stiller Kummer auf dem alten und trockenen Gesichte näherte es dem holden und jungen, das sichtbar von einem Schleier tiefer Melancholie bedeckt war. Der jungen Dame zu Füßen stand regungslos und steif ein dicker, breitschultriger Bedienter, mit einem wohl gefalteten Teppich auf dem Arme. Er sah uns kaum an, sondern starrte unverwandt den Augen seines Herrn zu, um auf jeden Wink bereit zu sein.

Ich hatte Zeit genug, diese Bemerkungen zu machen. Prosper, der auf die Ruhende zugetreten war, stand verlegen vor ihr, und so war denn auch Emil verlegen, und es wurde durch mehrere Minuten kein Wort gesprochen. Ich betrachtete das Ganze als eine Angelegenheit Prospers, blieb ruhig und legte mich, nahe dem Vater, ins Gras, um die Entwicklung dieser Szene abzuwarten.

Sie waren es, sagte endlich die Fremde, freundlich lächelnd

und mit jener Freiheit, die nur fein erzogenen Engländerinnen Männern gegenüber eigen iſt, zu Proſper — Sie waren es, der den Namen ausſprach; ich ſehe es Ihnen an.

Im Angeſichte dieſer Herrlichkeit mußte ich ſein gedenken, antwortete Proſper und neigte ſich wie magnetiſch angezogen zu ihr hinab. Gewiß, fügte er nach einiger Zeit hinzu, gewiß lieben Sie Ihren herrlichen Landsmann.

Ob ich ihn liebe! liſpelte ſie vor ſich hin, und ohne ſelbſt zu wiſſen, was ſie that, in Gedanken vertieft, hob ſie ihre Hand und ſtreckte ſie Proſper wie zum Gruße entgegen. Doch beſann ſie ſich ſchnell wieder und ließ die Hand ſinken. Proſper hatte nicht den Muth, ſie auf halbem Wege zu faſſen, obwohl er mit ſichtbarer innerer Freude die Bewegung bemerkt und ſich ihr immer näher zugebeugt hatte.

O Wahnſinn, der ſich einer ganzen Welt bemächtigt! murmelte der Vater mit einem Seufzer und leiſe vor ſich hin, ſo leiſe, daß ich glaubte, die ſonderbaren und räthſelhaften Worte allein gehört zu haben. Aber ſie waren auch der Tochter nicht entgangen. Sie wandte ſich um, ſtreckte dem Vater die Hand entgegen und rief ihm mit einem Tone, der ſowohl um Verzeihung zu flehen, als einen Vorwurf zu enthalten ſchien, ein „Dear father“ zu, das ihn ſchnell entwaffnete. Sein trockenes Geſicht überzog eine milde Freundlichkeit, und mit einem „Well, dear Ellen“ faßte er die dargereichte Hand und drückte ſie herzlich. Sein ganzes Weſen war in dieſem Augenblicke verwandelt; ein unendlicher Ausdruck tiefſter Liebe verklärte die ganze ſtrenge, feſtverſchloſſene Geſtalt. Aber ſo bald ſich Ellen wieder zu Proſper und vom Vater abwendete, verſchwand ſchnell die ganze Freundlichkeit, und von aller Milde blieb der Kummer allein auf dieſem verjammerten Geſichte liegen.

Proſper hatte ſich indeſſen mit ſtudentiſcher Keckheit neben dem ausgebreiteten Shawl, dem Lager Ellens, ins Gras geſetzt und, ehe man es erwartete, ſich mit ihr in ein lebhaftes Geſpräch eingelaſſen. Er erzählte ihr von den Reizen ſeiner

Heimat und des Genfer-See's; sie fragte ihn nach Ouchy, wo Byron den Gefangenen von Chillon geschrieben, und nach dem Schlosse von Chillon selbst, nach der Villa bei Genf, wo der große Dichter mit Shelley so herrliche Tage verlebt. Prosper malte mit den glänzendsten Farben und lud sie endlich ein, diese schöne, von ihrem Lieblingsdichter belebte Welt zu besuchen. Ellen lächelte. Nichts Anderes, sagte sie leise, suche ich ja in Europa, als seine Spuren.

In Europa? fragte Prosper erstaunt — zählen Sie Ihr Vaterland nicht zu Europa?

Gewiß nicht, lächelte Ellen — ich bin eine indische Pflanze und komme von den Ufern des Ganges.

Des Ganges? rief Prosper überrascht und sah ihr stumm und lange in die Augen, als ob er darin alle Geheimnisse einer fernen, wunderbaren Welt zu entdecken suchte. Ich aber, wie ich die zarte, feingewobene Pflanze betrachtete, die mir allerdings nicht für nordische Lüfte geschaffen schien, zitirte in Gedanken:

Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Prosper fühlte sich offenbar von einer höheren Gewalt zu der fremden Pflanze hingezogen. Wie man sich zu einer Blume hinabbeugt, um in ihren Kelch zu blicken, so neigte er sich ihr immer mehr und mehr zu, da sie müde den Arm sinken und den Kopf in das Seidenkissen fallen ließ. Er vergaß uns, seine Reisegefährten, den Vater und die ganze Welt ringsum und begann unwillkürlich so leise zu sprechen, daß wir, die wir doch nahe genug saßen, kaum ein Wort des weiteren Gespräches vernahmen.

Indessen fing das Dampfschiff unten im Hafen immer lauter zu brausen an; der Vater sah auf die Uhr und stand auf. Er beugte sich über Ellen und sagte mit sanfter Stimme: Wenn du noch heute über den See willst, müssen wir aufbrechen.

Ellen streckte ihm die Hand entgegen und schlang den Arm

um seinen Hals. Zärtlich hob er sie auf und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. Wie sie da auf der Wiese stand, zart und schwächlich gebaut, mit sanft gebeugtem Nacken, mit den blonden Locken, in denen der Wind spielte, dem sie selber kaum widerstehen zu können schien, glich sie noch mehr einer zarten Blume aus dem fernen Indien.

Prosper stand vor ihr und betrachtete sie nachdenklich. Der Vater hob den Teppich auf und nahm selbst das Kissen unter den Arm; es schien, als wolle er dem Diener nicht den geringsten Theil des Dienstes bei seinem Kinde überlassen. Während er mit Zusammenpacken beschäftigt war, störte es ihn sichtbar, daß Ellen so lange ohne Stütze und allein stehen mußte, und als er auch, und dieses Mal mit Hülfe des Bedienten, von den Bäumen einen Hamak los band, den wir jetzt bemerkten, forderte er endlich Prosper auf, Miß Ellen den Arm zu geben. Wie schnell kam Prosper dieser Aufforderung nach!

Der Zug setzte sich in Bewegung, abwärts der Stadt entgegen. Prosper und Ellen gingen voraus; ihnen nach der Vater mit dem Bedienten und hinter diesen Emil und ich.

Ellen schien eifrig zu sprechen; der Vater schwieg und beobachtete nur jeden ihrer Schritte, wenn es etwas steiler und schwieriger abwärts ging, immer bereit, hülfreich beizuspringen. Aber es that nicht noth; Prosper wachte mit mehr als galanter Sorgfalt über seine Schutzbefohlene.

Emil bemerkte es mit wohlgefälligem Lächeln und sagte leise zu mir: Da haben Sie wieder eine Eroberung! Gestern eine Italienerin, heute eine Anglo-Indierin! Es widersteht ihm Keine.

Ich widersprach dem guten Emil nicht, der sich an den Erfolgen seines verehrten Freundes erfreute, obwohl ich die Sache anders auffaßte. Dieses Mal schien mir Prosper an seinem eigenen Netze zu arbeiten. Wir kamen vor unserem Hotel an, wo auch die Engländer wohnten. Wir empfahlen uns und eilten auf unsere Stube, wohin uns Prosper schon mit großen

Schritten vorausgeeilt war. Daſelbſt fanden wir ihn heftig bewegt auf- und niedergehend.

Was iſt dir, Proſper? fragte Emil beſorgt.

Aber Proſper antwortete nicht ſogleich. Endlich ſagte er: Wir laſſen Como und den Dom und fahren mit dem Dampfſchiffe ab.

Dann wandte er ſich zu mir und legte, fieberhaft zitternd, beide Hände auf meine Schultern und ſah mir mit irren Blicken ins Geſicht. Schrecklich! rief er, ſchrecklich, wunderbar ſchön, herrlich und doch toll, lächerlich, engliſch, ſpleenhaft, wahnſinnig, höchſt wahnſinnig!

Emil, der ſchon im Rücken Proſpers mit Einpacken beſchäftigt war, konnte deſſen verſtörtes und wild geröthetes Geſicht nicht ſehen und lachte bei den verwirrten Ausrufungen des Freundes laut auf. Das weckte Proſper aus ſeinem Paroxysmus; er warf ſich auf einen Stuhl und ſagte etwas ruhiger, zu mir gewendet:

Stellen Sie ſich die Lächerlichkeit vor! Nur engliſches Blut iſt ihrer fähig, und nur die indiſche Sonne kann dem grauen Spleen eine ſo märchenhaft ſchöne Farbe geben. Es iſt verrückt und zum Verrücktwerden! Die kleine Perſon liebt, und liebt einen Todten, liebt Lord Byron!

Was liegt daran? ſagte ich ſo ruhig und beruhigend als möglich, da mir die innere Aufregung, mit der dieſe Worte ausgeſprochen wurden, nicht entging: lieben wir ihn nicht auch?

Das iſt was Anderes! rief Proſper — ſie liebt ihn, liebt ihn wirklich wie einen Lebenden, iſt in ihn verliebt, als ſtände er leibhaftig vor ihr, als wäre jeder ſeiner Verſe ein Liebesbrief an ſie. Das iſt bei ihr zum Wahnſinn geworden, zur fixen Idee. Ich bin ſchon Arzt genug, um Das zu erkennen. Sie liebt ihn fieberhaft, und was ſie denkt, thut und ſagt, dreht ſich um dieſe fixe Idee, die im Innerſten ihres Gehirnes ſitzt, wie eine Spinne, und um ihre ganze Seele ein giftiges Netz webt. Bedenken Sie, ſie iſt nur darum nach Europa gekommen, um

jede Stelle aufzusuchen, die sein Fuß berührt, die sein Vers besungen hat. Sie nennt Das ihre Pilgrimage und thut es mit allem Glauben und Frömmigkeit. Der Vater, Lord-Oberrichter von ganz Indien, sollte mehr Verstand haben, als er hat; aber er ist ein Narr und weicht seinem Kinde in allen Stücken. Er hat die ganze indische Gerechtigkeit im Stich gelassen um der fixen Idee seines Kindes willen, die, so geschmeichelt, nach und nach zum kompletesten Wahnsinn werden kann. Und so ziehen sie in diesem Welttheile umher, immer den flüchtigen Schatten eines Todten verfolgend und unbekümmert um Leben und Lebende, für die sie keine Augen haben.

Prosper bedeckte beide Augen mit den Händen und schwieg; aber sein ganzer Leib zitterte, und man sah es ihm an, daß er umsonst nach Beruhigung strebte. Ich war betroffen, Emil so erschrocken, daß er die eine Hand im Reisesacke, an dem er mit Einpacken beschäftigt war, stecken ließ und auf dem Boden knieend regungslos und verlegen bald Prosper, bald mich mit großen Augen anstarrte. Mein Freund, sagte ich, Sie scheinen sich die Sache zu sehr zu Herzen zu nehmen und zu arg auszumalen. Nehmen Sie das Ganze für Das, was es ist: auf der einen Seite eine bizarre, nicht unpoetische Grille einer Engländerin, auf der anderen ein Reise-Abenteuer, das man nach vierundzwanzig Stunden vergißt.

Sehr richtig! rief Emil, aufseufzend und wie aus einem bösen Traume erwachend.

Auch Prosper leuchteten meine Worte ein; er stand auf und sagte: Sie haben Recht, obwohl Sie nicht wissen, was ich weiß; denn Sie haben mit Ellen nicht gesprochen und ihr nicht in die Augen gesehen, wie ich. Ich aber habe in diesen Augen den Tod gelesen. Kennen Sie diese dunkelblauen, doch durchsichtigen Augen, die einen so überirdischen Schein geben und doch, ach! nur von irdischer Hinfälligkeit, von Hinschwinden und Verklingen zeugen? — Aber Sie haben ein weises Wort gesprochen: — ein Reise-Abenteuer und sonst nichts! — Wir wollen einpacken und

mit ihr bis zur Villa Sommariva fahren; dort verlaſſen wir ſie. Ihr verſprechet, mir den Alexanderzug und die Hackert'ſchen Bilder und die Thorwaldſen'ſchen Basreliefs zu opfern und ſogleich weiter nach Varenna reiſen zu wollen. Wir verlaſſen Ellen bei Statuen und Bildern und denken ihrer nicht mehr anders, als ob ſie ſelbſt eine herrliche Antike, ein liebliches Bild wäre.

Er machte eine Handbewegung gegen die Stirn, als ob er zudringliche Gedanken verſcheuchen wollte. Dann lachte er auf: „Was bin ich doch ein Thor!" und ging hin, um Emil beim Einpacken zu helfen.

Da erſcholl die Glocke des Dampfſchiffes. Die momentane Ruhe Proſpers war dahin. Man fährt ab! rief er erſchrocken, ergriff den Stock und eilte fort, uns und ſein Gepäcke zurücklaſſend. Emil belud ſich ruhig, doch kopfſchüttelnd, mit ſeinem und des Freundes Reiſeſacke, und wir gingen gemächlich nach, wohl wiſſend, daß wir noch eine halbe Stunde Zeit hatten, bis die Glocke zum dritten Male tönte.

Auf dem Schiffe angekommen, fanden wir Proſper bereits um und für Ellen beſchäftigt. Er half dem Vater und dem Diener einen Winkel am hinteren Verdecke als Lager für Ellen zurecht machen und übertraf den Erſteren an Sorgfalt bei Zurechtlegung der Teppiche, Shawls und Kiſſen, die alle ein orientaliſches Gepräge trugen. Er legte dabei einen Eifer an den Tag, welcher von der emſigen, man möchte ſagen: ammenhaften Sorgfalt des Vaters unruhig abſtach. Das Lager ſchien ihm immer zu hart, und er legte Teppich auf Teppich, Kiſſen auf Kiſſen, ſah ſich dabei nach der Sonne um und prüfte, nach welcher Seite Ellen am Beſten liegen könne, ohne von den heißen Strahlen geplagt zu werden. Dabei wandte er ſich immer zu ihr, die indeſſen auf einem Tabouret ſaß, und entſchuldigte ſich, daß es ſo lange währe. Der Vater hingegen ordnete und glättete ruhig und mit Umſicht das Lager und ebnete, was Proſper zu dienſtfertig und unbequem angehäuft hatte. Ellen, wie Emil bemerkte, ſah dabei mit einem dankenden Lächeln mehr nach dem

Vater als nach Proſper. So bald das Lager bereitet war, reichte ihr der ehemalige Lord Oberrichter mit einer Art von Höflichkeit den Arm und führte ſie dahin, milde die herbeiſtrömenden Reiſenden nach der Seite ſchiebend, um ſich und ihr einen bequemen Weg zu bahnen, während Proſper unbewußt eine Bewegung machte, als ob er ſie auf die Arme nehmen und hintragen wollte.

Ellen ſah auf ihrem indiſch-üppigen Lager in der That reizend aus. Der ruhige Emil ſelbſt, obwohl er, wie ich aus einzelnen Aeußerungen merken konnte, eine Art leiſen Aergers und verhaltener Eiferſucht gegen ſie zu verſpüren anfing, geſtand es zu und betrachtete ſie mit mir lange und aufmerkſam.

Was glauben Sie? fragte er: dieſes Geſchöpf könnte Einem wohl ſehr gefährlich werden?

Bedeutend!

Proſper, fuhr er fort, wäre im Stande, ſich aufs Gewaltigſte in ſie zu verlieben.

Es iſt klar, daß dieß ſchon geſchehen iſt.

Emil erſchrak und ſah mich an, ob ich das im Ernſt meinte. Dann ſchüttelte er den Kopf und ſagte nachdenklich: Es iſt wahr, daß er ſeit einer Stunde wie toll iſt, der ruhige, ſtolze, über Alles lächelnde Proſper! Aber, fügte er mit größerer Unruhe hinzu, das iſt ja ein Unglück! denn erſtens iſt ſie eine Närrin, zweitens ſteht ſie am Rande des Grabes. Sehen Sie ſie nur an! Iſt das nicht eine früh verwelkende Blume?

In der That lag ſie auf ihrem grünen, golddurchwirkten Teppich wie eine kleine, früh gebrochene Blume da, die der Tod nicht mehr zu pflücken, ſondern nur noch aufzuleſen brauchte. Die feine, durchſichtige Wangenröthe, die, während ſie ſprach, ſchnell kam und verſchwand, ſchien verrätheriſch, und die langen und dunkeln Wimpern konnten es nicht genug verbergen, die Augen beſtätigten, was die fliegende Röthe und die ganze zarte Geſtalt bezeugten. Wie lieblich ſie auch anzuſehen war, ſo kam doch ein Hauch von Wehmuth aus ihrem ganzen Weſen, der ſich

traurig und hemmend vor die Seele drängte. Emil schien dieß weniger zu fühlen; er dachte nur an Prosper, der indessen, unser vergessend, dort am Lager saß und sich eifrig mit Ellen unterhielt.

Das Schiff hatte sich indessen in Bewegung gesetzt. Wir dampften dahin über den herrlichen See, der überall und bei jedem Blicke den neuesten und schönsten Genuß bietet, dahin durch diese vollendete Welt, in der nichts stört, nichts aus süßesten Träumen weckt, die abgeschlossen, edel, klar in sich selber ruht. Emil gab sich offenbar Mühe, traurige Gedanken abzuwehren, um sich ungestört freuen zu können. Bah! rief er, ich bin ein Narr! in drei Viertelstunden verlassen wir die tolle Engländerin und sehen sie vielleicht nie wieder! Mit diesen Worten schien er eine beängstigende Last abgeschüttelt zu haben; er nahm mich unter den Arm und wanderte mit mir auf und ab, um sich keinen Punkt dieser Schönheitsfülle entgehen zu lassen.

Auf unserem Gange kamen wir oft zu Ellen und Prosper zurück; sie führten, wie wir hören konnten, ein lebhaftes Gespräch, dessen Gegenstand oft wechselte. Da wir einmal vor ihnen stehen blieben, erzählte Ellen eben von einem indischen See, und sie malte ihn mit so lebendigen Farben, daß nicht nur Prosper, daß auch wir die uns umgebende, zunächst liegende Herrlichkeit vergaßen. Sie liebte es, ihre Beschreibung mit Byron'schen Versen aus Childe Harold, dem Giaur ꝛc. zu schmücken; wie gut angebracht auch die Citationen waren, so schienen sie Prosper doch zu stören. Bei jedem Byron'schen Verse legte sich seine Stirn in Falten und nahm sein Gesicht, das bis dahin lächelnd und glücklich zugehört hatte, den Ausdruck unterdrückten Aergers, heimlichen Zornes an.

Ein anderes Mal sahen wir ihn schon von fern lebhaft und zornig gestikuliren. Wir näherten uns rasch und hörten, wie er mit bebender Stimme rief: Glauben Sie denn z. B., daß, wenn er lebte, er Sie lieben würde?

Ellen, überrascht vom Tone dieser Worte, wandte sich ihm

ganz zu, ſah ihm groß in die funkelnden Augen und ſagte ſtolz und feſt: Ja, Sir, das glaube ich!

Nein, Miß! rief hart und bitter Proſper dagegen: nein, Miß, ich glaube es nicht! Das Mädchen, das mit nackten Füßen über die ſchottiſchen Berge läuft, zog er allen gebildeten Damen vor, die von Shakeſpeare, Milton und ihm wußten.

Ellen war erſchrocken; ſie drückte ein glänzend gebundenes Buch an ſich und verſuchte, ungläubig zu lächeln. Proſper aber wandte ſich von ihr, nahm mich unter den Arm und ſchloß ſich unſerer Wanderung an. Bald blieb er ſtehen und blickte ſchweigend in die ſchäumenden Furchen, die das Schaufelrad hinter ſich zurückließ. Das Rauſchen und Brauſen ſchien ihm wohl zu thun.

Der Lord Oberrichter weckte ihn aus ſeinem Brüten. Er kam heran und faßte die Hand Proſpers. Junger Mann, ſagte er und blickte ihm mit Wohlwollen ins Auge, ich habe das größte Vertrauen zu Ihnen und ſpreche, trotz der kurzen Bekanntſchaft, wie zu einem alten Freunde. Ich bin überzeugt, daß Sie nur der edelſten Gefühle fähig ſind und daß nur dieſe Ihnen die Worte eingegeben, die Sie zu meinem Kinde geſprochen. Sie haben ſchnell die unheilvolle Einbildung erkannt, die an Miß Ellen zehrt, und ſuchen mit Wohlwollen ihr entgegen zu wirken. Ich danke Ihnen, aber bitte Sie, ſie in ihrem Wahne nicht mehr zu ſtören, ja, die Kränkung wieder gut zu machen. Handeln Sie darin wie ich ſelbſt. Sie iſt ein hinſchwindendes Weſen; ihres Bleibens iſt nicht auf dieſer Erde, in dieſem heiteren Sonnenlichte. Die wenigen Tage, die ihr zugemeſſen ſind, ſoll ſie, von keinem Widerſpruche geſtört, ganz ihren Träumen lebend, ohne einen Moment des Kummers dahinbringen. Das zu erreichen, habe ich mir zur theuren Aufgabe gemacht; ſie iſt mein einziges Kind, das einzige Pfand der Liebe, das mir mein früh entriſſenes geliebtes Weib zurückgelaſſen. Sie ſoll glücklich und ihr kurzes Leben von keinem Wölkchen getrübt ſein.

Proſper nickte bejahend und gerührt lächelnd. Dann eilte

er zu Ellen zurück. Noch bevor er sprechen konnte, streckte sie ihm die Hand entgegen und sagte halb bittend, halb vorwurfsvoll: Mr. Prosper, Sie waren den ganzen Morgen so gut gegen mich; warum wurden Sie plötzlich so hart und böse?

Verzeihung! lispelte Prosper. Er faßte die dargereichte Hand, von der Ellen den Handschuh gezogen hatte, und drückte einen heißen Kuß darauf. Es entging uns nicht, daß dem Kusse eine volle, schwere Thräne folgte, die auf die weiße Hand fiel. Ellen blickte erstaunt und verlegen. Kein Wort wurde gesprochen, und wir waren der Villa Sommariva, dem Scheidepunkte, schon so nahe. Der schöne Jüngling stand bleich und gebrochen da.

Wenige Männer gibt es, die am Krankenbette eines Freundes oder einer Freundin nicht unbeholfen wären. Meist rennen sie rathlos umher, sind eckig, ungeschickt und stoßen überall an, mit dem besten Willen, zu helfen, und während gleichgültige Personen auf Mittel sinnen und sie finden, lassen sie, die ihr Leben hingeben möchten, unthätig die Arme sinken. So stand Emil bei Prosper in jenem Momente, der für ihn sichtbar ein schwerer, ein kummervoller gewesen. Wenn aber der Augenblick höchster Gefahr, des drohendsten Verlustes gekommen, wo die gewöhnliche Pflege nicht mehr ausreicht, dann entwickeln jene Unbeholfenen, Rathlosen, Ungeschickten eine Energie, die überrascht und ans Heldenhafte gränzt. Auch dieser Moment sollte für Emil kommen.

Das Dampfschiff beschrieb schon den Bogen, um an der Landungsbrücke vor der Villa Sommariva anzulegen. Prosper bebte am ganzen Leibe, als er Ellen vom Lager aufhob und sie dem Vater übergab, der ihr den Arm reichte. Schon wurde das Brett auf das Schiff gelegt; neue Reisende kamen in Massen an; die andern suchten nach ihrem Gepäcke. Gedränge und Verwirrung entstand; man forderte die Landenden auf, das Schiff so schnell als möglich zu verlassen. Prosper mußte den abgehenden Freunden den Weg bahnen; er wußte nicht, was er that, er stieß und drängte die Passagiere, die sich gegen den unartigen

Gast vertheidigten, ohne daß er es merkte. An der Brücke reichte uns der Lord Oberrichter, dann Ellen die Hand. Prosper faßte sie zuletzt und küßte sie. Dann sah er ihr noch einmal ins Gesicht; seine Augen öffneten sich weit und schienen durstig ihr Bild für ewige Zeiten fassen zu wollen. Da sie ihm die Hand entzog, seufzte er schwer auf und ließ den Kopf auf die Brust fallen. Aber bald schnellte er wieder empor; er richtete sich auf, und wild vorschreitend, setzte er einen Fuß auf das Landungsbrett. Der ganze Oberleib war vorgebogen; es zog ihn unwiderstehlich vorwärts. Er machte eine Bewegung — da faßte ihn Emil mit einem mächtigen Griff am Arme und schob ihn mit einem Rucke zurück ins Gedränge. Zornesröthe überflog Prospers Gesicht; er wandte sich entrüstet gegen den Freund. Dieser sah ihm ruhig und fest ins Auge. Prosper ließ die Arme sinken, wandte sich und ging langsamen Schrittes auf das Hinterdeck. Das Schiff zog weiter, ohne daß er sich ein einzig Mal umgesehen. Er sah hinab in die Wellen und schwieg.

Kaum merkte er es, daß das Schiff anlegte und daß wir in Varenna angelangt waren. Mechanisch folgte er uns, und wir gingen durch die aufsteigende Gasse des Fleckens, wie man von einem Begräbniß zu gehen pflegt. Auf der Terrasse des Posthotels, in das wir einkehrten, im Angesicht der beiden Arme des herrlichen Sees, erwachte er wieder und hielt es für nothwendig, sich seiner Schweigsamkeit wegen zu entschuldigen. Emil zuckte die Achseln. Nach eingenommenem Mahle forderte uns Prosper auf, eine Tour auf dem See zu machen. Wir mietheten einen Kahn und fuhren hinaus. Prosper hatte seine Mappe mitgenommen und zeichnete. Er vertiefte sich in seine Arbeit und führte sie in den kleinsten Einzelheiten mit großer Geschicklichkeit aus. Nicht Eine Nuance der Schönheit von Varenna ging seiner Zeichnung verloren. Als dieser Flecken aufs Papier gebannt war, fuhren wir der gegenüber liegenden Villa Serbelloni zu, und Prosper nahm daselbst seine Arbeit mit demselben angestrengten und gewissenhaften Eifer vor.

So rückte der Abend dieſes bewegten Tages heran; bevor wir in Varenna ankamen, war vollſtändige Nacht herabgeſunken. Wir ſetzten uns auf die Terraſſe, und bei duftigen Cigarren und gutem ſchwarzen Weine lösten ſich bald die Zungen, die ſeit Stunden in ſchweigendem Banne gelegen hatten. Die Nacht war ſchön, der Himmel dunkelblau; die Sterne ſchienen größer und näher; der Mond kam von Lecco herauf und tauchte den einen Arm des See's in zitternden Silberglanz, während der andere von melancholiſchen, doch lieblich friedlichen Schatten bedeckt blieb. Aus den Gaſſen Varenna's ſcholl von Zeit zu Zeit Gelächter oder die Strophe eines Volksliedes herauf, während uns zu Füßen, von einem leiſen Nordhauche bewegt, die Wellen nur ſchüchtern liſpelten. Ueber die mondbeglänzte Fläche fuhr ein einſamer Kahn — hinter uns, vom Norden her, blickte ein ſchneebedeckter Berggipfel, im Mondſchein doppelt glänzend, über das friedvolle Bild.

Stunde um Stunde entfloß in Anſchauung und behaglichem Geſpräche. Ein feierliches Uebereinkommen ſetzte für alle Zukunft eine ſyſtematiſche Korreſpondenz feſt, auf daß wir einander nicht aus den Augen verlieren und Einer dem Anderen künftig auf ſeinem Lebenswege folgen könne. Proſpers Plane waren einfach. Er wollte Arzt werden und in ſeiner Heimat Lauſanne als nützlicher Bürger leben. Der Schmuck ſeines Lebens ſollte das Studium der Naturwiſſenſchaften werden, dem er ſich bereits ſeit Jahren mit Eifer ergeben hatte. Er ſtützte ſein ſchönes Haupt in die Hand und ſagte vor ſich hin: Ein Mann kann eigentlich nie unglücklich ſein. Das Unglück iſt eine Fabel. Man wirkt und vertieft ſich; man findet und ſchafft ſich überall Pflichten, die man erfüllt oder zu erfüllen ſucht. Die Wiſſenſchaft, das Vaterland, der Freund beſchäftigen Geiſt und Herz ſo reich und angenehm, daß man glücklicher Weiſe nicht Zeit hat, an ſich ſelbſt zu denken. Und bei allem Dem hat die Naturwiſſenſchaft etwas ſo Beruhigendes, iſt ſie eine Brücke, die aus dem beſonderen, beſchränkten Leben in das Große und Allgemeine führt, in dem

man sich gern und mit Hingebung als ein Theil des Ganzen verliert. Das unscheinbarste Resultat ist ein großer Sieg; die kleinste Errungenschaft gibt, wenn auch nur momentan, doch volle Befriedigung. Wie soll man da unglücklich sein?

Während er so sprach, wurde der Ton seiner Stimme immer unsicherer; es war, als spräche etwas in ihm gegen seine eigenen Worte. Er schwieg und versank in trauriges Nachdenken. Emil fürchtete diese Stille und sagte: Es ist spät, wir müssen zu Bette! — Und er rief dem Kellner, um das Nachtlager zu bestellen.

Da sprang Prosper auf. Er legte die Hand auf meine Schulter und rief: Mein Freund! Alles, was ich hier gesagt habe, ist Lug und Trug! Und mit der Hand nach der Villa Sommariva deutend, fügte er aufgeregt hinzu: Dorthin liegt mein Glück!

Aber, Prosper! sagte Emil vorwurfsvoll: du bist heute den ganzen Tag so schwach, wie ich dich nie gesehen habe.

Schwach? fragte Prosper, indem er sich stolz aufrichtete. So erfahre, daß sie zu uns nach Lausanne und an den Genfer See geht, und daß ich nicht zurückkehre, sondern meine Reise nach dem Lago Maggiore und dann nach dem Norden fortsetze. Du könntest wohl meine Verpflichtung übernehmen und an meiner Statt nach Zofingen gehen — aber ich will es nicht! Ich gehe selber hin; ich kehre nicht nach Lausanne zurück, wo ich noch einige herrliche Tage mit ihr verleben könnte. Ich habe für immer Abschied von ihr genommen, und du nennst mich schwach? Aber diese Schwäche habe ich; ich will heute noch in ihrer Nähe sein, ich will das Haus, in dem sie schläft, noch sehen. Ich fahre nach der Villa Sommariva, und du wirst hoffentlich deinen schwachen Freund begleiten.

Emil sah mich fragend an; ich nickte ihm bejahend, und so bezahlte er, welcher der Reise-Kassirer war, die Rechnung, und eine Viertelstunde später fuhren wir auf einem gemietheten Kahne, von der mitternächtlichen Brise begünstigt, mit vollem Segel

und zwei Ruderern von Varenna über den See hin, der Villa Sommariva zu. Prosper setzte sich ans Steuer und sorgte dafür, daß die Spitze des Kahnes immer dem Lichte zugekehrt blieb, das uns von der Villa entgegenkam. Dabei blickte er heiter und forderte endlich die Schiffer auf, eines ihrer Lieder zu singen, was sie gern thaten. Wir sangen den Rundreim kräftig mit, und die Fahrt, die eine traurige zu werden gedroht hatte, wurde zu einer gemüthlichen, klaren, verschönert durch milden Mondschein und leise Nacht-Zephyre.

Der Villa nahe, bat Prosper die Sänger, das Lied abzubrechen, und wir landeten still wie Schmuggler an der Treppe, die aus dem Garten am Hotel der Sommariva direkt in den See führt. Die Schiffer blieben im Kahne; Prosper und Emil nahmen ihre Reisesäcke auf den Rücken, und wir stiegen aus. Das ganze Hotel lag in tiefem Schlummer; kein Laut war zu hören.

Wir standen vor der Thür und wußten nicht, was zu thun, immer erwartend, daß Prosper etwas beginne. Er blieb aber ruhig und sah schweigend zu den Fenstern hinauf. Plötzlich rief er: Und sie soll sich doch meiner und dieses Tages erinnern!

Er griff in die Seitentasche und zog das Album hervor, in das er den ganzen Nachmittag mit so großem Eifer gezeichnet hatte. Aber wie er es hervorzog, fiel das rothe Seidentüchlein heraus, das er Tags zuvor in der Grotte eingesteckt und als Andenken an die braune Lombardin mitgenommen hatte. Ueberrascht hob er es vom Boden auf und betrachtete es beim Lichte des Mondes. Dann lächelte er und reichte es Emil; aber schneller, als er es hingereicht hatte, zog er es wieder zurück und sagte lächelnd: Der Mensch sei nicht undankbar! und steckte es wieder in die Brusttasche. Dann pochte er an die Hausthür; nach einigen Minuten kam ein verschlafener Kellner heraus und fragte, ob man Nachtquartier wolle. Nein! sagte Prosper und reichte ihm das Album und zugleich ein Geldstück. Geben Sie das Album, aber gewiß, an Miß Ellen Grey, die junge englische Dame, die heute Mittags mit einem älteren Herrn und einem Bedienten

hier eingekehrt iſt. Sie hat es auf dem Schiffe vergeſſen, und ſagen Sie ihr, daß es ihr Reiſegefährte gebracht hat.

Soll morgen mit dem Früheſten beſtellt werden, verſicherte der Kellner.

Wohl! ſagte Proſper und kehrte zu uns zurück.

Jetzt ſchnellen Abſchied! rief er und reichte mir die Hand — wir wandern die Nacht durch über dieſe Berge nach Mendriſio. Leben Sie wohl, mein Freund, und verzeihen Sie mir die Langeweile, die ich Ihnen heute nothwendiger Weiſe verurſacht haben muß. — Er umarmte mich herzlich; ſo that auch der gute Emil.

Einige Minuten ſpäter ſah ich nur noch ihre gelben Hüte aus dem Gebüſche des Berges hervorſchimmern. Traurig kehrte ich zum Kahne zurück, der mich bald auf den offenen See hinaustrug. Da erſchollen von der Höhe des Berges noch grüßende Rufe; ich ſah zwei ſchlanke Schatten; auch ſie verſchwanden bald.

Am anderen Morgen wanderte ich einſam durch die Galerieen des Comer-See's dem Norden zu, der rauſchenden Adda entgegen. Erſt in Sondrio fand ich Ruhe genug, die Abenteuer der letzten Tage nachträglich in mein Tagebuch zu ſchreiben. Bereits erſchienen ſie mir in ſo verklärtem Glanze, daß ich, wie ich jetzt, da ich das Tagebuch kopire, merke, den Titel „Schöne Tage" über die drei Seiten ſchrieb.

Ich verließ, wie ſchon geſagt, vor den Schweizer Bergen bei Madonna di Tirano angelangt, die Tiroler Straße, und drei Wochen ſpäter lag der Bernina, das Engadin-Thal, der Albula, ganz Graubünden, Chur, Pfäffers hinter mir, und an einem ſchönen Sonntage fuhr ich über den Wallenſtädter-See. Der Felſen-See vergaß ſich und ſeinen düſteren Charakter und lächelte ganz gemüthlich in die Welt hinein; die ſieben Churfirſten oder Kuhfirſten ſtreckten ihre kahlen Häupter ins Sonnengold und blickten uns freundlich und herablaſſend, wenn auch majeſtätiſch, nach. In Weſen verließen wir das Dampfſchiff und beſtiegen einen Kahn, um auf den raſchen Wellen des Linthkanals, jenes ſprechenden Denkmals nutzbringender Bürgertugend, hinabzu-

gleiten in den Schooß des Züricher Sees. Der Kahn schoß dahin wie ein Pfeil, obwohl die Ruderer müßig ruhten. Desto größeres Mitleid erweckten bei der Reise-Gesellschaft die armen Musici, die am Ufer, auf staubigem Wege, in brennender Sonnenhitze gegen Uznach, wo sie diesen Abend aufspielen sollten, dahinkeuchten. Sie trugen ihre Instrumente unter dem Arme auf dem Rücken, wie wandernde Väter und Mütter ihre Kindlein tragen. Unser ganz besonderes Mitleid erweckte der Baßgeigenträger, und wir stießen ans Land und luden die Träger süßer Töne ein, mit uns auf unsre Kosten die Reise fortzusetzen. Sie stiegen ein, wischten den Schweiß von der Stirn, und dankbar huben sie zu blasen und zu geigen an und spielten schweizerische Heimats-Melodieen. Ein schweizerischer Konditor, der eben aus Rußland nach jahrelanger Abwesenheit mit vollen Säcken heimkehrte, weinte dicke Thränen; die Anderen jauchzten und jodelten. So kamen wir mit Sang und Klang in Uznach an.

Dort bestieg ich wieder das Dampfschiff und fuhr in den Züricher See hinein. Die lange Brücke von Rapperschwyl öffnete sich; wir flogen durch, und vor uns lag die grüne Insel Ufnau, das heilige Grabdenkmal und Grab des Mannes von Schwert und Feder. Verehrungsvoll richtete ich meine Blicke dahin. Da stieß aus einer kleinen, buschigen Bucht ein Kahn in den See; die Ruderer zogen mächtig an, und er flog auf uns zu. Das Zeichen wurde gegeben, das Dampfschiff hielt, die Treppe wurde niedergelassen. Zwei der Ruderer warfen die Ruder hin und erhoben die Köpfe. Mein Herz jauchzte auf: Prosper und Emil sprangen an Bord und an meine Brust. Ueberraschung, Freude, Frage und Antwort. Wie glücklich war ich mit meinem Entschlusse, den Rückweg durch die Schweiz anzutreten.

Dießmal genossen wir die Freuden der Seefahrt alle Drei gemeinschaftlich; es war keine Ellen da, die uns Prosper hätte entziehen können, und Emil brauchte nicht besorgt zu sein. Prosper meinte, jetzt genieße er erst die Reise recht, denn seit drei Wochen habe es ihm beim Anblicke jeder Naturschönheit unnatürlich

geschienen, daß ich nicht dabei gewesen. Emil versicherte Dasselbe, und ich glaubte ihnen, denn ich hatte Aehnliches empfunden, und wir drückten einander die Hände.

Prosper und Emil, da sie sich einer Universitätsstadt näherten, hatten, um ihren offiziellen Charakter als Abgeordnete zum Zofinger Bunde zu bekunden, dem Brauche gemäß Schärpen mit den Landesfarben angelegt. Das that sogleich bei unserer Ankunft in Zürich seine Wirkung. Alle Studenten, die sich am Hafen befanden oder uns in den Gassen begegneten, begrüßten und begleiteten uns in den großen Zügen in das bescheidene Hotel zum Schwan, dann in den großen Kneipengarten zur Tanne, wo wir mit Liedern und Wein empfangen wurden. Emil fühlte sich im Treiben dieses, deutschen Universitäten nachgeahmten Lebens sehr behaglich, und er trank und sang gemüthlich mit den Anderen. Prosper war freundlich, aber ernst und still. Wir hatten noch kein Wort von Ellen gesprochen, doch fühlte ich, daß ihn ihr Andenken begleitete. Sein ganzes Wesen war mild, fast melancholisch; seine Stimme zitterte manchmal unwillkürlich, sein ernstes, doch freundliches Gesicht schien immer etwas zu verschweigen. Keinesfalls stimmte es mit dem jugendlichen, etwas rohen Behaben der übrigen Studentenschaft. Zu Hause verhehlte er es nicht, daß er sich für dergleichen lärmende Vergnügungen nicht mehr tauglich fühle, und am Morgen, da uns die Studenten wieder zu holen kamen, ließ er Emil allein fortziehen und schloß sich mir an, da ich mich aufmachte, die Tante Margarethens zu suchen und ihr den Brief zu übergeben. Ich hatte Prosper die Geschichte dieses Briefes erzählt, und er betrachtete den mir gewordenen Auftrag, wie ich selbst, als heilig. Er scheute die Mühe nicht, mit mir alle Gassen zu durchrennen und hundert Mal nach der Adresse der alten Frau zu fragen. Endlich fanden wir sie. Die Tante Margarethens wohnte unweit Zürich in einem einsamen kleinen Hause, am Ufer des Flusses, unfern von dem schattigen Parke, in welchem Geßners Monument steht. Wir fanden eine gute Alte, die sich in einem

beſcheidenen, wenn auch nicht reich eingerichteten, Hausweſen behaglich fühlte. So wie ich ſelbſt den Brief geſchrieben und überbracht, eben ſo mußte ich ihn ſelbſt leſen, da die Alte, wie ſie ſagte, ihre Brille nicht finden konnte. Sie war von dem Inhalte ſehr gerührt und verſicherte, daß ſie das Kind lieber heute als morgen zu ſich nehmen wolle und daß ſie hoffe, es wohl erziehen und endlich als ihre Erbin gut an den Mann bringen zu können. Sie wollte Margarethen alles Das gleich ſelbſt ſagen, und ſo ſetzte ich mich hin und ſchrieb es in ihrem Namen wieder nach Bruſio. Dießmal ging der Brief mit der Poſt ab. Die Alte ließ ſich noch mancherlei erzählen und war ſehr zufrieden, daß Margarethe bei den Signori Trippi, den Honoratioren ihres Ortes, in Anſehen und Achtung ſtehe. Zum Dank für ſo gute Nachrichten ſetzte ſie uns ein gutes Frühſtück in Wein und Käſe vor, und als wir uns verabſchiedeten, nahm ich die Beruhigung mit, daß Margarethens Kind hier gut aufgehoben und geborgen ſein werde. Möge der Dichter der Idyllen über Pepita's Jugend gewacht und ihr eine glückliche Ruhe für alle Zeiten ins Herz gehaucht haben!

Proſper war mit ſeinem Vormittage zufrieden; er wollte ſich den guten Eindruck nicht ſtören laſſen, und wir ſpazierten allein durch die ſchattigen Alleen in der Nähe. Auf einer Steinbank ruhten wir aus. Plötzlich zog Proſper einen Brief aus der Taſche und hielt ihn mir unter die Augen. Von Ellen? ſagte ich.

So iſt es! lächelte er — ſie hat ihr Wort gehalten und mir von Lauſanne aus geſchrieben — ich habe ihr nach Montreux, wo ſie jetzt iſt, geantwortet.

Und wie ſchreibt ſie? fragte ich.

So, wie Sie es wünſchen, antwortete Proſper und verſuchte, zu lächeln — wie eine „Reiſe-Bekanntſchaft" an eine „Reiſe-Bekanntſchaft" ſchreibt. Ich hoffe, fügte er dann hinzu und drückte mir krampfhaft die Hand — ich hoffe, Sie, auch eine Reiſe-Bekanntſchaft, werden mir wärmer ſchreiben. In wenigen Tagen verläßt ſie den Genfer See, um noch vor dem

Winter Italien zu erreichen; nächſtes Jahr geht ſie nach Griechenland und in den Orient, immer den Spuren ihres Lords folgend und ſich immer mehr und mehr vertiefend in ihren unheilvollen Wahnſinn.

Sein Nacken, der ſtolz und energiſch, wenn auch etwas geneigt, den ſchönen Kopf zu tragen gewohnt war, beugte ſich herab; er legte beide Hände in den Schooß und betrachtete ſchweigend den Brief, den er halb zerknittert vor ſich hin hielt. Dann ſprang er auf und ſagte: Wir wollen die kurze Zeit, die wir noch mit einander zu verbringen haben, nicht ſo eitel verſchwenden, ſondern heiter leben. Sprechen wir nicht mehr von Como und ſeinem Abenteuer.

Das thaten wir denn auch nicht. Die zwei Tage wurden nützlich und heiter dahin gelebt; die Kollegien waren noch nicht geſchloſſen, und wir beſuchten den belehrenden Profeſſor Löwig und den intereſſanten Oken.

Als ich weiter wanderte, nahm ich das ſüße Bewußtſein mit, in den Schweizer Bergen zwei gute, warme Freunde zurückgelaſſen zu haben. — —

Proſper ſchrieb mir, ich antwortete, und Jahr auf Jahr verging. Proſper hatte ſchon die Univerſitäten von Bern und Paris hinter ſich und ſaß bereits als Arzt in ſeiner Vaterſtadt Lauſanne, und ſeine Lebens-Anſichten, die er mir auf der Terraſſe von Varenna aus einander geſetzt, ſchienen, trotzdem er ſie ſelbſt als Lug bezeichnet hatte, nach und nach Lebenswirklichkeiten werden zu wollen. Mit Emil ging es nicht ſo, wie es Proſper gewünſcht hatte. Der ſah bald ein, daß er nicht für die Wiſſenſchaft geboren war, und hatte ſich, lange bevor der Freund aus Paris zurückgekommen, als ſolider und ruhiger Beſitzer eines kleinen Gutes am Ufer des Genfer Sees, in der Nähe von Lauſanne, eingerichtet und mit bürgerlicher Ruhe unter den Töchtern des Landes gewählt und ein Weib genommen. Proſper ſchrieb mir oft und mit Freude von des Freundes, wenn auch beſchränktem, doch ſchönem Glücke. Im Ganzen bildeten die Erfahrungen,

die er in der Fremde, beſonders in Paris, gemacht, den Inhalt ſeiner lebensvollen und warmen Briefe. Bei den nur wenigen gemeinſchaftlichen Erlebniſſen war es natürlich, daß er von Zeit zu Zeit auf die Tage vom Comer-See zurückkam und an dieſen oder jenen Moment erinnerte. Der Ton, in welchem er von jenen Zeiten ſprach, war aus einem melancholiſchen nach und nach ein ziemlich klarer und endlich ein ſo ruhiger geworden, daß ich, da ich Anfangs nur mit Vorſicht auf dieſen Gegenſtand unſeres Briefwechſels eingegangen, endlich ohne Rückhalt darüber ſprach und ihn zuletzt als einen veralteten und erſchöpften ganz fallen ließ. Aber damit verſchwand auch der Stoff, der uns urſprünglich an einander geknüpft hatte — unſere Lebenswege nahmen ganz verſchiedene Richtungen — Proſper war ſehr beſchäftigt, und der Briefwechſel ſtockte. Höchſtens alle zwei Monate kam mir ein Brief mit dem Poſtſtempel Lauſanne zu.

So kam das Jahr 1846 heran. Ich bereiste Norddeutſchland und machte in Hannover einen längeren Halt. Dort erreichte mich ein Brief Proſpers, in welchem wie ſchon ſeit lange nur noch von politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtänden ſeiner Heimat die Rede war und in welchem der junge Arzt für einige Zeit Abſchied von mir nahm, da er, zu einer municipalen Würde erhoben, viel Arbeit vor ſich ſah. Deſto mehr überraſchte es mich, als ich ſchon einige Tage ſpäter wieder einen Brief Proſpers in Händen hielt. Dieſer war kurz, offenbar in Eile geſchrieben, und lautete ſo:

„Mein Freund!

„Stellen Sie ſich meine Ueberraſchung vor! Vorgeſtern iſt Miß Ellen Grey mit ihrem Vater hier in Ouchy angekommen. Sie ſtieg im Anker ab und ließ mich ſogleich holen. Ihre Geſundheit iſt angegriffen und ſchwächer als vor vier Jahren, aber ſie ſieht doch jünger und unendlich ſchöner aus als damals. Ihr Wahnſinn iſt derſelbe, nur, wie es ſcheint, intenſiver. Sie hat ganz Italien, Griechenland und einen Theil des Orientes

gesehen — oder vielmehr nicht gesehen. Sie spricht nur von Abydos, Missolunghi ꝛc., nur von den Orten, die Byron berührt hat und die ihr heilig sind. Ich habe den ganzen gestrigen Tag in ihrer Gesellschaft verbracht; heute ging sie in das Lausanne gegenüber liegende Bad Evian ab, und ich bin ihr Arzt. Sie ersehen daraus, daß ich ein gewissenhafter Medicus bin, denn ich selbst habe sie dahin und von Ouchy fortgeschickt. Doch werde ich sie oft besuchen. Emil grüßt Sie. Er ist ein ganzer Philister geworden. Da er von Ellens Ankunft hörte, schlug er verzweifelt die Hände über dem Kopf zusammen. Er ist ein Narr und hält mich auch dafür. Ich aber bin es seit lange nicht mehr, sondern bin ein ruhiger Bürger und praktischer Mann. Apropos! Meine Familie will mich verheirathen, ich glaube aber nicht, daß etwas aus der Sache wird.

Ihr Prosper."

Diesem Briefe, welcher trotz seiner Schlußsätze meine Besorgniß erweckte und meine Aufmerksamkeit dem Genfer See zulenkte, folgten rasch und unregelmäßig viele andere, die mir bald bewiesen, daß jene Besorgniß nicht unbegründet gewesen. Ich gebe hier nur Auszüge derjenigen, welche dem Ende zudrängende Einzelnheiten enthalten.

„Evian, im August.

„Ich schreibe Ihnen dieses unter den zwei prächtigen Platanen, die den ganzen Hof des Badehauses wie ein großartiges Zelt undurchdringlich beschatten. Im Badehause selbst wohnt Ellen, die jetzt Siesta hält, nachdem wir auf dem See eine kleine Spazierfahrt gemacht. Ich bin nämlich ihr Arzt und habe mir einen schönen, bequemen Kahn bauen lassen, der mich alltäglich von Lausanne hieher bringt. Von Lausanne aus sehe ich mit einem guten Fernrohr über den See, der hier am Breitesten ist, aus meinem Fenster gerade in das Fenster Ellens, und das thue ich oft und verbringe mit dieser kindischen Beschäftigung meine halbe Zeit; hier in Evian hüte ich mich, hinüber

nach Lauſanne zu ſehen, was doch das Hauptvergnügen der hieſigen Gäſte auszumachen pflegt. Jeder Blick da hinüber vermehrt meine Gewiſſensbiſſe; denn ich vernachläſſige meine Kranken, meine Familie, meine Pflichten, meine ganze Zukunft. Sie ſehen, ich fange an, mich anzuklagen, ich greife zu dem erbärmlichen Mittel ſchwacher Seelen, das zu nichts führt, als zur Befeſtigung in der Schwäche. Anſtatt mit einem energiſchen Ruck ihrem Zuſtande eine andere Wendung zu geben, erleichtern ſie ſich für Momente in Worten. Wenigſtens gebe ich mich in dieſer Hinſicht keiner Täuſchung hin. Die kurze Spanne Zeit, die Ellen noch gegönnt iſt, will ich mit allem Glück und Unglück bis auf die Neige auskoſten. Sie ſchwindet dahin und wird den Herbſt nicht überleben. Folge dann, was will; mir iſt die Zukunft gleichgültig, darum bin ich geizig mit der Gegenwart, mit dem Augenblicke, den ich mit ihr verleben kann. Sollte man nicht meinen, daß dieſe Augenblicke nur Freude, nur Glück bringen? Mein Freund, ſie ſind nur eine Reihe der bitterſten Kämpfe, der erniedrigendſten Kämpfe gegen Schatten. Ihre Einbildung, ihr Byron zehrt an ihr wie ein Vampyr. Es iſt furchtbar, ſich ſagen zu müſſen, daß ſie ohne dieſen Vampyr vielleicht ihrer Krankheit hätte entriſſen werden können, und beſchämend iſt es, ſich in einem nutzloſen Kampfe gegen einen unſichtbaren Feind, gegen einen todten Nebenbuhler aufreiben zu müſſen. Wo ihn faſſen und wo den Muth hernehmen, den ſchönſten Traum eines geliebten Herzens zerſtören zu wollen?

„Trotzdem bin ich nicht ganz elend. Meine Fahrten über den See zu ihr herüber; kleine Ausflüge mit ihr über die herrliche Waſſerfläche, durch Sonnenlicht oder Mondſchein; ihr hingebendes Vertrauen; das Glück, ſie ungeſtört, oft allein, abgeſondert von aller Welt, betrachten zu können, ihr zuzuhören — alles Das webt doch ein Netz von lieblichen Stunden und Gefühlen um mich, dem ich nicht entrinnen möchte. Der Vater überläßt ſie meiner Sorgfalt gern, und Emil iſt gut. Oft begleitet er mich als Steuermann, wenn ich in der Nacht herüber

muß, und läßt nun auch von den Vorwürfen ab, die er mir nach der Ankunft Ellens ſchuldig zu ſein glaubte. Ja, er ſucht mich zu beruhigen, wenn ich mir ſelbſt über Vernachläſſigung meiner Stellung Gewiſſensbiſſe mache. Warum iſt man mit ſolcher Freundſchaft nicht zufrieden?!"

„Evian, vom Ende Auguſt.

„— es war einer jener Tage, die man als unvergängliches Stück Jugend, als Zehrpfennig für traurige Zeiten und armes Alter mit ſich fortträgt durchs Leben. Wir fuhren ſchon ſehr früh von Evian ab. Ellen befand ſich wohl und war heiter. Sie lag auf einem weichen Lager mitten im Kahn, der Vater übernahm die Beſorgung des Segels und kam als ächter Engländer ſeinen Verpflichtungen trefflich nach. Ich ſaß zu Häupten Ellens am Steuer. Ein ſanfter Südweſtwind trieb uns ſacht gegen Chillon, das wir ſchon ſeit lange nicht beſucht hatten und das eine der heiligen und von Ellen beſonders bevorzugten Stätten iſt. Wie ſehr es mich Anfangs auch empörte, immer den Prieſter und Helfer ihrem Götzendienſte zu ſpielen, ſo habe ich mich doch endlich daran gewöhnt, ich denke bei ſolchen Fahrten mehr an das Vergnügen, mit Ellen zu ſein, als an den Zweck der Fahrten. Auf der kleinen, kaum zwei Schritte breiten Inſel, auf welcher die drei Bäume ſtehen, die in dem Gedichte „Der Gefangene von Chillon" erwähnt werden, legten wir zuerſt an. Ellen ſetzte ſich am Fuße der Bäume hin und flocht aus Gräſern, Blättern und wilden Blumen, die da wuchſen, einen Kranz, den ſie ſich dann aufſetzte. Sie ſah wie Ophelia aus, und der Eindruck von Friſche und Geſundheit, den ſie mir am Morgen gemacht, war dahin. Traurig brachte ich ſie nach Chillon.

„Eine geſchwätzige Pförtnerin fing an, mit großer Suade die Geſchichte des alten Schloſſes zu erzählen. Ellen gebot ihr Stillſchweigen und ſtieg mit feierlichen Schritten in den Kerker Bonivards hinab. Wie ſie in dem langen, dunkeln Säulengange, noch immer den Kranz auf dem Haupte, auf und niederſchritt,

ſchien ſie mir bald eine begeiſterte Prieſterin, bald eine Wahnſinnige. Wie ſchön ſich auch auf dem dunklen Grunde die junge, zarte Geſtalt ausnahm, doch ergriff mich ein Gefühl der Entrüſtung; es war mir, als ob plötzlich alle Liebe von mir abfiele, und mit ſchnellen Schritten verließ ich das Gewölbe und ging hinaus, über den öden Hof, und ſetzte mich aufathmend auf das Geländer der Zugbrücke ans heitere Sonnenlicht. Ich kam mir ſelber ſo wahnſinnig vor wie Ellen und bildete mir ein, mit dieſem Bewußtſein plötzlich meine Heilung erreicht zu haben. Aber ich fühlte mich ſo öde; mein ganzes Weſen ſchien ſeinen Inhalt verloren zu haben. Ich drückte mein Geſicht in die Hände und ſuchte in der Erinnerung den Menſchen, der noch vor Wochen in mir gelebt hatte; ich fand ihn nicht. — Ich öffnete die Augen und ſah nach dem ſchönen Berge des Dent de Jaman, nach den rauſchenden Bäumen rings um mich, nach dem lächelnden See; ich verſuchte es, den Liedern der Vögel in den Zweigen zu lauſchen — es war mir Alles farb- und tonlos, kalt, gleichgültig.

„Mit dieſen Experimenten des Arztes mit einem Kranken mochten Stunden vergangen ſein, denn als Ellen aus dem Schloſſe trat, war es bereits ziemlich ſpät. Sie ſah mir erſchrocken ins Geſicht, das allerdings zerſtört und blaß geblickt haben mochte, und fragte mich theilnahmsvoll, was mir fehle. Der ekſtatiſche Ausdruck, den ſie aus dem Kerker mitgebracht, verſchwand bei dieſer Frage ſchnell aus ihren Augen und wich dem herzlichſten innigſten Mitleiden. Seit Wochen gewohnt, in ihrem Geſichte zu leſen, entging mir dieſer ſchnelle Wechſel nicht, und meine Seele jubelte auf in der unterdrückten Frage, ob nun endlich das Phantom zu weichen anfange. Ich beruhigte ſie, ſchützte ein vorübergehendes Kopfweh vor und führte ſie in den Kahn.

„Indeſſen hatte ſich das Wetter geändert; der ſanfte Südweſtwind war in einen ziemlich energiſchen Südwind umgeſchlagen, der gerade von Evian, dem wir zuſteuern wollten, ſtark herwehte. Wir lavirten: der ſegelkundige Vater that ſein Möglichſtes; ſo

kamen wir zwar etwas vorwärts, konnten aber vom nördlichen Ufer nur schwer abkommen. Schon senkte sich die Nacht herab, als wir noch zwischen Vevay und Lausanne hin und herfuhren, ohne Hoffnung, bei anhaltendem Winde das südliche Ufer vor vielen Stunden zu erreichen. Ellen war zwar munter und freute sich am Schaukeln des Kahns und der Verlegenheit ihres Kapitäns und Bootsmannes, ich aber besorgte, daß ihr der laue Südwind eine böse Nacht verursachen werde. Aehnliches schien der Vater zu fürchten, denn er fragte mich mit besorgter Miene, ob nicht am nördlichen Ufer wo eine Herberge für diese Nacht zu finden wäre. — Wenn Sie, sagte ich, die Fahrt unterbrechen wollen, was ich vollkommen billigen würde, so wüßte ich unfern von Lausanne ein gastliches Haus, das glücklich wäre, Sie zu beherbergen. — Der Vater ging darauf ein, und Ellen war mit der Abwechselung zufrieden. So richtete ich das Schiff gegen Lausanne und Ouchy; dahin ging es rasch, und schon nach einer halben Stunde konnte ich Ellen die Fenster des Hauses zeigen, in dem sie übernachten werde. Eine freundliche Villa, in der gut wohnen sein muß! sagte sie — sie muthet mich gastlich an. So habe ich mir immer meine Villa gedacht, abgewendet vom Lärm der Welt, mit einem Fuße im See und einen Kahn davor. Aber, fügte sie hinzu, werden wir ihrem Eigenthümer auch willkommen sein? — Er wird glücklich sein, sagte ich und küßte ihre Hand, denn es war mein Landhaus, vor dem wir eben anlangten. Meine Tante hatte es mir gekauft, um der beabsichtigten Heirath mehr Glanz zu geben, und es so komfortabel als möglich eingerichtet. — Ich führte, zitternd vor Freude, Ellen durch meinen Garten, in mein Haus; die Dumpfheit, die sich vor Chillon meines Wesens bemächtigt, verschwand und machte ganz dem süßesten Gefühle Platz, der holden Illusion, als ob ich Ellen für immer und ewig in meinen Lebenskreis einführte. Jedes Wort des Wohlgefallens, das sie auf dem Wege durch den Garten über die freundliche Besitzung aussprach, fiel mir warm ins Herz, und das verwunderte Gesicht meiner

Wirthschafterin, als ich über die Schwelle trat, machte mich glücklich lächeln. Ich führte Ellen und den Vater in den untern Salon. Bei wem sind wir? fragte Jener. — Seien Sie mir in meinem Hause herzlich willkommen! antwortete ich. Der Vater schlug herzlich in meine Hand, und Ellen war freudig überrascht; auch sie faßte meine Hand und drückte sie warm. Sie schien etwas aufgeregt und war schweigsam, dann reichte sie mir die Stirn zum Kusse. Der Vater verließ uns, um mancherlei aus dem Kahne zu holen, und ich war allein, in meiner Stube allein mit Ellen. Wir waren beide stumm. Schweigend führte ich sie an einen großen Fauteuil; sie sah sich in der Stube um und lächelte, dann sagte sie: Lieber, theurer Freund, ich fühle mich so wohl und glücklich unter Ihrem Dache! Wäre die alte Wirthschafterin nicht mit der Lampe gekommen, ich wäre ihr zu Füßen gesunken, ich hätte ihr gesagt, daß ich sie unendlich liebe. — Bald saßen wir gemüthlich um den Tisch, auf welchem die Theemaschine sang. Wir plauderten, wir scherzten, wir lachten, wie wir es noch nie gethan hatten; es herrschte eine klare Heiterkeit, deren ich uns drei nicht für fähig gehalten hätte. Der Vater wurde ganz und gar zum behaglichen, englischen Hausvater, und er gestand es zu, indem er versicherte, daß er sich nicht so komfortabel gefühlt habe, seit er seinen Theetisch in Calcutta verlassen. Ellen stimmt mit ein in das Lob meines Hauswesens und machte die Hausfrau. Sie hatte sich den Schrank gemerkt, aus dem die Alte die Utensilien genommen, und sie holte manches Fehlende und ging, lieblich waltend, bestellend und besorgend hin und her. Mein lieber, ferner Freund! muß ich es Ihnen erst sagen, welche Gedanken und Wünsche mir während dieser Stunden lieblich schwärmend durch den Sinn zogen?

„Es wurde spät, und ich mußte mich zurückziehen, um meine Gäste der Ruhe zu überlassen. Ich nahm Abschied, versprach, mit dem Frühesten zu kommen, und wanderte gegen Lausanne, da ich es nicht für gut gehalten haben würde, in dem Landhause zu übernachten, selbst wenn es des Raumes genug gehabt hätte.

Schon hatten die Frau Basen von Lausanne ohnedieß viel zu sprechen von der „tollen Engländerin", mit der ich umherziehe, für die ich meine Kranken vernachlässige, meine Carriere ruinire und eine sehr vortheilhafte Heirath vereitele. Langsamen Schrittes ging ich den Hügel hinauf der Stadt zu, immer in Gedanken bei dem Bilde häuslichen Glückes verweilend, das ich eben verlassen hatte. Ich malte es mir immer schöner und schöner aus, ich suchte es zu festigen für ewige Zeiten, und mitten unter diesen Gedanken mußte ich mich daran erinnern, daß Ellen jetzt in dem Bette schlafe, das meine Tante der mir bestimmten Braut zugedacht hatte. Ich erschrak, als ich mich plötzlich vor meinem Hause in der Stadt fand; ich wollte pochen, es war mir nicht möglich. Es schien mir hart, das einsame Haus am See so allein und unbewacht zu lassen, und ohne zu wissen, was ich that, wandte ich meine Schritte und wanderte wieder der Villa zu. Es war eine schöne Nacht, und Alles lachte mir freundlich, nur die Häuser, in denen über mein Treiben so viel geplaudert worden, schienen mich dumm und neidisch anzuglotzen, und ich zuckte verächtlich die Achseln. Freudiger Lebensmuth überkam mich, ich hob den Kopf und schritt frisch und munter, den Sternen in die Augen sehend, mit großen Schritten die Berge hinab. Leise schlich ich durch den Garten und sah zu der Stube hinauf, in der Ellen schlief. Good night! sagte ich leise und setzte mich auf die Treppe vor dem Hause. Ich sah über den See, der Bahn entgegen, auf der ich morgen mit Ellen wieder fahren sollte, und ich entdeckte noch Lichter in Evian, dem Bade, das ihr ihre Gesundheit wiedergeben sollte. Erschrocken schlug ich die Hände zusammen, und mein ganzes Glück schien zerrinnen zu wollen. Seufzend ließ ich den Kopf fallen; all mein ärztliches Wissen kam in wilde, chaotische Bewegung. Ich wühlte es auf und suchte nach Mitteln, dieses theure Leben zu retten. Mit ungeheurer Anstrengung kombinirte ich, verglich ich, suchte ich mich an Alles zu erinnern, was ich je gehört, gelesen, gelernt hatte. Oft warf ich mich entmuthigt

auf die Steintreppe hin und küßte verzweifelt und doch wie Troſt und Muth ſuchend, die Schwelle, die ihr Fuß berührt hatte. Dann fielen mir wieder die häufigen Täuſchungen der Aerzte, die plötzlichen Rettungen ein, und ich ſchöpfte Athem und klammerte mich an dieſen Halm. Ihre wahnſinnige Byrons-Idee, ſagte ich mir, die keine Befriedigung finden konnte, mag der einzige zehrende Wurm ihres Lebens ſein. Gottlob! ſie ſcheint ſie verlaſſen zu wollen, und wie viele Wahnſinnige, die während des Wahnſinnes hinſiechen, mit der Heilung des Geiſtes auch die des Körpers erlangen, ſo kann auch ſie wieder aufblühen, wenn ſie zur Wirklichkeit erwacht — wenn ſie liebt, wenn ſie mich liebt! Der Gedanke war zu ſchön, als daß ich ihn hätte laſſen können; ich ſpann daran weiter, und ich glaubte, daß Ellen ſeit dieſem Abend die Schönheit des wirklichen, liebenden Lebens erkannt habe. — Nicht vom Rauſchen der Bäume, vom Liſpeln des See's wollte ich geſtört ſein, und ich drückte die Ohren in die Hände und ſchloß die Augen und träumte von den Abenden in dieſer Stube hinter mir. Schnell vergehen die Stunden mit ſolchen Träumen. Als ich die Augen wieder aufſchlug, war es Tag, und ich wußte nicht, ob ich wachend oder ſchlafend geträumt hatte. — Ich ſtieg in den Kahn und bereitete Alles zur Abfahrt und trug Kiſſen und Teppiche hinein. Dann ſetzte ich mich in die Stube, dem Fauteuil gegenüber, welcher geſtern Ellen umarmt hatte. Das ganze Haus ſchien mir ſo freundlich, daß ich mir vornahm, es künftig ausſchließlich zu bewohnen. Die Tante hatte es mit großer Bequemlichkeit eingerichtet, aber es ſollte doch Manches verändert werden, Manches hinzukommen, was ihm einen mehr engliſchen Anſtrich und einen edleren Anhauch geben ſollte. Ich war ganz in Wirthſchafts-Gedanken vertieft, als meine Gäſte eintraten. Ellen ſah man nicht, wie ſonſt, die Müdigkeit von der geſtrigen Reiſe an; ſie blühte, wie eine junge Roſe, und ſie ſchrieb Das der ſüßen Ruhe in meinem Hauſe zu. Ich gab ihr den Arm, um ihr noch den Garten und die ſchöne Ausſicht zu zeigen. Am

Kahne bemerkte ſie die Vorbereitungen zur Abfahrt. Wollen Sie uns ſo ſchnell los werden, lieber Proſper? fragte ſie vorwurfsvoll ſcherzend — das iſt ſchade; denn ich hoffte, Sie würden uns noch wenigſtens den Tag hindurch beherbergen wollen. Ich fühle mich hier ſo wohl wie nirgends, wie ſeit langem nicht! — Jubelnd ſprang ich in den Kahn und warf Kiſſen und Teppiche rückſichtslos zurück in den Garten und auf das naſſe Gras. — Theure Ellen! rief ich und faßte ihre beiden Hände — ſchon der geſtrige Abend hat mir dieſes Haus fürs ganze Leben theuer gemacht! — Sie ließ ihre Hände in den meinigen ruhen und ſah mich ſchweigend an; dann wie aus einem Traume erwachend, ſagte ſie: Ja, es war eine ſchöne Einkehr! Und um ſich blickend, fügte ſie hinzu: Es iſt ſo ſchön hier, ſo ſchön iſt der ganze See, ſo ſchön iſt Alles! die Berge, die Sonne, die Bäume, die Blumen hier. Es iſt mir, als ob ich Das alles, als ob ich Sie, lieber Proſper, Sie, den guten, alten theilnehmenden Freund, zum erſten Male ſähe. — Ellen! rief ich entzückt, halten Sie dieſes Gefühl feſt! Gehören Sie Ihrem Vater, Ihrem Freunde! Laſſen Sie nicht wieder den undurchdringlichen Nebel aufſteigen, der Sie von ihnen trennt! Halten Sie dieſe theuren Augen offen für Sonne, Bäume und Blumen und das Herz offen für Die, die Sie lieben! Ellen, rief ich endlich mit gebietender Stimme, Ellen, werden Sie geſund!

„Sie fuhr ſich mit beiden Händen über Stirn und Wangen und blickte gedankenvoll vor ſich hin. Dann ließ ſie den Kopf ſinken und ſagte beſchämt, aber lächelnd: Glauben Sie mir, mein Freund, ich ſehe klar.

„Sie hängte ſich an meinen Arm, und wir gingen ſchweigend durch den Garten auf und nieder. Wie ſie manchmal ſtehen blieb und die Stirn in die Hand ſtützte, ſchien ſie Gedanken zu ſuchen und zu ſondern, und ich wollte ſie nicht ſtören; nur lächelte ich ihr manchmal Ermuthigung zu. Doch wollte ich ſie nicht in Brüten verſinken laſſen, ſie im Gegentheil in der ſchönen Welt, die ſie erkannt hatte, feſthalten, und ſo führte ich ſie auf eine

Terrasse am See und deutete hinaus auf das herrliche Schauspiel, das sich vor uns aufthat. Sie nickte mit dem Kopfe und folgte meiner Handbewegung, dann aber wandte sie sich mir zu und hatte die Augen voll Thränen. Ja, mein Freund, rief sie, ich sehe und erkenne Alles! und mit diesen Worten fiel sie an meine Brust, und ich drückte einen glückseligen Kuß auf ihre Lippen.

„Ich habe diesen Brief mit der Absicht angefangen, Ihnen den Tag auf meiner Villa zu beschreiben; ich werde es nicht thun, ich kann es nicht. Es war der schönste, glücklichste, reichste Tag. Genug! Ich glaube an Glück, ich hatte eine Offenbarung des Glückes. — Ellen war den Tag hindurch die Hausfrau in meinem Hause — der Vater war der glückliche Zuschauer eines glücklichen Schauspiels. Er sprach wenig, er ließ uns gewähren. Nachmittags kam Emil herüber und fühlte sich bei der Engländerin sehr wohl und behaglich. Abends begleitete er uns hinüber nach Evian und kehrte heute Morgen zurück auf meinem Kahne. So bin ich glücklich abgeschnitten und muß hier bleiben, bis er mich holt. Ellen kommt. Leben Sie wohl. — Ich mußte von meinem Glück sprechen, ich mußte es weit in die Welt hinaus und in das vertraute Herz eines Freundes verkünden. Leben Sie wohl.

Ihr Prosper."

Wochen, Monate verflossen — es kam mir nach diesem Briefe vom Genfer See keine Nachricht zu, wie sehr ich auch drängte, wie sehr ich Prosper mit Fragen bestürmte. Endlich gegen Ende des Jahres erreichte mich in Prag ein Brief, der den Poststempel Lausanne trug und dessen Schrift mir fast ganz unbekannt war. Er war von Emil und sagte nach einer traurigen Einleitung und unter Anderem ungefähr Folgendes:

„Vor vierzehn Tagen haben wir sie begraben, und zwar hier auf Lausanner Grund; denn sie starb in Prospers Hause, ihn liebend und drei Tage vor ihrem Tode mit ihm vermählt. Der Lord Oberrichter von Indien ist vorgestern mit seinem Schwiegersohn Prosper auf seinen Posten in Calcutta zurückgekehrt. Er

hat es zwar von Proſper nicht verlangt, daß er Europa mit ihm verlaſſen ſolle, aber dieſer hat, ohne ein Wort darüber zu ſagen, ſeine Sachen gepackt und iſt mit in den Wagen geſtiegen. So fuhren ſie Beide ab. Ein Mann wie Proſper kann ſeinem Kummer nicht erliegen; ein Mann wie Proſper rafft ſich auf. In wenigen Jahren werden wir von ihm hören und von den Dienſten, die er, ſeinen Aufenthalt in Indien benutzend, den Naturwiſſenſchaften geleiſtet haben wird. So wird ſein Schickſal, ich hoffe es mit ganzer Seele, noch eine günſtige Wendung nehmen und er ſich ein Leben ſchaffen, das ſeines edlen Geiſtes würdig iſt. Hier, wo alle ſeine Verhältniſſe gelöſt waren, wäre ohnehin nicht länger ſeines Bleibens geweſen. Ich aber bin nun allein. Von Alexandria verſprach er mir und Ihnen zum erſten Male zu ſchreiben. Könnten wir es für die Zukunft nicht ſo einrichten, daß wir die empfangenen Briefe eintauſchten und uns ſo der Korreſpondenz mit dem fernen Freunde doppelt freuten? Schreiben Sie mir und kommen Sie doch, ſobald es Ihre Verhältniſſe erlauben, nach Lauſanne — wie Vieles hätten wir zu beſprechen! Ihr ergebenſter Emil."

# Zweites Buch.

## 1.

## Eine indo-germaniſche Geſchichte.

Miß Ellen Grey, die in Lauſanne begraben liegt, war nicht die einzige Blume aus Hindoſtan, die der Wind des Zufalls über meine Lebenswege trug. Noch einen zweiten Gruß ſchickte mir das fabelhafte Hindoſtan in Geſtalt Aurengs, den ich auch eine Blume nenne, obwohl ich ihn nur in Schmutz und Gaſſenkoth blühen ſah. Denn ſeit ich Sakuntala geleſen, erſcheinen ſie mir alle als Blumen und Pflanzen, dieſe Kalidaſa'ſchen Menſchen, alle als ſchöner Uebergang vom Lotos zum redenden Geſchlechte, und dieſer Aureng war ein ächter, wirklicher und wahrhaftiger Nachſproſſe jener Sakuntala'ſchen Weſen, ein wirklicher und wahrhaftiger Sohn der uralten Hindus vom heiligen Ufer des Ganges.

Spring Street iſt nur durch Newroad von jenem Theile Londons getrennt, den man gewöhnlich allein unter dem Namen Weſtend begreift — aber welche zwei verſchiedene Welten in Weſtend und in Spring Street! Weſtend, die Welt der Grooms, Jockey's, Kammerjungfern, die Welt der Renten, der Eitelkeit, des Glanzes, mit Einem Worte „Vanity Fair" — Spring Street eine ökonomiſche Gaſſe zimmervermiethender Wittwen und arbeitender Gentlemen, die von der Gentry wohl eingeladen, aber

nie beſucht werden, die ein Bedroom ohne Salon und höchſtens zu Fünfen einen Parlour haben. Im Mai 1850 war dieſe ökonomiſche Gaſſe von Flüchtlingen aller geſchlagenen Nationen bewohnt, und in einem kleinen Hauſe, das einen Parlour, gar keinen Salon und viele Bedrooms beſaß, wohnte ich.

Um ins Leſe-Kabinet oder zu Freunden oder in die City zu gelangen, mußte ich alltäglich an Stanhope Place vorbei, der vom Weſtend dem Hyde Park zu ausmündet. Als ich den Weg zum erſten Mal machte, um ihn in Zukunft mit Regelmäßigkeit zur ſelben Stunde zu wiederholen, blieb ich an der Ausmündung dieſer Weſtend-Gaſſe überraſcht ſtehen.

Es war ein unangenehmer Tag. Durch den dicken Nebel blickte die Sonne ſtrahlenlos und hing todt und braun wie eine Leber am Himmel; ein feiner Regen rieſelte unaufhörlich herab und erweichte den Mac-Adam, der unter den Rädern der eleganten Cabs aufſpritzte und die Kleider plebejiſcher Wanderer beſprenkelte. Mit großen Sprüngen ſuchte man von einer Seite der Gaſſe auf die andere zu gelangen. An der Mündung von Stanhope Place, Hyde Park gegenüber, wurden die Sprünge überflüſſig, denn da führte ein reingefegter Steg hinüber. Der Mann aber, der mit ſeinem Beſen in der Hand an dieſem Stege ſtand und dem man dieſen bequemen Uebergang verdankte, er war es, vor dem ich verwundert ſtehen blieb. Es war der erſte Hindu, den ich im Leben geſehen. Sein Kopf war von einem ſchneeweißen Tuche turbanartig umwunden; die tiefſchwarzen und dichten Locken, die hervorquollen und auf den nackten Hals fielen, und das braune, bronzene Geſicht, ohne die geringſte Farben-Nuance, ſtachen ſo deutlich von der weißen Kopfbinde ab, und wieder von dem braunen Geſichte, ohne geringſten Farben-Uebergang, traten die dunkelglühenden, großen Augen mit langen ſchwarzen Wimpern und breitgewölbten, feinen Brauen auffallend hervor, faſt eben ſo auffallend wie die weißen und kleinen Zähne, die aus dem halbgeöffneten Munde glänzten. So war dieſer Kopf mit gutem Gewiſſen ſchön, jedenfalls intereſſant zu nennen. Daß die Naſe

nur klein war und fast weibisch geformt, vergaß man über dem feinen Schnitt und über den heißen Nüstern. Am Leibe trug der Hindu einen weißen, eng anliegenden Kittel von dünner Baumwolle, als ob er noch in den warmen Palmenwäldern von Benares wandelte, und um den Gürtel einen breiten Shawl, der zwar von Alter ausgefranzt war, aber so unabsichtlich zum malerischen Schmuck wurde. Die ganze Gestalt war schwächlich, zart und trotz einer gewissen Trägheit, die sich in der Haltung aussprach, leicht beweglich und anmuthig. Das Alter war einem ungeübten Auge schwer zu bestimmen; aber bei näherer Betrachtung glaubte man noch an Jugend, wenn auch an eine früh verwelkte. Wie er da stand, den Kopf nach der einen Seite neigte, mit großen Augen die Vorübergehenden ansah und stumm den Lohn für seine Arbeit verlangte, bedeckt von nordischen Nebeln und zitternd in der dünnen Kleidung, hatte die ganze Erscheinung etwas so Rührendes, so traurig Schönes, daß sie trotz der schmutzigen Beschäftigung, trotz des niedrigen Amtes und des Besens nichts von der Romantik verlor, die ein Leser der Sakuntala bei der ersten Begegnung mit einem Hindu zu finden wünscht. Diese Romantik bekam nur noch einen tragischen Anstrich.

Er bemerkte bald, daß ich darum nur so lange nach dem Penny in der Tasche suchte, um ihn desto länger betrachten zu können, und schüchtern ließ er den Kopf noch tiefer sinken. Erst als ich merkte, daß mancher Vorübergehende, meinen Aufenthalt benutzend, hinter meinem Rücken vorübereilte, ohne den Obolus zu bezahlen, ging ich weiter. Der Hindu erkannte meine Absicht, wie er mein anfängliches Erstaunen bemerkt hatte, und er lächelte mir dankbar nach.

So erkannte er mich denn auch sogleich wieder, als ich am nächsten Tage vorüberkam, und schon nach einer Woche waren wir gute Bekannte. Immer wurde ich mit einem „good morning, Sir!“ empfangen und einem „thank you, Sir“ entlassen. Denn das Mitleid, das mir der überpflanzte Hindu ein-

geflößt, ließ mich nie ohne die Steuer eines Penny an ihm vorübergehen. War er mir von Anfang an intereſſant, da uns Alles, in deſſen Geſellſchaft wir nicht aufgewachſen und das wir erſt ſpäter kennen lernten, ewig fremdartig und romantiſch bleibt, ſo wurde er mir von Tag zu Tage noch intereſſanter, je öfter ich in dieſes melancholiſche Auge blickte, je ſchreiender und ſchmerzlicher mir der Kontraſt zwiſchen dem zarten Leibe, dem ſanften Ausdrucke des Geſichtes und der niedrigen Beſchäftigung erſchien. Eine Beobachtung rührte mich ganz beſonders. Ich hatte bald bemerkt, daß er, der aus dem Sonnenlande kam, an ſonnigen Tagen, die ihn meiner Berechnung nach hätten erheitern ſollen, beſonders betrübt und traurig daſtand, während er an regneriſchen ein zwar durchfröſteltes, aber doch zufriedenes Geſicht zeigte. Anfangs wollte ich mir das ſo erklären, als ob die Sonne in ſeinem Gemüth Heimweh weckte — bald aber ſah ich ein, daß ſeine Trübſeligkeit einen proſaiſchen Grund hatte. Die ſonnigen Tage waren für ihn die unfruchtbarſten. Der Engländer iſt ſo geartet, daß er wohl geleiſtete Dienſte gern bezahlt; für eingebildete aber hat er kein Auge und keinen Lohn. So mochte denn der Hindu an trockenen Tagen den Weg über die Straße mit ſeinem Kehrbeſen noch ſo „evident“ machen — der vorübergehende Engländer ſagte ſich, daß dieſe ſeine Bemühung eine nutzloſe ſei, und ließ den Penny in ſeiner Taſche ruhen. Mir aber ward der Hindu ein guter Bekannter und eine intereſſante Erſcheinung, ſo gehörte denn der Penny zu meinen täglichen Ausgaben. Und er war mir dankbar für dieſe Rückſichtsloſigkeit dem Wetter und dem Mac-Adam gegenüber, und aus dem „good morning, Sir!“ wurde mit der Zeit ein freundlich lächelnder Gruß, der ſich auf ſeinem Geſichte ſchon vorbereitete, wenn er mich aus weiter Ferne kommen ſah. Wer merkt es nicht bald, daß er einen Freund gewonnen? So wußte ich auch, daß der Gaſſenkehrer mir wohl wollte.

Und ſo fragte ich einmal, da ich ihm ſeinen Penny in die Hand drückte: Wie heißt du?

Aureng, Sir.

Guten Morgen, Aureng!

Guten Morgen, Sir! erwiderte er noch freundlicher als je.

Guten Morgen, Aureng! war nun meine tägliche Begrüßungs-Formel, und ſie wurde von Tag zu Tage mit größter Freundlichkeit entgegen genommen. Wir waren bereits ſo gute Freunde, daß es mir unnatürlich erſchien, täglich mit dem bloßen Gruße an ihm vorüber zu gehen. So blieb ich eines Tages wieder vor ihm ſtehen.

Woher biſt du, Aureng?

Aus Gomeah, Sir!

Aus Gomeah? — wo liegt Gomeah? am Ganges?

Nein, Sir! am Dammhudóur, den die Europäer Downa nennen. Gomeah liegt zwiſchen Roganatpour und Benares, nicht ſehr weit vom Ganges, dem heiligen, im heiligen Lande ſelbſt, mitten unter ſchönen Palmen.

Du biſt alſo ein wirklicher Hindu? biſt in Hindoſtan geboren?

Ich bin ein Brahmane, Sir!

Ein Brahmane! Der Name gab mir ſo viel nachzudenken, daß ich nichts weiter zu fragen wußte und ging. Ein Brahmane! Ich habe einen Freund, der ſich mit Sanskrit beſchäftigt; ich hielt es für meine Pflicht, Aureng näher kennen zu lernen.

Die Gelegenheit dazu bot ſich bald. Ich hatte in Oxford Street Bücher gekauft, und es war nicht „gentlemanlike", das Paket ſelbſt nach Hauſe zu tragen. So fragte ich Aureng, ob er mir nicht den Dienſt leiſten wollte, da er, des ſchönen Tages wegen, nicht viel einzubüßen hatte. Sofort ſtellte er, freudig zu dem Dienſte bereit, ſein ewiges Attribut, den Beſen in einen Winkel und holte mit mir die Bücher. Auf meiner Stube legte er das Paket hin und wollte ſich ſogleich wieder entfernen.

Nichts da, Aureng! — rief ich — ſo gute Freunde wie wir Zwei dürfen einander nicht ſo verlaſſen. Du mußt erſt ein Glas Sherry mit mir leeren.

Aureng war ſehr verlegen, und nur mit Mühe brachte ich ihn dahin, daß er ſich an den Tiſch ſetzte, eine Cigarre und das Gläschen Wein annahm. So oft das Dienſtmädchen eintrat, ſtand er auf und verneigte ſich tief. Erſt nachdem ich ihm durch Zureden zwei bis drei Gläſer guten Sherry's beigebracht, wurde er geſprächig, heiter und frei. Hinter dem Braun der Wangen zeigte ſich eine feine Röthe, die dem Geſichte einen ganz anderen Charakter gab, man möchte ſagen: einen mehr occidentaliſchen als orientaliſchen. Die Augen glühten doppelt heiß, und doch ſchwammen ſie milde wie in Nebeln.

Sein Geſpräch begann mit der Erklärung, daß er mich heiß liebe; ſofort aber knüpfte er eine Entſchuldigung daran und bat um Verzeihung für dieſe Kühnheit. Aber mit all Dem war mir nicht gedient; ich wollte, daß er mir die Räthſel und Myſterien Hindoſtans aufſchließe, und ſtellte ihm alle möglichen Fragen über indiſche Kaſten, über indiſche Religion ꝛc. Er wußte von allem Dem nichts; er wußte nur, daß ſein Gott Brahma hieß. Aber an die Natur ſeines Landes, an die Schönheit ſeiner Heimat erinnerte er ſich lebhaft und ſchilderte ſie beredt, denn er ſprach trefflich Engliſch, und mit den glühendſten Farben. Er erwärmte ſich ſo ſehr dabei, daß er im Feuer der Beſchreibung die Binde vom Kopfe riß und die dicken, ſchwarzen Lockenwellen frei auf den Nacken herabfallen ließ. Dann klagte er, daß ihn ſein Schickſal aus den Palmenwäldern Gomeahs entführt habe.

Auf welche Weiſe geſchah das, mein Freund?

Ich war ein Knabe von zwölf Jahren, erzählte er, als eines Tages ein großer Zug von Pferden und Elephanten und vielen Dienern in Gomeah ankam. Auf einem der Elephanten unter einem Palankin ſaß ein „Sir" und las in einem Buche. Seine Diener ſchlugen vor Gomeah Zelte auf und leerten vor dem Sir, der ſich auf einen Teppich ſetzte, aus Säcken und Blechbüchſen eine große Menge von Blumen und Kräutern aus, die der Sir ſofort zu ordnen und zwiſchen Papiere zu legen anfing. Nach einer Stunde kamen alle Gentlemen aus Gomeah heraus, die

Gentlemen vom Gericht und vom Heere, und begrüßten den fremden Sir, ſtellten ihm Sachen vor die Zelte, und ihre Frauen machten ihm Thee. Ich wußte ſpäter, daß der Sir, der Mr. W. hieß, ein ſehr weiſer und ſehr vielwiſſender Mann war, und als ich mit ihm reiſte, bekam er von einem Kaiſer in Multan den Titel: Sonne der Weisheit, Meer der Wiſſenſchaft und Abgrund des Verſtandes. Alles Volk von Gomeah ſtand um das Lager des Mr. W. umher und bewunderte die Pracht und den Reichthum. Er war nicht lange da, ſo verließ er alle Gentlemen und ging mit ſeinen Dienern in die Wälder und ſuchte Pflanzen. Wir Kinder liefen alle mit. Ich merkte bald, welche Kräuter dem alten Herrn die größte Freude machten; aber er wußte ſie nicht zu ſuchen, und ich kannte genau alle Blumen und Pflanzen, die auf Stunden rings um Gomeah wuchſen. So winkte ich ihm und führte ihn durch den Wald auf einen Platz, wo ſeine Lieblingspflanzen in großer Fülle wuchſen. Er war ſehr erfreut, klopfte mir auf die Schulter und gab mir ein Goldſtück. Nachdem er einen gehörigen Vorrath dieſer Pflanzen abgepflückt, ſah er ſich nach anderen um, die er nicht finden konnte. Er nahm einen Stift und Papier, zeichnete die Pflanze und zeigte ſie mir. Ich nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu der Blume, die er ſuchte. Der alte Herr ſchlug vor Freude die Hände zuſammen, dann griff er wieder in die Taſche und gab mir wieder ein Goldſtück, und das that er, bis es Abend war, vielleicht zehnmal. Wie wir wieder im Lager ankamen, wollte ich mit meinen Goldſtücken zu meinem Vater laufen; da aber packten mich zwei Wachen und ſetzten mich in ein Zelt und ſtellten ſich davor, daß ich nicht entwiſchen konnte. Ich weinte die ganze Nacht. Am Morgen kam mein Vater, nahm mir das Geld ab und ſagte mir, daß ich mit dem Sir abreiſen müßte, daß es der Gouverneur ſo wolle und daß mich der Sir zu ſeinem „Blumenſucher" von Gomeah bis Kaſchmir ernannt habe. Ich weinte ſehr, und mein Vater weinte auch; aber er tröſtete mich und ſagte, daß ich als reicher Mann nach Gomeah zurückkehren werde. Darauf ſetzte man mich auf

ein Pferd, das Lager wurde abgebrochen, und wir zogen fort. Ich ritt neben Mr. W., der von Zeit zu Zeit eine Blume zeichnete und ſie mir zeigte; dann ſprang ich vom Pferde und holte ſie. Mr. W. war ein guter Mann, und mit jeder Blume, die ich ihm brachte, gewann er mich lieber; ich mußte zuletzt in ſeinem Zelte ſchlafen und reiſte ſo bequem wie er ſelber. In Mirzapur kaufte er mir neue Kleider und in Bandah ein ſchönes Pferd. Er ſprach immer mit mir, und ich lernte ſchnell ſeine Sprache, die ich ſchon in Gomeah zum Theil gekannt hatte. Er aber machte im Hindoſtaniſchen nur geringe Fortſchritte; er kümmerte ſich bloß um die hindoſtaniſchen Namen der Pflanzen und unſerer Götter. Beide liebte er gar ſehr und ſagte, ſie ſeien mit einander verwandt. In Delhi mußte ich ihm verſprechen, daß ich nie auf die engliſchen Miſſionäre hören und nie meinen Gott Brahma verlaſſen wolle. So reiſte ich lange und lange mit ihm, bis nach Kaſchmir, durch die ſchrecklichen Berge des Himalaya, durch Schnee und Eis, bis wir nach Ladak kamen, wo uns die Chineſen mit Wurfgeſchoſſen zurücktrieben. Erſt nach drei Jahren kamen wir nach Calcutta zurück. Die Reiſen und das Klima hatten meinen armen Maſter arg mitgenommen, und kaum war die letzte Blume gepreßt und zwiſchen zwei Pappendeckel gelegt, als er ſelbſt, wie eine gepreßte Blume ohne Saft und ohne Kraft, zuſammenbrach. Er war von jeher dünn und mager geweſen, nun aber ſah er erſt recht wie ein blätterloſer, dünner Stengel aus. So blieb ich noch bei ihm, obwohl ich alle meine angeſammelten Habſeligkeiten bei meinem Vater in Gomeah gelaſſen hatte, wohin ich bei der Abreiſe Mr. W.'s zurückkehren ſollte. Dieſe Abreiſe erfolgte bald, da die Aerzte ſagten, die hindoſtaniſche Sonne würde ihn wie das Feuer einen Strohhalm verzehren, wenn er ſich nicht bald davon machte. So trug man all die ungeheuren Päcke getrockneter Pflanzen auf das Dampfſchiff und nach den getrockneten Pflanzen meinen guten Maſter W. — Ich ſelbſt trug an der Sänfte mit, in der er traurig und weinend ſaß; denn er liebte Hindoſtan mit ſeiner Sonne, mit ſeinen

Palmen, mit ſeinen Menſchen, und er klagte, daß er in das nebelige England zurück ſolle. Auch ich weinte, weil es mir weh that, ihn in einem ſolchen Zuſtande zu verlaſſen. Wir ſetzten ihn zwiſchen ſeine trockenen Pflanzen nieder, und ich küßte ihm die Hand zum Abſchied. — Aureng, ſagte er vorwurfsvoll, das iſt Alles, was ich von Hindoſtan mitnehmen ſoll? Du willſt mich verlaſſen; mit dieſen trocknen Blumen aber werde ich nicht von den Palmenwäldern von Benares, von den Felſen des Himalaya, vom Tempel zu Delhi, von den Thälern von Kaſchmir ſprechen können — Das alles könnte ich mit dir!

Ich weinte bitterlich, wie er ſo ſprach, aber es that mir zu weh, das Land zu verlaſſen. Ich küßte ihm noch einmal die Hand und ſprang vom Schiffe. Wie ich aber wieder umſah, ſaß er bei ſeinen Päcken ſo verlaſſen da. O, hätte ich nicht wieder zurückgeſehen! in der Rohrhütte von Gomeah am Ufer des Dammhudöur ſäße ich jetzt und ſähe hinaus auf die goldenen Wellen, durch die zurückgeſchlagenen Vorhänge, die ich aus Kaſchmir und Multan mitgebracht habe — und Gretchen ſäße neben mir, und ich ſchnitte in die Ananas und gäbe ihr die Hälfte, oder preßte ſaftige Früchte aus und reichte ihr den ſüß berauſchenden Saft in einer Kokosſchale oder auch in einer Porzellanſchale aus China.

Aureng ſchob beide Hände in die Locken, daß ſie in dem dichten Walde verſchwanden, und er ſtützte den Kopf darauf, ſchloß die Augen, ſchwieg und fing an zu träumen. War es die Erinnerung an ſeine ſchöne Heimat, war es der Sherry, der während ſeiner Erzählung zu wirken anfing — genug, er ſchien mir berauſcht. Jedenfalls klang es höchſt unzuſammenhängend, wenn er von einem Gretchen in einer Rohrhütte am Dammhudöur ſprach. Ich fürchtete die Wirkungen meines Sherry's, der allerdings etwas ſtark mit Rum verſetzt war, ſchüttelte Aureng und ſagte: Nimm dich zuſammen! was plauderſt du da von einem Gretchen am Dammhudöur? Ich glaube, du biſt berauſcht.

Aureng ſchlug wieder die Augen auf und ſah mich lächelnd an, obwohl ſein Blick in Thränen ſchwamm. Nein, Sir, ſagte

er, ich bin nicht berauscht, obwohl es freilich dumm ist, von Gretchen und von Dammhudöur zusammen zu sprechen; denn wäre ich am Dammhudöur geblieben, ich hätte Gretchen nie gekannt. Sie sollen Alles wissen, Sir. Aber, fügte er hinzu, indem er durch das Fenster der untergehenden Sonne nachsah, es ist so schön draußen, könnten wir nicht in den Garten hinabsteigen? dort unten könnte ich Ihnen das Uebrige besser erzählen.

Ich nahm die Flasche und mein Glas, er das seine, und wir stiegen in den Garten, d. i. in einen mit wenigen Bäumen und etlichen Blumen besetzten Hof hinab, in dessen einem Winkel unter einem breiten Aste ein Tisch stand. Dahin setzten wir uns, und Aureng nahm seine Erzählung sofort wieder auf.

Ich sah mich also noch einmal nach meinem Master um. Da stand er auf und streckte beide Arme dem Lande entgegen, und ich sah die Thränen, die ihm über die trockenen Wangen liefen, und ich stand ihm so gegenüber, daß ich geradezu in die ausgebreiteten Arme hätte springen können. Er wollte wohl sein geliebtes Hindostan umarmen, aber ich nahm es für mich. Das Schiff setzte sich in Bewegung, die Offiziere schrieen, die Schaufeln rauschten, die Kanonen auf dem Lande donnerten, denn es war ein Kriegsschiff, die Kanonen an Bord antworteten, das Volk im Hafen schrie: Glückliche Reise! — ich schrie mit, ich war betäubt und that einen großen Sprung, und wie ich erwachte, lag ich in den Armen meines Masters und fuhr zum Hafen hinaus. Es war mir, als ob ich Master W. nun noch viel mehr liebte, als sonst, und ich mußte ihn wärmer lieben, da ich sonst Niemanden mehr zu lieben hatte. Er beschäftigte sich auch aufs Väterlichste mit mir und benutzte die langen Tage auf der See, um mich in allerlei, besonders in der englischen Sprache zu unterrichten, die ich schon auf der Landreise ziemlich gut erlernt hatte und die ich nun vollkommen in meine Gewalt bekam, so vollkommen, daß ich die Gespräche und Zänkereien ganz verstand, die zwischen meinem Herrn und einem Clergyman, der an Bord war, tagtäglich stattfanden. Der Clergyman wollte meinem

Herrn täglich beweiſen, daß er ein Heide wäre, und ſagte ihm vielerlei über Religion; mein Herr deutete jedesmal nach den getrockneten Pflanzen und antwortete nur: Aus dieſen Büchern könnte ich Ihnen das Gegentheil beweiſen. Aber endlich hörten dieſe Streitigkeiten auf; mein Herr wurde von Tag zu Tage ſchwächer und konnte am Ende kaum mehr ſprechen. Ich wollte vor Schmerz mit ihm ſterben, da ich ſah, daß es mit ihm vorbei ſei; er aber wurde gegen Ende immer heiterer, und es machte ihm ein beſonderes Vergnügen, den Clergyman zu ärgern; er nahm den letzten Reſt ſeiner Stimme zuſammen, um ihm Dinge zu ſagen, die ihn in Wuth und Verzweiflung brachten. Eines Tages, nach einem ſolchen Ausbruche, rief mich mein Maſter an den Hamak, in dem er ſich auf dem Verdecke wiegte, und ſagte mir mit gebrochener Stimme, doch mit Lächeln, ins Ohr: Aureng, mein lieber Junge, in wenigen Tagen werde ich geſtorben ſein. Sogleich nach meinem Tode wird ſich der Clergyman an dich machen und wird verſuchen, dich zu bekehren; es liegt ihm viel daran, denn er iſt Miſſionar und kehrt nach England zurück, ohne Eine Seele gefiſcht zu haben. Aureng, mein lieber Junge, thu ihm nicht den Gefallen. Dein Gott Brahma iſt ein ganz anſtändiger Gott und iſt der älteſte Gott, den es heute gibt; es wäre nicht ſchön, ihn in ſeinen alten Tagen zu verlaſſen. Verſprich's mir, mein Aureng! — Ich verſprach ihm, um was er mich bat, der gute Herr. — Nach wenigen Tagen ſenkte man ihn auf der Höhe der azoriſchen Inſeln ins Meer. Der Clergyman weigerte ſich, ihm einen Segen nachzuſagen, ich aber ſchickte ihm der Thränen viele nach. O, wie einſam war ich nun auf dem weiten Meere und wie traurig!

Mein guter Herr hatte gut prophezeit; kaum war er hinabgeſenkt, als ſchon der Miſſionar mir zu predigen anfing; ich aber antwortete ihm, wie mein weiſer und guter Maſter es mich gelehrt hatte, und ſagte: Mein Gott Brahma iſt ein ganz anſtändiger Gott und iſt der älteſte Gott, den es heute gibt; es wäre nicht ſchön, ihn in ſeinen alten Tagen zu verlaſſen. —

Der Missionar lachte laut auf und mit ihm alle Offiziere und die ganze Schiffsmannschaft. „Das ist eine Thorheit," sagte der Missionar, „die leicht zu besiegen sein und bald der Wahrheit weichen wird." Er irrte sich aber. Täglich erneuerte er seine Predigten, und täglich antwortete ich ihm Dasselbe. Da drohte er mir und stellte mir vor, daß ich in England mit dem Gotte Brahma unmöglich leben könne, und daß ich schon auf Erden alle Pein werde auszustehen haben, oder auch redete er mir sanft zu und versprach mir, daß ich in einem schönen Hause zu London wohnen, schöne Kleider tragen, gute Kost essen solle, wenn ich nur den alten Gott Brahma verlassen wolle. Ich that es nicht, weil ich es dem guten alten Herrn versprochen hatte; auch wurde ich in meiner Standhaftigkeit von den Offizieren des Schiffes bestärkt. Diese unterhielt es nämlich, die vergeblichen Anstrengungen des Missionars mit anzusehen und seine Predigten anzuhören und seinen immer mehr und mehr wachsenden Aerger zu beobachten. Dieser sein Aerger verwandelte sich in wahre Wuth und Raserei, je mehr wir uns der englischen Küste näherten, und wurde durch die Sticheleien der Offiziere immer wilder und wilder. Als wir aber nur noch wenige Tage Seefahrt vor uns hatten, verließen mich auch die Offiziere; denn sie meinten, nun sei des Spaßes genug, und es wäre billig, daß ich die Küsten Englands als bekehrter Christ beträte. Der Schiffs-Kapitän, ein alter Offizier, der zum letzten Male kommandirte und nach England zurückkehrte, um sich gänzlich vom Dienste zurück zu ziehen, war mir, von allen Offizieren der einzige, von Anfang an meiner Widerspenstigkeit wegen aufsäßig gewesen; denn er war ein frommer Christ und wünschte meine Bekehrung eben so eifrig als der Missionar. Oft mischte er sich in dessen Predigten und sagte Bibelsprüche und behauptete, daß, wenn ich sein Matrose wäre, er noch andere Mittel besäße, mich rasch zu bekehren. Auch wandte sich der Missionar an ihn mit seinen Klagen, und ich sah, wie sie sich oft mit einander besprachen. Eines Tages, da wir nun schon in den Kanal einlaufen sollten, mit

früheſtem Morgen begann der Miſſionar ſeine Predigten aufs Neue, und zwar mit größerem Eifer als je. Er wurde blaß, er zitterte am ganzen Leibe, ſeine Stimme donnerte. Die ganze Schiffsmannſchaft verſammelte ſich um ihn und hörte andächtig zu; Aller Augen richteten ſich auf mich, und man erwartete, daß ich um die Taufe bitten werde. Da das nicht geſchah, brach theilweiſes Murren aus, und dadurch aufgemuntert, packte mich der Miſſionar am Kleide, warf mich zu Boden und rief mit vor Wuth bebender Stimme: Verfluchter Heide, bete an! — Dann, zum Schiffs-Kapitän gewendet, fügte er hinzu: Ich weiß von den Inſeln her, wie man die Heiden behandeln muß; nur mit Gewalt kann man ſie in den Himmel leiten! — Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als der Kapitän winkte und ſchon ein Matroſe mit der Peitſche bereit ſtand. Ich lag auf dem Boden und ſah mich nach Hülfe um und ſagte mir, daß ich trotz Allem meinem todten Maſter Wort halten werde. — Die Offiziere murrten und waren mit dem Verfahren des Kapitäns und des Miſſionars unzufrieden; ich ſah ſie hülfeflehend an, ſie aber ſtanden unentſchloſſen; da kam mir von anderer Seite unverhoffte Hülfe.

Aureng athmete ſchwer auf und ich mit ihm. Er wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, und ſo that ich.

Da war, fuhr er nach einigem Stillſchweigen fort — da war auf unſerem Schiffe ein alter Mann, der mit ſeiner Tochter nach Europa zurückkehrte. Gewöhnlich kümmerte er ſich wenig um Alles, was am Bord vorging, ſondern ſaß immer bei ſeiner holdſeligen, kranken Tochter, der er vorlas, die er pflegte, wie eine liebende Wärterin ein kleines Kind. Es war Mylord Grey, Chief-Juſtice von Indien, und ſeine Tochter hieß Miß Ellen.

Du haſt Mylord Grey und Miß Ellen gekannt? rief ich überraſcht aus und faßte ſeine beiden Hände.

Ja gewiß, Sir, — Mylord Grey war mein Retter. Warum ſind Sie ſo überraſcht und aufgeregt? fragte Aureng erſtaunt.

Es iſt nichts — ein anderes Mal davon; erzähle weiter.

Also Mylord Grey, wie er sah, was vorging, und wie er den Mann mit der Peitsche erblickte, drängte sich durch den Kreis, trat auf mich zu und hob mich vom Boden auf. Bist du ein Unterthan Ihrer Majestät der Königin Viktoria? fragte er.

Ja, Sir! das bin ich.

So erkläre das laut und rufe den Schutz der englischen Gesetze an.

So that ich denn, und ich rief: Ich bin ein Unterthan Ihrer Majestät der Königin Viktoria und rufe den Schutz der englischen Gesetze an!

Alle Umstehenden neigten die Köpfe; der Kapitän winkte, und der Mann mit der Peitsche verschwand; er selbst zog sich schweigend auf seine Galerie zurück. Der Lord Chief-Justice nahm mich am Arme und führte mich aus dem Kreise. Jedermann ging auf seinen Posten und der Missionar in seine Kajüte zurück und kam erst zum Vorschein, als wir in Southampton landeten. So kam ich in England an.

Mr. W. hatte mir vor seinem Tode als einziges Vermächtniß einen Brief an seine Verwandten übergeben. Der gute Mann konnte nicht mehr für mich thun, da seine Reise und die Krankheit sein ganzes Vermögen aufgezehrt hatten. Die Anverwandten, meinte er, würden für mich sorgen und mich um seinetwillen nicht darben lassen, da er ihnen aus Hindostan so große Schätze, nämlich die Pflanzen-Sammlungen, mitbringe, an denen ich so bedeutenden Theil habe. In Southampton verlor ich der Kästen und Päcke wegen bei der Mauth mehrere Tage und konnte erst später als die anderen Reisenden in London ankommen. Hier begab ich mich sogleich zu den Verwandten Mr. W.'s, wurde aber nicht so gut empfangen, als ich nach den Worten des todten Herrn erwartet hatte. Die Schätze aus Hindostan wurden von ihnen nur sehr gering geachtet, und mich überhäufte man mit Vorwürfen, daß ich sie nicht in den Mauth-Niederlagen habe liegen lassen, da man nicht wußte, wo sie im Hause unterzubringen. Einigen Besuchern, die bei meiner Ankunft zugegen

waren, wurde ich, ſo zu ſagen, als der „Sklave" Mr. W.'s gezeigt, und über den guten todten Herrn machte man ſich als über einen alten Narren luſtig, der im reichen Indien keine anderen Schätze als getrocknete Kräuter und Blumen zu ſammeln verſtanden. — Man ließ mich einen Tag lang, ohne mich weiter zu beachten, im Hauſe umhergehen und nach Winkeln ſuchen, wo ich die Sammlungen Mr. W.'s unterbringen könnte. Ein junger Mann meinte endlich, man müſſe doch daran denken, was mit mir anzufangen; aber die alte Dame des Hauſes erwiderte, ſie wolle nichts von mir wiſſen, ſo lange ich in meiner heidniſchen Verſtocktheit verharre. Es wurde mir nicht verhehlt, daß der Miſſionar ſchon da geweſen ſei und mich als ein Kind böſer Geiſter dargeſtellt habe, das durch Noth und Elend auf den Weg der wahren Religion geführt werden müſſe. So verließ ich das Haus, ohne daß mir Jemand geſagt hätte, ich ſolle wieder kommen. Das Haus der Verwandten W.'s lag auf einem Square, und in der Trauer meines Herzens wollte ich mich unter die Bäume auf den Raſen lagern und nachdenken, was ich nun anzufangen hätte. Aber kaum war ich in den Garten getreten, als die darin ſpielenden Kinder zu ſchreien anfingen und ein Bedienter mich als nicht hinein gehörig wieder hinaus wies. So wanderte ich troſtlos und traurig durch die langen, unendlichen Gaſſen. In Gedanken vertieft, wie ich war, kam ich jeden Augenblick in Gefahr, von den unzähligen Wagen überfahren zu werden, und wurde rechts und links von den eilenden, haſtigen Menſchen in die Rippen geſtoßen. Ich kam mir vor wie ein gehetztes Wild. Wie die Nacht kam und mit ihr ein mächtiger Regen, wußte ich nicht, ob dieſer meine Wangen ſo naß gemacht, oder die Thränen, die in ſtarken Strömen aus meinen Augen floſſen. In den menſchenleeren Gaſſen fühlte ich mich noch trauriger als zuvor, und ich ſehnte mich nach den raſſelnden Wagen und den Rippenſtößen, die mich nicht hatten zur Beſinnung kommen laſſen.

Ich flüchtete mich in eine Schenke und machte da die Bekanntſchaft eines Irländers, der mich für einen Sixpence zu

einer Frau führte, welche Dachstuben vermiethete. Auf einer Stube, die ich mit einigen Irländern theilte, verbrachte ich mehrere Tage, ohne auszugehen, denn ich hatte Angst vor den Gassen und den Menschen. Noch hatte ich Geld genug, um mir das nothwendige Essen holen zu lassen. Als aber der Sonntag kam, fragte mich die Hauswirthin, warum ich nicht in die Kirche gehe. Ich antwortete ihr, daß ich nicht an den Christengott glaube. Sie erschrak und sagte mir, daß ich morgen ihr Haus verlassen müsse; es sei genug, daß sie Irländer beherberge, sie müsse nicht noch Heiden unter ihrem Dache dulden. So ging es mir in mehreren Häusern, und endlich entschloß ich mich, jeden Sonntag früh Morgens auszugehen, um der Frage der Hauswirthin auszuweichen, und so gelang es mir, einige Zeit in einem Hause der Frederick Street auszuhalten.

Aber diese Heuchelei half mir nicht lange. Das letzte Geld, das mir von den Geschenken Mr. W.'s übrig geblieben, war ausgegeben und ich nahe daran, auch aus diesem letzten Aufenthaltsorte gejagt zu werden. Der Hunger hatte sich schon eingestellt, und nun sollte auch bald die Obdachlosigkeit hinzukommen. Ach, wie sehnte ich mich da nach der blühenden Heimat von Gomeah zurück! — Um das Elend voll zu machen, ließ mich der Zufall zu jener Zeit in New Road mit dem Missionar zusammen stoßen. Er hatte sogleich bemerkt, daß ich in Kummer war, und fing mit milder Stimme an: Warum so traurig, mein Sohn? — Ich war so erschrocken, daß ich nicht antwortete; trotzdem fuhr er zu reden fort und erneuerte mit großer Milde seine Bekehrungs-Versuche. Ich antwortete ihm immer nur, daß ich meinem todten Master mein Wort halten wolle. So kamen wir vor meiner Wohnung an, und er trat mit mir ein. Aber er ließ mich allein auf meine Stube gehen und verlangte, die Hausfrau zu sprechen. An dem Tage sah ich ihn nicht mehr, aber wohl in der darauf folgenden Zeit, denn er besuchte mich von nun an öfter. Ich merkte bald, daß er mich nur darum begleitet hatte, um meine Wohnung zu kennen, und ich fühlte auch die

Wirkungen seines Gespräches mit der Hauswirthin. Sie ließ mich ruhig in meiner Stube, obwohl ich nicht die Miethe zahlen konnte, und das wohl nur darum, damit mich der Missionar nicht wieder aus den Augen verliere — aber dieser hatte auch mein Geheimniß verrathen, und kein Mensch im Hause oder in der Nachbarschaft richtete mehr ein Wort an mich, und wenn ich Jemanden anredete, antwortete er nicht. Sie wichen mir aus, als wäre ich mit einer bösen Krankheit behaftet gewesen. Am Meisten schmerzte mich das von einem jungen Mädchen der Nachbarschaft, das bis dahin gern meinen Erzählungen aus Hindostan gehorcht hatte, und das, wie es sagte, gern in meine schwarzen Augen sah, jetzt aber, wenn ich es anredete, mich mit der Hand fortwinkte und ängstlich ins Haus floh.

Dieses Leben in der Einsamkeit mitten unter Menschen wurde mir unerträglich, und ich ging aus dem Hause und kehrte nicht wieder. Anstatt aller Bezahlung ließ ich einen Shawl zurück, den ich um den Leib getragen und der meiner Wirthin immer gefallen hatte. Nun aber irrte ich obdachlos viele Tage in der weiten Stadt umher, ohne zu wissen, wie mir einen Bissen Brod zu verschaffen. Da sah ich in der Nähe der Bank einen Neger, der den Straßenkoth zwischen den Gassen wegkehrte und dafür von den Vorübergehenden bezahlt wurde. Sogleich tauschte ich für meinen letzten indischen Shawl einen Besen ein und suchte eine Stelle, wo ich mir auf dieselbe Weise mein Brod verdienen konnte. Der Ausgang von Stanhope Place gefiel mir, weil ich dort den schönen Hyde Park vor Augen hatte; dort stellte ich mich hin und stehe noch heute dort. Gleich am ersten Abend hatte ich so viel gewonnen, daß ich mir eine Wohnung zu suchen wagte. Mit den Hausleuten kam ich so wenig als möglich zusammen, um ihnen nicht Gelegenheit zu geben, mich nach meiner Religion zu fragen; der Missionar hatte mich aus den Augen verloren, und so lebte ich in Ruhe. Mein Gewerbe brachte mir so viel ein, daß ich schon daran zu denken anfing, wie ich sparen wollte, um mit der Zeit die Ueberfahrt nach Indien bezahlen

und ins Vaterland zurückkehren zu können. Da geſchah etwas, das mir London ſo lieb machte wie mein Vaterland.

Aureng ſprach dieſe letzten Worte mit einem gewiſſen glücklichen Lächeln aus, das ſein ganzes Angeſicht verklärte. Doch hielt er in ſeiner Erzählung inne und ſah mich prüfend an, als wollte er noch einmal erforſchen, ob ich ſeines ganzen Vertrauens würdig ſei. Ich ahnte, daß nun vorerwähntes Gretchen auf die Szene treten ſollte; denn jenes glückliche Lächeln war ein Lächeln voll Liebe, und jener Mädchenname der einzige, der in ſeiner Erzählung vorgekommen. Um ihm über ſeinen Zweifel hinweg zu helfen, ſagte ich ſo zutraulich als möglich, wie ſeine Erzählung fortſetzend: Da lernte ich Gretchen kennen.

So iſt es! rief er, indem er aufſprang und über meinen Divinationsgeiſt verwundert die Hände zuſammenſchlug — ſo iſt es, wiederholte er, da lernte ich Gretchen kennen! — Aber wie lernte ich ſie kennen! fügte er mit melancholiſchem Geſichte hinzu. An einem kalten regneriſchen Abend, nach einem gewinnreichen Tage kehrte ich von meinem Poſten in meine Wohnung zurück. Der Regen floß in Strömen herab, und ich eilte, ſo ſchnell ich konnte, über Gloceſter Terrace, um mich zu Hauſe an einer Taſſe Thee zu erwärmen. Denn ſo weit hatte ich es gebracht, daß ich mir auf meiner Stube ſchon ziemlich gütlich thun konnte. Da zog vor einem der lieblichen und reichen Cottages auf Gloceſter Terrace ein Klagen und Wimmern meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Ich näherte mich und fand ein junges Mädchen, das zitternd in Fieber und bis auf die Haut durchnäßt vor einer der Gartenthüren lag. Neben ihr im Gaſſenkothe fand ich einen geſchnitzten Staubwedel, wie ihn die heſſiſchen Mädchen in Händen tragen, um ihrer Bettelei den Schein des Handels zu geben. Auch war das arme Geſchöpf ein heſſiſches Mädchen. Ich drehte ihr Geſicht der Laterne zu; es war lieblich und hold, aber bleich und krank. Trotz der Kälte glühte es in Fieber und war dabei traurig und ſchön anzuſehen. Ich nahm ſie auf die Arme und trug die leichte Laſt wie ein Kind eine

Stunde weit in meine Wohnung. Ich legte ſie aufs Bett, hüllte ſie in eine warme Decke und bereitete ihr eine gute Taſſe Thee. Sie ließ Alles mit ſich geſchehen, ohne nur ein Wort zu ſagen. Am anderen Morgen erzählte ſie mir, daß ihr Maſter — denn alle dieſe heſſiſchen Mädchen ſind an einen Maſter verkauft — ihr mit Prügeln gedroht habe, wenn ſie an dieſem Tage nicht wenigſtens zwei Schilling nach Hauſe brächte, da ſie ſchon durch mehrere Tage nicht einmal einen Sixpence habe zuſammenbringen können. Sie aber war krank, blieb in der Gaſſe liegen und hatte nicht die Kraft, die Vorübergehenden um ein Almoſen anzuflehen. So hatte ſie an jenem Abend nicht den Muth, wieder zu ihrem Maſter zurück zu kehren, da ſie ſchon die Mißhandlungen kannte, welche ſie erwarteten, wenn ſie nicht die beſtimmte Summe mitbrachte. Auf Gloceſter Terrace hatte das Fieber ſie ſo heftig ergriffen, daß ſie nicht weiter konnte und daſelbſt liegen blieb, wartend, bis ein Konſtabler kommen und ſie unter Dach bringen werde. O Sir! wie traurig klang die Geſchichte von dieſem ſüßen Munde, von dieſen blauen Augen erzählt, und wie freundlich ſah dabei doch meine Stube aus, da ich ſie mit dieſem blonden Mädchen theilte! Ich beruhigte ſie, indem ich ihr verſicherte, daß ſie bei mir bleiben könne, ſo lange ſie wolle, und daß ihr Maſter ſie hier nicht ſuchen werde. Dann ging ich aus, um Arzneien für ſie zu holen. Mein Geſchäft habe ich in jenen Tagen ſehr vernachläſſigt; erſt als Gretchen beſſer wurde, ſtellte ich mich wieder an Stanhope Place auf, und Schnee und Regen thaten mir nicht weh, wenn ich daran dachte, daß ich Abends Gretchen zu Hauſe finden ſolle. Ach, Sir, ſie war bald mein Alles und erſetzte mir Gomeah und Vater und Mutter und Blumen und Palmen Hindoſtans.

Es thut mir noch heute leid, daß ich bei dieſen Worten Aurengs Geſicht kaum mehr ſehen konnte; denn es war indeſſen ſpät und dunkel geworden. Doch leuchteten ſeine Augen durch die Dunkelheit. Während er, bewegt, in ſeiner Erzählung innehielt, ſchien er das Heranbrechen der Nacht zum erſten Male zu

bemerken, und erſchrocken ſprang er von ſeinem Sitze auf. Ach, rief er, es iſt ſo ſpät — Gretchen wird nicht wiſſen, was mit mir geſchehen, und um mich beſorgt ſein!

Aber ich drückte ihn wieder auf ſeinen Sitz zurück. — Gretchen iſt alſo noch bei dir? Ich laſſe dich nicht eher fort, als bis du mir Alles erzählt haſt.

Ob Gretchen noch bei mir iſt? fragte Aureng — glauben Sie, Sir, daß ich das kranke Kind von mir, daß ich ſie wieder zu ihrem harten Brodherrn zurückgelaſſen hätte, ſelbſt wenn ſie gern gegangen wäre? Aber ſie wollte nicht wieder von mir. Sie blieb und liebte mich; ſie blieb, und ich liebte ſie. Sie war ein vierzehnjähriges Kind, als ich ſie krank und elend in der Gaſſe fand, und ich bildete mir gern ein, daß ich ihr Vater wäre, und ich lebte in dieſer Einbildung, bis ſie ſechszehn Jahre alt und eine holdſelig blühende Jungfrau war.

Aureng hielt wieder inne. — Nun, und dann? fragte ich.

Dann, ſagte Aureng kurz und kräftig — dann wurde ſie mein Weib, und ſeit vier Jahren iſt ſie die Mutter meines Kindes.

Ihr ſeid verheirathet?

Sie iſt die Mutter meines Kindes, wiederholte Aureng. Wo hätte ich einen Prieſter finden können, der dem Heiden ſeinen Segen gegeben hätte? Gretchen aber iſt aus einem anderen Lande und erſchrak nicht vor meiner Religion.

Aureng ſprang wieder auf. Seine anfängliche Schüchternheit war ganz verſchwunden; freundſchaftlich faßte er meine Hand und ſagte mit einem Tone voll Innigkeit: Sie ſind der erſte Menſch, der die Geſchichte meines Elends und meines Glückes erfahren und mit Güte angehört hat. Ich danke Ihnen. Es iſt mir ſo wohl! es thut ſo gut, von ſeinen Leiden und ſeinen Freuden nach jahrelangem Schweigen erzählen zu können!

Dann wandte er ſich, um zu gehen. Aber er hatte mir noch etwas zu ſagen, doch zögerte er. Nach einigem Ueberlegen brach er hervor: Sie müſſen ſie ſehen!

Wen?

Gretchen, o Sir!

Sehr gern!

Und wann?

Sogleich, wenn du willst!

Nach einigen Minuten waren wir auf dem Wege. Aureng war sehr aufgeregt und immer um einige Schritte voraus. Er rieb sich die Hände vor Freude und betheuerte ein Mal übers andere, daß ich sein Wohlthäter. Nie noch, seit Gretchen bei ihm war, hat er ihr einen Gast zugeführt, und nun brachte er ihr einen Gast und Landsmann zugleich. Wir wanderten durch jenes prachtvolle Viertel von Westborn-Terrace, durch die grünen Gassen, die sich daran schließen, wo sich ein Cottage neben dem anderen aus Bäumen und Blumen wie aus Blumenkörbchen erhebt, und kamen endlich, ungefähr nach einer Stunde, in eine jener londoner Gegenden, die sich unfehlbar immer an die reichen Stadttheile anschließen und die aus einförmigen, angerauchten Backsteinhäusern bestehen. Da wohnt das Elend, das den Reichthum jener Terraces und Cottages bedient.

In einem dieser Häuser wohnte Aureng. Gretchen erwartete ihn vor der Thür und war sehr erstaunt, ihn in Gesellschaft eines Fremden kommen zu sehen. Aber die Landsmannschaft half ihr schnell über alle Verlegenheit weg, und mit sichtbarer Freude suchte sie ihre halbvergessene Muttersprache hervor, um mich mit den möglichst herzlichen Worten zu empfangen und in die Stube zu führen. Gretchen war ein schönes Weib von ungefähr dreiundzwanzig Jahren. Man sah es ihr wohl an, daß sie ihre Jugend in Mühsal und Entbehrungen dahingebracht, doch war ihre Blüthe nicht gebrochen. Das blasse Gesicht färbte sanfte Röthe, die dunkelblauen Augen blickten frisch und jugendlich, der schmächtige, schlanke Leib bewegte sich behend und elastisch. Schöner noch wurde sie durch das Kind, das sie auf dem Arme trug: — eine sonderbare Pflanze, zu deren Schönheit germanischer Norden und hindostanischer Süden gleich viel bei-

getragen hatten. Wie sonderbar und doch wie schön blickten des kleinen Jungen blaue Augen hinter den schon dichten und schwarzen Locken aus dem dunkelbraunen Gesichte hervor, und wie eigenthümlich klangen von den hindostanisch vollen Lippen die deutschen Laute, die er seiner Mutter nachstammelte. Wie wunderlich zusammengewürfelt auch diese Gesellschaft, die bald um den Tisch zusammensaß, auf den ersten Blick erscheinen möge, so herrschte doch bald große Gemüthlichkeit und harmonisches Leben in der Stube. Dazu trug freilich die Stube selbst das Ihrige bei. Sie war so schön aufgeputzt, als nur sinnige Armuth mit langem Sparen und mit Gemüth ihren Aufenthalt aufzuputzen im Stande ist. In einer Nische stand das Bett, von dunklen baumwollenen Vorhängen bedeckt, die in zierlichen Falten bis fast auf den Boden herabfielen. Das einzige Fenster hatte auch die seinigen, aber diese waren blühend weiß und von rosenrothen Bändern und zierlichen Schleifen zusammengehalten. Den Tisch bedeckte ein rother Teppich, der freilich hier und da geflickt, aber mit Sorgfalt geflickt war. Ein alter, geschnitzter Schrank, der noch Reste von Vergoldung ahnen ließ und der einstens in größeren und glänzenderen Räumen geprangt haben mochte, warf einen großen Schimmer über die arme Bescheidenheit der anderen Einrichtung. In Allem erkannte man das Walten einer sorglichen Hausfrau, die mit dem Wenigsten eine vergnügliche Heimlichkeit zu schaffen versteht. Der Thee, den Gretchen bereitete, machte den Aufenthalt bald noch mehr gemüthlich, und Aureng war offenbar erfreut, daß ich mich in seinem Haushalte heimisch fühlte und dem Walten seines Weibes mit Aufmerksamkeit zusah. Gretchen hatte ihr Deutsch, wie gesagt, zur Hälfte vergessen und mischte englische Worte in ihr Gespräch — doch freute es sie, ihre Muttersprache zu hören, und wir plauderten bis gegen Mitternacht. Es war ganz idyllisch in der kleinen Stube des armen hindostanischen Gassenkehrers, und wie ich wieder heimkehrte, schien mir die meinige nicht so einladend und lächelnd wie jene der Verstoßenen.

Am nächſten Tage gab ich meinem Gaſtfreund Aureng den hergebrachten Penny nur mit einiger Verlegenheit, und er nahm ihn nicht ohne Zaudern. Das änderte doch nichts an unſerer Freundſchaft. Wir fuhren fort, uns täglich an Stanhope Place zu ſehen, und von Zeit zu Zeit beſuchte ich ihn des Abends in ſeiner Häuslichkeit und verbrachte daſelbſt manche angenehme Stunde.

Aber das Schickſal hatte mich auch beſtimmt, in Aurengs Häuslichkeit nach der Idylle ein Ereigniß voll Aufregungen, ein im Leben des armen Hindu Epoche machendes Ereigniß mit anzuſehen. Der Leſer wird ſich vielleicht einer Anekdote erinnern, die im Juni des Jahres 1850 erſt durch alle engliſchen, dann durch die meiſten deutſchen Zeitungen lief und manches weiche Herz rührte. Die große Geſandtſchaft des Königs von Nepaul, an deren Spitze ein Fürſt geſtanden, machte mehr der Diamanten wegen, welche die achtzig Geſandtſchafts-Beamten bedeckten, als der Fremdartigkeit halber großes Aufſehen. Die Londoner Zeitungen verfolgten den Fürſten von Nepaul auf Schritt und Tritt und wußten vom täglichen Leben der achtzig nepauliſchen Gentlemen genaue Rechenſchaft zu geben. Eines Tages erzählten ſie: Der Fürſt von Nepaul in Begleitung mehrerer in Diamanten gekleideter hindoſtaniſcher Hoheiten fuhr geſtern durch die Gaſſen Londons; an einer Straßenecke bemerkte er mit Ueberraſchung einen hindoſtaniſchen Landsmann, der das niedrige Geſchäft des Gaſſenkehrens verrichtete. Sogleich ließ der Fürſt den Wagen halten, rief den armen Hindu heran, wechſelte einige Worte mit ihm, und nach wenigen Minuten ſah man, wie der Gaſſenkehrer ſeinen Beſen hinwarf, in den Wagen ſtieg und mit den hindoſtaniſchen Hoheiten davonfuhr.

Ich hatte die Zeitungen noch nicht geleſen, als ich am Morgen jenes Tages an Stanhope Place vorüberkam. Ich wunderte mich, Aureng nicht auf ſeinem Poſten zu finden.

Ich nahm mir vor, ihn am Abend aufzuſuchen, um die Urſache ſeines Ausbleibens zu erfahren. Aber Aureng kam mir

zuvor. Denn als ich des Nachmittags zu Hause saß, stand er plötzlich, prachtvoll angethan, vor mir und freute sich über meine Verwunderung, über das Staunen, das mir die feinen Shawls, die sich ihm um Schulter, Gürtel und Stirn schlangen, und die diamantne Agraffe an seinem Turban einflößten. Kindisch reichte er mir den Zipfel der Shawls hin, daß ich anfühlen und sehen möge, wie feine Gewebe aus Hindostan kommen.

Ich bewunderte Alles, wie sich's gebührte, das Gewebe, den Edelstein und Aureng selbst, der allerdings in der prächtigen Tracht gar stolz und schön anzusehen war. Er lächelte zufrieden und etwas selbstgefällig; dennoch konnte ich bald bemerken, daß hinter seinem Lächeln sich eine gewisse Trauer verbarg. Er erzählte mir, wie er in diese Tracht gekommen war, wie ihn der Fürst von Nepaul in seinen Palast gebracht, wie er ihn, gerührt durch die Erzählung seiner bisherigen Schicksale, zu einem Würdenträger und zwar, weil er einer hohen Kaste entstammt, zu einem hohen Würdenträger in seinem Gefolge ernannt habe, und wie ihn der gute Prinz wieder in seine Heimat zurückbringen wolle.

Nun mußt du doch ganz glücklich sein, Aureng! sagte ich.

O, Sir, ich bin es nicht! Wie ich gestern so angethan vor Gretchen trat und von ihr mit Jubel empfangen zu werden hoffte, ach, Sir, da erschrak sie vor mir. Sie fing zu schreien an und sagte, ich werde sie nun verlassen. Dann nahm sie das Kind, drückte es in ihre Arme und schrie, daß sie sich es nicht werde rauben lassen. O, Sir, sie will nicht mit mir fort.

Er ließ traurig den Kopf hangen, und eine dicke Thräne rollte über die braune Wange. — Kommen Sie mit mir, Sir, sagte er nach einigen Augenblicken, und helfen Sie mir mein Weib beruhigen.

In der That fand ich Gretchen in großer Aufregung. Sie lief mit dem Kinde auf dem Arm in der Stube auf und ab; ihre sonst so milden und klar blickenden Augen waren verweint und blickten fieberisch, fast wild. — Nicht wahr, mein Country-

man, Sie rathen mir nicht, Europa zu verlassen? — rief sie mir gleich beim Eintritt entgegen.

Es kommt darauf an — sagte ich unschlüssig und zögernd.

Nein, gewiß, Sie rathen mir nicht dazu — ich würde ja alle Hoffnung verlieren, meine Heimat je wieder zu sehen — rief sie mit einiger Hitze —; lieber will ich noch viele Jahre allein als Bettlerin durch die Straßen Londons irren, bis ich irgend eine Gelegenheit finde, mit meinem Kinde in den Odenwald zurückzukehren.

Sie glaubt, ich werde sie verlassen! sagte Aureng traurig, doch mit Lächeln die Achseln zuckend, während er sich auf einen Schemel setzte und den Kopf in die Hand stützte.

Mein Dorf im Odenwalde muß ich wieder sehen! fuhr Gretchen fort. Ich war noch sehr klein, als ich es verließ, aber ich habe es nicht vergessen. O, es ist so schön da, wenn auch die Häuser nur mit Stroh bedeckt sind. In der Mitte ist ein grüner Hügel, auf dem Hügel steht die Kirche, und hinter der Kirche ein großer, herrlicher Lindenbaum. Und um das Dorf herum zieht sich der Wald so groß und breit.

In Gomeah ist es auch schön — sagte Aureng, ohne aufzusehen. — Vorn stehen die großen steinernen Häuser der englischen Gentlemen, aber hinter den steinernen Häusern stehen die Hütten aus Rohr, die sehen aus wie Gold. Sie sind überdacht von blüthenvollen Mangozweigen und umstellt von Jasminbüschen mit weißen Blumen. Die ganze Erde ist roth von der Blume Kisuka, und aus dem Walde leuchten die feurigen Parijatas. Ueberall aber wiegen sich bunte Vögel, und versteckt singt die Nachtigall. Hinter Gomeah ist eine Bucht im Flusse, da wiegen sich tausend und tausend herrliche Wasserblumen, die wachsen aus der Tiefe empor, und wenn es Herbst wird, heben sie ihre Wurzel auf und schwimmen immer blühend weiter und ziehen auf dem Flusse fort wie hier die Wandervögel. Dort würdest du am Abend gehen, o Gretchen, eingehüllt in goldfarbiges Seidengewand und in krokusgelbe Schleier.

Das alles ſagte er, obwohl ſcheinbar monoton, doch mit einer gewiſſen milden und melancholiſchen Melodie, daß es den Eindruck machte, als ob er aus dem Stegreif dichtete und ſänge, und während er ſo redete, wickelte er den weißen Bund mit der Agraffe vom Kopf und legte ihn neben ſich auf den Boden.

Gretchen ſah ihn erſchrocken an, erſchrocken, theils über die Trauer, die ſich in dem Tone verrieth, theils weil ſie aus ſeinen Worten den feſten Entſchluß, in die Heimat zurück zu kehren, heraushörte. Sie ſchlang die Arme noch feſter um das Kind und rief: Aber mein Kind wirſt du mir doch nicht nehmen?!

Aureng zuckte wieder die Achſeln und löste ſchweigend den prächtigen Gürtel ab und band die Shawls von den Schultern und legte ſie zu der Kopfbinde auf den Boden. Jetzt erſt verſtand ihn Gretchen; ſie ſtellte das Kind auf den Boden, warf ſich vor ihn hin, ſchlang die Arme um ſeinen Leib und rief: Mein Geliebter, nein, ich folge dir — wann reiſen wir ab?

Aureng ſchüttelte den Kopf, während er ſeinem Weibe mit Zärtlichkeit die Scheitel ſtreichelte und ihr die Thränen zu verbergen ſuchte, die ihm aus den Augen ſprangen. Aber ſie blieben ihr nicht verborgen, und bald miſchten ſich die ihren mit den ſeinigen. Ich hatte indeſſen das Kind zu beruhigen, das, vom lauten Schluchzen der Eltern erſchreckt, Miene machte, ebenfalls in Weinen auszubrechen.

Niemals wieder werde ich Hindoſtan ſehen! ſagte endlich Aureng mit ergebener und feſter Stimme. Er ſtand auf, band das prächtige Gewand in ein Bündel und ging aus der Stube, um dem Prinzen von Nepaul Gewand und Würden zurück zu ſtellen.

Am anderen Tage ſah ich ihn wieder an Stanhope Place ſtehen, den Beſen in der Hand, gekleidet wie vorgeſtern, aber etwas trauriger lächelnd als ehemals.

Wenige Tage darauf verließ ich London und England. Im Juni des Jahres 1853, da ich die Weltſtadt auf einige Tage beſuchte, habe ich meinen Freund Aureng wiedergeſehen, und

um einen Zeugen für diese wahrhaftige Geschichte zu haben, habe ich ihn, da wir zusammen an Stanhope Place vorüber fuhren, um auf Gloceſter Terrace eine berühmte Sängerin zu beſuchen, meinem Freunde, dem kölniſchen Kapellmeiſter Ferdinand Hiller, vorgeſtellt. Aureng iſt in dieſen drei Jahren ziemlich gealtert; die Kinder ſeines Stammes verwelken eben ſo ſchnell, als ſie aufblühen. Aber ſein gutmüthiges Lächeln that noch immer wohl, ſeine Augen glühten wie einſt, und ſein germaniſches Weib liebte er ſo warm wie ehemals, und wärmer vielleicht, da er ihr ein großes Opfer gebracht hat.

---

2.

## Gloria und eine Sage von Johannes Parricida.

Nur wenig Raum bedarf das Glück. In der Fremde, auf dem ſchmalen Fleck, den ihnen Armuth, Geſetz, Vorurtheil übrig gelaſſen, hat ſich das Paar, von dem ich ſo eben erzählt, ſein Glück angebaut, und es trug der Blüthen genug, um mit ihnen manches ſchmerzbringende Kräutlein zu verhüllen und zu überwuchern. Unter ſchönerem Himmel aber ſah ich, was traurig macht — unter dem blauen Himmel der Provence erkannte ich die Strenge der Sitte, die ſtärker iſt als das Unglück der Heimatloſen, ſtärker als Armuth, Geſetz und Vorurtheil. Ich ſah, wie ein Geſchöpf, das die Natur mit beſonderer Liebe zum Glücke geſchaffen, für einen einzigen Fehltritt jahrelanger Büßung hingegeben worden und ohne eine günſtige Wendung des Geſchickes der erbarmungsloſen Sitte faſt erlegen wäre.

In den Ruinen des Kloſters Mont-Major und ſeiner Umgebung geht es noch heute ſo luſtig her, wie damals, als gelehrte und frohe Benediktiner in ſeinen koloſſalen Mauern hausten und von Zeit zu Zeit den Papſt von Avignon oder ſeinen

Legaten bei ſich bewirtheten. Heut zu Tage wohnen reiche Gutsbeſitzer in dieſem zerſtörten Kloſter und in ſeiner Nachbarſchaft, am Abhange des letzten Auslaufes der Alpinen, und führen bei gutem provenzaliſchem oder Languedoker Weine ein vergnügliches Leben. Bei einem derſelben war ich zu Gaſte geweſen, und voll des ſüßen Weines von Lunel und des männlichen, würdevollen von Langlade, kehrte ich luſtig und guter Dinge nach meiner Lieblingsſtadt Arles zurück, von der das Kloſter kaum eine halbe Stunde entfernt iſt. Es war an einem Abend des Monats Mai, des provenzaliſchen Monats Mai. In allen Büſchen am Wege ſangen ſchön die Nachtigallen; Pfirſich- und Mandelbäume ſtanden in voller weißer und roſenrother Blüthe; der Granatbaum ließ ſchon ſeine Gluthen durch die Nacht leuchten; die Cypreſſen ſchnitten ſich dunkel und würdig am mondhellen Nachthimmel ab, und da und dort ſchickte eine breite Pinie, ſanft vom Abendwinde bewegt, ein leiſes Säuſeln über die Ebene hin. Mir war ſo wohl, daß ich deutſche Lieder in dieſe ſüdliche, mondbeglänzte Zaubernacht hineinſang; nichts fehlte mir als ein Freund, ein Wandergenoſſe, mit dem ich ein Wörtchen hätte reden können. Auch das ſollte mir werden.

Schon ſah ich deutlich die mauriſchen Thürme der römiſchen Arena zu Arles am Himmel emporſteigen, als ich plötzlich Mossjou, Mossjou! hinter mir rufen hörte. Aus dem Gebüſche am Wege ſprang mit großer Behendigkeit ein flinker Burſche, der nach Art der Männer aus dem Volke eine breite, runde Baskenmütze auf dem Kopfe und eine dicke Wollſchärpe, die in Franſen herabfiel, um den Leib trug. Er ſprang mit einem großen Satze auf mich zu, faßte meine Hand und drückte ſie herzlich. Erſt nachdem ich ihn gegen den Mond gewendet, erkannte ich meinen alten Freund Jaques, und ich erwiderte ſeinen Gruß freudig überraſcht.

Ich brauchte nicht den Mond, um Sie zu erkennen, ſagte er ſcherzend, ich habe Sie an dem Liede erkannt. Sie ſangen es immer, wenn das Meer ruhig war und Sie des Abends vor meiner Cabane ſaßen.

Richtig, mein Freund, es ist dasselbe Lied. Was macht unsere Cabane, was macht die Camargue und das Meer?

Es ist Alles beim Alten, antwortete Jaques mit guter Laune; das Meer ist noch blau, die Camargue noch immer sumpfig, und meine Hütte, seit Sie mich verlassen haben, einsamer als je.

Jaques war nämlich mein Gastfreund gewesen, als ich das große Sumpfland, das den größeren Theil Nieder-Languedocs ausmacht, durchstreifte. Es erstreckt sich mehr oder weniger breit von der linken Rhone-Mündung bis über Montpellier hinaus gegen Cette und ist von Menschen nur sparsam bewohnt. Seine weiten, mit hohem Gras und Rohr bewachsenen Flächen sind der fast ausschließliche Aufenthalt von Pferden und Rindern, die hier wild aufwachsen, um in einem gewissen Alter, jene vor den Pflug gespannt, diese zur Schlachtbank oder zu den Stierhetzen geführt zu werden. Neben ihnen gedeiht ein riesiges Geschlecht von Hunden, welche von den Hirten und Wächtern, die einzeln in erbärmlichen Hütten zerstreut wohnen, hierher verpflanzt wurden und verwilderten, ohne ganz ihre natürliche Gutmüthigkeit zu verlieren. Die Fieber, die sich hier gern erzeugen, haben die Menschen fast ganz vertrieben; nur am Ufer des mittelländischen Meeres stehen hier und da einsame Fischerhütten, aber auch diese werden im September, aus Furcht vor den Krankheiten, verlassen. Die Camargue oder das Rhone-Delta bildet einen durch die Rhone-Mündungen abgesonderten Theil dieses, wenn auch traurigen, doch interessanten Landstriches. Daß dieser nicht immer so verlassen gewesen, beweisen die da und dort aus Sumpf, Schilf und mannshohem Grase auftauchenden Ruinen ehemaliger Menschenwohnungen. Befestigte Thürme, Kloster-Ruinen und dergleichen haben der Zeit am Längsten widerstanden und bieten in dem einförmigen Lande manchen malerischen Anblick und manche Belehrung über die Baukunst des Mittelalters. Sie waren es vorzugsweise, die mich in diese Gegenden gelockt und mich hier zurückgehalten haben.

Meine Ausflüge gingen meiſtens von Jaques' einſamer Fiſcherhütte aus. Dort war ich an einem regneriſchen Tage nach langer Wanderung einmal gaſtlich aufgenommen worden, und dorthin kehrte ich immer wieder gern zurück und verbrachte mehrere Tage mit dem einſamen Fiſcher in ſeiner Hütte, wohl auch in ſeinem Kahne mit ihm auf hoher See. In unſerer Einſamkeit hatte ſich bald eine Art freundſchaftlichen Verhältniſſes gebildet, und ich wußte, daß Jaques ein Stadtkind aus Arles ſei, daß er des einſamen, mühevollen und undankbaren Fiſcherlebens nicht bedürfe, um bequem zu leben, daß er in der Stadt ein ziemliches Vermögen beſitze, aber es doch vorziehe, in dieſer ererbten Fiſcherhütte zu hauſen, weil er in Arles der Urſache manches Schmerzes auszuweichen habe. Soweit ging das freundſchaftliche Verhältniß Jaques' gegen Fremde nicht, daß er mir auch dieſe „Urſache manches Schmerzes" vertraut hätte, und ich fragte nicht. Daß dieſe aber in der That vorhanden war, merkte ich an der Trauer, die oft das ganze Weſen des ſonſt heiteren jungen Mannes beherrſchte. Vor drei Wochen erſt hatte ich Abſchied von ihm genommen, ohne Hoffnung auf Wiederſehen, da ich nicht wieder in die Camargue zurückkehren und er in ſeiner gut gelegenen Hütte immer zu bleiben die Abſicht hatte. Deſto größer war die Ueberraſchung, als wir uns unter den Mauern von Arles wieder fanden. Jaques hatte, wie er ſagte, Geſchäfte, die ihn in die Stadt geführt haben.

Im Freien durch die ſchöne Nacht zurückgehalten, ſchlenderten wir um die Stadtmauern. Ich forderte Jaques auf, als geborner Arleſer meinen Cicerone zu machen, und er führte mich, da er, wie er ſagte, meine Neigungen für alte Reſte von Steinmetz- und Mauerwerk kannte, in die ſo genannten Eliscamps, auf jenen merkwürdigen alten Begräbnißplatz aus der erſten chriſtlichen Zeit von Arles. Im Mondſchein nehmen ſich die rieſigen Stein-Sarkophage, die in freier Luft ſtehen, meiſt offen, großentheils verſtümmelt ſind, unheimlich ſchön und groß aus. Wir wanderten zwiſchen den unendlichen Reihen auf und ab, und mein

Führer theilte mir mit, was er über dieſe Todtenſtadt aus alten Sagen und Legenden wußte. Wir ſtanden eben vor jenem koloſſalen Grab-Denkmale, das ſich über dem Sarge barock in Geſtalt eines geſchweiften Blattes, von Inſchriften bedeckt, hoch in die Luft erhebt, als Jaques mit Einem Male erſchrocken und am ganzen Leben bebend: Diou, Diou! (Gott, Gott!) ausrief, erſt einen Moment nach dem Eingange des Friedhofes ſtarrte und dann, mich am Arm faſſend, mit mir in den Schatten des Monumentes flüchtete. Er duckte ſich tief, bat mich, ein Gleiches zu thun und um Gotteswillen ja ſtille zu ſein, daß uns die beiden Frauen, die dort herankommen, nicht bemerken.

Die lange Allee von Särgen herab ſchritten leiſe und langſam, wie mit Geiſtertritten, zwei weibliche Geſtalten. Es war ſo ſtill, daß wir jedes ihrer Worte hören konnten.

Maire (Mutter) ſagte die Eine, indem ſie ſich furchtſam umſah, haſt du nicht Geräuſch und Stimmen gehört?

Nein, ich habe nichts gehört, antwortete die Mutter ungeduldig, und noch ungeduldiger fügte ſie hinzu: Dieſe Frage wiederholſt du, ſeit wir aus dem Hauſe gegangen, ſchon zum dritten Male.

Jaques ſeufzte leiſe.

Sei nicht böſe, Mütterchen! bat die jüngere der beiden Nachtwandlerinnen.

Schon gut, ſagte die Mutter, ich ſetze mich hieher auf den Sarg; geh du indeſſen auf und ab; du brauchſt Bewegung. Es ſind nun bald zwei Monate, daß wir nicht draußen geweſen ſind.

Jaques ſeufzte wieder und drückte mir krampfhaft den Arm. Die Jüngere ſchob den ſchwarzen Schleier zurück, der von ihrem Arleſer-Häubchen dicht und in vielen Falten niederfiel, und ich ſah beim Licht des Mondes ein Geſicht, wie man es nur in dem mit Frauenſchönheit geſegneten Arles zu ſehen bekommt. Ueberraſcht und fragend wandte ich mich zu Jaques. Nicht wahr, ſie iſt ben poulita (ſehr ſchön)? fragte er ſchmerzlich lächelnd. Und wie ſchön war ſie! Ich konnte es jetzt erſt beurtheilen, da ſie,

wahrhaft majestätisch, hart vor uns auf und ab zu wandeln anfing. Ich habe die Schönheit der Arleserinnen an einem anderen Orte beschrieben und will mich dieses Mal von dem undankbaren Geschäfte der Beschreibung nicht aufhalten lassen. Es genüge, wenn ich sage, daß ich selbst in Arles noch kein Gesicht, noch keine Gestalt gesehen hatte, die sich mit dem Gesichte, der Gestalt der einsamen Wandlerin hätten messen können. Jaques weidete sich Anfangs an meinem Erstaunen, dann aber folgte er ihr unverwandt mit den Augen auf Schritt und Tritt. Mit sichtbarer Anstrengung starrte er ihr nach, als ob er keine Bewegung verlieren wollte; seine Blicke klebten an ihren Fersen, sein Athem stockte, sein Herz pochte hörbar. — Dem Mädchen schien die Bewegung und die milde klare Nacht wohl zu thun. Langsam, fast traurig war sie hereingetreten; nach und nach wurde sie heiterer; sie scherzte mit der Mutter, sie pflückte die Blumen, die da wie aus Gartenbeeten aus den Särgen wild herauswuchsen; sie sprang flink wie ein Reh von einem Trumm zum andern und ließ mich den Wohllaut ihrer Stimme, die Anmuth ihrer Bewegungen, den herrlichen schlanken Bau ihres Leibes bewundern.

Treten Sie hervor! sprechen Sie die Frauen an! suchen Sie ihre Bekanntschaft zu machen, lispelte mir endlich Jaques ins Ohr. Er sprach die Worte so dringend, so bittend, als ob er einen höchst wichtigen Freundschaftsdienst von mir verlangte, und ich mußte ihm gehorchen.

Guten Abend, Madame! Eine schöne Nacht.

Die Mutter fuhr bei dieser meiner Anrede erschrocken zusammen; bald aber faßte sie sich und erwiderte meinen Gruß mit jener Grazie, die in Arles den Frauen aus dem Volke in so hohem Grade eigen ist. Die Tochter blieb einige Schritte vor mir still stehen, wie versteinert, nachdem sie mechanisch, aber hastig den Schleier vors Gesicht gezogen hatte.

Welche merkwürdige Dinge man in Ihrer Stadt sieht! fuhr ich fort.

Ja, antwortete die Mutter, die Fremden finden das. Sie sind wohl auch ein Fremder?

Ja, Madame, ich komme aus weiter Ferne, ich komme aus Böhmen.

Denke, mein Kind, rief die Mutter der Tochter mit besonderem Nachdrucke zu, der Herr kommt bis aus Böhmen!

Die Tochter näherte sich und begrüßte mich.

Ich fing wieder von der nächsten Umgebung Arles', von seinen Schönheiten zu sprechen an. Die Mutter ging gern auf mein Gespräch ein und entwickelte jenes Konversations-Talent, das neben der Schönheit an den Frauen von Arles berühmt ist. Ja, es schien ihr sogar Herzensbedürfniß, sich auszusprechen; sie fragte und erzählte, theilte mir Manches über Volkssitten und Bräuche mit und hörte aufmerksam zu, wenn ich ihr dagegen etwas über fremde Länder sagte. Mehr noch aber schien es ihr am Herzen zu liegen, ihre Tochter, die schweigsam neben mir saß, ins Gespräch zu ziehen. Oft that sie, als ob sie sich an Das und Jenes nicht erinnern könnte, und wandte sich mit allerlei Fragen an sie. Diese antwortete immer mit Anmuth, aber kurz und abwehrend, als ob sie Angst vor dem Gespräch hätte. Diese Sonderbarkeit machte mir die beiden Frauen, abgesehen von der Schönheit der Einen, noch interessanter, und ich beschloß, Jaques' Auftrage so weit als möglich nachzukommen und die nähere Bekanntschaft der Spaziergängerinnen zu machen. Mit jener Zudringlichkeit, die der Reisende, pochend auf das Gastrecht, sich manchmal erlaubt, bat ich sie, als sie sich erhoben, mich, da ich die Wege nicht kenne, in die Stadt mitzunehmen. Man nahm diese Bitte mit vieler Güte auf; ich reichte den beiden Frauen die Arme, und so wanderten wir in stiller Nacht der Stadt entgegen. Arm in Arm wird man schneller vertraut. Wir plauderten gemüthlich; selbst die schweigsame Tochter wurde beredt und machte mich im Vorübergehen auf Dieß und Jenes, auf die Ruinen des Karmeliter-Klosters, auf das römische Thor ꝛc., aufmerksam. Ihre Stimme war so milde, ihre Aussprache so edel,

daß es wohl that, ſie anzuhören. Sichtlich vergnügt horchte ihr auch die Mutter zu. So kamen wir vor ihrem Hauſe in einer der vielen engen Straßen Arles' an. Die Mutter fragte, wann ich abreiſen wolle, und es fuhr mir durch den Kopf, daß ich nicht die ganze Wahrheit ſagen müſſe. Wahrſcheinlich ſchon morgen, Madame! Sie bedauerte das, da ſie ſonſt gewünſcht hätte, mich noch bei ſich zu ſehen. Die Antwort hatte ich gehofft. So hatte ich die Einladung, die, wie ich ahnte, mir ſonſt nicht zu Theil geworden wäre. Wir begrüßten einander, die Frauen verſchwanden im Innern des alten Hauſes, und ich eilte zurück, um Jaques aufzuſuchen, ihm das Ergebniß meiner Bekanntſchaft mitzutheilen und Auskunft über manches Räthſelhafte zu verlangen.

Wie ich um die Ecke bog, ſtand er vor mir. Er fing mich in ſeinen Armen auf und rief: Herrlich, vortrefflich haben Sie es gemacht!

Was iſt's mit dieſer ganzen Geſchichte? fragte ich.

Stille, ſagte er, indem er mich fortzog, hier können wir noch geſehen werden! Kommen Sie!

Er zog mich durch eine dunkle Gaſſe auf jenen Platz, wo einſtens das griechiſche Theater geſtanden und wo noch heute einzelne Sitzreihen und zwei prachtvolle Säulen der Szene zu ſehen ſind. Am Fuße der Säulen ſetzte er ſich hin, und mich ebenfalls niederziehend, rief er: O, Mossjou, wüßten Sie, was in mir vorgeht, wüßten Sie, was ich dieſen Abend gelitten habe! —

Er drückte das Geſicht in beide Hände und ſchwieg.

Sapriſti! ſchrie ich ungeduldig, jetzt bin ich der Räthſel und Geheimniſſe ſatt. Wer ſind dieſe Weiber? wer iſt dieſes prächtige Mädchen?

Einen Namen werde ich Ihnen nennen, ſagte Jaques, bitter lächelnd, und Sie werden Alles wiſſen, denn Sie kennen ja Arles und ſeine Merkwürdigkeiten. Dieſes Mädchen, das Sie nach Hauſe begleitet haben, iſt Gloria.

Jaques hatte Recht: der Name Gloria erzählte mir eine ganze Geſchichte, eine Geſchichte, die mich ſchon gerührt hatte,

ehe ich ihre Heldin gekannt habe. Die mit Recht hochberühmte Schönheit der Arleserinnen bildet neben griechischen, römischen und romanischen Antiquitäten einen Hauptbestandtheil in den Mittheilungen bezahlter Ciceroncs oder gastfreundlicher Führer. Sie analysiren sie, sie weisen ihren griechischen Ursprung nach, sie bezeichnen die Hauptmerkmale, welche arlesische Schönheit von der Schönheit anderer Frauen unterscheiden. Um ihrer Theorie mit lebenden Beispielen größeren Nachdruck zu verschaffen, machen sie den Fremden, durch die Gassen wandelnd, auf diese und jene Schöne aufmerksam, führen sie ihn vor Schaufenster und lassen ihn hier eine schöne Bäckerin, dort eine Gewürzkrämerin, hier eine Haubenmacherin, dort eine Wäscherin bewundern, wenn sie ihn nicht gar in die Kirche führen, um am heiligen Orte mit der weltlichen Schönheit ihrer Landsmänninnen zu prahlen. Das gethan, halten sie es für Pflicht, im Fremden jeden Verdacht zu unterdrücken, der sich beim Anrühmen der hohen Gaben leicht gegen arlesische Tugend erheben könnte. Sie erzählen von der strengen Sitte, die sich wie ein diamantner und unnahbarer Schild zwischen die Schönheit und die Verführung stellt, und von der Unbarmherzigkeit dieser Sitte. Und um auch Das mit einem Beispiele zu belegen, zeigte mir mein Gastfreund und Führer ein verhängtes Fenster,[1] hinter welchem eine ehemalige Königin der Schönheit, die eigentlich Marion heißt, die man aber, weil sie den Ruhm von Arles ausmachte, Gloria getauft hat, seit acht Jahren in tiefer Einsamkeit ein bußvolles Leben vertrauert. In der Blüthe ihres Ruhmes hat die Liebe sie der Schmach in die Arme geworfen. Gloria war zu ihrer Zeit als die Schönste unter den Schönen anerkannt und bei einem Volksfeste mit einer gewissen Feierlichkeit als solche ausgerufen worden. Ihr Ruf drang in die weite Ferne. Ihr Bild wurde von einer Pariser illustrirten Zeitung veröffentlicht, und ein anderes hing in den Schaufenstern des Boulevard des Italiens. Kein Maler reiste

[1] Siehe mein Tagebuch aus Languedoc und Provence. Bd. III. S. 167.

durch Arles, ohne eine Zeichnung ihres vollendeten Profils mitzunehmen, und von der Diana im Arleser Museum, jenem Meisterstücke hellenischer Kunst, sagte man: wenn sie eine Nase hätte, wäre sie fast so schön wie Gloria. Ein junger Maler, den wir Paul nennen wollen und der heute zu den jungen Berühmtheiten Frankreichs gehört, reiste, preisgekrönt und von der Regierung geschickt, durch Arles nach Rom. Es war gewissermaßen Pflicht, das Bürgermädchen Gloria zu malen, und er fand leicht Eintritt in das Haus, wo man, an solche schmeichelhafte Besuche schon gewohnt, ihn mit Anmuth und einer gewissen sicheren Würde empfing. Paul war jung, lebhaft, geistvoll, schön, voll Hoffnungen und verschönerndem Ehrgeiz — er verzögerte seine Abreise — er malte ein großes Bild — er verbrachte ganze Tage und Wochen im Hause Gloria's — er ging endlich an ihrer Seite durch die Stadt und auf die Promenaden; warum sollte ein zukünftiger großer Maler nicht das Ideal der Schönheit heirathen? Gloria war seine erklärte Geliebte. Endlich mußte Paul denn doch seine Reise nach Rom fortsetzen; sein Ruhm, seine künftige Stellung hingen von dieser Reise ab, und Ruhm und Stellung mußte er erwerben, um der Geliebten ein ihrer würdiges Leben zu bereiten und Das zu thun, was bereits zur doppelten Pflicht geworden. Die Liebenden trennten sich nicht ohne Schmerzen und mit der Hoffnung auf ein freudiges Wiedersehen. Paul reiste und kam nicht wieder; ja, er schrieb endlich nicht mehr, trotz aller Bitten Gloria's, sie von Arles fortzunehmen, wo sie die Schande, die über ihrem Haupte hing, nicht werde ertragen können. Zur Zeit, da Gloria Mutter wurde, reiste Paul mit der in Frankreich ebenfalls wegen ihrer Schönheit berühmten Herzogin v. P... von Rom nach Griechenland.

Wir wollen die Martyrologie, die begann, sobald Gloria's Schicksal bekannt wurde, nicht weiter ausführen. Man kennt die mittelalterlichen Bräuche, die sich überall Alles gegen Jugendfehler erlaubt glaubten, und in Arles lebt noch ein groß Stück Mittelalter. Ganz Arles wähnte sich in seiner Ehre gekränkt,

und ganz Arles hielt sich für berechtigt, seine gekränkte Ehre zu rächen. Verschmähte Liebhaber und neidische Schönheits-Rivalinnen übernahmen es, den Chor anzuführen — und die Stolze, die Gekränkte, die Martyrerin ihrer Liebe und Schönheit zog sich in ihre Einsamkeit zurück, in der sie zur Zeit, da ich nach Arles kam, bereits acht volle Jahre in Gesellschaft einer trauernden Mutter verlebt hatte. Nur selten, und nur in der Nacht und verschleiert, verließ sie das einsame Haus, dessen Fenster dicht verhängt war, dessen Thor, immer geschlossen, jeglichen Besuch abwies. Die erste Wuth der Tugendhaften hatte sich gelegt, und selbst ehemalige Nebenbuhlerinnen und zurückgewiesene Anbeter sahen mit Theilnahme zu dem verhüllten Fenster hinauf, und wenn man der einsam Wandelnden in der Nacht begegnete, that man, als ob man sie, die nicht gesehen sein wollte, wirklich nicht sähe. Uebrigens war sie nur sehr selten sichtbar und zu einer Art von Mythus geworden. Auf einem solchen Spaziergange in den Eliscamps war es, wo ich ihre Bekanntschaft machte, jetzt, und als Jaques ihren Namen nannte, erinnerte ich mich an ihre ganze Geschichte und deutete ich mir das zurückhaltende Wesen der einen Nachtwandlerin und das einladende, zuvorkommende der Mutter, die offenbar ihr Kind wieder an menschlichen Umgang gewöhnen wollte und Das mit einem Fremden vielleicht leichter glaubte thun zu können.

Während ich am Fuße der Säulen des griechischen Theaters so da saß und mir schweigend und nachdenklich das Schicksal Gloria's ins Gedächtniß zurückrief, war das Benehmen meines Freundes Jaques ein höchst sonderbares. Er sah mich unruhig an; er schien zufrieden, daß er nicht genöthigt war, mir des Mädchens Geschichte zu erzählen, und wieder schien er über die Berühmtheit dieser Geschichte höchst gekränkt, ja, unglücklich. In Blick und Geberden drückte sich eine fieberhafte Unruhe aus, und endlich warf er sich auf die Marmor-Trümmer der Szene hin. Seine rothe Fischermütze fiel ihm vom Haupte, die dichten und dunklen Locken rollten am Steine herab, und so lag er da wie ein tragisches Opfer.

Was iſt dir, Jaques? fragte ich beſorgt.

Mossjou! erwiederte er aufgeregt, ohne ſich zu erheben, ich will es Ihnen in wenigen Worten ſagen. Ich habe Gloria vor ihrem Unglück geliebt, ich habe ſie nachher geliebt, ich liebe ſie noch heute.

Dann richtete er ſich auf und fuhr ſo ſchnell fort, als ob er fürchtete, in wenigen Minuten wieder den Muth zu dieſer Mittheilung zu verlieren. Ja, ich liebe ſie! Darum habe ich die Stadt verlaſſen und mich in die einſame Fiſcherhütte zurückgezogen; ich konnte es in ihrer Nähe nicht länger ertragen. Sie war in ihrer glücklichen Zeit meine Freundin, ich bin mit ihr aufgewachſen, mich hat ſie allen Anderen vorgezogen — wenn ſie mich auch manchmal, wie die Anderen, ihren Stolz hat fühlen laſſen. Mein wäre ſie geworden ohne die Ankunft des Pariſers. Was konnte ich gegen einen ſchönen Pariſer, der ſo ſchön malte und ſeine Worte ſo ſchön zu ſtellen verſtand? Wie das Unglück herauskam, floh ich zum erſten Male in die Camargue; ich hörte, was ſie litt, und kam zurück, um ſie zu vertheidigen, und ließ mich für ſie verhöhnen. Ich floh wieder und kehrte nach Jahren abermals zurück, ich drang in ihr Haus, ich liebte ſie wie zuvor. Ich fürchtete die Schande nicht und wollte ſie heirathen, ich wollte das noch vor wenigen Tagen, aber ſie iſt ſtolz und will ihr Leid allein tragen; auch weiß ich nicht, ob ſie mich liebt, wohl aber weiß ich, daß ſie den Pariſer nicht mehr liebt. Ihren Fehler hat ſie abgebüßt. — O Gott, acht Jahre hat ſie gelitten, in der Einſamkeit, in Schande, in der Blüthe ihres Lebens! Mochten die Leute ſagen, was ſie wollten, ich wollte ſie in meine Hütte am Meere führen, fern von den Menſchen. Iſt das ſchändlich, Herr? Iſt das ehrlos? Sagen Sie mir das ohne Rückhalt, daß ich es wiſſe; denn mir ſcheint es nicht ſo, und wenn es mir auch ſo ſchiene, ich könnte an mir nichts ändern.

Ich reichte ihm die Hand, und ruhiger fuhr er fort: Ich will Ihnen nun auch ſagen, warum ich dieſes Mal in die Stadt gekommen bin. Gloria's Schickſal ſoll ſich bald entſcheiden —

es geht etwas vor, und das habe ich so erfahren: Es lebt ein sonderbarer guter Mann in Nimes, der heißt Laurent und macht Bilder und schreibt Bücher. Aber alle seine Bücher sprechen von Arles, und alle seine Bilder stellen Arleserinnen vor; denn er liebt Arles wie seinen Augapfel; er kommt jede Woche in die Stadt, ist von jedem Kinde gekannt und kennt jedes Kind und weiß eines Jeden Geschichte. Von ihm ist das Bild Gloria's gemacht, das bis nach Paris gekommen ist; er liebte sie, der gute, alte Mann, er betete sie an, er nannte sie sein Ideal, und er hat mit ihr gelitten. Der kannte auch den Pariser Maler und war froh darüber, daß Gloria einen Künstler heirathen sollte. Seit sie von ihm verlassen worden, hat er ihn nicht aus den Augen verloren, und vor Kurzem schrieb man ihm aus Paris, wo er auch alle Welt kennt, daß Paul aus Griechenland zurückgekehrt sei und eine reiche Bourgeoise heirathen solle. Aber der Bourgeois, ihr Vater, will, daß er sich, wie er sagt, erst in Arles als honetter Mann benehmen solle, bevor er heirathet. Paul hat an Gloria geschrieben, und Gloria soll ihm kurz geantwortet haben, er müsse hieher kommen nach Arles. Das alles hat mir Herr Laurent erzählt, wie er durch die Paluden gekommen; der gute Mann hat eigens einen Umweg darum gemacht, und ich eilte hieher, um zuzusehen, wie Das alles ablaufen wird, um wo möglich zu erfahren, ob Gloria's alte Liebe bei Pauls Anblick wieder erwacht, oder ob sie für immer Abschied von ihm nimmt. Auf jeden Fall will ich in der Nähe sein, wenn Gloria einen Freund braucht, der für sie eintritt. Herr, ich habe in der Arena manchen Stier bei den Hörnern gepackt und auf den Rücken gelegt, ich werde auch mit einem Pariser fertig werden.

Lag Jaques früher wie ein tragisches Opfer da, so stand er bei diesen letzten Worten mit strammen Armen und geballten Fäusten, mit glühenden Augen und zurückfallenden Locken wie ein Kämpfer, ein Held auf der griechischen Szene.

Auch ich stand auf und sagte: Jaques, morgen besuche ich Gloria, und wenn es mir möglich, warte ich hier die Entwicklung

dieser ganzen Geschichte ab. Vergiß nicht, daß du mein Gastfreund bist und ich dein Freund bin.

Er drückte mir die Hand aufs Herzlichste und begleitete mich ins Hotel du Forum zurück, das auf dem alten Forum oder dem Platze der Männer liegt.

Um eilf Uhr des anderen Morgens pochte ich an die Thür Gloria's. Die Mutter öffnete nur halb, wie sie aber den Fremdling von gestern Abends erkannte, that sie die Thür ganz auf und hieß mich herzlich willkommen. Ich sagte ihr, daß ich meine Abreise um einen oder zwei Tage verschoben und daß ich mir die Freiheit nehme, der Einladung zu folgen, auf die sie mich in ihren Abschiedsworten gestern Abends hatte hoffen lassen. Die Mutter lobte das und führte mich in die Stube, die das ganze untere Geschoß einnahm und deren Thür, nach der Bauart des Südens, unmittelbar auf die Straße führte. Die hohe und geräumige Stube, deren Boden mit bunten Ziegeln gepflastert war, während die Decke Holzskulpturen alter Art bedeckten, war von milder Dämmerung und sanfter Kühle erfüllt, obwohl im Kamine, der die Küche ersetzen muß, eine goldene, von Weinreben genährte Flamme prasselte. Die Fenster gegen die Gasse waren geschlossen, aber die gegenüberstehende Wand war fast ganz geöffnet; ein breiter, wehender Vorhang schied sie vom Hofe, auf dem die Sonne lag. Ein kolossaler Tisch, breite Stühle, die eine Wand entlang eine breite Bank, Alles aus altem, geschnitztem Eichenholz, standen, würdig und zierlich zugleich, als Urväter-Hausrath wohl geordnet umher. Die Einfassung des hohen und geschweiften Spiegels über dem Kamine sowohl, wie die Stuckverzierungen, welche die Wände entlang und herab liefen und sie in große regelmäßige Felder eintheilten, deuteten auf ein hohes Alterthum des Hauses, und der Eindruck, den das Ganze machte, wäre ein höchst ernster gewesen, wenn ihn die Kinderköpfchen und Rosen- und Blätterwindungen an den Stuckverzierungen nicht gemildert hätten. Ein Blick in die Stube und ein zweiter durch den wehenden Vorhang auf den Hof sagten

mir, daß ich mich in einem jener Häuser der südlichen Städte befinde, die meistens größere Pracht gesehen, üppigeren Bewohnern, Prälaten oder Patriziern, gehört haben und im Laufe der Zeiten in den Besitz kleiner Bürger oder mit ihren glänzenden Besitzern herabgekommen sind. Da ich der Mutter an den Vorhang folgte und den ganzen Hof überblicken konnte, wurde mir das noch klarer. Der große, viereckige Raum war auf der einen Seite ganz von einem schönen, man möchte sagen: niedlichen Portikus in romanischem Style eingenommen, und den Wänden der anderen zwei Seiten sah man es an, daß er ehemals die Längen und die eine Breite des ganzen Hofes geziert hatte. Man sah noch die Spuren der Bogen und inneren Pfeiler. Der Gang war offenbar eine Nachahmung jenes Meisterwerkes romanischen Styls, das man in Arles den Klosterhof von St. Trophime nennt. Es war in Arles wie überall: Ein einziges großes Kunstwerk reicht hin, mit der Zeit eine ganze Stadt, eine ganze Gegend zu verschönern und ihr einen Charakter zu geben. Der reiche Mann ahmt es nach, wenn auch in kleinerem Maßstabe; Stadt- und Landhäuser und kleinere Kirchen werden nach seinem Muster gebaut; sein Einfluß dehnt sich bis auf die Hauseinrichtung, bis auf den Styl des Schrankes, der Spiegelverzierung, des Kamines, der Hausthür aus. Das Kunstwerk überlebt den ersten Besitzer und kommt im Laufe der Zeit, oft durch das Alter verschönert, bis an den Armen und hat so nach und nach alle Stände erfreut. Die Säulchen des Portikus im Hofe, der vor mir lag, waren aus dunklem Marmor und trugen reich verzierte, mit Blätterwindungen und allerlei Stein-Arabesken bedeckte Kapitäle. Zwar waren sie hier und da beschädigt, aber die Schlingpflanzen, die sich dicht an ihnen hinangezogen und weiße, rothe, blaue Glocken hangen ließen, verdeckten die Wunden und verdichteten die Dämmerung, die den kühlen, eben im Schatten liegenden Gang erfüllte.

Es war eine schöne, blühende, duftige Welt, die sich in diesem Hofe vor meinen Augen aufthat. Nur in der Mitte war

ein Stück des alten Pflasters übrig geblieben, der ganze übrige Hof war von der herrlichsten Vegetation besetzt. Neben den zwei großen Platanen, die in gleicher Entfernung von den Seitenmauern standen und aus alten Zeiten stammten, blühten in reicher Fülle die Centifolie, die braune provenzalische Rose. Sie bildeten ganze Gebüsche, die hoch und breit genug waren, den halben Hof zu überschatten. An den Wänden stand der Oleander oder, wie man ihn hier nennt, der Rosenlorbeer und deckte sie mit seiner sanften Gluth, während in den Ecken hoch und schlank Granatbäume aufragten und ihre glühenden Kelche der glühenden Sonne trotzig entgegen hielten. Zu Füßen dieser Bäume und Büsche liefen aufgerodete Beete hin, bevölkert vom Geschlechte zarterer Gattung, von Lilien, Cinerarien, Pelargonien in buntem Gemisch. Frisch und jugendlich stach diese Bevölkerung gegen das alte Gemäuer rings umher ab; ein sanfter Friede war über sie ausgegossen, und eine liebende Hand, eine zarte Pflege war überall sichtbar. Es war die Welt, die sich Gloria in ihrer Einsamkeit geschaffen, es war die Gesellschaft, welche ihr die der Menschen ersetzen sollte.

Sie saß, als ich in den Hof trat, in einem schattigen Winkel der Galerie, trat mir aber, auf den Ruf der Mutter, die den Herrn von gestern ankündigte, sogleich mit einiger Befangenheit zwar, aber doch freundlich entgegen. Ich setzte mich zu ihr in den schattigen Winkel und dachte, etwas verlegen, nach, wie ich das Gespräch in Gang bringen wollte. Das war aber leichter, als ich gedacht hatte, und die schöne Blumenwelt, die sie geschaffen, gab für den Anfang Stoff genug. Ich hatte gefürchtet, sie zurückhaltend und verschlossen zu finden; aber schon nach den ersten Worten gab sich ihr ganzes Wesen in voller Unbefangenheit kund, wenn auch mit einer gewissen ernsten Würde, die allerdings mit ihrer ganzen Gestalt, mit dem edel geschnittenen Kameengesichte harmonirte. Wie das edle Gesicht, die edle Gestalt, so war jede ihrer Bewegungen, der Ton ihrer Stimme, jedes Wort, jeder Ausdruck voll Maß. Wer die herrlichsten

helleniſchen Marmorgebilde kalt nennt und nicht die Wärme der Empfindung unter dem Goldglanz antiken Marmors erkennt, der hätte Gloria, obwohl ſchön, doch auch kalt genannt. Vielleicht, daß ihn das blaue Auge und der Wohllaut ihrer Stimme die Strenge der Form hätte vergeſſen laſſen. Bei mir that das nicht noth, und ich gab mich mit vollem Genuſſe dem Anſchauen dieſes herrlichen Geſchöpfes hin, und ich hätte über das Anſchauen alles Andere vergeſſen, wenn nicht gewiſſe zitternde Modulationen ihrer Stimme von Zeit zu Zeit, ſelbſt im heiterſten Geſpräche, an ihr trauriges Schickſal gemahnt hätten.

Ich gab mir Mühe, das Geſpräch ſo zu halten, daß ſie meine Bekanntſchaft mit dieſem ihrem Schickſal nicht merke, oder daß ſie ſich nicht aufgefordert fühle, bei Gelegenheit darauf anzuſpielen — aber ihr weiblicher Takt errieth aus dieſem Benehmen eben, was ich ihr verbergen wollte, und wie um jeden Zwang zwiſchen uns zu entfernen, ſprach ſie ſelber, wo die Gelegenheit es verlangte, von ihrer Zurückgezogenheit, von dem Bittern und Süßen der Einſamkeit, und das kam unſerem ganzen Geſpräche und vorzugsweiſe dem Anfang meiner Bekanntſchaft zu Gute.

Die Mutter war in der Stube beſchäftigt und kam nur manchmal heraus, um auch etwas vom Fremdling zu erfahren, und ſo verplauderten wir, theils in der Galerie ſitzend, theils den ſchattigen Theil des Gartens durchwandelnd, mehrere Stunden. Auf ein wiederholtes Lob ihres Aufenthaltes lud mich Gloria ein, des Abends wieder zu kommen, da ſie mir ihre Terraſſe zeigen wollte, wo ſie ihre Abende zubringe, und die jetzt der Hitze wegen ungenießbar ſei. Auch die Mutter, offenbar erfreut, daß Gloria einige Stunden in Geſellſchaft zugebracht, forderte mich auf, während meines kurzen Aufenthaltes ſo oft, als es mir meine Zeit erlaube, wieder zu kommen. Und ſo kam ich denn, nachdem ich an Jaques Bericht erſtattet hatte, ſchon des Abends wieder.

Gloria führte mich ſogleich über zwei Treppen auf ihre Terraſſe. Da empfing mich eine zweite Blumenwelt, umgeben von grünen Wänden, welche aus Schlingpflanzen gebaut waren.

Gegen Süden öffnete ſich eine weite Ausſicht über die geſegnete Ebene hinweg bis auf Rochelle und Saint-Martin, und gegen Morgen bis an die Alpinen, deren Häupter noch in Abendroth getaucht waren. Es war ſo ſtill da oben. Der Lärm der Stadt und der Spaziergänger vor den Thoren, denen wir hinter Laubgewinden unſichtbar blieben, hallte nur ſanft gedämpft herauf; aber wohl vernehmlich war der Geſang der Nachtigall, die ſich in Gloria's Garten unten, in einem Oleander-Buſche, ihr Neſt gebaut hatte. Die Mutter brachte provenzaliſchen Wein und vorausſichtig und ächt gaſtlich eine Cigarre. Wie behaglich fühlte ich mich bei den Ausgeſtoßenen, und doch wieder mit welcher Wehmuth erfüllte mich der Gedanke an das Beſtreben Gloria's, ihre Welt ſo viel als möglich auszudehnen, ſich ſchöne Abwechſelung zu ſchaffen und von den Reizen der ihr verſchloſſenen verſtohlen etwas zu erhaſchen! Auch an Jaques dachte ich und an das Glück, das er empfinden würde, wenn er hier neben mir ſäße. Ich nahm mir vor, bei der erſten Gelegenheit, die ſich bieten würde, von ihm zu ſprechen. Nach der Aufnahme, die ich von den Frauen erfuhr, glaubte ich etwas wagen zu können, und die Mutter ſchien mir eine gute Bundesgenoſſin. Die Gelegenheit ließ nicht lange auf ſich warten.

Gloria ſprach viel von ihren Schöpfungen, ich meine von ihren Gärten und Blumen, und wußte manches Liebliche von deren Entſtehung zu erzählen, wohl auch Manches, was traurig an ihre Lage erinnerte. In dem Jahre, ſagte ſie, da mein Roſenlorbeer zum erſten Mal die Höhe der Mauer erreichte und mit ſeinen Blumen hinüber ſah in die Gaſſe, fand ich dieſe eines Morgens ſämmtlich abgepflückt und zerriſſen am Fuße der Sträucher. Die That ward in der Nacht ausgeführt und ſollte mir ſagen, fügte ſie ſchmerzlich lächelnd hinzu, daß ich kein Recht auf Blumen habe; denn hier in Arles tragen nur Mädchen, deren Ruf rein iſt, Blumen — im Haar und auf der Bruſt, am Hochzeitstage als Kranz, und ſelbſt im Tode wird die Jungfrau, von Blumen bedeckt, ohne Sarg, zu Grabe getragen.

Es trat eine peinliche Pauſe ein; wahrſcheinlich um dieſe zu endigen, ſagte die Mutter: Du mußt nicht ungerecht ſein, mein Kind; zur ſelben Zeit haſt du doch jeden Morgen vor der Thür einen ſchönen Strauß gefunden.

Es iſt wahr, ſagte Gloria — ich habe ſo eben auch daran gedacht.

Und dieſe Blumen kamen von Jaques! fügte ich ſchnell hinzu.

Mutter und Tochter ſahen mich erſtaunt an. Sie kennen Jaques? Sie wiſſen . . .? riefen ſie wie aus Einem Munde.

Unzählige Male, fuhr ich fort, habe ich im Laufe dieſes Tages und dieſes Abends ſchon an ihn gedacht, und wie glücklich er ſich fühlen würde, an meiner Stelle zu ſein, der gute Jaques.

Ja wohl, der gute Jaques! wiederholte die Mutter; wie freue ich mich, daß Sie ihn kennen! Was macht er, wie geht es ihm? — wir hören nichts von Allem, was draußen vorgeht.

Der gute Jaques! wiederholte auch Gloria — er war eigentlich mein einziger Freund.

Sie ſehen das ein, fragte ich, und haben ihn und ſeine Freundſchaft doch ſo unbarmherzig von ſich gewieſen, und haben ſich doch gegen ihn wie gegen alle Anderen abgeſchloſſen.

Ich that es gewiß nicht, erwiderte Gloria, weil ich ſein gutes, edles Herz, ſeinen Muth und ſeine Treue verkannte — aber ſeine Gegenwart wäre mir am Peinlichſten geweſen. Nachdem ich ihn in der Zeit meines Glückes oft ſtolz und hoffärtig behandelt und oft die Freundſchaft vergeſſen hatte, die mit uns aufgewachſen iſt, nachdem ich ihn für einen Anderen (und — mein Gott, für welchen Menſchen!) vergeſſen gekonnt, hätte ich den Muth haben ſollen, ihm unter die Augen zu treten, oder gar die Frechheit, das edle Gefühl, das er mir bewahrt, erwidern zu wollen? Ich wollte, daß er mich vergeſſe, und nicht, daß er durch ſeine Ausdauer den Hohn der Mitbürger auf ſich lade, oder gar, wenn ich in einem ſchwachen Augenblicke ſeinen

Anträgen Gehör gegeben hätte, meine Schande fürs ganze Leben auf seine Schultern nehme. Nein! — rief sie mit Kraft — wie weh es mir auch gethan hat, einem Freunde im Unglück die Thür zu schließen, so bin ich doch froh, daß ich es gethan habe! Jetzt habe ich seit lange nichts von ihm gehört, kein Zeichen der Theilnahme von ihm empfangen, und ich hoffe, daß mein Zweck erreicht ist und daß er mich vergessen hat.

Sie irren, sagte ich, Jaques liebt Sie so treu, als er Sie je geliebt hat, und es hat nicht den Anschein, als ob er eine so tief eingewurzelte Liebe jemals aus seinem Herzen werde reißen können. Sie haben nichts von ihm gehört, weil er als Fischer in den Paluden der Camargue lebt, und er hat sich dahin geflüchtet, um einsam zu leben wie Sie, und weil er es nicht ertragen konnte, in Ihrer Nähe zu sein, ohne Sie zu sehen.

Mein armer Freund! seufzte Gloria.

Ermuthigt fuhr ich fort: Er ist noch heute bereit und mit Freuden bereit, für Sie die Meinung der Leute zu verachten und Sie — nicht seinet-, sondern Ihrethalben — in die Einsamkeit seiner Fischerhütte zu führen. Ein freies, edles und liebendes Herz, das man nicht verschmähen soll, meine Freundin!

Gloria verdeckte die Augen mit der Hand; aber ich sah die großen Thränen, die hervorquollen.

Mein lieber Herr! sagte sie endlich nach langer Pause — ich war ihm einmal gut; ohne den Mann, der mein Lebensglück vernichtet hat, wäre ich gewiß keines anderen Mannes Weib geworden. Nun ich jene wahnsinnige Leidenschaft ganz in mir unterdrückt habe, erwacht, ich gestehe es offen, wieder die innige Freundschaft in mir, die ich vorher für Jaques gefühlt habe. Aber ich will zu meinem Fehltritte nicht noch ein Verbrechen hinzufügen und über ein edles, männliches Herz Schande bringen. Niemals!

Nach diesem Gespräche war auf ein Aufkommen der früheren Heiterkeit nicht mehr zu hoffen, und da es mich drängte, Jaques Mittheilungen zu machen, so grüßte ich die Frauen und ging.

Jaques schienen die Worte Gloria's nicht so hoffnungverſprechend wie mir; er meinte, ich kenne nicht, wie er, ihre Festigkeit und Ausdauer bei dem einmal gefaßten Entschlusse. Dennoch konnte er ein freudiges Lächeln nicht unterdrücken, als ich ihm darauf erwiderte, daß ich nunmehr Arles nicht früher verlasse, als bis ich ihn bei Gloria eingeführt und ihm ihre Thür für immer geöffnet habe. Schon mit diesem Glücke, sagte er, wolle er sich begnügen und ihr mit seiner Liebe und mit Werbungen nicht lästig fallen.

Um Jaques mein Versprechen halten zu können, mußte ich noch mehrere Tage in Arles bleiben und die neue Freundschaft mit den Frauen so weit befestigen, bis ich etwas von ihnen verlangen oder einen Schritt zu Gunsten Jaques' wagen durfte. Antiquitäten und Geschichte der Stadt, die mit Troja und Trier an der Mosel wetteiferte, als Konstantin sich eine neue Residenz erwählen wollte, wären gänzlich vernachlässigt worden, wenn mir nicht die Gespräche mit den Frauen, besonders mit der mittheilsamen Mutter, die Studien einiger Maßen ersetzt hätten. Die Mutter war ein wahres Chronikenbuch von Stadt und Umgebung und ein Wunderhorn voll der schönsten provenzalischen Lieder, längst verklungener wie noch lebender Gesänge, die sie mehr deklamatorisch als singend, aber mit Sinnigkeit vorzutragen verstand. Bei den wenigen Anknüpfungspunkten, die wir hatten, halfen Lieder und Sagen aus, von Zeit zu Zeit auch eine Anspielung auf Jaques. Auffallend war es mir, daß im Laufe der Tage, die ich fast nur in Gesellschaft der Frauen verbrachte, nie von dem Kinde Pauls und Gloria's die Rede war und daß ich dieses nie zu sehen bekam. Dieses Räthsel aber sollte mir bald gelöst werden.

Eines Nachmittags, als ich mit Gloria, die mit einer Arbeit beschäftigt war, in der Galerie saß, pochte es sanft an die Thür, und bald darauf kündigte die Mutter, halb erschrocken, Mossjou lou Cura, d. i. den Herrn Pfarrer des Viertels, an.

Was kann er wollen? fragte Gloria.

Er wird Ihnen Vorwürfe machen, daß Sie nicht in die Kirche gehen, sagte ich.

Vielleicht, sagte sie, kommt er im Auftrage der Büßerinnen von der heiligen Magdalena, die mich schon einmal auffordern ließen, in ihren Orden zu treten. Als ob man nur im Kloster und unter dem Schleier büßen könnte! fügte sie traurig hinzu.

Ich flüchtete mich durch die Galerie in die Stube; während der Geistliche durch den Vorhang in den Garten trat. Gloria ging ihm ehrerbietig entgegen und führte ihn an den Platz, den ich eben verlassen hatte.

Gott sei mit dir, meine Tochter! sagte der Priester, indem er seinen breiten Hut abnahm und die andere Hand wie segnend ausstreckte. Er schien, wie ich von der Stube aus bemerken konnte, von der Heimlichkeit des Ortes, von der holden Welt Gloria's überrascht, ja gerührt. Sein altes, faltenreiches Gesicht nahm einen milden Ausdruck wahrhafter Theilnahme an. — Beruhigt zog ich mich ganz in die Stube zurück; nicht so ruhig war die Mutter, die bei mir geblieben war. Was kann er wollen? wiederholte sie von Zeit zu Zeit, — vielleicht will er ihr die Beichte abnehmen, da sie schon seit langer Zeit nicht zur Kirche gegangen ist. Das arme Kind! was kann sie sündigen unter ihren Blumen? Sie hat ächt christlich selbst ihren Feinden und Schuldigern vergeben. Aber der Herr Coura ist ein guter Mann, und er wird ihr nichts Schmerzliches sagen, und die Beichte kann ihr vielleicht wohl thun. — So sprach die gute Mutter vor sich hin; dann, wie um sich zu zerstreuen, wandte sie sich zu mir und sagte: Wir haben eine schöne Geschichte von einem großen Sünder und von einer Beichte. — Tiens! rief sie dann, die Geschichte muß Sie interessiren, denn der Sünder ist Ihr Landsmann und heißt Johannes Parricida.

In der That interessirte es mich, in der Provence eine Parricida-Sage zu entdecken, und theils darum, theils um die besorgte Mutter zu zerstreuen, bat ich sie, mir die Geschichte zu erzählen.

Sie wiſſen wohl, begann die Mutter, daß die Päpſte mehrere hundert Jahre in der Provence reſidirten; in Avignon ſteht noch ihr Palaſt, und ein Theil des Landes war noch vor ſechzig Jahren in ihrem Beſitze. Aber ſie wohnten nicht immer in dieſem Palaſte zu Avignon. Ein Papſt, der Clemens hieß, ſchlug ſeine Reſidenz in dem alten und ſchwarzen Kloſter der Prediger-Brüder auf, das bei Vaucluſe ſtand und deſſen Stelle heute große Eiſengießereien einnehmen. Zu jener Zeit einmal ſah man eine ſonderbare Gruppe von Reiſenden, die in der Gegend des Kloſters umherirrten. Ein Mann mit langem Barte führte ein Eſelein am Zügel; auf dem Eſelein ſaß ein junges Weib, und das junge Weib trug ein Knäblein auf dem Arme. Aus der Ferne hätte man glauben können, es ſei die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten; auch in der Nähe ſah die traurige Mutter auf dem Eſelein wie die heilige Jungfrau aus, ſo ſchön und lieblich und voll Schmerzen war ſie und ſah das lächelnde Kind auf ihrem Arm wie das Chriſtkindlein aus; aber der Mann, der das Eſelein am Zügel führte, ſah nicht aus wie der heilige Joſeph. Sein Bart war wild und ſtruppig, ſeine Haare vor der Zeit gebleicht, ſein ganzes Geſicht war ſo düſter, als ob eine Wolke darauf läge; die Augen hatten ſich tief in den Kopf zurückgezogen, als hätten ſie Angſt, in die Welt oder in ein menſchliches Geſicht zu ſehen, und die ihn in der Nähe betrachteten, glaubten auf ſeiner bleichen Stirn ein blutiges, dunkles Zeichen zu bemerken. Seine Füße waren wund und angeſchwollen, Kleider und Leib von Dornen und Geſtrüpp zerriſſen. So irrte er, immer das Eſelein am Zügel führend, Tage lang rings um das Kloſter umher; aber er hatte nicht den Muth, ſich der Schwelle zu nähern, und wenn die Nacht kam, verſchwand er im Walde, um des Morgens wieder hervorzukommen. Nur manchmal wandte er ſich zum Kinde und ſtreichelte ihm die blonden Locken: das that auch die Mutter; dann lächelte das Kind, und der Vater faßte friſchen Muth und näherte ſich wieder dem Kloſter, um wieder zaghaft in den Wald zu fliehen. Eines Tages, da das

Kind gar lieblich lächelte, wagte er ſich doch bis an die Schwelle des Kloſters; aber es übernahm ihn wieder die Angſt, und ſchon wollte er die Schritte wenden, als ſich das Thor öffnete und der Papſt heraustrat. Der fremde Mann warf ſich ihm zu Füßen und rief: Ich bin Johann von Oeſterreich, der ſeinen Ohm und Vormund erſchlagen hat. Seit Monden irre ich mit Weib und Kind durch die Wildniß; Wurzeln und wilde Pflanzen waren unſere Koſt, Höhlen unſer Aufenthalt, die Thiere des Waldes unſere Gefährten, und der Geiſt meines Ohms und die Seelen Derer, die um meiner Sünden willen unſchuldig erſchlagen worden, verfolgen mich. Heiliger Vater, du kannſt ja binden und löſen — erlöſe mich von meiner Sünde und von der tiefen Herzensangſt! — Vatermörder! rief der Papſt entſetzt und erhob ſeine Hand, als ob er ihn verſtoßen wollte; aber da ſah er die weinende bleiche Frau und das lächelnde Kind, und er ſagte: Um dieſer willen! — Und er ſchickte ihn in ein einſames Kloſter, das in den wüſten Alpinen lag, mit einem Briefe, in welchem den Mönchen verboten war, nach des Büßenden Namen zu fragen.[1] Dort ſtarb er nach zwei Jahren, und ſein treues Weib folgte ihm bald.

Während der Erzählung hatte die Mutter zu wiederholten Malen unruhig nach der Galerie hinüber geſehen. Sie ſchien beſorgt, daß der Prieſter ihrem Kind doch etwas ſagen könnte, was es kränkte. Kaum hatte ſie geendet, als ſie ſchon unruhig aufſprang und dem Vorhang zueilte, den ſie bei Seite ſchob. Sie iſt ja nicht im Beichtſtuhl! ſagte ſie, ſich entſchuldigend gegen mich gewendet, dann bog ſie ſich hinaus, um zu lauſchen. Der Prieſter ſprach milde, doch laut genug zu Gloria, daß wir jedes ſeiner Worte hören konnten; ich wollte mich entfernen, aber die Mutter winkte mir, zu bleiben.

[1] Man weiß, daß Johannes Parricida in einem Kloſter zu Piſa ſtarb; wir geben die Sage, wie ſie im ſüdlichen Frankreich lebt. — Eine öſterreichiſche Chronik erzählt, daß Parricida's Sohn zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts als blinder bettelnder Greis in Wien geſtorben.

Meine Tochter, sagte der Priester, ich bin über den Zustand deines Gemüths beruhigt. Mit Freuden sehe ich, daß in deinem Herzen kein Stachel geblieben ist, daß du dein Leid mit Ergebung getragen und den Feinden vergeben hast. Deine Fehler werden dir vergeben.

Der Priester schwieg einen Augenblick; Gloria sah ruhig vor sich hin, der Mutter fiel eine Thräne aus dem Auge.

Nach einigem Zaudern, als ob er die rechten Worte suchte, fuhr der Priester fort: Bei deinen löblichen nnd gottgefälligen Gesinnungen zweifle ich nicht, daß du deinem Kinde eine christliche Erziehung zu geben gedenkst.

Gloria wurde blaß, ihre Lippen zitterten, ihr ganzer schöner Leib erbebte.

Armes Kind! seufzte die Mutter.

Der Geistliche bemerkte den aufgeregten Zustand des Mädchens nicht, denn er stand mit niedergeschlagenen Augen da, und er sprach mit Milde weiter: Dein Kind muß nun in dem Alter sein, daß man ihm schon vom Worte Gottes sprechen und es mit den Segnungen der Religion bekannt machen kann. Das ist nun der Zweck meines Besuches, dich zu fragen, meine Tochter, ob du selbst, denn du vermagst es, deinem Kinde die Heiligkeit der Religion offenbaren oder ob du es wie die anderen guten Mütter meiner Pflege anvertrauen willst?

Statt aller Antwort nahm Gloria den milden und wohlwollenden Mann sanft am Arme, führte ihn aus der Galerie in den Garten und deutete stumm mit ausgestreckter Hand auf einen Hügel, der oben mit Rosen, rings umher mit Cinerarien bepflanzt war. Erschrocken hob der Priester beide Hände auf und sah Gloria ins Gesicht; ihre Blässe sagte ihm und mir das Uebrige. Daß Gloria's Kind in ungeweihter Erde ruhte, schien den Priester nicht zu überraschen; es ist im südlichen Frankreich nichts Seltenes, daß man geliebte Todte in der Nähe des Hauses, auf einem Felde, im schattigen Hofe oder im Garten begräbt. Der Brauch schreibt sich aus der Zeit her, da man den Prote-

ſtanten ehrliches Begräbniß verweigerte, und er theilte ſich hier und da den Katholiken mit. Der Prieſter ſtreckte ſeine Hand ſegnend über das blumenbepflanzte Grab aus; dann ſagte er: Ich werde in den nächſten Tagen kommen und dieſen Boden weihen, auf daß das ſchuldloſe Weſen in geweihter Erde ruhe.

Gran mercis, Mossjou lou Coura! rief die fromme Mutter, der die Thränen in Strömen über die Wangen liefen. Der Prieſter verneigte ſich und ging, von der Mutter bis vor die Thür begleitet. Wie ſie wieder zurückkam, eilte ſie ihrer Tochter zu, die ihr weinend in die Arme ſank.

Der Zufall, der mich dieſe aufregende Szene mit erleben ließ, trug nicht wenig zum ſchnellen Wachsthum unſerer Freundſchaft, zur raſcheren Entwicklung rückhaltloſen Vertrauens bei. So wagte ich es nun öfter, von Jaques zu ſprechen, von Zeit zu Zeit ſeiner treuen Liebe und ſeiner Abſichten zu erwähnen. Meine Mittheilungen wurden ruhig, doch mit einiger Wehmuth aufgenommen; das Gute hatten ſie, daß ſie Gloria an glückliche Zeiten erinnerten, die ſie in früher Jugend ſchön, rein und ungetrübt mit Jaques verlebt hatte. Die Liebe, oder wie ſie das Gefühl nannte, die Freundſchaft zu Jaques, die mit ihr aufgewachſen war, kam in mancher Aeußerung, in manchem bedauernden Wort zum Vorſchein, und bald glaubte ich an ihr das Phänomen beobachten zu können, das ich im Leben ſchon oft beobachtet habe: wie nämlich eine ſchöne Jugendliebe, die man begraben wähnt, nach Jahren und Jahren unter der Decke von Leidenſchaften, Unglück und traurigen Erfahrungen aufs Neue ſich zu regen beginnt, neue Keime treibt und endlich mächtig durch alle Schichten, die ſich über ſie gelagert haben, ſiegreich durchbricht. So weit war es wohl bei Gloria noch nicht gekommen; aber ich hoffte für Jaques, und da es mir ſchien, als ob Alles zu einer Entwicklung dränge, da mich meine eigene, häufige Anweſenheit in Gloria's Hauſe das Ende ihres einſamen Lebens däuchte, ſo beſchloß ich, Jaques vor meiner bevorſtehenden zeitweiligen

Abwesenheit von Arles ins Haus zu führen und das Uebrige ihm und seiner Liebe zu überlassen.

So ließ ich noch einige Tage nach dem Besuche des Pfarrers vorübergehen, besuchte Gloria oft, stattete an Jaques, der mich allabendlich im Hotel erwartete, treuen Bericht ab und lud ihn endlich ein, mich, anstatt spät Abends, einmal sogleich nach Einbruch der Dämmerung zu besuchen, um mit mir einen Spaziergang in die Umgegend zu machen. Er kam, und wir gingen. Mißtrauisch sah er mich an, da ich ihn, anstatt dem Stadtthore, der Gasse Gloria's zuführte. Je mehr wir uns näherten, desto langsamer wurde sein Schritt, und als er endlich über den Zweck unseres Ganges nicht mehr zweifeln konnte, begann er am ganzen Leibe zu zittern. Ich nahm ihn unter den Arm und führte ihn weiter. Was wird sie sagen? fragte er beklommen.

Du bist ein Poltron, Freund Jaques! sagte ich und zog ihn weiter.

An der Thür Gloria's raffte er sich zusammen und stellte sich straff und stolz hin. So ists recht! sagte ich, so muß der Mann auftreten! und ich pochte. Die Thür ging auf, ich schob Jaques in die Stube, zog die Thür wieder zu und eilte ins Hotel zurück.

Am andern Morgen früh verließ ich Arles; ich besuchte die wunderbare Felsenstadt Les Baux in den Alpinen, die Triumphbögen und das Mausoleum zu St. Remy, der Vaterstadt des großen Propheten Nostradamus, und kehrte erst nach mehreren Tagen nach Arles zurück. Ich fand Jaques bei Gloria, aber diese nachdenklicher, jenen trauriger. Ich fragte nicht, ich mischte mich in nichts, ich ließ mir von der Mutter Geschichten erzählen. Ich kam und ging und kam wieder. Jaques' Verhältniß zu Gloria schien immer dasselbe und er immer trauriger. Mehrere Male sprach er von baldiger Rückkehr in seine Fischerhütte und verwünschte sich und seine Schwäche, daß er sie noch nicht bewerkstelligt habe.

Seine Klagen schienen mir denn auch gerechtfertigt, als ich einmal, von Marseille zurückgekommen, Gloria besuchte und bei

ihr nicht Jaques, den Fischer aus der Camargue, sondern einen eleganten, schönen jungen Mann fand, der, wie es schien, schon seit mehreren Tagen anwesend war. Er saß bei Gloria in der Galerie und machte ein erstauntes, fast eifersüchtiges Gesicht, wie er mich eintreten und als Freund begrüßt sah. Es war Paul, der berühmte Maler aus Paris, der, wie es Jaques vorausgesagt und wie es Gloria verlangt hatte, indessen angekommen war. Beim ersten Anblick mußte ich mir zugestehen, daß der Mann, gegen den ich doch im Vorhinein eingenommen war, alle Eigenschaften besaß, die das Herz eines Weibes gewinnen können. Gestalt und Züge des Gesichts waren schön zu nennen; Stirn und Wangen hatten von den Reisen in Italien und Griechenland eine braune Farbe mitgebracht, die ihnen etwas Männliches gab, neben dem sich die Weichheit der blauen Augen und des feinen Mundes gut ausnahm. Das Ganze sprach für künstlerische Empfänglichkeit, für ein Gemüth, das allen Eindrücken leicht offen steht. Unterstützt von gefälligen Manieren, nahm das ganze Wesen dieses Mannes bald für sich ein, und ich sagte mir, daß Jaques seit seiner Ankunft sehr elend sein müsse. So war es auch. Ich erschrak, als ich ihn des Abends wieder sah. Seine Augen blitzten, seine Stimme zitterte beim Sprechen und schien rauher geworden zu sein. Er erzählte mir, daß Gloria ganze Tage mit dem Maler zubringe, daß sie ihn ohne die geringsten Vorwürfe, ja mit Freundlichkeit empfangen habe; kurz, daß sie alle Unbill vergessen zu haben scheine und sich ganz unwürdig benehme. Letzteres schien besonders auf Jaques zu lasten; in seinen Anklagen klang immer das Leid der Enttäuschung hervor, das Unglück, eine geliebte Person verachten zu müssen.

Ich widersprach mit Heftigkeit und behauptete, daß Gloria den Mann, der sie der Schande preis gegeben und im Unglück unbarmherzig verlassen, ganz und gar aufgeben und daß sie sich, stolz, wie ich sie kenne, nicht verleugnen werde.

Aber auch ich wurde in meinem Glauben an Gloria erschüttert, als mir Jaques darauf erzählte, was in den letzten

Wochen vorgegangen war. Eben die projektirte Pariser Heirath Pauls und die Forderung, die an ihn gestellt wurde, seine Angelegenheiten in Arles zu ordnen, hatten ihn an seine Jugendliebe erinnert, die durch den Aufenthalt in Rom, durch die Reisen in Italien und Griechenland, durch die Reize einer verführerischen hochgestellten Frau in den Hintergrund gedrängt worden war. Der Briefwechsel mit Gloria, zu dem er gezwungen war, trug noch dazu bei, alte Gefühle neu in ihm aufzuregen. Schon halb erschüttert und zweifelhaft über Das, was zu thun, hatte er Paris verlassen, und in Arles angekommen, wo er zum ersten Male das ganze Unglück erkannte, das er über Gloria gebracht, wo er von ihrer achtjährigen Einsamkeit gehört, wo er endlich wieder in dieses herrliche, ehemals nur schöne, nunmehr durch Unglück veredelte Gesicht gesehen, — in Arles erlag sein leichtbewegliches, künstlerisches Gemüth all diesen Eindrücken und den Vorwürfen seines Gewissens. Er bat Gloria um Vergebung, er erbot sich, Alles wieder gut zu machen, was er verbrochen hatte — und wird, fragte Jaques am Ende seiner Erzählung, wird Gloria einer Jugendliebe widerstehen und der Hoffnung, ihre Ehre wieder hergestellt zu sehen?

Sie wird! sagte ich, obwohl ich selbst nicht ganz überzeugt war.

Sie wird nicht! sagte Jaques traurig, und wenn ich wirklich ihr Freund bin, darf ich es wünschen? fügte er noch trauriger hinzu.

Schon der nächste Tag schien dem armen Jaques Recht geben zu wollen. Den Morgen hatte ich auf meiner Stube im Hotel du Forum zugebracht; als ich gegen Abend ausging, rief mir die Wirthin, selber auch eine schöne Arleserin, aus der Küche zu: Mossjou! wissen Sie schon die große Neuigkeit? Gloria ist ausgegangen am hellen, lichten Mittag; am Arme des Herrn Paul aus Paris ist sie ausgegangen! — Der Wirth rief mir aus der Salle à manger Dasselbe entgegen, und Dasselbe wiederholte der Lohnbediente, der vor der Thüre lungerte. Wie ich weiter durch die

Gaſſen ging, konnte ich bemerken, daß ganz Arles in förmlicher Aufregung war. Ueberall ſtanden Gruppen zuſammen und erzählten einander, daß Gloria ausgegangen. Ein Ladenmädchen rief dem andern über die Gaſſe die große Neuigkeit zu. Haſt du ſie geſehen? Sie iſt noch ſchöner geworden. — Ja, aber ſie iſt blaß. — Nein, ich finde ſie gealtert. — Sie wird nun eine große Dame und kommt nach Paris. — Der Art abgebrochene Sätze klangen mir rechts und links ans Ohr. Ich ſchüttelte den Kopf und wußte nicht, wie mir die Sache zu deuten. Bei St. Trophime kam mir Jaques entgegen. Nun, Herr? fragte er bitter lächelnd. Leben Sie wohl, ich gehe in die Camargue! damit drückte er mir die Hand und eilte fort, ohne meinen Abſchiedsgruß abzuwarten.

Den Reſt des Tages hindurch war in ganz Arles von nichts Anderem als von Gloria's Ausgang die Rede. Verſtimmt, weil ich Freund Jaques ſo traurig geſehen und weil mich das Benehmen Gloria's, das ich mir nicht zu deuten verſtand, in Zweifel ſtürzte, zog ich mich früh auf meine Stube zurück. Da fiel mir ein kleines Büchlein ins Auge, das auf dem Tiſche lag und welches mir Gloria vor einigen Tagen mit Lächeln gegeben hatte. Ein ſonderbares Büchlein, das auf ſonderbare Weiſe entſtanden iſt und welches der Aufzeichner dieſer Begebenheiten eines Tages in Ueberſetzung dem deutſchen Publikum mitzutheilen gedenkt. Vor zwei Frühlingen nämlich hatten ſich die provenzaliſchen Nachtigallen, ich meine die zahlreichen provenzaliſchen Dichter, ſo wie ſie es zu thun gewohnt ſind, in Arles verſammelt, um einander ihre provenzaliſchen Dichtungen vorzuleſen und einige Tage gemeinſchaftlich in Freuden zuzubringen. Bei einem Glaſe Wein kamen ſie, wie natürlich, auf Arleſer Schönheit, die ſie ſeit Tagen entzückte, zu ſprechen, und einer der Dichter bemerkte, wie die Gabe der Götter, die Schönheit, immer mit großen und traurigen Schickſalen verbunden ſei. Man erzählte einander die Geſchichten einzelner berühmter Schönheits-Königinnen aus Arles und beſchloß endlich, dieſe Geſchichten in kleinen Dramen poetiſch

darzustellen. Die Stoffe wurden gewählt und vertheilt und jedem Dichter aufgetragen, sein kleines Drama binnen einer gewissen Zeit zu liefern. Das geschah, man ließ die Sachen in Carpentras drucken, und so entstand das kleine, höchst interessante Büchlein, das mir Gloria gegeben hatte. Ihr eigenes Schicksal war darin in einem kleinen Drama dargestellt, und es war ihr, wahrscheinlich um sie zu kränken, über die Mauer in den Garten geworfen worden, wo sie es eines Morgens fand. Aber wenn es wirklich von einem Feinde kam, so hat dieser seinen Zweck nicht erreicht; denn Gloria fand den Trost darin, daß ihre Geschichte auch schön, poetisch, versöhnend betrachtet werden konnte, und sie hatte keine Scheu, mir es zu geben, als ich es eines Tages auf ihrem Tische liegen fand. Ich las es an jenem Abend mit dem bitteren Gefühle, das man empfindet, wenn man zu erfahren glaubt, wie schwer es dem Wirklichen, dem Lebenden wird, den Intuitionen der Poesie nachzukommen. Gloria war in dem ihr bestimmten Drama von Anfang bis zu Ende schön, muthig und weiblich duldend dargestellt; das Ende, das der Poet hinzuzudichten gezwungen war, war der Heldin würdig. Wie kontrastirte es mit dem Ende, das allem Anscheine nach Gloria selbst in der Wirklichkeit hinzufügen wollte!

Ueber diesen Kontrast, über Poesie und platte Realität nachdenkend, saß ich in der Dämmerung da, als es an die Thür pochte und plötzlich die Mutter Gloria's vor mir stand. Sie sah bekümmert und aufgeregt aus.

Madame, fragte ich, nachdem ich ihr einen Stuhl gestellt und Licht angezündet hatte, ich habe gehört, daß Gloria mit Paul ausgegangen ist und sich vor aller Welt an seinem Arme gezeigt hat — was geht vor?

Ich weiß es nicht, antwortete sie, das Benehmen meines Kindes ist mir unverständlich. Sie spricht mir nicht darüber, und ich frage nicht. Sie ist freundlich gegen Paul, und ich weiß, daß in ihr seit lange jeder Funke von Liebe zu ihm erloschen ist und daß sie für Jaques ein inniges Gefühl empfindet. Aber ich

vertraue ihr, ich kenne ihre Feſtigkeit und ihren Stolz. Sie wird die Demüthigungen, die ſie erlitten, nicht vergeſſen und ſich nicht der Liebe hingeben, die, wie es ſcheint, in der Bruſt des Malers aufs Neue aufgewacht iſt. Stellen Sie ſich vor, wie ſie heute vom Spaziergang zurückgekommen ſind und meine Tochter, erſchöpft von Aufregungen, faſt ohnmächtig hinſank, da warf er ſich ihr zu Füßen, küßte ihr die Hände und bat ſie, ihn nicht zu verlaſſen, mit ihm als ſein Weib nach Paris zu gehen, wo er Alles thun wolle, um ſein Unrecht an ihr gut zu machen.

Und was hat ſie geantwortet?

Sie verlangte von ihm, daß er dieſe Bitte vor zwei Zeugen wiederholen ſolle, und die zwei Zeugen ſollen Sie und Jaques ſein. Darum eben komme ich, lieber Herr; ich habe Jaques vergebens in der ganzen Stadt geſucht; Sie wiſſen vielleicht, wo er zu finden iſt. Ich bitte Sie, ſo bald als möglich mit ihm zu uns zu kommen.

Ein neuer Hoffnungsſtrahl dämmerte; ich jubelte auf und verſprach, morgen früh mit Jaques vorzuſprechen. Zu Pferde hoffte ich ihn noch zu erreichen, und ſo eilte ich zu Herrn v. O..., dem Direktor des National-Geſtütes, an den ich empfohlen war, bat um ein gutes Pferd, und ſchon nach einer halben Stunde trabte ich auf einem prächtigen Anglo-Normannen durch die dunklen Gaſſen der Stadt, langſam über die Schiffbrücke, ſchneller durch den alten Flecken Trinquetaille, am anderen Ufer der Rhone, und endlich fortbrauſend wie der Sturmwind die breite weiße Straße hin, die eine Strecke lang in die Camargue hineinläuft. Ich kam mir vor wie Einer, der, mit weißem Tuche wehend, einem Richtplatze zuſprengt und eine Begnadigung bringt. Leider mußte ich die Straße bald verlaſſen und mich links in die Sümpfe vertiefen. Da führten nur ſchmale Pfade hin, denen allein die Wurzeln der Tamarisken, welche rechts und links hoch aufwuchſen, einige Feſtigkeit gaben, da ſich der Weg ohne ſie in weichen, haltloſen Sumpf aufgelöst hätte. Doch waren die Wege hier und da durch breite Riſſe, in denen ſich Waſſer geſammelt

hatte, unterbrochen; mein Pferd überſprang ſie inſtinktmäßig, wenn auch oft mit großer Anſtrengung, wohl ahnend, daß es in dieſen Löchern ſammt ſeinem Reiter verſinken könnte. Kam ich mir doch ſo ſchon ſammt meinem Roſſe wie vom Sumpfe verſchlungen vor, da rechts und links die Rohr- und Schilfgewächſe ſo hoch aufwuchſen und ſo dicht zuſammenſchlugen, daß nur über meinem Kopfe ein ſchmaler Streifen zur Ausſicht auf den beſtirnten Himmel offen blieb. Von fern hörte ich das Bellen der rieſigen Camarguer-Hunde, die ich aber nicht fürchtete, da ſie niemals Menſchen angreifen; von Zeit zu Zeit regte es ſich im Schilfe, und aufgeſchreckt vom nächtlichen Reiter, ſprang eine ganze Horde wilder Stiere auf und zertheilte ſich durch den Wald von Rohr, der unheimlich aufrauſchte. Manchmal blieb wohl auch ein Stier am Wege ſtehen und glotzte mich mit blitzenden Augen an oder legte ſogar die Hörner wie zum Kampfe ein; das war wohl einer von denen, die in der Arena von Nimes oder Arles oder anderswo im ſüdlichen Frankreich die Bosheit der Menſchen kennen gelernt haben und ſich nun ewig zum Kampfe bereit machen. An ſolchen ſprengte ich auf meinem Anglo-Normannen raſch vorüber. Von Zeit zu Zeit rief ich „Jaques, Jaques!“ in die Nacht hinaus; mein Ruf verſcholl ohne Wiederhall. Der arme Jaques in ſeiner Verzweiflung mochte ſchnell gelaufen ſein, und ich gab die Hoffnung auf, ihn noch auf ſeiner Wanderung zu erreichen, um ſo mehr, als ich bald jeden Weg verloren hatte. Da war kein feſter Pfad mehr; ich ließ das Pferd mit ſchlaffem Zügel dahin gehen und über Sümpfe von Wurzel zu Wurzel, von einem feſten Punkt zum andern ſpringen; nur darüber wachte ich, daß es die Richtung nach Süden einhielt. Endlich ſah ich Seewaſſer durch die Nacht leuchten; das konnte nur der ſo genannte Etang de Valcarès ſein, eine Art von Meerbuſen, der ſich hier zwiſchen den Rhone-Mündungen in das Delta der Camargue hinein zieht, von Inſeln und Landzungen durchſchnitten und nur durch einen ſchmalen Ausgang mit dem mittelländiſchen Meere verbunden iſt. Im weſtlichſten Winkel dieſes ſchönen Meerbuſens, wo ihn nur ein

schmaler, natürlicher Damm, dessen Breite nach Schritten zu messen ist, vom Meere trennt, liegt das einsame Fischerdorf Saintes Maries, wo der Legende nach die beiden Marien, die heilige Martha, die heilige Anna und Lazarus landeten, um das Land zum Christenthume zu bekehren. Sie hatten sich im heiligen Lande, nach der Kreuzigung des Heilandes, in einen Kahn ohne Ruder, Steuer oder Segel gesetzt und kamen, von einem heiligen Winde getrieben, an diese Küste, die sie dem Heile gewannen. Ungefähr eine halbe oder drei Viertelstunden vor diesem Dorfe, am Ufer des fischreichen Etang de Valcarès, mit der Aussicht über Bucht, Insel und Meer gut gelegen, sicher vor dem Fieber, erhebt sich die Hütte Jaques'.

Am Strande angekommen, konnte ich sie nicht mehr verfehlen, wenn ich mich immer westwärts hielt und der Düne folgte. So ließ ich nun, da ich die Hoffnung aufgegeben hatte, Jaques noch auf seiner Wanderung zu erreichen, mein Pferd auf dem vom Wellenschlage gefestigten Sande gemächlich dahin traben. Es ging wie über eine Tenne. Bald traten bekannte Büsche hervor, und bald erkannte ich die Hütte, deren Dach und Wände von großen Fischernetzen bedeckt waren und an deren einer Seite der Mastbaum, der aus dem Kahne genommen war, wie ein schlanker Thurm hervorragte. Vor der Hütte auf dem Sande lag der Kahn, an dessen Hintertheil die Welle plätscherte. Alles athmete die tiefste Ruhe. Erst als ich vom Pferde sprang und mich umsah, wo ich es anbinden könnte, regte sich etwas; es war Jaques, der im Schatten auf der Schwelle gelegen hatte, nun sich erstaunt erhob und mich mit großen, starren Augen ansah, wie Einer, der aus tiefem Traume erwacht.

Nicht lange gestaunt, Freund Jaques! rief ich und schüttelte ihn — ich komme, von Gloria geschickt. Sie bittet dich, sogleich mit mir zurückzukehren — sie hat uns Beiden etwas Wichtiges zu sagen.

Jaques schüttelte den Kopf.

Hollah! rief ich wieder, nicht lange gezaudert und sich zur

Wanderung bereit gemacht! Ich wette meine Freundschaft zu dir, es wird Alles wieder gut.

Jaques athmete auf und fragte nach einem langen Seufzer, was es gebe. — Die Erzählung und Aufklärung wird uns den Rückweg verkürzen, antwortete ich und schwang mich wieder aufs Pferd, das ich in Bewegung setzte. Jaques folgte mir wie ein Nachtwandler. — Erst nachdem ich eine Strecke geritten, fiel es mir ein, daß der ganze Weg nicht auf diese Weise zurückgelegt werden könne, und ich forderte Jaques auf, sich ein Pferd zu verschaffen. Er blieb stehen und schien nachzudenken, ob er sich denn wirklich auf den Weg machen solle. Ich ließ noch einige aufmunternde Worte fallen, worauf er, zwei Finger zwischen den Zähnen, nach den Sümpfen zu einen mächtigen Pfiff ergellen ließ. Bald antwortete ein zweiter Pfiff aus den Tiefen des Röhrichts. Ein Pferd, ein Pferd! schrie Jaques, und zehn Minuten später kam ein Pferdehüter angesprengt, umgeben von einem Rudel wilder Pferde, unter deren Tritten das Rohr zusammenknackte und dort und da Lachen aufspritzten wie flüssiges Feuer; denn das Wasser dieser Sümpfe in der Nähe des Meeres leuchtet. Auch die Tropfen, die an ihren Hufen, Schweifen oder Mähnen hängen blieben, leuchteten wie Feuer durch die Nacht.

Zum Teufel! rief der Hirt, was weckst du mich und meine Pferde mitten in der Nacht?

Ich muß ein Pferd haben, antwortete Jaques kurz.

Ein Pferd! das ist leicht gesagt, antwortete der Hirt; keines dieser edlen Sumpfkinder hat noch je ein menschliches Wesen auf seinem Rücken getragen.

Gieb mir deines! sagte Jaques.

Und ich soll unberitten bleiben? fragte der Hirt; nicht um die ganze Camargue und die Weinhügel von Lunel!

Du sollst, wenn ich wieder komme, einen ganzen Monat lang Fische, Polypen und Krabben umsonst bekommen.

Und Krabben? wiederholte der Hirt nachdenklicher.

Und Krabben und Seesterne!

Das läßt sich hören!

Der Hirt sprang ab, Jaques schwang sich auf sein Pferd, und fort gings. Jaques führte mich kürzere und bequemere Wege; wo sie zu eng wurden, scheute sein schlammgebornes Pferd weder Sumpf noch Schilf und sprang wie der Wind über beide hinweg. Mein Begleiter sprach wenig und schien die Ankunft in Arles nicht erwarten zu können; er stieß und schlug sein Roß, so flogen wir dahin und kamen in der Stadt an, noch bevor es in den Gassen lebendig geworden.

Es war noch zu früh, um zu Gloria zu gehen; so stellten wir die Pferde in den Stall, und ich warf mich auf mein Bett, um nach der ermüdenden Nacht auszuruhen, während Jaques in meiner Stube auf und ab rannte. Oft blieb er am Fenster stehen und starrte hinaus, ob die Sonne nicht schon über die Dächer steige; dann wieder hielt er vor meinem Bette und sah mich vorwurfsvoll an, daß ich so ruhig daliegen könne. Endlich schien ihm die Zeit gekommen, eben da ich eingeschlafen war; er schüttelte mich und ließ nicht eher ab, als bis ich auf meinen Füßen stand und ihm in die Gassen folgte. Erst vor der Thür Gloria's sah er ein, daß es noch zu früh war, um einzutreten, und folgte meinem Rathe, noch einen kleinen Spaziergang zu machen. Bald hastig, bald langsam und nachdenklich schritt er neben mir einher; sein Gesicht brannte wie im Fieber, seine Locken hingen wirr und wild um Stirn und Nacken. Was kann sie wollen? fragte er oft, ohne eine Antwort zu erwarten. Manchmal schien er einen Verdacht aussprechen zu wollen, ohne den Muth dazu zu haben, und erblaßte und schwieg. So gingen wohl zwei qualvolle Stunden hin. Endlich lenkte ich die Schritte Gloria's Hause zu; vor ihrer Thür blieb Jaques plötzlich stehen und rief mit wüthendem Blicke: Und was thue ich ihr, wenn sie uns in der That nur als Zeugen ihrer Verlobung braucht? — Ich unterdrückte einen Fluch der Ungeduld, und Jaques mit der einen Hand fassend, pochte ich stark mit der andern.

Als wir in die Stube traten, saß der Maler schon da; Gloria

ging mit großen Schritten und unruhig auf und ab. Wie sie uns erblickte, reichte sie uns Beiden die Hände; Jaques streckte ihr die seine mit Widerstreben entgegen, ohne sie anzusehen, dann setzte er sich in einen dunklen Winkel am Kamin und drehte seinen Hut im Kreise.

Gloria stellte sich vor Paul hin und sagte mit zitternder, doch lauter Stimme: Mein Herr, ich habe gestern verlangt, daß Sie Ihren Antrag vor zwei Zeugen wiederholen; hier sind diese zwei Zeugen.

Gloria, erwiderte Paul, gekränkt lächelnd, doch sanft — Gloria, ich habe dein Mißtrauen verdient — ich habe so an dir gehandelt, daß du ein Recht hast, jedes meiner Worte durch Zeugen gesichert zu wünschen; reuig gestehe ich das ein. Aber, Gloria, diese Demüthigung ist nicht edel.

Mein Herr, fuhr Gloria fort, machen Sie sich noch auf eine andere gefaßt — aber glauben Sie mir, daß ich sie zu anderen Zwecken, nicht zu Ihrer Beschämung ersonnen habe. Ich will mich nicht an Ihnen rächen, und wenn Das, was Sie jetzt erfahren sollen, wie Rache ist, so sei mir Das vergeben, und es sei mir vergeben, daß ich seit Wochen geheuchelt habe, daß ich gewünscht habe, in Ihnen ein Gefühl wieder zu erwecken, das ich nicht mehr erwidern kann, und daß ich Das gethan, um Sie zu einer Erklärung zu bringen, die ich zur Rettung meiner Ehre in den Augen der Welt für nothwendig hielt. Daß ich Ihnen Das voraus sage, mag Ihnen beweisen, daß ich Sie edler Regungen für fähig halte. Und so frage ich Sie, fuhr Gloria mit erhöhter, fast gebieterischer Stimme fort, so frage ich Sie, haben Sie mich gestern zum Weibe begehrt?

Das that ich, sagte Paul mit lauter Stimme, indem er aufstand, und ich wiederhole hier meine Bitte.

Gloria ging mit lächelndem Gesichte auf Jaques zu und nahm ihn bei der Hand, dann sagte sie: Du hast es gehört, mein Freund, und Arles, das mich an seiner Seite gesehen, wird es glauben. Ich hielt diese Ehrenrettung für nothwendig, ehe ich

dir, mein Freund, mein treuer, geliebter Freund, mit frohem Gemüthe mein ganzes Herz hingeben konnte. Nicht meinetwegen, die ich die Meinung der Welt mit Ruhe ertragen lernte, deinetwegen habe ich es ſo gewollt.

Dann wandte ſie ſich zu Paul und fuhr ſanfter fort: Sie, mein Herr, ſpreche ich jeder Schuld und jeder Verpflichtung gegen mich los und ledig. Von heute an iſt nichts zwiſchen uns, was uns trennt oder verbindet; dieſem Manne, der treu bei mir ausgehalten hat, als ſich Alles von mir abgewendet, gehöre ich von heute an für alle Zeiten. — —

Nur wenige Wochen nach dieſem Tage zog Jaques mit Gloria in die einſame Fiſcherhütte, fern von der Meinung der Welt. Die Einſamkeit war ihr lieb geworden, und nun theilte ſie ſie mit Einem, der ſie, den ſie liebte. Wenn dem Wanderer auf ſeinen Streifzügen durch die weltentlegene, intereſſante Camargue, an der Düne des Etang von Valcarès, aus niederer, doch friedlich anmuthender, mit Fiſchernetzen behängter Hütte, ein Weib von höherer Schönheit entgegen tritt, ſo kennt er dieſes Weib und ſeine Geſchichte.

---

3.

## Der blinde Wilhelm.

Die Schickſale meiner Freunde, die Schönheit der Einwohner waren nicht die einzige Urſache meines längeren und wiederholten Aufenthaltes zu Arles. Neben ihnen hielten mich in dieſer merkwürdigen Stadt vorzugsweiſe ihre Bau-Monumente und unter dieſen wieder beſonders die Schöpfungen romaniſchen Styles zurück. Was kann es Intereſſanteres geben, als eine Entwicklung zu belauſchen, eine Entſtehungs-Geſchichte ihren Quellen entgegen, wie ihren Ausgangspunkten zu, auf und ab, zu verfolgen, ſei es nun die Entwicklungs- und Entſtehungs-Geſchichte

eines Individuums, eines Volkes oder einer Kunstrichtung. Nur der Philister hat Angst vor dem Werdenden; er freut sich bloß am Fertigen und klammert sich mit krampfhafter Erhaltungssucht daran, selbst wenn es schon ein Abgestorbenes. Das ist es, was ihn vorzugsweise vom eigentlichen Menschen unterscheidet. — Vielleicht nirgends wie im südlichen Frankreich liegt ein Land gleich dem aufgeschlagenen Geschichtsbuche der romanischen Bauart da. Da kann man es deutlich und klar herauslesen, wie von griechischer Anmuth die römisch-kolossale Kraft gezeugt worden und wie dann auf das römisch-übermüthige, gebietende, imperatorische Bewußtsein die christliche Demuth folgte. Man stelle den griechischen Tempel von Nimes, das Triumph-Thor von St. Remy oder von Orange und die Kirche von St. Gilles oder den Klosterhof von St. Trophime in Arles neben einander, und man wird die Familien-Aehnlichkeit, nur modifizirt durch Stand, Charakter, Zeit und Religion, auf den ersten Blick erkennen. So wird Einem der romanische Styl erst interessant und nach längerer Vertrautheit, trotz dem Ascetischen in seiner Ganzheit, trotz dem Embryonenhaften in seinen Verzierungen, endlich sogar werth. Man liebt in ihm die Züge, die Bewegungen der lateinischen Mutter oder hellenischen Großmutter, je nachdem man der einen oder der anderen den Vorzug gibt. Und endlich sagt man sich mit jener Freude, die man bei Auflösung eines Räthsels empfindet: in einem Lande, wo Sidonius Apollinaris in klassischer Römersprache christlich schrieb, wo aus römischen Senatoren- und Patrizier-Geschlechtern Väter und Stützen der Kirche entsprangen, wie jener Sidonius Apollinaris, der liebenswerthe Gregor von Tours u. A. — in einem solchen Lande *mußte* sich nothwendiger Weise dieser romanische Styl zu hoher Blüthe entwickeln. — Ja man könnte, um den Genuß noch zu verlängern, aus einzelnen Andeutungen, wie z. B. aus den Bogen von St. Trophime, die sich schüchtern und unmerklich zuspitzen, herauslesen und prophezeien, wie die christliche Demuth der ersten Jahrhunderte sich im späteren Mittel-

alter in jene Myſtik verwandeln werde, die himmelan, ins Unendliche ſtrebt. Aber dieſe Betrachtungen würden uns zu weit und bald nach dem Norden führen; uns aber thut es Noth, noch etwas im ſchönen Süden zu verweilen.

Das Wunderwerk von St. Trophime zu Arles, die Rudera an der Kirche Ste. Marthe zu Tarascon in der Provence, das unvergleichliche Portal zu St. Gilles und die romaniſchen Ueberreſte der Biſchofsſtadt auf der märchenhaften Inſel Maguelonne in Languedoc u. ſ. w. hatte ich ausgekoſtet; es blieb mir von romaniſchen Bauwerken in dieſen Gegenden nichts mehr zu ſehen übrig, als das von Wilhelm Kurznaſe, einem der Paladine Caroli Magni, gegründete Benediktiner-Kloſter St. Guilhem le Déſert, das im Weſten an dem wilden Fluſſe Herault liegt.

Schon im Mai 1851, an einem ſonnigen Tage, wanderte ich von der berühmten Heraultbrücke, die auf römiſchen Pfeilern ruht, dem wilden Gebirgsſohne durch das Felſenthal entgegen. Rechts und links ſteil-abſchüſſige Bergwände, hart am ſchmalen Wege der tiefe Abgrund, in welchem der Fluß ſchäumt und jammert. Troſtloſe Oeden bis in die Nähe des Dorfes. Dort befindet ſich jene urſprünglichſte Brücke, das ſchreiendſte Widerſpiel der kunſtreichen römiſchen am Eingange des Thales; ſie beſteht aus einem einzigen Seile, das, an Felsſtücke geknüpft, ſchlaff über dem Abgrunde ſchwebt und an welchem der Wanderer vermittels eines Rädchens und eines Querſtabes von einem Ufer zum andern gelangt. Als ich an dieſer primitivſten aller Brücken angekommen war, bot ſich mir eines der lieblichſten Schauſpiele dar. Vom jenſeitigen Berge herab kam ein junges Mädchen, friſch und luſtig von einer Felskante zur anderen ſpringend, das kurze Gewand vorn aufgeſchürzt, das ſchwarze Sammtjäckchen phantaſtiſch um die Schultern geworfen, den breiten Strohhut leicht auf den einen Scheitel gebunden. In den Armen trug ſie eine kleine Harfe, die ſie, um ſie vor den Felſenſpitzen zu behüten, bei ihren gewagten Sprüngen hoch in die Lüfte hob und zugleich, ſie hin und her wiegend, zur Erhaltung

des Gleichgewichtes brauchte. So kam sie glücklich an der Seilbrücke an. Da nahm sie die Röckchen zusammen und setzte sich auf den Stab, der an einem kurzen Stricke vom Hauptseile herabhängt und oben mit der Rolle verbunden ist. Das Instrument legte die Harfenistin in den linken Arm, dann stieß sie mit dem Fuße ab, und einen Jauchzer, eine Art Jodler ausstoßend, der in den Bergen widerhallte, flog sie mit Blitzesschnelle über den felsigen Abgrund, in dessen Tiefe hundert Tode gähnten. Wie ein Luftgeist war sie während dieses Fluges anzusehen, und angstlos, nur von dem schönen Anblick erfreut, stand ich am Ufer.

Bravo, Mademoiselle, gut geflogen! rief ich ihr zu, als sie mit einem kecken Sprunge gerade neben mir landete.

Ma foi! rief sie — das sind wir hier zu Lande gewohnt.

Sind Sie aus diesem Lande? fuhr ich fort, indem ich mich ihr anschloß und mit ihr dem Flecken zuwanderte — ich hätte das nicht geglaubt — denn Ihr Instrument ist hier fremd, und dieses hier ist das erste, das ich in diesem Lande sehe.

Sie haben Recht, erwiderte sie, ich bin die Einzige in der ganzen Gegend, die Harfe spielt. Das hat seine Ursachen. Ich hab's von Einem gelernt, der eben auch nicht aus diesem Lande ist. Darum thut's mir auch Keiner nach! rief sie mit einem gewissen kecken Gesichte, das ihr vortrefflich stand. — Sie sind wohl fremd im Süden? fragte sie dann und maß mich mit großen schwarzen Augen von Kopf bis zu Fuß.

Ja wohl, antwortete ich, ich komme aus einem fernen Lande, wo viel Harfe gespielt wird.

Ei! rief sie und blieb stehen und sah mich noch einmal an — es wäre prächtig — wenn Sie aus Deutschland wären.

Nun, wenn es prächtig wäre, so bin ich's auch!

Prächtig, herrlich! rief sie aufjubelnd — kommen Sie, bitte, kommen Sie schnell, fügte sie hinzu, indem sie mich feurig am Arm faßte und Miene machte, mich in das Dorf hineinzuziehen. Dann aber blieb sie stehen und fragte weiter: Aus welchem Lande Deutschlands sind Sie denn? ich weiß, Deutschland hat viele Länder.

Es iſt ja merkwürdig, ſagte ich und mußte lächeln, es iſt ja merkwürdig, wie Sie mein Vaterland kennen! Ich bin aus jenem der vielen deutſchen Länder, das man Böhmen heißt.

Die Freude der Kleinen hatte keine Gränzen; ſie ſprang in die Luft, ſie klatſchte in die Hände, ſie jauchzte auf, ja, ſie war nahe daran, mich zu umarmen. Ich ſtand verdutzt da und begriff nicht, warum das Languedoker Mädchen ſich ſo ſehr am Anblick eines Böhmen erfreute, als wäre ein Böhme ein Phönix oder Paradiesvogel. Wie wird ſich der alte Mann freuen! rief ſie endlich; ſeine blinden Augen werden weinen vor Freude! Der gute alte närriſche Mann! Pecayré! Wie ſchade, daß er Sie nicht ſehen kann!

Da ich noch ſtutzte und ſie verwundert anſah, fügte ſie ihren Ausrufen wie erklärend hinzu: Er iſt ja Ihr Landsmann, mein alter Großvater. Er iſt auch aus Böhmen! Aber ſeit vierzig Jahren iſt er aus ſeiner Heimat fort, und er hat keinen Landsmann begrüßt, und er ſehnt ſich ſo ſehr zurück nach ſeiner Heimat! — Liebſter, beſter Herr, bat ſie, die Hände wie zum Gebete faltend, kommen Sie mit mir, ſprechen Sie zu ihm, das wird ſein altes Herz erfreuen, das wird ihn glücklich machen; Sie thun ein gutes Werk.

Wie ſie ſo bittend vor mir ſtand und ſich ihr ſüdliches, braun blaſſes Geſicht vor Freude und Innigkeit röthete und die dunkeln Augen noch glühender wurden, war ſie ganz lieblich anzuſehen.

Liebes Kind, ſagte ich, führen Sie mich, wohin Sie wollen; ich werde mich auch freuen, einen Landsmann zu ſehen.

So kommen Sie, bon Mossjou! rief Sie freudig und eilte mir ungeduldig einige Schritte voraus.

Ich begriff nun, woher ſie die in dieſem Lande ausgeſtorbene Kunſt des Harfenſpielens hatte, und wie die Harfe, ein exotiſches Inſtrument im ſüdlichen Frankreich, in ihre Hände gekommen. Ich ſagte mir, daß ihr Großvater wahrſcheinlich einer jener herumziehenden böhmiſchen Muſikanten ſei, die durch aller Herren Länder wandern und oft in weiter Ferne ſitzen bleiben.

Ist Ihr Großvater ein Musikant? fragte ich.

Ob er ein Musikant ist? Er spielt alle Instrumente der Welt! rief das Mädchen zurück.

Schien mir diese Antwort auch etwas übertrieben, so erinnerte sie mich doch an das Sprüchwort, das da sagt, man dürfe einen Böhmen nie fragen, ob er ein Instrument spiele, sondern wie viele er spiele. Sehen Sie, fuhr sie fort, von ihm habe ich die Harfe spielen gelernt, und es gibt keine Hochzeit auf zehn Stunden in der Runde, wo ich nicht aufspielen muß. Die Luna und ihre Harfe sind überall gern gesehene Gäste, und das danke ich dem guten alten Manne. Er selbst spielt nur noch selten; für Harfe und Zither sind seine Hände schon zu schwach, und für Klarinette und Flöte ist schon sein Athem zu kurz. Aber er versteht noch die Kunst, und als er mich als kleines Mädchen unterrichtete, war er noch jünger. Und Lieder weiß er! Herr, man könnte ein ganzes dickes Buch vollschreiben mit seinen Liedern. Ich verstehe die Worte nicht, aber die Melodieen singe und spiele ich, und sie gefallen den Leuten ganz außerordentlich und bringen mir viel Lob und Geld ein. Eben komme ich von einer Hochzeit zurück, wo ich gestern den ganzen Abend aufspielte und die Leute fast weinten vor Rührung. Ich habe dem Großvater versprochen, ihm was Schönes mitzubringen, und nun bringe ich ihm einen Landsmann. O, er wird weinen vor Freude! Er ist manchmal — setzte sie langsamer und traurig hinzu — ganz krank vor Heimweh, und da leidet er viel, und — ich leide auch dabei, wie gut er auch sonst ist.

So sprechend, schritt sie immer rascher vor mir einher und führte mich schnell in den Flecken. St. Guilhem le Désert oder du Désert füllt den schmalen Eingang in ein ungeheures Kessel-Felsenthal aus, welches ohne jene schmale Oeffnung dem Thale aus der morgenländischen Sage gliche, aus welchem den Hineingeworfenen nur der fabelhafte Vogel Rock oder Simurg mit gewaltigen Flügeln tragen kann. Der Flecken selbst ist freundlich und mit der alten Kirche, dem alten Klosterhofe und der Ruine

des Schlosses Don Juans, die von der Höhe goldgelb herabblickt, gleich beim Eintritt sehr malerisch anzusehen. Der viereckige Platz, zum Theil aus Gebäuden gleichen Styles und gleichen Alters mit der Kirche bestehend, mit der frisch und reichsprudelnden Fontaine in der Mitte, könnte sich, was interessante Schönheit betrifft, mit manchem berühmtesten Platz mancher berühmten Stadt messen. Die Stille, die auf seinen Räumen ruht, die aus den durch Säulchen getrennten Bogenfenstern blickt, das Plätschern der Cisterne, die ungeheuren Felshäupter, die sich überall vorbücken, um über die Dächer herein zu lugen, geben ihm noch einen besonderen Reiz. Ich durfte Das alles nicht länger genießen, denn Tuna schritt, immer und eifrig vor sich hinsprechend, schnell vorbei und auf ein Haus los, das sich zwischen Kirche und Felsen, in den versteckteften Winkel St. Guilhems hineingezwängt hat. Es gehörte ehemals wahrscheinlich mit zum Kloster, denn es sah mir wie eine Fortsetzung desselben aus. Sie stieß an eine Thür, die unverschlossen, obwohl die große Halle, in die sie führte, menschenleer war.

Großvater ist nicht zu Hause, sagte sie, stellte ihre Harfe in den Winkel, nahm mir mein geringes Gepäcke ab, legte es auf einen Schrank und lief dann schnell wieder an die Thür. Ich werde gleich wissen, wo er steckt, sagte sie und ließ darauf aus voller Brust einen weithin tönenden Ruf, der mit dem Tiroler Jodler viel Aehnlichkeit hatte, den Bergen entgegenschallen, woher er in vielfach gebrochenen Echo's zurückkam. Kaum war der Wiederhall verstummt, als sich von der Höhe ein lang gezogener, rufender Flötenton hören ließ.

Großvater hütet die Schafe beim Schlosse Don Juans, sagte sie — kommen Sie! — Ich gestehe es, daß ich bei der starken Nachmittagshitze viel lieber ausruhend in der kühlen Stube geblieben wäre; aber es schien ihr so viel daran zu liegen, meine Bekanntschaft mit dem Großvater zu beschleunigen, daß ich ohne Widerrede folgte. Sie führte mich durch eine dunkle Gasse, deren eine Seite von den Häusern, die andere von der Felsenwand

gebildet war, dann aufwärts einen schmalen, steilen Felsenpfad. Bald schritten wir in der brennendsten Sonnenhitze, mitten durch ein Labyrinth einzelner thurmartig aufragender Steinspitzen, die glühten, wenn man sie berührte.

Wie kommt es, fragte ich Tuna, daß Ihr Großvater Schafe hütet, da er doch, wie ich aus Ihren Reden entnommen habe, blind ist?

Das thut nichts, antwortete Tuna, immer weiter wandernd — die Schafe kennen ihn und seine Flöte. Mit dieser führt er sie, wie er will, auf die Berge und wieder heim. Auch hat er einen guten Hund, und er selbst kennt alle Wege auf diesen Bergen und verirrt sich nie. Er hat sie eben meist als Blinder kennen gelernt. Abends besorgt ein Anderer die Schafe für ihn, und so hat ihm Herr Grenier, der Proprietär, den Dienst gelassen.

Wir stiegen weiter. Nach ungefähr zehn Minuten waren wir an den Ruinen des Schlosses. — Wo bist du, Großvater? fragte Tuna.

Hier, mein Kind! Hier, mein Töchterlein! antwortete eine Greisenstimme. Tuna winkte mir, leise aufzutreten, und ging um die Ruinen, dem Schatten zu, wo in einer durch Verfall entstandenen Nische ein Greis in der einfachen Leinwandtracht der Bauern dieser Gegend saß. Die schwarze Sammtjacke, so wie den breiten Hut hatte er neben sich hingelegt, und reiche, aber hellweiße Locken fielen ihm über Nacken und Hals und rahmten ein tiefdurchfurchtes, sonnengebräuntes, doch sanft und zärtlich lächelndes Gesicht ein. Den Augen sah man es kaum an, daß sie blind waren; ihr etwas matter Schein erhöhte nur noch die Milde des ganzen Gesichtes, und nur die Bewegungen, das ungewisse Entgegenstrecken der Arme verriethen die Blindheit und flößten durch ihre Unbeholfenheit Mitleid ein.

Bist du da, Tunette, bist du da? rief er voll Freude und drückte sie in die Arme und streichelte ihr die Haare. — Wie ist es dir ergangen? Was hast du ihnen gespielt? Warum bist du so lange ausgeblieben?

Es iſt mir gut gegangen, Großväterchen, antwortete Tuna, deine Lieder habe ich ihnen geſpielt, und ſo gut haben ſie ihnen gefallen, daß ſie mich heute morgen nicht fortlaſſen wollten und daß ich ihnen noch aufſpielen mußte.

Das glaube ich, daß ihnen meine Lieder gefallen haben, ſagte der Alte lächelnd. Dann mit Einem Male murmelte er, immer Tuna ſtreichelnd, auf Deutſch vor ſich hin:

Hier ſind wir arme Narren
Auf Plätzen und auf Gaſſen
Und thun die ganze Nacht
Mit unſrer Muſik paſſen.

So bald der helle Tag
Sich nur beginnt zu neigen,
Gleich ſtimmen wir die Laut',
Die Harfen und die Geigen.

Tuna blinzelte mir zu und fragte mich mit den Augen, ob ich das kenne. Ich blinzelte wieder, und ſie lächelte, indem ſie mir die Achſel zuckend und mit einer Handbewegung andeutete, daß ſie nichts davon verſtehe.

Siehſt du, Tuna, ſagte der Alte, nachdem er dieſe Strophen des deutſchen Volksliedes vor ſich hingemurmelt hatte, wieder in der Landesſprache, ſiehſt du, mit meinen Liedern wirſt du den Leuten immer gefallen. Es kann gar nicht anders ſein; die deutſchen Lieder ſind die ſchönſten der Welt und rühren jedes Herz. Und wenn du ihnen erſt die Worte ſingen könnteſt, und wenn ſie ſie verſtehen könnten, dein Glück wäre gemacht; auf den Händen würden ſie dich tragen von Dorf zu Dorf. Haſt du ihnen denn auch mein Leiblied geſpielt? Weißt du, dieſes? — Und er nahm die Flöte und blies die Weiſe zu den Worten:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an.

Es wiederhallte traurig und klagend in den Felſen.

Freilich habe ich das, Großväterchen, ſagte Tuna liebkoſend, — du weißt, daß ich immer dein Lieblingsſtückchen ſpiele.

Bah! es nützt nichts, sagte der Alte plötzlich verdrießlich — wie oft hab' ich ihnen all die schönen Sachen vorgespielt und vorgesungen, und jetzt thust du's — aber sie lernen's nicht. Hab' ich doch immer geglaubt, ich werde einmal wo im Felde, von irgend einem Jungen oder einem Mädel so ein Lied singen hören, es ist mir noch nicht passirt. Glaub, Tuna, dazu muß man deutsches Blut in den Adern haben, wie ich und du, sonst versteht man's nicht.

Tuna lächelte mich wieder an, während ich gerührt auf den Greis schaute, den es grämte, daß er das deutsche Volkslied in Languedoc nicht heimisch machen konnte.

Aber es ist noch Jemand mit dir gekommen, Tuna, fuhr der Greis fort; ich hörte dich auf dem Wege sprechen, und jetzt höre ich noch den Athem von Jemand, der in der Nähe steht. Bist du es, Denis?

Nein, Großvater, es ist nicht Denis, antwortete Tuna rasch, bevor ich erwidern konnte.

Wer ist es denn?

Ein fremder Herr.

Ein fremder Herr, fragte er erstaunt, indem er sich ein wenig gegen die Seite, wo ich stand, verneigte — womit können wir Ihnen dienen? fragte er höflich weiter.

Ich habe den Herrn gebeten, mit mir zu kommen, weil ich wußte, daß es dir Freude machen wird! sagte Tuna.

Gewiß, sagte der Alte, sich noch einmal vor mir verneigend — aber —

Der Herr kommt aus weiter Ferne, fuhr Tuna fort.

Aus weiter Ferne? wiederholte der Alte, noch immer ungewiß, was er aus dem Besuche machen solle.

Er kommt aus Deutschland — sagte Tuna vorsichtig.

Aus Deutschland! wiederholte er, vor Freude fast schreiend.

Der Herr kommt aus Deutschland, aus Böhmen, ist dein Landsmann! fuhr sie langsam fort, indem sie vorsichtig, doch freudig die Ueberraschung beobachtete, die sich in allen Zügen, in der ganzen Gestalt des alten Mannes ausdrückte.

Er stand regungslos da; nur die Arme bewegte er und streckte sie mir mechanisch entgegen. Er wollte sprechen und konnte nicht, er wollte auf mich zugehen und war keines Gliedes mächtig. Endlich kam eine Art Stammelns hervor. Tuna und mir wurde bange, denn die Aufregung des alten Mannes schien ganz außerordentlich. Um ihn zu sich zu bringen, faßte ich eine der dargereichten Hände mit meinen beiden und sagte: Ihre Enkelin meinte, es werde Ihnen Freude machen, einen Landsmann zu sprechen.

O Herr! seufzte er aus tiefster Brust auf, drückte mir die Hände krampfhaft und tappte dann nach dem Steine zurück, auf dem er vorhin gesessen hatte. Wie gebrochen, sank er dort zusammen. Tuna kniete neben ihn nieder und streichelte und überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen. Er drückte ihren Kopf an die Brust und fing laut zu weinen an; Tuna weinte mit ihm. Der große Schäferhund aus den Pyrenäen, der unruhig die ganze Szene mit angesehen hatte, schlug an und maß mich mißtrauischen Auges. Tuna beruhigte ihn, und er legte sich vor seines Herrn Füße.

O Herr, sagte dieser, wieder zu mir gewendet und in deutscher Sprache, verzeihen Sie der Schwäche eines alten Mannes. Bald sind es vierzig Jahre, ja vierzig Jahre, daß ich kein deutsches Wort gehört habe. Hätte ich nicht mit mir allein gesprochen, und hätte ich nicht meine Lieder gesungen, ich würde die Sprache meiner Mutter wohl längst vergessen haben.

Nach diesen traurig ausgesprochenen Worten etwas ruhiger, deutete er mit der Hand, daß ich mich neben ihn setzen solle, und schob vorsorglich seine Sammtjacke hin, um mir einen weichen Sitz zu bereiten. Er bat mich, etwas von der Heimat zu erzählen, und ich erzählte so viel als möglich; doch verschwieg ich, daß ich sie selbst schon vor mehreren Jahren verlassen habe, um meinen Mittheilungen nichts von den ihm wohlthätigen Reizen zu benehmen. Oft unterbrach er mich mit Ausrufungen, wie: O Das kenne ich! da bin ich oft gewesen! — wer hätte Das

geglaubt vor vierzig Jahren! — wie sich die Dinge schnell ändern! — ich werde Das wohl nie wiedersehn! Er fragte mich dann um Namen und Reisezweck und verlangte von Tuna, daß sie ihm den Fremdling genau beschreibe. Tuna that es lachend, indem sie mich so gut, als es in Worten ging, von Kopf bis zu Fuß abmalte.

Verzeihen Sie, sagte der Alte, verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir nehme. Landsleute sind in der Fremde wie Anverwandte. Ich heiße Wilhelm Hille und bin aus dem Petschauer Thale, unweit von Karlsbad; hier im Flecken nennt man mich nur den blinden Wilhelm. Ich bin auf ganz andere Weise hieher gekommen als Sie.

O, sagte ich, ich weiß es ja, wie böhmische Musikanten die Welt durchziehen und in den verschiedenen Ländern sitzen bleiben. Es gibt ihrer überall, in Schweden, in Amerika, in Spanien.

Nein, sagte der Blinde, bei mir war's anders. In meiner Jugend, als Junge von vierzehn Jahren, bin ich auch mit vielen Kameraden in die Welt gelaufen und habe in aller Herren Ländern aufgespielt. Am Längsten bin ich in Deutschland herumgezogen, in Sachsen, in Westfalen, am Rhein, in Schwaben, und da habe ich nach und nach alle die schönen Lieder gelernt, die wir im deutschen Böhmen so selten zu hören bekommen. Dann aber war ich auch in Dänemark, in Schweden und in Holland. Ich war schon weit über die Zwanzig, als ich wieder nach Hause kam und mir mit der Ersparniß ein Häuschen bauen wollte. Aber da brach eben der Krieg aufs Neue aus, und sie steckten mich unter die Soldaten, und weil ich so viele Instrumente spielte, wurde ich als Hoboist, zu meiner größten Freude, der Regiments-Musik beigegeben. Wir zogen mit der Armee in Frankreich ein, und unserm Regiment wurde Lyon als Garnison angewiesen. Da brachen in Nimes die Unruhen zwischen Katholiken und Protestanten aus, und weil die meisten Soldaten nach dem Falle des Kaisers desertirt waren und die noch übrigen bezwungen oder massakrirt wurden, rief der Herzog von Angouleme die Oesterreicher aus Lyon zur Hülfe. Viertausend

Mann marſchirten dahin; der größte Theil beſetzte Nimes und vertrieb die Ruheſtörer, die von Katholiken und Proteſtanten gleich ſehr gehaßt waren. Einige hundert Mann und mit ihnen die Regimentsmuſik blieben in Uzès, welches ruhig war. Aber die Räuber, welche ſich Verdets nannten, durchzogen nun das offene Land und griffen die nur ſchwach oder gar nicht beſetzten Orte an. So kamen ſie eines Tages auch nach Uzès; an ihrer Spitze ſtand der ſchreckliche Böſewicht Graffan, der auch Quatretaillon oder der vierfache Henker hieß. Sie plünderten, mordeten und legten Feuer an; Katholiken oder Proteſtanten, Alles war ihnen gleich. Da war aber ein guter Mann und Prieſter, der Abbé Pathien, dem das Weſen der Verdets ein Gräuel war. Er ſuchte die erſchrockenen Einwohner zu ſammeln und forderte auch die Oeſterreicher auf, ſich an ihn anzuſchließen und die Räuber zurückzuſchlagen. Das thaten die Oeſterreicher, und wir Muſikanten liefen mit. Den guten Abbé an der Spitze, ſchlugen wir Quatretaillon bald aus der Stadt; nun aber verbreiteten ſich ſeine Banden in der Umgegend; wir erfuhren es und eilten in einzelnen Haufen hinaus. Aus einem einſam ſtehenden Landhauſe kam uns Geſchrei und Hülferuf entgegen, obwohl das Haus, wie es das Marienbild über der Thür anzeigte, von Katholiken bewohnt war. In der Thür ſtand ein Mädchen, das allein den Eingang gegen fünf Verdets vertheidigte. Ihr Geſicht war todtenbleich, das Haar zerrauft, die Kleider in Unordnung. Auf der Bruſt trug ſie bereits eine Wunde, und das Blut floß in Strömen herab — dennoch hielt ſie ſich aufrecht mit der einen Hand an den Pfoſten und ſtieß mit der anderen die heranſtrömenden Räuber zurück.

Sehen Sie, lieber Landsmann, unterbrach hier der Alte ſeine Erzählung, ſehen Sie hier meine Tuna an; alle Leute ſagen, daß ſie jenem heldenmüthigen Mädchen ähnlich iſt; jenes Mädchen war ihre Großmutter und hieß wie ſie Tuna oder Marqueſuna. — Wie glücklich wäre ich, könnte ich in dieſes Geſichtchen ſehen! ſagte er zärtlich, indem er Tuna's Kopf in

beide Hände nahm und sich hinabbeugte, als könnte er wirklich in das schöne Antlitz des jungen Mädchens schauen.

Der Alte fuhr fort: Eben da wir ankamen, legte Einer sein Feuerrohr auf das Mädchen an; ich schlug es ihm aus der Hand und ihn selbst mit einem Säbelhieb zu Boden. Bei unserem Anblicke flohen die anderen Verdets, und das Mädchen stürzte kraftlos und ohnmächtig zusammen. Ich trug sie ins Haus, während meine Gefährten die Verdets verfolgten. In der Stube fand ich eine vornehme Familie, aus einer Dame und einigen Kindern bestehend. Tuna, das Kindermädchen, hatte sie vertheidigt. Ihnen übergab ich die Verwundete und wollte meinen Kameraden folgen; ich konnte nicht. Ich konnte das Mädchen nicht verlassen, so lange die Wunde blutete und so lange sie die Augen nicht aufschlug. Ihr erster Blick dankte mir für die Errettung, und dann konnte ich wieder nicht gehen. — Wozu die lange Geschichte, Herr? Ich kam jeden Tag und verbrachte ganze Tage bei der holdseligen Tuna. Die Wunde war nicht tödtlich, sie schloß sich bald, und Tuna genas unter meiner und der Familie zärtlichen Pflege. Da verbreitete sich das Gerücht, daß die Oesterreicher Uzès verlassen würden, und aus allen Dörfern, Flecken und Städten floh man ins Gebirge der Cevennen, wo man sich vor den Verdets weniger glaubte fürchten zu müssen. Auch Tuna zog mit ihrer Herrschaft in die Gebirge. Die Dörfer waren nicht groß genug, um alle Flüchtlinge zu beherbergen, so wohnten sie unter Zelten auf Feldern, in Weingärten, auf den Bergplateau's und stellten Wachen aus, welche die ganze Umgegend beobachten mußten. Da sie in großer Anzahl versammelt und die Eingänge in die Thäler leicht zu vertheidigen waren, so kamen auch die Verdets nicht, und die Flüchtlinge lebten in Frieden — Katholiken und Protestanten mit einander. Die Regimentsmusik hatte in jener Zeit wenig zu thun, und ich wanderte, mit und ohne Urlaub, jeden Morgen früh einige Stunden weit ins Gebirge zu den Flüchtlingen und kam erst spät in der Nacht zurück. Um den Flüchtlingen eine Freude zu machen, wohl auch

um Tuna meine Kunſt zu zeigen, nahm ich Flöte und Klarinette mit, und die Jungen tanzten nach meiner Muſik. Ich war ein gern geſehener Gaſt und fühlte mich wohl bei den Verfolgten und glücklich bei Tuna. Bald blieb ich Tage und Nächte lang draußen, und immer ſchwerer wurde es mir, von Tuna ins Standquartier zurück zu kehren. Ich durfte mir Manches erlauben, denn der Hauptmann nahm es mit den Muſikanten nicht genau. Wie ich aber einmal nach Uzès zurückkomme, war die öſterreichiſche Garniſon ab und nach Nimes gezogen, um ſich mit dem Hauptkorps zu vereinigen. Von dort aus ſollten ſie zuſammen über die Rhone wieder nach Lyon und endlich von Lyon aus nach Oeſterreich zurückmarſchiren. Ich konnte nicht nach, ich wußte ja nicht, ob mir Tuna folgen wollte. Das mußte ich erſt wiſſen, und ich ging wieder ins Gebirge. Aber ich hatte nicht den Muth, ſie darum zu fragen, und ſo vergingen Tage um Tage, und endlich erfuhr ich, daß das Regiment nach Lyon abmarſchirt ſei. Ich war beſtürzt, doch dachte ich mir, daß ich wohl noch vor Abzug der Truppen mit Tuna in Lyon eintreffen und mit leichter Strafe davon kommen könnte, wenn ich mich ſelber ſtellte, und daß ich dieſe Strafe mit Freude für Tuna tragen würde. Wenn ich ſie nur anſah, war aller Kummer, waren alle Sorgen dahin. Wir Muſikanten ſind ein ſo leichtes Volk. Und wie die Tage vergingen, wurde auch meine Sorge immer geringer, und einmal als beim Brande eines Dorfes, den die Verdets angelegt hatten, meine öſterreichiſche Uniform zu Grunde ging und ich gezwungen war, die Tracht der Leute aus dieſem Lande anzulegen, kam ich mir gar nicht mehr wie ein öſterreichiſcher Soldat vor. Zur ſelben Zeit wurde ich in den öffentlichen Blättern vom öſterreichiſchen Kommando als Deſerteur ausgeſchrieben; das fiel mir ſchwer aufs Herz. Tuna ſagte mir, ich ſolle tiefer ins Gebirge gehen, in das Dorf, wo ihre Eltern wohnten, und ſie wolle mir bald nachfolgen. Dieſe Verſicherung entſchied, und ich ging ins Gebirge. Ich erinnerte mich noch ganz genau, daß ich auf dem ganzen Wege, die ganze Nacht immer die Worte ſang:

Gute Nacht, ihr Offizier,
Korporal und Grenadier,
Und Grenadier.
Ich schrei mit heller Stimm',
Von Euch ich Urlaub nimm,
Ja, Urlaub nimm.

Doch war mir's schwer, ein Deserteur zu sein, wenn ich auch nie ein rechter Soldat gewesen bin. Aber ich ergab mich drein, als ich hörte, daß die Oesterreicher aus Lyon fort waren, und als eines Tages Tuna mit ihrem Bündel bei den Eltern ankam und zu mir sagte: „Du hast mir das Leben gerettet, du hast mir deine Heimat aufgeopfert; ich liebe dich und will dein Weib sein.“ — Ich konnte nicht recht an mein Glück glauben; es war immer, als ob mich der Soldaten-Eid früher oder später doch zurückziehen müsse, als ob ich an die Ferse der Oesterreicher mit eisernen Ketten gebunden wäre. Von den Nachsuchungen der französischen Behörden hatte ich nichts zu fürchten, denn die drückten die Augen zu und lieferten keinen Deserteur aus; dennoch sang ich mir immer, so oft ich Tuna ansah:

Wohl heute noch und morgen
Da bleibe ich bei dir;
Wenn aber kommt der dritte Tag,
So muß ich fort von hier.

Der blinde Wilhelm schwieg. Er schien alter Zeiten zu gedenken und mich und die ganze Umgebung zu vergessen. Dieses Schweigen will ich benutzen, um dem Leser dieser wahrhaftigen Geschichten eine Erklärung abzugeben. Es muß ihm auffallen, daß ich, höchst unklug, wie es scheint, Enkelin und Frau des blinden Wilhelm mit demselben Namen benenne und so vielleicht Unklarheit und Verwechslung verursache. Ich thue das einmal, weil die hier genannten Personen wirklich so hießen, dann, um den Lokalbräuchen der Schauplätze, auf denen diese Geschichten spielen, keinen Abbruch zu thun. Es ist nämlich im südlichen Frankreich beim Landvolke seit uralter Zeit hergebracht, daß sich

der Name der Mutter immer auf die älteste Tochter forterbt. So kommt es, daß derselbe weibliche Name fast in jedem Hause zweimal, oft dreimal vorkommt. Man unterscheidet seine Trägerinnen dann nur durch verschiedene Diminutive. Heißt die Großmutter Marquesuna, dann nennt man ihre Tochter Quisuna und ihre Enkelin Tuna. Stirbt die Großmutter, dann nimmt die ihr nächste Generation ihren vollen Namen in Besitz, so wie auch die zunächst folgende zum ersten Grade der Verkleinerung vorrückt. Nur wenn die Jüngste in der Reihe der Kindheit noch nahe ist, behält sie ihr kleinstes Diminutiv, das man wohl auch aus Zärtlichkeit einer älteren Person gibt. So hatte Tuna, wie wir bald erfahren werden, längst das Recht, den ganzen sonoren Namen Marquesuna zu tragen — aber weil sie sein holdseliges Enkelein war, ließ ihr der Großvater ihren kindlichen.

Nicht so lange als diese Erklärung dauerte das Schweigen des Alten. — Mein Weib, fuhr er fort, machte mich doch bald Oesterreicher und Eid vergessen. Aus den Weisen, die ich vor mich hinbrummte oder auf der Klarinette blies, errieth sie jedes Mal, welcher Kummer mich bedrückte, und sie verstand es, ihn zu vertreiben. Ich nährte mich gut mit meiner Musik, denn ich war der einzige Musikant im Gebirge, und Quisuna gab mir bald ein liebes Töchterlein. Vaterland und Eid waren vergessen, ich war so glücklich. Da fing ein Unheil an, das . . .

Hier unterbrach sich der Alte wieder in seiner Erzählung, indem er sich mit der folgenden sonderbaren Frage an mich wandte: Herr Landsmann, haben Sie wohl schon jemals Klarinettisten gesehen, die gute, sehende Augen hatten?

Doch wohl! antwortete ich und unterdrückte ein Lächeln.

Ich auch! sagte der Alte ganz ernsthaft, ich habe ihrer auch gesehen, aber nicht viele. Es scheint ein Fluch auf diesem Instrumente zu liegen. Es ist fast das einzige Instrument, das Blinde lernen, und wer es mit sehenden Augen lernt, der wird blind. So ist es mir ergangen. Kaum zwei Jahre nach meiner Hochzeit wurden meine Augen schwach und immer schwächer;

kein Arzt und keine Brille half. Da rieth man mir, eine Wallfahrt hieher an das Grab meines Schutzpatrons, des heiligen Guilhem oder Wilhelm, zu machen und ihn um Heilung meiner Augen anzuflehen. Ich machte mich auf den Weg; mein Weib mußte mich führen, obwohl sie ihr Kind auf dem Arme trug. Die Reise durch das Gebirge dauerte über eine Woche; die Anstrengung, die Hitze hatten das Ihrige gethan, und ich war blind, bevor ich das Grab meines Schutzpatrons erreichte. Blind kam ich hier an, und ich war noch in den besten Jahren. Mein Schicksal fand großes Mitleid in St. Guilhem le Désert; es fand sich auch, daß Herr Grenier, der größte Proprietär des Ortes, ein Anverwandter der Familie war, bei welcher mein Weib gedient hatte, und in Erinnerung an den Dienst, den sie bei Vertheidigung des Hauses den Verwandten geleistet, und an die Wunde, an deren Folgen sie von Zeit zu Zeit noch immer litt, räumte er uns das alte Haus an der Kirche zur Wohnung ein. Was ein Weib kann, habe ich damals erfahren; mein Weib war mein Augenlicht und mein Stab, meine Hand und mein Fuß. Sie arbeitete bei Herrn Grenier und nährte das Kind und mich, da ich der Blindheit wegen nicht mehr umherziehen konnte, um mit meiner Musik etwas zu gewinnen. Herr, ich will Ihnen nicht lange erzählen vom Unglück der Blindheit, wie es mich Anfangs bedrückte, und auch nicht von dem größeren Unglück, das mich nur wenige Jahre darauf betraf. Die beständige Arbeit und die Folgen der Wunde, die sie tiefer verletzt hatte, als wir Anfangs geglaubt, zehrten an meinem Weibe, ohne daß ich blinder Mann es merkte, und ehe ich auf mein Elend nur in Gedanken vorbereitet war, lag Tuna auf der Bahre. Meine Tochter heirathete schon mit sechzehn Jahren — man heirathet früh in diesem Lande — einen braven Mann, einen Weber aus St. Guilhem; die Geburt dieses Kindes, das mir hier zu Füßen sitzt, gab ihr den Tod. So traf mich das Unglück Schlag auf Schlag. Das Kind hatte noch nicht sechs Jahre, als mir es der Vater als Führer gab; er selbst ging nach Aniane, um daselbst

in der Fabrik zu arbeiten, da diese Fabrik alle Weber des Ortes brodlos machte. Ich hatte indessen, wie ich oft in meinem Elend einsam zwischen den Felsen umherkroch, trotz meiner Blindheit alle Pfade auf diesen Bergen kennen gelernt, und Herr Grenier konnte mir seine Schafe anvertrauen, die ich so abrichtete, daß sie meiner Flöte folgten. Abends unterrichtete ich meine kleine Tuna in Gesang und Harfenspiel und habe aus ihr die Freude des ganzen Landes gemacht. So sind mir vierzig Jahre hingegangen in Glück und Jammer. Alles wollte ich ruhig und geduldig hinnehmen, wenn mir nur Ein Wunsch, nur Einer erfüllt würde.

Welcher Wunsch? fragte ich.

Wir wollen noch darüber sprechen, sagte der Alte in einem Tone, als fühlte er eine gewisse Angst, davon anzufangen — wir wollen noch darüber sprechen, und ich will mich mit Ihnen als meinem Landsmann berathen. Sie wohnen ja bei mir; Sie müssen bei mir wohnen, ich muß das Glück haben, einen Landsmann unter meinem Dache zu beherbergen. Heute Abends wollen wir plaudern. Sie sind ja nicht meinetwegen nach St. Guilhem gekommen, sondern wohl um das Kloster anzusehen. So bitte ich Sie um Verzeihung, daß ich Sie mit meiner Geschichte um Ihre Zeit gebracht habe. Ich konnte nicht anders: es ist mir, als hätte ich zu einem lieben Verwandten nach spätem Wiedersehen gesprochen über Vieles, was mich drückte — so leicht ist mir. Ich bitte Sie noch einmal um Verzeihung.

Ich drückte ihm die Hand, versprach, Abends bei ihm einzukehren, und ging leise fort, um Tuna nicht zu wecken, die während der Erzählung, von der sie wohl kein Wort verstanden hatte, das holde Köpfchen auf das Knie des Großvaters gelehnt, eingeschlafen war.

Die Kloster-Ruinen mit ihren altehrwürdigen Gängen und Galerien, die wohlerhaltene Kirche mit ihren jüngeren, doch nicht minder malerischen Nebengebäuden, der große Platz vor der Kirche mit seinen Bauernhäusern, welche alten kleinen Herrensitzen gleichen, gaben mir den Rest des Tages hindurch

volle Beſchäftigung und reichen Genuß. Das Buch von Laurens und Renuvier war mir ein bequemer und lehrreicher Führer. Erſt als ich nicht mehr darin leſen konnte, merkte ich, daß die Dämmerung und, ihr ſchnell auf dem Fuß, die Nacht hereinbrach. Es war Zeit zum Einkehren, und ich ging in die Wohnung des blinden Wilhelm.

Die Halle war von einer irdenen Ampel beleuchtet, die in der Mitte von der Decke herabhing. Doch ſtand noch auf dem Tiſche eine andere, antik wie jene geformt, getragen von einem hohen dreifüßigen Geſtelle aus gebranntem Thon. Dieſe wurde erſt bei meinem Eintritt von Tuna angezündet und beleuchtete ein bereitetes Mahl. Der Alte, der im Winkel hinter dem Tiſche ſaß, ſtreckte mir die Hand zum Gruße entgegen und lud mich ein, mir es bequem zu machen und mich am bereiteten Mahle zu ſtärken. Es hatte, wie das Mahl des ärmſten Mannes im ſüdlichen Frankreich, in den Augen des Nordländers einen reichen und zugleich griechiſch-antiken Charakter, denn es beſtand, neben dem kalten Fleiſche, aus edlen, freilich dießmal, der frühen Jahreszeit wegen, nur getrockneten Früchten, aus Oliven in Oel, aus Weinmuß, wie ihn die homeriſchen Helden genoſſen, aus trefflich duftenden Schaf- und Ziegenkäſen — alles Das auf irdenen, aber anmuthig geformten Schüſſeln. Zwiſchen dieſen ſtanden die zwei ſchlanken, irdenen, faſt etruriſch geformten Vaſen oder Krüge mit Henkeln, deren einer dunklen Wein, der andere friſches Quellwaſſer enthielt. Das heilige Brod lag in der Mitte von allem auf der nackten Tiſchplatte. So wie ich mich hinſetzte, ſtellte ſich Tuna, gleich einer Sklavin, nach der Sitte des Landes, die den Frauen verbietet, ſich mit den Männern an den Tiſch zu ſetzen, hinter meinen Stuhl, um mich zu bedienen und eine Schüſſel nach der anderen hinzureichen. In der Hand hielt ſie ein Henkelkrüglein mit Oel, um dieſes, ſobald ich eine Olive aus der Schüſſel auf meinen Teller nahm, über die Frucht zu gießen. Sie ſtellte es nur dann hin, wenn ich mein Glas geleert hatte und eine neue Miſchung von Wein und Waſſer nöthig war.

Erſt als gegen Ende des Mahles ein junger Mann in die Stube trat, wurde ſie etwas zerſtreut. Sie nickte ihm vertraut, und er grüßte wieder, ſetzte ſich aber, um ſie in ihrem Geſchäfte nicht zu ſtören, ſchweigend in einen Winkel und legte den breiten Bauernhut vor ſich hin auf den Tiſch. Er trug das dunkelblaue Wollhemd der ſüdfranzöſiſchen Landleute, die rothe Schärpe um den Leib und die ſchwarze Manchesterhoſe. Das ſchwarze, kurz geſchnittene Haar ließ eine braune breite Stirn, dunkelſchwarze Augen, überhaupt ein ſchönes braunes Geſicht ſehen. Der Alte erkannte ihn am Schritt und rief ihm zu: Sind die Schafe wohlverſorgt, Denis?

Ja, Païré (Vater und Schaffner), antwortete der Jüngling mit ziemlichem Reſpekt.

Iſt das kranke wohl verbunden?

Ja, Païré.

Warum kommſt du heute ſo ſpät? fragte der Alte weiter.

Ich wußte nicht, daß Tuna ſchon zurück iſt, antwortete Denis naiv.

Ich konnte es dir nicht ſagen laſſen, entſchuldigte Tuna, zu ihm gewendet — erſt war ich mit dem Großvater auf dem Berge, dann mußte ich das Eſſen für dieſen Herrn, unſern Gaſt, beſorgen.

Denis ſah mich an, dann wandte er auf Tuna einen fragenden Blick.

Ein Landsmann Großvaters! ſagte ſie.

Bei dieſen Worten legte ſich Denis' Stirn in Falten; die Ankunft eines Landsmannes ſchien ihm nicht zu behagen.

Indeſſen war das Mahl beendet. Tuna trug ſchnell ab, dann eilte ſie auf Denis zu und reichte ihm die Hand, in die er herzlich einſchlug, und ſetzte ſich zu ihm. Das Paar fing leiſe an zu plaudern, während der blinde Wilhelm ſich zu mir wandte und, wie es ſchien, über Mancherlei nachdachte, das er mir zu ſagen hatte. Es kam mir vor, als müßte ich ihm helfen, und ſo begann ich: Mein Landsmann, Sie wollten mir etwas ſagen; was iſt es? Um was handelt es ſich? Sprechen Sie ohne Scheu,

aber ich bitte, es in Patois zu thun, da es mich genirt, vor dieſen zwei Landeskindern in ihnen unbekannten Worten zu ſprechen.

Wohl, mein Landsmann, antwortete Wilhelm in der Sprache des Landes, das iſt mir ganz recht, denn ich will, daß mich Tuna verſtehe und daß ſie vernehme, wie ſehr jeder Unparteiiſche ihr Benehmen gegen mich mißbillige.

Bei dieſen Worten erhob ſich Tuna raſch von ihrem Sitze, eilte dem Tiſche zu und ſetzte ſich mir gegenüber. So that auch Denis. — Ja, ſagte Tuna mit Kraft, während ſich ihre Wangen rötheten, ja, das will ich vernehmen! — Es war, als fühlte ſie ein Unrecht, das ihr widerfuhr, und als bereitete ſie ſich zu einer Vertheidigung.

Tuna, ſagte ich, ſieht mir nicht ſo aus, als könnte ſie ſich gegen ihren blinden, alten Großvater ſchlecht benehmen. Sie hat einen guten, herzlichen Blick, die kleine Tuna.

Denis ſah mich mit einem dankbaren Lächeln an, während er die Hand Tuna's faßte und ſie herzlich drückte. Gewiß, ſagte er, Herr, Sie haben Recht.

Schweige du, Denis, ſagte der Alte ſtreng, du biſt parteiiſch in dieſem Streite zwiſchen mir und Tuna. — Dann, zu mir gewendet, fuhr er fort: Herr, Tuna iſt ein gutes Kind; es iſt nichts auf der Welt, was ich ſo liebe, wie ſie. Sie hat ein Herz, ſo gut, wie das Herz ihrer Mutter und Großmutter. Sie iſt mein Alles, der Troſt meines Alters und das Auge meiner Blindheit. Aber in Einem iſt ſie verſtockt, in Einem ſetzt ſie mir ſo harten Sinn entgegen, daß ich verzweifeln muß, meinen liebſten Wunſch je erfüllt zu ſehen.

Hören Sie ihm aufmerkſam zu, ſagte Tuna zu mir — ich weiß, was er ſagen wird.

Sprich, alter Landsmann, rief ich halb ſcherzend dem Blinden zu, indem ich das Geſicht eines ernſten Schiedsrichters annahm.

Ich habe Sie, fuhr der Blinde fort, ich habe Sie heute Nach-

mittag nicht länger mit meiner unglücklichen Geschichte langweilen wollen. Erlauben Sie mir jetzt, Ihnen weiter zu sagen, wie es nach dem Tode meines Weibes und meines Kindes mit mir wurde. Allein in der Welt, allein mit diesem Kinde, umgeben von Bergen, Häusern, Menschen, die ich nicht kannte, die ich nie gesehen hatte, fingen meine Gedanken an rückwärts zu fliegen, zurück in die Zeit meiner Jugend und zurück in die Berge, in denen ich geboren bin; Tage lang, Nächte lang (denn mir sind ja Tag und Nacht gleich) dachte ich an nichts Anderes, als an die Heimat. Was früher, so lange mein Weib lebte und als ich noch sah, in meinem Gedächtnisse verwischt war, wurde wieder frisch; ich erinnerte mich an jedes Haus, an jeden Baum, an jeden Strauch, und das ganze Thal sah ich immer im schönsten Frühlingslichte, wie es an dem Tage war, als ich es zum letzten Male verließ. Eine schreckliche Sehnsucht bemächtigte sich meiner; ich konnte nichts Anderes denken, und wenn ich endlich müde und matt einschlief, sah ich Alles noch schöner als im Wachen. Im Traume sah ich, wonach ich mich wachend sehnte. Freilich erwachte ich manchmal in Angstschweiß gebadet, weil die Träume meist traurig endeten — denn immer kam es mir vor, als ob ich, der Deserteur, entdeckte würde. Ich floh, sie holten mich ein, sie stellten mich vors Regiment, sie erschossen mich.

Der Alte seufzte tief auf und fügte dann die deutschen Worte des Volksliedes hinzu:

Ach, in Trauern muß ich schlafen gehn,
Ach, in Trauern muß ich früh aufstehn.
In Trauern muß ich leben meine Zeit,
Dieweil ich nicht kann haben, was mein Herz erfreut.

So sang der Musikant die Zeilen des deutschen Volksliedes; ich aber, als ich den alten Wilhelm ansah, der traurig wie diese Worte, stumm und gebrochen vor mir saß, ich dachte an Dante, was er in seiner Abhandlung über die Beredtsamkeit sagt: „Mit allen Unglücklichen fühle ich Mitleid, vor allen aber mit jenen,

die, vom Exile betroffen, ihr Vaterland nur in ihren Träumen sehen."

Nach einer langen Pause, während welcher der herausfordernde Ausdruck auf Tuna's Gesichte einem milderen, mitleidsvollen gewichen war, nahm der blinde Wilhelm wieder das Wort. Besonders im Frühlinge, sagte er, wurde mir wehe; ich wollte fort, ich wollte heimwärts wandern und war durch meine Blindheit wie angeschmiedet. Desto verhaßter wurde mir das Land, an das ich gebunden war. Gott verzeihe mir's, ich haßte die Menschen, ich haßte das Vieh, ich haßte die Frucht des Baumes und des Feldes, den Duft der Blumen und den Gesang des Vogels, ich haßte Alles, was hier heimisch war, was aus diesem Boden entstand und was er nährte. Jede Speise und jede Frucht, die dieses Land vor dem meinigen voraus hatte, ward mir zuwider, die Feige, das Oel, der heiße Wein. Selbst die fremde Sprache mochte ich nicht hören, und ob auch genug getrennt von den Menschen durch meine Blindheit, floh ich sie doch noch, um ihren fremden Laut nicht zu hören, und sang und sagte mir in der Einsamkeit meine deutschen Lieder vor. Endlich wurde ich krank. Ich hatte Niemanden, als Tuna, die damals ein Kind von kaum eilf Jahren war. Ihr allein konnte ich klagen, was die Ursache meiner Krankheit war. O, sie war ein gutes Kind; sie saß Tage lang an meinem Bette und hörte, oft weinend, meinen Klagen zu. Da sprach sie einmal, und es war, als hätte es ihr ein guter Engel eingegeben, da sprach sie und fuhr mir dabei mit der kleinen Hand über die Wange: „Großvater," sagte sie, „sei ruhig und klage nicht; wenn ich erst groß bin, führe ich dich nach Deutschland zurück. Ich werde vor den Leuten die Harfe spielen und singen, und wir werden uns bis in dein Dorf schon durchschlagen." — Herr, dieses Wort gab mir die Gesundheit zurück. Stramm stand ich wieder auf meinen Füßen; das Herz voll Hoffnung, lehrte ich dem Kind, was ich von Musik wußte, und unterbrach meine Lehre manchmal nur, um mit ihr von unserer Wanderung zu plaudern.

Sie lernte ſchnell, und ſchnell, ſchien es mir, gehe die Reiſe heimwärts. Mit Geduld wartete ich, und meine Sehnſucht wurde milder. Nun iſt die Zeit gekommen, ſie iſt herangewachſen, ſie läuft mit der Harfe im Arm ſtundenweit und allein ins Gebirge, nun iſt die Zeit da.

Bei dieſen Worten ſtand der Blinde auf, ſchüttelte die grauen Locken aus dem Geſichte, ſtreckte die Hand aus und rief mit lauter und zorniger Stimme: Und ſie bricht mir das Wort, ſie läßt mich vergehen in der Sehnſucht nach meiner Heimat — ſie will mich nicht dahin führen!

Tuna war von dem Zorne in Wort und Geberde viel weniger erſchrocken, als ich; im Gegentheil athmete ſie auf, als die Anklage gegen ſie heraus war. Sie wandte ſich zu mir und ſagte ſanft, aber beſtimmt und entſchloſſen: Wie der Großvater ſein Land, ſo liebe ich das meine. Ich bin keine Deutſche, wie er mir immer einreden will, ſondern eine Languedokerin. Nicht wahr, Herr, alle deutſchen Mädchen haben blonde Haare und blaue Augen? ſehen Sie, ich bin ganz ſchwarz, meine Haare, meine Augen ſind pechſchwarz. Ich kann mir nicht denken, daß ich in einem andern Lande leben könnte. Doch thäte ich, was der Großvater will — aber ſagen Sie, ob es möglich iſt, mit einem alten, blinden Manne die lange, lange Reiſe zu Fuße zu machen! Den Wagen zu bezahlen, haben wir kein Geld; muß ich nicht fürchten, ihn in ſein Grab zu führen, wenn ich mit ihm fortziehe, erſt durch die heißen Thäler des Südens, dann durch die Schneeländer des Nordens?

Sehen Sie, rief der Blinde bitter darein, ſehen Sie, ſo ſtellt ſie ſich unſer Land vor, ſo thöricht wie alles Volk in dieſem Lande! Sobald man über die Berge kommt, glauben ſie, fängt ein kaltes, rauhes, ſchnee- und eisbedecktes Land an, ſo eine Wildniß, von Raubthieren und wilden Menſchen bewohnt! Thörichtes Kind, rief er Tuna zu, hier iſt es wild, hier, wo die Sonne jedes Gräschen verbrennt und die Berge kahl ſtehen und ohne Erdreich, und nirgends ein Schatten iſt für den Wanders-

mann oder den Hirten; hier ist es wild, denn hier kommen im Winter die hungrigen Wölfe bis vor das Gemeindehaus in jedem Dorfe. Viel Aberglaube ist noch hier, die Menschen wissen nichts von der Fremde und kennen keine Musik und lesen nicht in den Büchern. In Deutschland ist es sanft wie ein Schatten und frisch wie ein kühles Wasser. Die Sonne scheint milde und verbrennt nicht Menschen und Bäume, und wenn es schneit, sitzen wir am warmen Herd und erzählen von fremden Ländern und singen Lieder und haben wohl auch manches alte Buch, daraus zu lesen von den Wundern der Welt.

Aus seinen blinden Augen flossen zwei große Thränen herab. Er setzte sich wieder hin und lehnte den Kopf in beide Hände. Wir schwiegen alle; Tuna zuckte die Achseln und wies auf sein graues Haar und sah mich an, als ob sie sagen wollte: Ist es möglich, mit diesem alten gebrechlichen Manne die beschwerliche Reise zu unternehmen? Durch das offene Fenster drang das Lied der Nachtigall, die in dem nahen Klosterhofe nistete. Der Alte, der den Kopf voll deutscher Volkslieder hatte, murmelte vor sich hin:

Nachtigall, ich hör' dich singen,
Das Herz möcht' mir im Leib zerspringen,
Komme doch und sag' mir wohl,
Wie ich mich verhalten soll.
Nachtigall, wo ist gut wohnen?

Es war ganz traurig in der Stube. Der Alte brütete, Denis saß mit verschränkten Armen und düster da, immer Tuna beobachtend und mit Angst erwartend, was sie antworten werde. Diese brach endlich in einen Strom von Thränen aus und rief: Ich kann nicht! ich kann nicht!

Ich weiß es! sagte der Alte darauf — du kannst nicht! Tuna, Tuna, Alles, was du da von den Mühen der Reise gesagt hast und von wilden, kalten Ländern, alles Das kommt dir nicht von Herzen, — es ist erfunden und nur eine Ausrede; denn du hast Muth genug und würdest etwas wagen für deinen alten, blinden

Großvater. Dieſer hier, rief der Alte, indem er die Hand gegen Denis ausſtreckte, dieſer iſt Schuld daran, daß du mich aufgibſt.

Ich ſah Tuna an; ſie ſchlug die Augen nicht nieder, ſondern lächelte heiter und ließ es geſchehen, daß Denis bei den Worten des Alten die Arme um ſie ſchlang und ſie ſanft an ſich drückte.

Ich fühlte, daß nun die Zeit gekommen war, wo ich meinen Urtheilsſpruch fällen ſollte, und war in großer Verlegenheit. Das kranke Gemüth des Alten wollte geſchont ſein, und doch mußte ich Tuna Recht geben, die mit vielem Zartſinne bei ihrer Vertheidigung wenig Nachdruck auf ſein Alter und ſeine Gebrechlichkeit gelegt hatte. Ich ſagte mir, daß ich, wie ein Arzt bei einem Kranken, härter und energiſcher werde verfahren müſſen, um den Alten von ſeinen Heimwehträumen ſo viel als möglich abzubringen und für Tuna's künftige Ruhe zu ſorgen. Und ſo ſagte ich, vom Großvater zum Reden aufgefordert, ungefähr Folgendes:

Mein Landsmann, ich werde dir nicht zu Willen reden, das ſage ich voraus; aus Liebe zu dir und zu Tuna werde ich dir nicht zu Willen reden; ich bitte dich alſo, mir es nicht übel anzurechnen und es nicht zu bereuen, daß du einen Landsmann freundlich bei dir aufgenommen haſt. Tuna hat Recht, und ſie handelt weiſe, wenn ſie deinen Wünſchen und Anklagen widerſteht; ſie thut es zu deinem Wohle. Von ihr und ihrem guten Herzen gepflegt, kannſt du in dieſer Stube noch gute, lange Tage leben; aber für die beſchwerliche lange Reiſe biſt du zu alt. Auf halbem Wege würdeſt du hinſinken, und das Kind würde verlaſſen da ſtehen in der fremden Welt. Du biſt ein braver und ehrenwerther Mann — weißt du nicht und haſt du nie bedacht, was aus einem verlaſſenen Harfenmädchen in der wildfremden Welt werden könnte? — Du liebſt dein Vaterland, kannſt du ihr einen Vorwurf daraus machen, daß ſie das ihrige liebt — ſie, die an dir erkannt hat, wie ſchwer ſich die Heimatloſigkeit trägt? Aus Liebe haſt du das deinige aufgegeben, aus Liebe will ſie, wie du ſagſt, in dem ihren verbleiben. Oder haſt du etwas gegen dieſen Denis?

Nein, sagte der Alte traurig, wenn ich gerecht sein soll — nein, ich habe nichts gegen ihn; er ist ein braver Junge.

Du bist also hart und selbstsüchtig, wie es alte Leute zu sein pflegen, wenn du verlangst, daß sie deinem Glücke, welches du vielleicht gar nicht mehr findest, das ganze Glück ihrer Jugend, ihres Lebens aufopfere. Ich kann dir auch mit Liedern dienen, und da heißt es in einem:

Ach Gott, wie weh thut Scheiden,
Hat mir mein Herz verwund't!

Ergib dich in dein Schicksal. Ich könnte dir Viele und Junge nennen, die sich in dieser Zeit an den Gedanken gewöhnt haben, ihr Vaterland erst mit grauen Haaren oder gar nie wieder zu sehen! Schwerlich würdest du deine Heimat so schön wiederfinden, wie du sie dir in jahrelangen Träumen ausgemalt hast. Viele von Denen, die du geliebt, sind wohl todt, Andere, an die du in der Fremde denkst, haben dich vergessen; deine Blindheit würde dich doppelt schmerzen, wenn du die Orte nicht sehen könntest, wo du glücklich warst, wenn du den Kastanienbaum nur rauschen hörtest, unter dem du gespielt hast. Und neben dir einher ginge, wenn du dein Dorf glücklich erreichtest, verlassen und einsam, weil sie die Sprache der Fremde nicht versteht, die arme Tuna und wäre elender, als du jetzt bist, und du könntest ihr nicht helfen, weil du älter geworden wärest und unfähig, die Rückreise zu machen, die du dann eben so sehr wünschen würdest, wie du jetzt die Heimreise ersehnst. Dir ist ein glücklicheres Loos beschieden. Tuna wird diesen braven Jungen heirathen, und du wirst noch Urenkelein auf deinen alten Knieen wiegen und ihnen deine deutschen Lieder vorsingen.

Der Alte antwortete nicht. Mit verschränkten Armen saß er da und starrte vor sich hin, als ob er über das Gesagte nachdächte. Denis und Tuna drückten mir dankbar die Hände. Der junge Mensch umarmte seine Geliebte aufs Zärtlichste, als ob er sagen wollte: Du wirst mir erhalten, ohne Unrecht mir erhalten!

Da der Alte immer schwieg und es schon ziemlich spät wurde, stand Denis leise auf und schlich, sich gegen mich verbeugend, zur Thür hinaus. Tuna folgte ihm. Ich zündete meine Cigarre an und fing an, in der geräumigen Halle auf und nieder zu wandeln. Wie ich einmal vor dem offenen Fenster stehen blieb, bemerkte ich das junge Paar, das sich im Dunkel der Nacht zärtlich umschlungen hielt. — Die, dachte ich, soll man nicht trennen lassen und soll der blinde Wilhelm nicht scheiden; vielleicht fiele es ihm selbst nicht ein, könnte er den Ausdruck herzinniger Liebe sehen, der auf beiden Gesichtern ruht, wenn sie einander ins Auge blicken. — Die Nachtigall fing wieder zu schlagen an und weckte den Blinden aus seinem starren Hinbrüten; die Macht des Tones schien große Gewalt über ihn zu haben.

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall,

sang oder vielmehr murmelte er, stand auf und tappte dem Verschlage zu, in welchem sein Bett stand. Von dort aus hörte ich noch die Worte des Volksliedes, welches „Der Schildwache Nachtlied" betitelt ist:

Ich kann und mag nicht fröhlich sein!
Wenn alle Leute schlafen,
So muß ich wachen,
Muß traurig sein.

Tuna kam zurück und zeigte mir das Bett, das für mich bereitet war, und gab mir die Hand zur guten Nacht.

Habt ihr viel geküßt? fragte ich leise.

Ja, Herr, antwortete sie eben so leise, aber lächelnd, viel, aber nicht genug.

Weil du also noch einige Küsse übrig hast, so gib mir einen.

Hier, Herr!

Sie küßte mich, dann klomm sie, flink wie ein Eichhörnchen, die Leiter hinan auf den Boden, wo sie auf dem Heu schlief.

Als ich mit dem Frühesten, während Großvater und Enkelin noch zu Bette waren, vor die Thür trat, um meine Wanderung

auf die Berge zu beginnen, ehe die Sonne sich in Gluthen getaucht, stand schon Denis da und schien mich zu erwarten. Er trat auf mich zu und sagte, er wisse von Tuna, daß ich auf die Berge gehen wolle, und bitte mich, seine Führerschaft anzunehmen, da es nicht so leicht sei, die nur schmalen Pfade an den abschüssigen Wänden aufzufinden, und ich außerdem als Fremder an Manchem vorübergehen könnte, was da in den Bergen, an sonderbaren Gestaltungen, furchtbaren Rissen, besonders aber an Adlernestern sehenswerth sei. — Ich dankte ihm für seine Güte und meinte, es wäre zu viel, wenn ich, seine Gefälligkeit mißbrauchend, ihn um einen einträglichen Arbeitstag brächte. Er aber bestand auf seiner Bitte, und indem er sich meiner Wanderung schon angeschlossen hatte, versicherte er, es sei nur ein kleiner Dienst, den er mir da leiste, während ich hingegen durch mein offenes Wort von gestern ihm und Tuna einen wahrhaft großen erwiesen und mir ihrer Beiden Dank erworben habe. Der Alte, meinte er, sei über meine Ansicht von der Sache offenbar betroffen gewesen, und er gebe gewiß viel auf das Wort seines Landsmannes. Tuna würde nun wohl für einige Zeit Ruhe haben, und auch er, Denis, werde nicht fürchten dürfen, daß ihm der Großvater das geliebte Mädchen endlich doch in die Ferne entführe, was für ihn ein großer Schmerz wäre. Der Alte, welch ein weiser, erfahrener und ehrwürdiger Mann er auch sonst in allen Stücken sei, in Betreff seines Heimwehs sei er ein rechtes Kind. Er, Denis, müsse das offen sagen, wie weh es ihm auch thue und wie großes Mitleid er auch mit dem sehnsuchtskranken alten Mann fühle. Nun werden sich auch, wenigstens für lange Zeit, nicht solche Vorkommnisse ereignen, wie jenes war, das erst zu Anfang dieses Frühlings Tuna in Schrecken versetzt hat. Nachdem der blinde Wilhelm eines Abends das arme Kind wieder mit Vorwürfen überhäuft hatte, war er am Morgen darauf verschwunden. Tuna setzte den ganzen Flecken in Alarm, und alle Bewohner mit Denis und ihr machten sich auf, den verlorenen blinden Mann zu suchen. Man fand ihn

endlich auf dem Wege nach Aniane, unfern der Mühle von Clamous, auf jenem Pfade, der vom Herault hier beſpült, dort unterwühlt iſt, überall am Rande des Abgrundes hingeht und ſelbſt für Wanderer mit zwei geſunden Augen gefährlich iſt. Man fragte ihn, wohin er wollte. Fort, immer fort, ſagte er, fort und weiter; vielleicht komme ich ſo nach Deutſchland und in mein Vaterland. Nur den Thränen Tuna's, die er trotz Allem doch heißer liebt als ſeine Grille, gelang es, ihn wieder in das Dorf zurückzubringen.

So erzählend, brachte mich Denis auf den Pfad, der, von unten kaum bemerkbar, nur wie ein gemalter Strich an der Felſenwand des furchtbaren Thales dahinläuft. Da verließ Denis den Gegenſtand ſeiner und Tuna's Leiden, um mit größter Sorgfalt über jeden meiner Schritte zu wachen, mir jede ſchöne Felſenbildung zu zeigen und mich alle hübſchen Ausſichtspunkte genießen zu laſſen. Manchmal ſtarrte er in die Luft und zeigte mir einen Adler, wo ich nach langer Anſtrengung nur einen dunklen Punkt entdecken konnte. Aber ich mußte ihm glauben, da ſchon der erſte Punkt, den er mir ſo gezeigt hatte, immer größer und größer wurde, bis er ſich endlich, in einen Goldadler verwandelt, mit ausgebreiteten Fittichen und rauſchend, uns gegenüber auf einer Felſenſpitze niederließ. Wir kamen über eine durch Mauern geſtützte und vervollkommnete Felſengalerie auf das waldbewachſene Plateau, wo ſich jene Quelle befindet, von der allerlei Wunder erzählt werden und die jenen Bach ausſchickt, der ſich als ein wilder Waſſerfall in das Thal von St. Guilhem le Déſert hinabſtürzt. Wir wanderten immer weiter, da mir Denis viel zu zeigen und zu erzählen hatte, und ſo verloren wir uns in der Höhenwüſte, wo weit und breit kein Dorf zu finden. Doch mußten wir endlich ruhen, bis die allzu große Mittagshitze vorüber war. So führte mich Denis in den Schatten eines Gebüſches und packte da zu meiner freudigſten Ueberraſchung aus ſeinem Schubſacke ein ſehr angenehmes, aus Brod, Wein, Käſe und Früchtemus beſtehendes Mahl aus. Erſt mit

abnehmender Hitze machten wir uns auf den Rückweg, und schon war der Abend nahe, als wir unten im Flecke ankamen. Der Wagen, den ich bestellt hatte und der mich noch am selben Tage nach dem unfernen Aniane bringen sollte, erwartete mich schon auf dem Platze. So eilte ich denn schnellen Schrittes zum blinden Wilhelm, um meine Sachen zu holen und von ihm und Tuna Abschied zu nehmen.

Bevor ich in die Stube trat, bat mich Denis, im Falle es noth thäte, dem Alten meine gestrige Ansicht noch einmal und wo möglich mit noch größerem Nachdrucke vorzutragen. Es that nicht noth; das ahnte ich sogleich bei meinem Eintritt in die Stube. Der Alte und Tuna saßen friedlich neben einander und schienen mich zu erwarten. Beide machten mir freundschaftliche Vorwürfe über mein langes Ausbleiben, und daß ich schon heute wieder abreisen wollte. Der Großvater sagte: Sie fürchten vielleicht, daß ich Sie noch mit meinen Klagen quälen werde; fürchten Sie das nicht. Ich habe über Das, was Sie mir gestern sagten, die ganze Nacht und diesen ganzen Tag gedacht, und ich thue, wie Sie mir empfohlen haben: ich ergebe mich in mein Schicksal. Wegen der wenigen Tage, die ich noch zu leben habe und die ich im glücklichsten Falle in meiner Heimat zubringen könnte, soll mein geliebtes Kind nicht das Glück eines ganzen Lebens verlieren. Was liegt an mir! Eine alte Frau sagte mir einmal ein Gleichniß, an das ich nun denken muß. Wenn man um einen Groschen Aepfel kauft, sagte sie, so bekommt man die bestimmte Zahl guter, frischer Aepfel. Hat man die, so bittet man: Guter Mann, gib mir noch einige Aepfelchen zu! Er thut es, aber was gibt er zu? Einige verfaulte Aepfelchen. So ist es mit dem Leben. Siebenzig Jahre sind dem Menschen bestimmt; hat er die, so bittet er: Guter Gott, gib mir einige Jährlein zu! Der gute Gott thut es — aber es sind verfaulte Aepfelchen.... So will ich mich noch mit den verfaulten Aepfelchen freuen, so gut es geht.

Während er so sprach, hielt er immer meine Hand fest in

die ſeinige geſchloſſen. Aus der Milde des Tones ſprach eine Ergebung, die mich trauriger machte als ſeine geſtrigen Klagen. Nach einiger Zeit fuhr er fort: Mit Ihrem Beſuche haben Sie einem alten blinden Manne eine große Wohlthat erwieſen, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen und aus ganzer Seele. Aber ſo ſind alle blinden Leute; ſie hecken immer was Neues aus, um ſich und Andere zu quälen. Ein neuer Wunſch bedrückt meine Seele, und Sie ſollen mir ſagen, wie ich ihn erfüllen kann, und wenn Sie es vermögen, ſollen Sie mir ſelbſt dazu behülflich ſein.

Er ſchwieg wieder, als ſcheute er ſich, als fühlte er Furcht oder Scham, ſeinen Wunſch auszuſprechen. Nur heraus damit! ſagte ich, und ich verſpreche im Voraus, daß ich thun will, was in meinen Kräften iſt.

Meinen Pardon will ich haben! rief er ſchnell. — Ich errathe es, daß Sie lächeln, ſagte er wieder nach einigen Sekunden; denn mein Wunſch muß Ihnen kindiſch vorkommen. Sehen Sie, lieber Landsmann, ich weiß es ſelbſt, wie kindiſch ich bin; ich wollte ja früher ohne meinen Pardon heimkehren, ich wußte, daß ſie einen alten blinden Mann nicht erſchießen werden. Aber es iſt mir ſo, als ob ich durch meinen Pardon mit der Heimat erſt ausgeſöhnt würde, und daß zwiſchen ihr und mir immer etwas iſt, ſo lange ich nicht meinen Pardon habe. Ich werde bald von hinnen gehen, aber ich werde mit größerer Ruhe ſterben, wenn ich meinen Pardon habe.

Schnell fuhr mir ein Plan durch den Kopf, wie dem armen Blinden zu willfahren ſein werde, und ich ſagte zu ihm, daß ſich die Angelegenheit leicht werde ordnen laſſen, er ſolle ſie nur ganz mir überlaſſen. Aufs Neue ergriff er meine Hand und rief: Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen; mit einem Ausdruck, als ob ich ihm das Leben oder etwas noch Theureres gerettet hätte.

Dann nahmen wir Abſchied, und ich verſprach, wo möglich noch einmal nach St. Guilhem zu kommen. Er tappte mir bis an die Schwelle nach; Tuna und Denis begleiteten mich bis vor den Flecken.

In Aniane angekommen, schrieb ich noch am selben Abend an eine Freundin, eine berühmte Künstlerin, von der ich wußte, daß sie mit einigen Beamten der östreichischen Legation in Paris befreundet war. Ich wandte mich an ihr gutes weibliches Herz, ich erzählte ihr die ganze Geschichte, stellte ihr die Qualen und den Wunsch des armen blinden alten Deserteurs vor und bat sie, ihren ganzen Einfluß, ihre ganze unwiderstehliche Anmuth aufzuwenden, um kalte diplomatische Gemüther zu erwärmen und dem blinden Wilhelm zu helfen. Ich that es wohl in wärmeren Ausdrücken, ich brauchte wohl auch lebendigere Farben als in dieser Geschichte, denn die Eindrücke waren frischer und neuer. Schon nach vierzehn Tagen erhielt ich eine trostreiche Antwort und eine ausführliche Relation über alle Maschinen, welche die eben so kluge als gute und geniale Künstlerin zur Erreichung unseres Zweckes in Bewegung gesetzt hatte.

Aber so geht es mit menschlichen Dingen, besonders wenn sie vom Geschäftsgange in österreichischen Bureaux abhangen: die Angelegenheit zog sich in die Länge. Ich hatte im südlichen Frankreich so viel zu sehen, das Schicksal meiner Freunde in Arles beschäftigte mich so sehr, daß Geschichte, Qualen und Skrupel des blinden Wilhelm nach und nach in den Hintergrund traten und halb und halb vergessen waren. Da erreichte mich, viele Monate später, zu St. Hippolyte in den Cevennen ein Brief der Freundin. Sie hatte es durchgesetzt. Das Aktenstück war zwar noch nicht angekommen, aber es war gewiß, daß es bald ankommen und daß der blinde Wilhelm seinen Pardon erhalten werde.

St. Hippolyte liegt nur wenige Stunden von St. Guilhem le Désert. So machte ich mich denn gleich nach Empfang des Briefes auf, um dem blinden Wilhelm die gute Nachricht zu überbringen. Auf einem guten Gebirgspferde auf der Straße von Ganges dahintrabend, dem Laufe des Herault folgend, erkannte ich bald die spitzen Felsennadeln, die das Gebirge von St. Guilhem vor dem Rest der Cevennen auszeichnen. Ein

milder, ſanft umhüllter Herbſt-Nachmittag gab der Gegend einen ganz anderen Charakter, als der war, den ich kennen gelernt hatte. Eine gewiſſe Wehmuth lag auf den Bergen, die im Frühling ſo zu ſagen leidenſchaftlich geglüht hatten, und den Himmel in meinem Gemüthe wiederſpiegelnd, ritt ich ſelbſt wehmüthig in den ſtillen Flecken ein. Ich ließ das Pferd im Hotel Don Juan und begab mich in die ſtille Gaſſe des blinden Wilhelm. Ich ſetzte voraus, daß ſein Haus verlaſſen und daß er und Tuna auf den Bergen ſein würden, und trat, ohne weiter anzupochen, in die Stube. Da aber fand ich ſämmtliche Freunde verſammelt, doch zu einer Gruppe verſammelt, die nichts Gutes errathen ließ. Der blinde Wilhelm lag im Bette; neben ihm auf Schemeln ſaßen ſchweigend, wie zwei Krankenwärter, Tuna und Denis. Wie ſie mich bemerkten, traten ſie mir freundlich, aber mit leiſen Schritten, entgegen und reichten mir die Hände. —

Iſt er krank? fragte ich. — Die Beiden nickten bejahend und führten mich an das Bett, in welchem der Alte, ſchwer athmend und bleichen Geſichtes, lag. —

Großvater, ſagte Tuna mit ſanfter Stimme — es iſt ein Freund angekommen. —

Ein Freund? liſpelte der Alte. —

Ja, ein Freund und Landsmann, fuhr Tuna fort, während ich ſeine Hand faßte. Er hielt mich feſt und rief: Ich habe Sie erwartet! Wie ſchön, daß Sie mich nicht vergeſſen haben!

Ich bringe auch eine Nachricht, ſagte ich, die Ihr Herz erfreuen wird.

Sie bringen mir den Pardon? fragte er lächelnd.

Ja, wenigſtens die Verſicherung, daß er mit Nächſtem eintreffen werde.

Ich danke Ihnen, mein lieber Landsmann! aber wenn er nicht bald kommt, dann kommt er zu ſpät.

Oh, oh! alter Wilhelm, ſo muthlos?

Ja, ja, lieber Freund, lächelte er, ſo iſt es, wie es im Liede heißt:

Heute marſchiren wir,
Morgen marſchiren wir
Zu dem hohen Thor hinaus.

Und in einem anderen Liede heißt es:

Es iſt ein Schnitter, der heißt Tod,

das iſt ein ſchönes Lied und gar nicht ſo traurig, wie man glaubt. Was der Schnitter mäht, gibt neuen Samen und neue Frucht.

Nach einiger Zeit fuhr er fort: Ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie ſich gegeben haben; der Pardon macht mir doch die letzte Freude, denn mit mir iſt es bald aus. Seit Sie da waren, iſt es ſchnell zu Ende gegangen. Sehen Sie, alte Menſchen haben ſo Gedanken in ſich, die ſie lange ſtützen, wie Balken ein altes Haus. Nimmt man die Balken fort, ſtürzt das alte Gemäuer zuſammen. So ein Stützbalken war der Gedanke an meine Heimreiſe — wie der fort war, war's auch aus. Ich fühlte, wie ſich Alles in mir ſenkte und zum Falle neigte — das iſt aber gut ſo. Ein altes Haus, das geſtützt werden muß, braucht auch nicht länger zu ſtehen. Sie haben freilich das Ihrige dazu gethan, daß ich den Gedanken an die Heimkehr aufgegeben habe, aber ich mache Ihnen keinen Vorwurf darüber, denn Sie hatten Recht.

Er ſchwieg erſchöpft und fing zu hüſteln an. Tuna machte mir ein Zeichen, daß ich ihn ſchweigen laſſe. So zog ich mich einige Schritte vom Bette zurück. Aber bald hatte er ſich wieder erholt, und er rief mich ans Bett.

Daß Sie Recht hatten, habe ich erſt in der letzten Zeit klar erkannt — fuhr er mit ſchwächerer Stimme fort. Denis und Tuna haben viel Gutes an mir gethan — ſeit vielen Wochen weichen ſie nicht von meinem Bette. Ihre guten Herzen paſſen zu einander, und ſie ſollen nicht getrennt werden. Gleich nach dem Trauerjahr ſollen ſie einander heirathen, das haben ſie mir verſprochen. — Es wäre ſchlecht geweſen, wenn ich ſie ihm

entführt hätte. — Sie, lieber Landsmann, wenn Sie je in die Heimat zurückkehren, grüßen Sie mir ſie herzlich, und wenn Sie vielleicht in mein Dorf kommen, fragen Sie dort nach, ob ſich noch Jemand meiner erinnert.

Das waren die letzten Worte, die ich aus dem Munde des blinden Wilhelm vernahm; denn des Abends, als ich fort mußte, war er ſo ſchwach, daß er mir nur die Hand geben konnte, ohne ein leiſes „Lebewohl" hinzuzufügen. Tuna ſagte mir weinend, daß ich ihn nie wiederſehen werde. So war es auch. Der blinde Wilhelm ſtarb zwei Tage nach meinem Beſuche.

# Drittes Buch.

## 1.

## Der Verbannte.

Nach St. Hippolyte zurückgekehrt, erzählte ich den dort versammelten Freunden das Schicksal des blinden Wilhelm. Es war ein Abend wie gemacht zu Erzählungen am Kamine. Der Pic St. Loup, der König der Cevennenberge, hatte seine dunkle Haube über die Ohren gezogen; vom Himmel strömte ein Gewitterregen, wie er diese Gegenden zwar selten, aber dann mit desto größerer Gewalt heimsucht. Der gelblich grüne Nachwuchs der Maulbeerbäume fiel unter den schweren Tropfen, und von den kahlen kalkigen Bergabhängen schäumten plötzlich-geborene Wildbäche in übertriebener Jugendlust. Unter dem gastlichen Dache, das uns seit Tagen beherbergte, in der großen Vorhalle, saßen wir am Kamine im Halbkreise um die goldene Flamme, die über Weinreben prasselte. Es war eine sonderbar zusammengewürfelte Gesellschaft, eine Musterkarte der verschiedensten Nationen, wie sie der Zufall manchmal zusammenstellt. Die Franzosen ausgenommen, bestand sie meist aus Verbannten, die sich, als Schicksalsgenossen desto enger befreundet, in diesem verborgenen Winkel der Erde, wo einst der Freiheitssinn seiner Einwohner Wunder der Tapferkeit verübt, ein Rendezvous gegeben. Als Verbannte mußte sie das Schicksal des blinden Wilhelm

desto wärmer interessiren; aber am Tiefsten von meiner Erzählung erregt schien der Russe Nikolai, dem neben der tiefen Gemüthlichkeit seines Wesens, der warmen und wahrhaftigen Vaterlandsliebe im besten Sinne, der Wehmuth des Exils noch ein gewisser mystischer Anhauch einen besonders anziehenden Anstrich gab. Gedankenvoll blies er den Rauch aus einem der Tschibuks, die unser Wirth aus dem Oriente mitgebracht hatte, und schlürfte er den türkischen Kaffee von der Oberfläche des schwarzen Sumpfes weg.

Was brüten Sie, Nikolai Pawlowitsch? fragte der Hausherr.

Die Geschichte des blinden Wilhelm, erwiderte er, erinnert mich an einen Verbannten, den ich unter ganz anderen Umständen, unter einem ganz anderen Himmelsstriche kennen gelernt. Diese Erinnerung macht mich traurig, denn ich muß der theuersten Freunde gedenken, die nunmehr unter demselben Himmelsstriche! ach! vielleicht ein trostloses Leben hinfristen, wenn sie nicht schon vom Schnee Sibiriens begraben sind.

Das beste Gegengift gegen solche Erinnerungen ist ihre mündliche Mittheilung, nahm wieder der vorsorgliche Hauswirth das Wort. Was können wir heute Besseres anfangen, als uns den Abend mit Erzählungen vertreiben, da bei dem schlechten Wetter an unseren beabsichtigten Ritt nach dem Vigan doch nicht zu denken ist!

Ja, ja, erzählen Sie, Nikolai! scholl es aus Aller Munde, erzählen Sie.

Nikolai that noch einige tiefe Züge aus dem Tschibuk und begann:

Zu Anfang der Dreißiger Jahre schloß ich mich, thatenlustig und lernbegierig, wie ich war, jener Expedition an, welche von der russischen Regierung ausgerüstet wurde, um die nördlichen Küsten des europäischen und asiatischen Rußlands zu untersuchen. Trotz der Gefahren, die uns bei anbrechendem Frühling von Stürmen und schwimmenden Eisbergen drohten, ging ich doch froh und glücklich an Bord, denn Seefahrten, Abenteuer zu Wasser und

etwas Seeheldenthum waren der Traum meiner Jugend. Wir liefen vom Hafen von Archangel aus. Kaum wiegten wir uns auf den grünen Fluthen des weißen Meeres, als ich schon ganz und gar ein Raub der widerwärtigsten, entmuthigendsten aller Krankheiten war. — „Bah!“ tröstete der Kapitän, „in drei Tagen sind Sie's gewohnt, und wenn nicht in drei Tagen, so doch gewiß, wenn wir aus dem Meerbusen heraus sind und auf dem offenen Meere schwimmen.“ — Aber die drei Tage vergingen, schon segelten wir auf offenem Meere dem Osten zu, mein Zustand hatte sich nur in so weit verändert, als er von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde schlimmer wurde. — „Bah!“ tröstete der Kapitän wieder, „es ist ein theures Lehrgeld, aber doch nur ein Lehrgeld. Nelson war auch seekrank, so oft er an Bord kam.“ — Wochen vergingen, ich war immer krank. Kraft- und gefühllos lag ich bald in der Kajüte, bald in der frischen Luft auf dem Verdecke. Der Schiffsarzt hatte alle Mittel erschöpft und ließ mich, um nur etwas zu thun, bald hinauf, bald hinunter tragen. Der wochenlangen Seekrankheit folgte eine vollkommene Erschöpfung aller Kräfte; ich lag stumpf und gedankenlos da, und endlich erklärte der Arzt, daß ich unfehlbar zu Grunde gehen müßte, wenn ich nicht ans Land gesetzt würde. Das war nicht schwer zu bewerkstelligen, da unsere Fahrt fast immer die Küste entlang ging und der Kapitän mit den ihn zu diesem Zwecke begleitenden Offizieren oft landete, um die Küsten aufzunehmen. Wenige Tage nach jener definitiven Erklärung des Arztes warfen wir an der Mündung des sibirischen Flusses Jenisey die Anker. Es ist das ein wichtiger Punkt; die Tiefe der Mündung so wie das Fahrwasser an der Küste gegen Osten und Westen sollten untersucht werden. Da man an diesem Punkte länger Halt machen wollte, so war es auch möglich, mir einige Leute von der Mannschaft mitzugeben, die ich mehrere Tage bei mir behalten durfte, bis ich an Menschenwohnungen kam, wo ich neue Führer nehmen und die alten Begleiter zurückschicken sollte.

So wurde ich denn an einem hellglitzernden Morgen mit

einigen Matroſen in das Boot geſetzt. Wehmüthig nahm ich von den Gefährten und von der maritimen Helden-Laufbahn Abſchied und wurde dem Strome entgegen gerudert. Ein günſtiger Nordwind kam uns zu Hülfe, wir ſpannten die Segel aus und fuhren ziemlich ſchnell durch mehrere Tage dem Süden zu. Rechts und links breitete ſich eine lebensloſe Wüſte, in deren Unendlichkeit die meiſt ganz flachen Ufer einen unheimlich freien Blick gewährten. Mitten in dieſer todten Natur lebte ich wieder auf, und nach einigen Tagen ſchon fühlte ich mich, zwar noch matt, aber ziemlich geneſen.

Noch einige Tage, und wir kamen an eine Stelle, die von Natur nicht weniger todt, doch dießmal von zwar ſchmutzigen, halbwilden, doch gutmüthigen ſamojediſchen Stämmen belebt war, die ſich aus dem Inneren des Landes hier geſammelt hatten, um aus dem für kurze Zeit vom Eiſe befreiten Strome ihre einzige Nahrung, die Fiſche, zu holen. Dieſen übergaben mich meine Begleiter, deren Friſt abgelaufen war. Ich miethete einen Kahn und fuhr, mit Vorrath verſorgt und mit zwei friſchen Ruderern, dem Strome entgegen dem Süden zu, während meine bisherigen Reiſegefährten den Strom hinab gegen Norden ſchwammen.

Wieder nach einigen Tagen, da wir uns ſchon ziemlich tief im Innern des Landes befanden, ohne daß es ſein wüſtes Ausſehen verloren hätte, fühlte ich mich, der kaum Geneſene, müde und ſprach gegen meine Reiſegefährten die Sehnſucht aus, unter einem menſchlichen Dache ausruhen zu können.

„Nichts leichter als das!“ antworteten ſie: „nicht weit von hier findet ſich eine Kolonie.“ —

Alſo gelandet! — Der Kahn wurde angebunden, und wir wanderten vom linken Ufer landeinwärts. Nach dreiſtündiger Wanderung, auf der wir nur manchmal einer einſamen, erbärmlichen Zwergzeder begegneten, wurde die Gegend freundlicher, oder vielmehr ſie bekam in ihrer Einförmigkeit mehr Abwechſelung, was nach wochenlanger Reiſe durch die Oede ſchon an ſich wohl

thut. Eine Reihe von kahlen und schroffen Felsen tauchte aus dem Boden; die Vegetation an ihrem südlichen Fuße, wo sie gegen die Nordwinde geschützt war, wurde reicher und dichter, hier und dort lächelte sie sogar mit einem ziemlich dichten Grün. Mein Herz wurde fröhlicher bei diesem Anblick, aber laut jubelte es auf, da ich am Fuße dieser Felsen ankam. Kaum hundert Schritte von demselben riß sich der Erdboden zu einem tiefen Thale auf. Die Abhänge, die hinabführten, waren bis zur Hälfte von ansehnlichen Bäumen und Strauchwerk grün bedeckt; die andere und tiefere Hälfte theilte sich in regelmäßige, von Furchen durchzogene und theilweise schon von sprossendem Grün bedeckte Getreidefelder. In der Mitte des Thales erhob sich ein ansehnliches Haus, eine Art Blockhaus, welches bescheidene Glasfenster, doch aber Glasfenster hatte und aus dessen Kamine gastlicher Rauch aufstieg. Rings um dieses Haus reihten sich fünf kleinere Holzgebäude, die alle mit einander durch niedrigere Wirthschaftsgebäude, Scheunen, Stallungen, Holzlager verbunden waren und um das größere Haus einen festgeschlossenen Kreis bildeten. — Ich schlug vor Ueberraschung die Hände zusammen. — Ihr müßt euch nicht einbilden, meine Freunde, daß ich da ein Arkadien, ein Tempe oder ein Campaner-Thal vor mir gesehen habe; weit entfernt. Die Schönheit des Thales wie der kleinen Kolonie war eine höchst bescheidene. Aber nach den Gegenden am Ufer des Jenisey, in Sibirien, schien mir diese Schlucht ein wahres Paradies.

Raschen Schrittes stieg ich den Abhang hinab, und meinen Führern voraus eilte ich der Kolonie entgegen. Wie ich in die Umfriedigung trat, schlug ein Hund an; die bunt-baumwollenen Vorhänge eines Fensters am inneren Hause bewegten sich, und ich sah den Kopf einer alten Frau, die mich überrascht anblickte. Schnell fielen die Vorhänge wieder zu, und eine Sekunde später trat mir die Alte auf der Schwelle entgegen. Ein Gast, ein Gast! rief sie voll innerer Bewegung, die ihre alten, runzeligen Wangen röthete. Auf der Schwelle des Hauses stehend, faßte sie meinen Rockschoß, um ihn zu küssen.

Väterchen! rief ſie mit vor Aufregung zitternder Stimme; Väterchen! wiederholte ſie mehrere Male, ohne mehr hervorbringen zu können. Es iſt nämlich die Sitte des ruſſiſchen Volkes, jeden Höherſtehenden, und ſei er noch ſo jung, mit „Väterchen" anzureden, eben ſo wie es das kleinſte Mädchen aus adeliger Familie „Mütterchen" titulirt.

Willſt du einem Kranken und Müden erlauben, unter deinem Dache auszuruhen? fragte ich.

O Väterchen! rief ſie dagegen — tritt herein, tritt ſchnell herein und beglücke das Haus Oſſyp Iwanowitſchs; wie eine Gnade flehe ich darum, komm herein und gewähre uns das Glück, einen Gaſt zu beherbergen; iſt uns ſo lange, ach, ſo lange vom Himmel nicht gewährt worden!

Ich trat in die Stube. Schnell geſchäftig, nahm ſie mir und den Führern die Reiſegegenſtände aus den Händen und ordnete ſie auf der Bank, die um den breiten Ofen lief. Dann fuhr ſie mit der Schürze über den ohnehin von Reinlichkeit glänzenden Tiſch und über den Stuhl, den ſie mir am oberſten Ende hinſtellte.

Sitze hier, Väterchen, und ruhe aus. Sogleich ſoll dich ein guter Thee erquicken.

Während ſie hinausging, um ihre Vorbereitungen zu treffen, ſah ich mich in der Stube um. Ich hätte nie gedacht, daß in der Wüſte Sibiriens eine ſo wohnliche und gemächliche Häuslichkeit anzutreffen ſei. Alle Möbel, die Vorhänge an den Fenſtern, mancherlei luxuriöſe Verzierungen an Ofen und Wänden ſprachen von Wohlhabenheit. In der einen Ecke über einem großen, zum Theil von Vorhängen verdeckten Bette hing die heilige Mutter Gottes von Kaſan mit dem hergebrachten Goldgrunde, umgeben von anderen Heiligen-Bildern, die ſämmtlich von einer ewigen Lampe beleuchtet waren. Auf Schränken und Kommoden ſtanden chineſiſche Gefäße und Hausgeräthe, wie man ſie in Europa in manchem eleganten Salon oder bei Raritäten-Liebhabern findet. Aus den Fenſtern ſah ich über einen reinlichen Hof in die

kleineren Nebengebäude; so viel ich durch die halb verhängten Fenster wahrnehmen konnte, herrschte in diesen unansehnlicheren Wohnungen dieselbe Art von Eleganz und Wohlhabenheit.

Indessen kam die Alte mit einem riesigen Samowar zurück, in welchem bereits das Wasser brodelte. Sie stellte ihn auf den Tisch vor mich hin und daneben mehrere chinesische, mit verschiedenem Thee gefüllte Büchsen. Wie sie die Deckel davon abhob, um mir den Thee zu zeigen und mir die Wahl zu lassen, stieg mir ein überaus lieblicher und starker Duft entgegen.

Wähle, Väterchen! sagte die Alte — es ist ächter, unverfälschter Thee. Meine Söhne bringen ihn selbst von der chinesischen Gränze heim. Denn dorthin reisen sie jedes Jahr, um die Felle des Wildes, das sie im Winter erlegen, an die Chinesen zu verkaufen und mancherlei Waaren im Handel auszutauschen.

Bei wem bin ich denn eigentlich zu Gaste? fragte ich.

Du bist bei Ossyp Ivanowitsch zu Gaste, antwortete die Alte mit einem überaus freundlichen und freudigen Gesichte.

Und wer ist Ossyp Ivanowitsch? fragte ich weiter.

Ossyp Ivanowitsch, sagte die Frau, indem sie etwas wehmüthig den Kopf nach der Seite senkte — Ossyp Ivanowitsch ist ein Unglücklicher (ein Neschtjasny).

Ich wußte, was dieser Titel im Munde des Volkes bedeutet Einen Neschtjasny oder Unglücklichen nennt das Volk von Rußland einen Verurtheilten, einen nach Sibirien Verbannten, ohne Rücksicht auf sein Verbrechen. — Darum war ich bei dieser offenherzigen Erklärung, die nicht ohne Wehmuth gegeben wurde, etwas verlegen und schwieg; aber die Alte fuhr mit großer Einfalt fort: Ossyp Ivanowitsch hatte als ganz junger Bursche das Unglück, im Zorne einen Mann zu erschlagen. Mit einem Faustschlage hatte er ihn niedergestreckt. Auf Lebzeiten wurde er nach Sibirien geschickt und ihm befohlen, sich hier anzubauen und hier zu jagen. Da lernten wir uns kennen; denn die Hütte meines Vaters, ebenfalls eines Unglücklichen, stand nur wenige Stunden von hier, und Ossyp kehrte auf seinen Jagden oft bei uns ein. Wir

liebten und heiratheten einander, und der Herr hat uns geſegnet. Wir entdeckten dieſe Schlucht, über welche alle kalten Winde hinziehen, ohne den Grund zu berühren; wir bauten hier unſere Hütte, und unſerem Fleiße iſt es gelungen, einen großen Theil der Schlucht urbar und fruchtbar zu machen. Der Herr gab uns fünf Söhne, die uns bei der Arbeit halfen und wie Tannen heranwuchſen. Ihnen gehören die fünf Hütten, die ſich um das Haus Oſſyps, ihres Vaters, reihen. Zwei von ihnen ſind ſchon verheirathet und haben Kinder. Du wirſt ſie ſehen, Väterchen, wenn du ſo gnädig ſein und mit uns das Nachteſſen einnehmen willſt. Da verſammeln ſich Alle. Jetzt ſind ſie draußen auf den Feldern. Sie treiben, wie ich dir ſchon geſagt habe, Handel nach China und bauen mit dem Vater das Feld; ſo haben ſie großen Wohlſtand ins Haus gebracht, und Oſſyp Ivanowitſch und ſein Weib haben nicht vor einem traurigen Alter zu zittern. Denn ſie ſind nicht nur fleißig, meine Söhne, in ihrem Herzen wohnt auch Gottesfurcht und Liebe zu Vater und Mutter.

Sie ſagte Das alles ſo einfach her und mit ſo viel Gefühl eines ſchönen und ſicheren Glückes, daß es mir nicht einen Augenblick in den Sinn kam, daß ich mich bei einem Mörder zu Gaſte befand. Während ich vom koſtbarſten Thee ſchlürfte, plauderte die Alte weiter, erzählte Manches aus ihrem Familienleben und manches Intereſſante aus dem Leben der Verbannten; wie Der und Jener aus Sehnſucht nach der Heimat zu Grunde gegangen, und wieder wie Andere ſich in ihr Schickſal ergeben, ein ganz neues Leben angefangen und ſich oft und ihren Kindern eine dauernde Heimat, ja, ihr Glück gegründet haben. Nachdem ich genug des Thees getrunken, breitete meine Wirthin mehrere Pelze auf die Bank und lud mich ein, mich nun mit etwas Schlaf zu erquicken, was ich gern annahm. Sie verließ das Zimmer, und ich ſank bald in einen angenehmen Schlummer, aus dem ich erſt gegen Abend durch Bewegung und Stimmen im Hofe geweckt wurde.

Die Thür öffnete ſich leiſe, und die Alte ſteckte den Kopf

herein. Da sie mich erwacht sah, that sie die Thür weit auf, und fünf große, prächtige Männergestalten, ihre Söhne, traten nach einander herein. An der Thür warfen sie ihre Ueberröcke, eine Art dicker Lodenröcke, ab und traten auf mich zu, nannten mich „Väterchen", drückten mir die Hand, die ich ihnen reichte, und die Augen zum Himmel gewandt, dankten sie sämmtlich mit einer Art von religiöser Andacht dem Herrn, daß er ihnen einen Gast gesandt, den sie bewirthen durften mit Allem, was ihr Haus vermöge. Mir wurde ganz wohl bei diesen Söhnen des Todtschlägers. Nach ihnen traten zwei junge Weiber herein, die mich mit einer bescheidenen Kopfverneigung begrüßten, worauf sie sich schweigend auf die Ofenbank setzten, und mehrere Kinder, die mir von ihren jungen Vätern zugeführt wurden, daß ich sie segne und sie mir die Hand und den Rock küßten. Es wurde sehr lebhaft in der Stube und sehr eigenthümlich. Die Männer waren fast ganz nach Art der russischen Bauern gekleidet, nur daß sie anstatt des langen Rockes kurze, mit Pelz verbrämte und gefütterte Jacken, vom Knie abwärts eine Art wollener Umhüllung trugen, die von den Schnüren der hoch aufsteigenden Schuhe zusammengehalten wurde. Vom Kopfe nahmen sie Pelzmützen ab und ließen lange, dichte Haare sehen, die hinter den Ohren auf den Nacken fielen. Den Jüngsten ausgenommen, trugen sie sämmtlich ziemlich lange und dunkelbraune Bärte und sahen einander so ähnlich, daß man sie nur durch die Verschiedenheit des Alters von einander unterscheiden konnte.

Am Längsten ließ der Patriarch dieser Schaar, der Vater, auf sich warten, auf den ich doch am Begierigsten war. Endlich trat auch er herein: er war gekleidet wie seine Söhne, nur daß er anstatt der Jacke einen langen, über das Knie hinabfallenden und in der Mitte durch eine breite Wollbinde zusammengehaltenen Rock trug. Sein Haar, ebenfalls lang und dick wie das seiner Söhne, war stark mit Grau gemischt; sein Gesicht war dunkel und wettergebräunt, und durchfurcht von oben bis unten und der ganzen Breite nach, glich es in der That einem stark bearbeiteten

Ackerfelde. Starke Augenbrauen beſchatteten die Augen ſo ſehr, daß ihre Farbe und ihr Ausdruck kaum zu erkennen waren. Ueberhaupt hätte man aus dieſem Geſichte nur ſchwer oder gar nicht auf den Charakter des alten Oſſyp ſchließen können; er mußte erſt ſprechen, um den Eindruck, den er hervorbrachte, klar zu machen. Er ging nicht wie ſeine Söhne direkt auf mich los; er ließ einen Zwiſchenraum von ungefähr drei Schritten zwiſchen mir und ſich, verbeugte ſich tief zur Erde und ſprach mit wohltönender, feierlicher Stimme: Gelobt ſeien Gott und die heilige Jungfrau von Kaſan, die einen Gaſt und Landsmann über die Schwelle des Sünders Oſſyp Ivanowitſch geführt und ihn dieſes Glückes und dieſes Zeichens der Gnade gewürdigt haben! Amen!

Ich ſtreckte ihm die Hand entgegen; er ſchien es nicht zu bemerken, denn er zog ſich, ohne ſie zu faſſen, in das Gewühl ſeiner Familie zurück. Er hatte etwas feierlich Zurückhaltendes, und zum erſten Mal fühlte ich bei ſeinem Anblicke in dieſer Geſellſchaft der Wüſte etwas Befremdendes. Er nahm mein Gepäck, das noch auf der Ofenbank lag, und trug es hinaus in die Stube, die mir zum Nachtlager beſtimmt war, und überließ mich ganz der Geſellſchaft ſeiner Söhne. Von Zeit zu Zeit nur blieb er ſtehen und hörte unſeren Geſprächen zu, meiner Reiſe-Erzählung vom Eismeere und ihren Bemerkungen und Fragen.

Indeſſen hatten die beiden jungen Weiber mit Hülfe der Kinder den Tiſch zum gemeinſamen Mahle bereitet. Wieder brodelte und ſang der rieſige, kupferrothe Samowar, umgeben von mehreren chineſiſchen Theebüchſen; dann wurde in großer Schüſſel eine Art von Grütze, Kaſcha, aufgetragen, in welcher allerlei Fleiſch begraben war: ein Mahl, wie es in den Hütten Sibiriens, einige Stunden vom Ufer des Jeniſey, auf eigentlich ſamojediſchem Gebiete, gewiß zu den ſeltenſten und üppigſten gehört. Die ganze zahlreiche Familie ſtellte ſich um den Tiſch, verrichtete ein ſtilles Gebet und ſetzte ſich dann. Mir gab man als Gaſt den Ehrenplatz. Als ſchon Alles geſeſſen, bemerkte ich erſt,

daß der Hausherr, Ossyp Ivanowitsch, sich nicht in unserem Kreise befand. Einen Teller in der Hand stand er groß und hoch, aber schweigend an den Pfosten der Thür gelehnt, gleich einer Karyatide.

Sonderbar! sagte ich zu meinen nächsten Nachbarn, der Alten und ihren Söhnen — sonderbar! Ist das die Sitte hier, daß sich der Hausvater nicht mit zu Tische setzt? Oder thut er es nur nicht, wenn er einen Gast hat? Die Gastlichkeit der russischen Bauern und eure, meine Wirthe, ist so groß, daß ich nach diesem Posten des Vaters glauben muß, die Sitte gebiete ihm, während des Essens die Thür zu bewachen, daß nichts für den Gast Störendes hereinzudringen vermöge.

Bei diesen meinen Worten schlugen die Alte und die Söhne und Schwiegertöchter verlegen die Augen nieder, und Niemand regte die Lippen, um meine Fragen zu beantworten.

Aber Ossyp Ivanowitsch hatte mich auch gehört und rief mir mit fester Stimme zu, ohne seine Stellung an der Thür zu verlassen:

Nein, Väterchen, es ist nicht Sitte in diesem Lande, daß der Hausvater während des Mahles an der Thür stehe, ob er nun Gäste habe oder nicht. Im Gegentheil sitzt er immer obenan am Tische, und wenn er einen Gast hat, sitzt er neben ihm, um ihn zu bedienen und ihm die besten Stücke vorzulegen. Verzeihe mir, Väterchen, daß ich Das nicht thue. Niemals saß ich mit meinem Weibe und meinen Kindern an demselben Tische. Siehe, auf mir ist Blutschuld, und Jene dort sind rein — es muß aber eine Unterscheidung sein zwischen dem Befleckten und dem Reinen.

Ich war überrascht und wußte nicht, was auf diese mit lauter Stimme und absichtsloser Feierlichkeit ausgesprochenen Worte zu antworten. Durch die halbe Dämmerung, welche die Thranlampe durch die Stube verbreitete, starrte ich nach Ossyp hinüber; ruhig stand er auf seinem Büßerplatze und aß vom Teller, den er in der Hand hielt. Und endlich sagte ich: Ossyp Ivanowitsch, auch ich bin von schweren Fehlern frei, aber ich würde dich gern an

meiner Seite sitzen sehen und mich durch deine Berührung gar nicht verunreinigt fühlen, um wie viel weniger würden es deine Kinder! (Die Söhne nickten zu diesen Worten und lächelten mir zu.) Uebertreibst du nicht? Was du in deiner Jugend begangen hast, ist längst abgebüßt.

Nein, Väterchen! rief mir Ossyp mit derselben Ruhe entgegen. Das ist es eben nicht. Wie sollte ich es abgebüßt haben? Als ich vom Czaaren hieher geschickt wurde, fand ich hier ein Weib, das mich liebte, Arbeit, die gedieh, Kinder, die schön, gesund und brav aufwuchsen, für sie und mich Wohlstand und ein sorgloses Leben. Wo hatte da die Strafe Platz und die Abbüßung Zeit? Diese mußte ich mir selber auferlegen, wie mein Gewissen sie mir befahl. —

Ich wollte antworten, aber der Aelteste, der neben mir saß, bat mich, ihm nicht zu widersprechen und ihn gewähren zu lassen, denn so sei es nach alter Erfahrung besser, und sein Entschluß, seit mehr als fünfundzwanzig Jahren eingewurzelt, sei nicht zu erschüttern.

Noch drei Tage blieb ich in der patriarchalischen Kolonie Ossyp Ivanowitschs. Endlich, wohl ausgeruht und gepflegt, nahm ich vom Todtschläger und seinem Geschlecht nicht ohne Rührung meinen Abschied und schlug landeinwärts, vom jüngsten Sohne begleitet, den Weg gegen Tobolsk ein. Aber der tiefe Eindruck, den mir die selbst auferlegte Buße Ossyps und seine freiwillige Scheidung von den reinen Häuptern seiner Kinder gemacht, blieb und begleitete mich weiter auf meiner ganzen langen Reise durch Rußland. Ein jugendlicher Patriot, wie ich damals noch war, erfüllte mich alles Gute, das ich zwischen dem baltischen Meere und der Behringsstraße fand, mit Jubel. Stolz war ich auf das Strafverfahren Rußlands, das alle Strafsysteme des gebildeten Europa an Milde und Humanität übertrifft, das im Stande ist, eine Kolonie wie jene ins Leben zu rufen und einen Charakter wie den Ossyps zu bilden. Bei manchen Gebrechen, bei manchem kranken Fleck, den ich während meiner Reise entdeckte, erinnerte ich mich nur an meine Freunde in Sibirien und war getröstet.

Nicht vergessen darf ich, daß sich in Tobolsk eine Gesellschaft zusammen fand, die manche Gesellschaft mancher gebildeten Stadt Europa's weit hinter sich ließ. Der humane Gouverneur, Graf Speranski, der damals in Tobolsk regierte, hat die besten und edelsten Geister aus den politischen Verbannten in seiner Hauptstadt versammelt und dafür gesorgt, daß ihren Civilisations-Bedürfnissen durch Kunst, Wissenschaft und gesellschaftlichen Umgang so viel, als es unter diesen Himmelsstrichen und bei der schweren Kommunikation mit Europa möglich war, genügt wurde. In welchem Staate, fragte ich, kommt Dergleichen noch vor?

Sie hatten Recht, rief Einer aus der Gesellschaft, da Nikolai in seiner Erzählung inne hielt. Sie hatten Recht, auf dieses Strafsystem Ihres Vaterlandes stolz zu sein. Was gibt es Grausameres als unsere Gefängnisse? Sie sind geschaffen, um den Verbrecher zum Thiere herab sinken zu lassen. Gar diese Blüthe unserer Civilisation, das Zellensystem, das man, wie sie sagen, erfunden hat, um den Sünder auf sich und sein Inneres anzuweisen, daß er in sich gehe — nur drei Wochen saß ich einmal in einsamer Zelle, und ich glaube aus Erfahrung behaupten zu dürfen, daß es nur zur vollkommenen Verstockung oder zum Wahnsinn führen kann. In der Einsamkeit spricht das Gewissen, „dieser alte Einsiedler des Herzens", wie es die Indier nannten, mit der Stimme des Gespenstes, des erbitterten Feindes, des unheimlichen Zuchtmeisters. Nur in Berührung mit der Natur, nur bei der Erheiterung der Arbeit, dem allabendlichen Bewußtsein einer vollbrachten That, nur beim Klange der Menschenstimme, der Stimme des Nächsten, nimmt jener Einsiedler des Herzens die ihm natürliche Stimme des Gemüthes an und lehrt und gibt den Muth, ein neues Leben anzufangen, und erhebt den Verbrecher zu seinem eigenen Richter, wie er das bei Ossyp Ivanowitsch gethan hat. Sie hatten ganz Recht, stolz zu sein, lieber Nikolai.

Nikolai zuckte die Achseln und sagte bitter lächelnd: Ich war damals ein so guter Patriot, wie ihn nur ein russischer Polizei-

meiſter wünſchen kann. Aber mein ſibiriſcher Patriotismus war dieſſeit des Ural bald verraucht!

Das begreift ſich! riefen mehrere Stimmen und lachten.

Ja, es begreift ſich, wiederholte jener junge Mann, der vorhin über den alten Einſiedler des Herzens und das Zellengefängniß geſprochen hatte, ein deutſcher Flüchtling von ungefähr dreißig Jahren, den das Schickſal viel hin und her geworfen hatte und der die Eigenthümlichkeit beſaß, alle Vorkommniſſe und Zuſtände des Lebens bald mit holdem Leichtſinn, bald mit tiefem Gemüthe zu ergreifen. Es begreift ſich, wiederholte er, aber wir wollen nicht weiter dabei verweilen; ich kenne unſern Freund Nikolai. Stundenlang kann er traurige Geſchichten aus Rußland erzählen — ſtimmt man aber mit ihm darin überein, daß es in ſeinem Vaterlande höchſt traurig ausſehe, oder lacht man gar leichtſinnig, wie ihr eben gelacht habt, während ihm das Herz blutet, dann wird er verſtimmt und iſt gekränkt. — Alſo ſtille! Mich aber erinnert die Geſchichte Oſſyps und ſeines Gewiſſens an eine andere aus meinem Leben, die, obwohl ganz anderer Art, mich ſelbſt fühlen lehrte, was das eigentlich iſt: das Gewiſſen.

---

2.

## Das Neſſuskleid.

Meine Geſchichte, fing er an, datirt aus jener jugendlichen Reiſezeit, da ich das nördliche Italien durchlief und Luſt hatte, die ganze Halbinſel als irrender Ritter von einundzwanzig Jahren zu durchſtreifen, eine Luſt, welcher die öſterreichiſche Polizei an der Gränze Modena's ihr Ziel ſteckte. Der erſte Akt meiner Geſchichte ſpielt in Venedig.

A la bonne heure! riefen die Freunde — in Venedig!? — der Ort iſt gut, der Schauplatz für Abenteurer mit Kennerauge gewählt!

Das meinte ich auch, fuhr er fort; als Oeſterreicher mehr mit Novellen à la Bianca Capello als mit Geſchichte großgeſäugt, bildete ich mir ein, auf Schritt und Tritt den ſchönſten Abenteuern zu begegnen. Den Dolch, den ich in der Taſche trug, hielt ich nicht für überflüſſig. Nur an der Seite glänzender Nobili oder luſtiger titianiſcher Schüler, glaubte ich, könnte man in Venedig durch die Gaſſen ſchreiten; vor jedem Fenſter hoffte ich auf Lauten und Mandolinen und überall auf allen Apparat hergebrachter Romantik. — Ihr wißt, daß Dem in dem heutigen Venedig nicht mehr ſo iſt. Anſtatt jener herrlichen Geſellſchaft ging ein langweiliger, viel plaudernder, ſlavoniſcher Cicerone an meiner Seite, anſtatt der Lauten und Mandolinen hörte ich auf dem Markusplatze öſterreichiſche Militärmuſik, und die meiſten Fenſter alter Paläſte waren mit Brettern vernagelt oder blickten hohläugig auf die Kanäle herab, oder dienten als Trockenplatz für zerriſſene Wäſche. Anſtatt in einem Palaſte zu wohnen, hauste ich in der ſchmuckloſen Stube der Citta Lubiana, einer höchſt ärmlichen Herberge. — Erſt nach mehreren Tagen gewöhnte ich mich, in der Pracht des Canale grande, des blauen Himmels, des Meeres am Lido, der Titiane und Veroneſe Erſatz für die verlorene Jugendilluſion zu ſuchen. Am Ende wußte die jugendliche Phantaſie ſelbſt die verfallenden Paläſte ſchön zu bevölkern, und nach Kurzem ſtand das alte Venedig wieder in ſeiner Märchenhaftigkeit da. Ein Zufall trug zu dieſer ſchnellen Wiederherſtellung nicht wenig bei.

An einem und demſelben Tage ſah ich eine ganze Reihe der allerherrlichſten Frauenköpfe. In der Mittagsſtunde, da auf dem Markusplatze den unzähligen Tauben nach alter Sitte ihr Futter geſtreut wurde, traten, um das Schauſpiel mit anzuſehen, auf den Balkon unter dem Orologojo drei Mädchengeſtalten heraus, die ſchöner waren als die drei Grazien, und die ſich anmuthig über uns Barbaren, mich und mehrere Wiener Studenten, die wir geblendet von ihrem Glanze hinaufſtarrten, luſtig machten. In der Galerie Barbarigo, die wir darauf beſuchten, fanden wir

keine Venus und keine Nymphe ſo ſchön, wie die Horen unter dem Orologojo. — Auf dem Rückwege, da wir in die Kirche Ai Frari traten, waren wieder Horen und Grazien und Venus und Nymphen vergeſſen, denn da kniete an einem Betſtuhl eine chriſtliche Heilige, die das ganze Heidenthum ſiegreich überſtrahlte. Wir ſchwuren, daß es auf Erden nichts Schöneres geben könnte, als dieſe Betende, und den Bewundernden wäre das Licht der Sonne geſunken, wenn ſie nicht den ſchwarzen Schleier vorgeſchoben, in Geſellſchaft einer brummigen Alten, hinter der Kirche verſchwunden wäre. Wir ſollten bald erfahren, daß wir falſch geſchworen hatten. Denn als wir in unſerer offenen Gondel weiter fuhren und noch von den langen Wimpern, dem dunkeln, dicken Haar, dem göttlichen Fuß, der himmliſchen Hand ꝛc. ꝛc. zu ſchwärmen wußten und uns in exzentriſchen Superlativen überboten, rief, da wir eben in der Nähe der Piazza San Zacharia ankamen, einer unſerer Reiſegefährten: „Gewiß, heute iſt der Teufel los!“ — Wir folgten ſeinem Blicke, und aus einem jener Paläſte, die ſich melancholiſch über den Kanal beugen, deren Fenſter zur Hälfte verrammelt, deren Säulchen verſtümmelt, deren Kanaltreppe zerbrochen iſt, blickte ein Weib — meine Herren — ein Weib! Baſta! ſie war ſchöner als alle lebenden und gemalten, die wir an dieſem höchſt aufregenden Tage geſehen hatten. Ich war froh, daß die Nacht heranbrach, die heute nichts mehr zu ſehen geſtattete, auf daß dieſes Bild nicht aus der Seele verdrängt werde. Der Tag war taktvoll wie ein Kapellmeiſter, der nach einer Beethovenſchen Sinfonie den Taktſtock hinlegt und nichts mehr folgen läßt.

Auf dem Markusplatze erwarteten uns mehrere Bekannte, unter dieſen ein junger Maler aus Wien, die uns hier ein Rendezvous gegeben hatten, um uns hinter den Prokuratien in eine Kneipe zu führen, wo wir venetianiſches Volksleben kennen lernen ſollten. In dieſer Kneipe ging es bei Käſe, Salami und ſchwarzem Wein in der That lebendig genug her. Der Maler machte mich auf die Phyſiognomie, die Bewegungen, die Gruppen, auf die Reſte maleriſchen Koſtüms aufmerkſam — aber ich ſah nur

mit zerstreutem Auge. Er bemerkte das und fragte nach der Ursache meiner Zerstreuung.

Mein Freund, sagte ich, Sie kommen zu spät. Das Schönste, das Venedig bieten kann, habe ich heute gesehen; nichts ist im Stande, das Bild zu verwischen, das sich mir heute in die Seele geprägt hat.

Aha! — rief er, Sie haben die titianische Himmelfahrt gesehen?

Nichts da von Himmelfahrt! Ich bin verliebt, und damit beginnt wahrscheinlich eine Höllenfahrt.

Also nichts Gemaltes, Fleisch und Blut? fragte er weiter.

Sie sind ein Maler, sagte ich, aber Sie sind ein Stümper und bleiben es Ihr Leben lang, wenn Sie mir nicht Auskunft geben können. Denn der Maler, der seit einem halben Jahre in Venedig lebt und die Schönheit, die ich heute gesehen, nicht kennt, ja, der nicht magnetisch von ihr angezogen wird, ohne sie gesehen zu haben, ja, der nicht ein Mißbehagen und ein mysteriöses Drängen fühlt, bis er sie kennen gelernt, der Maler ist und bleibt ein Stümper.

Ich nehme das an, antwortete er, denn ich bin gewiß, die größte Schönheit Venedigs zu kennen. Wo haben Sie sie gesehen?

In dem alten Palaste rechts von der Piazza San Zacharia; er ist ganz venetianischen Styles, sein oberstes Stockwerk ist unbewohnt und verfallen, in der Mitte hat er ein großes Bogenfenster mit Säulchen von istrianischem Marmor; die schwarzmarmornen Treppen am Kanale gehen aus den Fugen. Ich ziehe es vor, Ihnen ihr Haus zu beschreiben, sie selbst ist unbeschreiblich.

Ohne mir zu antworten, nahm der Maler seinen Hut, reichte mir den meinen, faßte mich am Arm und führte mich fort durch mehrere Gassen in sein Haus und Atelier. Er leitete mich in der Dunkelheit an ein Sopha, auf das ich mich setzen mußte. In der entgegengesetzten Ecke zündete er zwei Lampen an. Dann ging er, jede in einer Hand tragend, vorwärts, stellte sich hinter die Staffelei und schob plötzlich mit ausgestreckten Armen die beiden

Lampen vor, so daß ihr ganzer Schimmer auf ein Bild fiel, das mich plötzlich, wie aus der Nacht geboren, mit unendlichem Liebreiz anlächelte. Sie war es! Es war mir, als sähe ich in den Faustusspiegel. Vor Ueberraschung sprang ich auf und auf das Bild zu; aber unfertig und farbenfrisch, wie es war, verschwammen mir die holden Züge in der Nähe, so daß ich mich wieder zurückziehen mußte, wie sehr es mich auch anlockte, es so nahe als möglich zu betrachten, es mit meinem Hauche zu berühren. Auch wollte es der Maler nur aus der Ferne sehen lassen und zog jedes Mal, wenn ich mich näherte, die Lampen hinter die Leinwand zurück, daß mir das Bild in Nacht verschwand. Am Ende wurde ich gezwungen, mich auf dem Sopha ruhig zu halten. Aber es war mir, als lägen Meilen zwischen mir und dem herrlichen Angesichte; es war mir wie ein Traum, in dem man das Schönste vor Augen sieht und es mit den ausgestreckten Armen nicht erreichen kann. — Trotz diesem tiefen Eindruck mußte ich dem Maler sagen (ich glaubte es dem Original schuldig zu sein), daß das Bild bei Weitem die Schönheit von der Piazza San Zacharia nicht erreiche. Er entschuldigte sich damit, daß das Bild kaum angefangen sei, und daß er es nur nach Hause genommen habe, um in Mußestunden an einigen Nebensachen zu arbeiten. — In wenigen Tagen, sagte er, sollen Sie mir gerechter werden, denn morgen fangen die Sitzungen wieder an.

Sie kömmt zu ihnen? fragte ich hastig.

Nein, lächelte er, aber ich gehe zu ihr.

Was seid ihr doch glücklich, ihr Maler! rief ich: — ihr seid die Oberschatzmeister der Schönheit und habt offenen Zutritt zum Schatze.

Ja wohl, erwiderte er, aber der Schatz ist nicht unser, wie er gewöhnlich dem Schatzmeister nicht gehört.

Ich wollte ihn bitten, mich, wenn es möglich, zu ihr zu führen, aber ich hatte nicht den Muth, die Bitte so geradezu auszusprechen. Ich fing allerlei Gespräche an, um ihn selbst auf den Gedanken zu bringen, und das war nicht schwer.

Sie möchten wohl, sagte er endlich, während ich mich aufs Neue in Betrachtung des Bildes vertiefte, — Sie möchten wohl Zanetta gern persönlich kennen lernen?

Sie heißt Zanetta?

Zanetta, auch die schöne Zanetta. Aber Sie antworten mir nicht!

Bedarf's da einer Antwort? fragte ich.

Wohl, sagte er, ich werde morgen mein Möglichstes thun und Ihnen Abends sagen, ob sie Sie empfangen will.

Um diese große Dienstbereitwilligkeit des Malers zu begreifen, muß man wissen, daß er in Wien mit der Tochter einer mir nahe befreundeten Familie in sehr intimen Verhältnissen stand und daß er diese nach seiner Rückkehr aus Italien heirathen sollte. Es lag ihm daran, mir zu zeigen, daß er Zanetta gegenüber ohne Eifersucht, also auch ohne Liebe, und daß sein Verhältniß zu ihr nur das des Malers zu einer außergewöhnlichen Schönheit und eine bloße gute Bekanntschaft sei.

Ich begriff das schnell und sah ein, daß er in seiner Dienstwilligkeit ganz offen und ohne Rückhalt sein werde.

Aber, fuhr ich fort, Sie haben mir noch nicht gesagt, wer eigentlich Zanetta ist!

Es wäre vielleicht besser, antwortete der Maler, wenn Sie sich damit begnügten, sie schön zu wissen, und nicht weiter fragten. Gebe ich Ihnen ganze und rückhaltslose Antwort, dann wird Ihr Eifer, sie kennen zu lernen, vielleicht etwas erkalten.

Wiewohl mich die Worte etwas erschreckten, so machten sie mich doch desto neugieriger, und ich bat ihn, mir Alles zu sagen.

Zanetta, sagte er mit einem trockenen Seufzer, ist die Geliebte, oder gute Freundin, oder was Sie wollen, eines reichen polnischen Grafen Zalesky.

Ich sah ihn starr vor Schrecken an.

Sie sehen, fuhr er fort, daß man manches Schönste nicht in der Nähe betrachten darf. Indessen fühle ich mich verpflichtet, hinzuzufügen, daß sie trotzdem neben ihrer Schönheit eines der

liebenswürdigſten Geſchöpfe der Erde iſt und daß ſie Eigenſchaften des Herzens und des Geiſtes beſitzt, die ihre Stellung vergeſſen machen. Auch das Häßliche dieſer Stellung kann, wenn man die hieſigen Verhältniſſe kennt, gemildert erſcheinen. Zanetta iſt die Tochter einer jener zahlreichen Nobile-Familien, die heute ſo tief herabgekommen ſind, daß ſie von öſterreichiſchen Gnadengehalten leben müſſen. Die Regierung kauft ihnen ihre ehemaligen Herrlichkeiten ab mit einem Zwanziger per Kopf täglich. Die Töchter dieſer Familien haben eine ſehr traurige Stellung; die alten Vorurtheile, die ſie gern vergeſſen möchten, haben ſich beim Bürger mächtiger erhalten als bei den Adeligen, und Erſterer iſt mehr ſchuld an der fortbeſtehenden Trennung als die Letzteren. Der Adel der anderen öſterreichiſchen Provinzen hält den beſiegten venetianiſchen Patrizier nicht für ſeines Gleichen. So ſtehen die armen jungen Mädchen von Allen verlaſſen da, und in ihrer Kaſte hat ſich im Laufe der Zeit eine Art Duldung für gewiſſe Halbehen ausgebildet, die faſt zur Sitte geworden und eine Stellung wie die Zanetta's gar nicht mehr ehrlos erſcheinen läßt. Bei Zanetta iſt das um ſo weniger der Fall, als ihr Geliebter oder „Marito" von hohem Adel iſt und ſich ihre Familie ſo weniger zu vergeben glaubt. Man nennt das hier Ehen an der linken Hand, obwohl kein Prieſter etwas dabei zu ſchaffen hat. Zanettas Familie iſt ſtolz darauf, daß ihr Sprößling nicht, wie andere Signorite, die mit reichen Kaufmannsſöhnen in Verhältniſſen ſtehen, eine Mesalliance gemacht hat, und man kann ſagen, daß die Stadt die Sache faſt ſo betrachtet, wie die Familie.

Sie ſind ſehr gütig, ſagte ich, gezwungen lächelnd, Zanetta entſchuldigen zu wollen. Ich habe ſie nur im Fluge geſehen, und was mich an ihr intereſſirt, iſt ihre Schönheit; indeſſen iſt es ein ſchönes, ſehr menſchliches und ſehr künſtleriſches Gefühl, das uns treibt, ein Weſen, welches uns äußerlich ſo vollkommen erſcheint, auch von inneren Flecken ſo viel als möglich zu reinigen. Ich aber klage überhaupt Niemanden an, bevor ich ihn kenne, ihn, ſeine Vergangenheit, ſeine Umgebung, ſeine Bildung und

Lebensansichten. Also, lieber Freund, geben Sie sich keine Mühe. Sagen Sie mir nur, wer der Mann oder Marito ist.

Wie ich Ihnen schon sagte, ein polnischer Graf Zalesky (so wollen wir ihn nennen), der sich in früher Jugend als Revolutionär kompromittirte, in Spielberg gefangen saß und später begnadigt nach Venedig verbannt wurde. Er darf die Inselstadt nur mit besonderer Erlaubniß der Regierung verlassen, um Reisen zu machen. Sie wird ihm jedes Jahr auf einige Monate gegeben — so ist er auch jetzt seit längerer Zeit abwesend, und ich habe ihn nie zu Gesichte bekommen. Bei seiner Rückkunft soll er mit diesem Bilde überrascht werden, — welcher Umstand mir die Bekanntschaft Zanetta's, die ich lange begehrt, verschafft hat.

Sie liebt ihn also?

Bah! wer kann das wissen! Sie sagte mir, das Bild sei dem „guten Grafen", dem Wohlthäter ihrer Familie, bestimmt. Schließen Sie aus diesen Worten, was Sie wollen.

Ich schließe gar nichts; ich weiß nur, daß ich die schönen Mädchen hasse, die sich für die Wohlthäter ihrer Familie malen lassen.

Ich soll Sie also nicht anmelden? fragte der Maler boshaft.

Leben Sie wohl, gute Nacht! Was kümmert mich Zanetta's Geschichte? Ich will nur ein Meisterstück der Schöpfung noch einmal in der Nähe sehen.

Der Maler lachte noch, als ich die Thür schon hinter mir zugeschlagen hatte.

Der folgende Tag verging mir schneller, als ich gehofft hatte. Aufregungen, wie sie durch bloßen Anblick und Gespräch entstehen, werden leicht durch einen guten Schlaf beruhigt, und mit der Ausdauer des gewissenhaften Reisenden fuhr ich fort, Galerieen, Kirchen, Paläste zu betrachten. Als ich am Abend wieder dem Maler begegnete und er mir mittheilte, daß er mich angemeldet und daß wir Zanetta, so es uns beliebte, augenblicklich besuchen könnten, fühlte ich mich ruhig genug, um ihm als höflicher Mann und kühler Verehrer und nicht als strohfeuriger

Enthuſiaſt folgen zu können. Wir ſtiegen nicht an der Kanaltreppe, ſondern auf der entgegengeſetzten Inſelſeite aus der Gondel und mußten ein kleines, enges Gäßchen durchſchreiten, um an den Haupteingang des alten Palaſtes zu gelangen. Er breitete dem Gäßchen zwei Arme entgegen, die ein hohes Gitter verband, welches, wie man im Mondſchein ſehen konnte, ehemals an den Spitzen und oberſten Verzierungen vergoldet geweſen war. An den Säulen zwiſchen den Gitterflügeln hingen große eiſerne Ringe, die einſt Fackeln getragen, und ſtreckten ſich Pechkörbe an langen Armen hervor. Aber Säulen, Gitter, Ringe, Körbe, ſo wie die kleinen Steinbilder auf den Säulen waren verroſtet, zerbrochen, verfallen. Im Hofe war das Quaderpflaſter theils eingeſunken, theils ganz verſchwunden und faſt ganz von hervorwucherndem Graſe bedeckt. Sämmtliche Fenſter der Seitenflügel waren mit Brettern verſchlagen; nur aus dem Mittelgebäude blickten im Mondſchein einige ganze Glasſcheiben. Im Hintergrunde ſchloß ſich der Hof an eine Halle mit zahlreichen Säulen, deren Füße vom Mondſchein beleuchtet waren, während ſich ihre Kapitäle in Nacht verloren.

Hier machte mein Führer Halt und klatſchte mehrere Mal in die Hände. Bald erſchien auf der Höhe der Treppe eine Alte mit einer Lampe in der Hand. Bei dem ſpärlichen Lichte erkannte ich ein Veſtibule, das ehemals prächtig geweſen ſein mochte, nun aber einförmig und ärmlich mit Kalk überſtrichen war. Hier und da blickte, um Zeugniß von der entſchwundenen Pracht zu geben, ein gemalter Fuß, eine nackte Schulter, ein Arm mit Goldſchmuck hervor. Die hohe gewölbte Decke blieb in Nacht und Spinngewebe verſteckt. Die Treppe, auf der wir dem Licht entgegen ſtiegen, ſchien jünger als der Palaſt; denn ihre ganze Form, ſo wie das eiſerne Gitter trugen alle Merkmale des Bauſtyles aus dem Zeitalter Ludwigs XV.

Die Alte öffnete eine Thür, und wir traten in einen großen hohen Saal, der ſo ſpärlich beleuchtet war, daß ſich nichts erkennen ließ. Der Maler nahm mich am Arm und führte mich

einem Winkel zu, aus dem uns Lampenſchein entgegenkam. Dort lag Zanetta auf einem niedrigen Sopha; die Lampe ſtand ihr zu Häupten und beleuchtete ihr herrliches Geſicht, während die hingegoſſene Geſtalt von Schatten in dichte Schleier gehüllt war. Erſt in der Nähe erkannte ich, daß bereits drei junge und für Venedig elegante Männer auf niedrigen Stühlen oder vielmehr Schemeln ihr gegenüber ſaßen. Zanetta bewillkommte mich mit vieler Freundlichkeit und wies mir einen Schemel ihr zu Füßen an. Ich beeilte mich, ihrer Einladung nachzukommen; denn bei der Begrüßung hatte ſie ſich halb erhoben, und ihr Geſicht war im Schatten ganz unſichtbar geworden. Ich wünſchte, daß ſie ſich bald wieder hinlege, daß ich es mit Muße betrachten könne. Dieſer Wunſch wurde mir erfüllt, da der Maler mit voller Vertraulichkeit zu ihr hintrat und ſie wieder in die frühere Lage ſanft zurückdrückte. Wohl empfindend, welch ein Unglück es ſei, ſich in ein ſolches Weib zu verlieben, hatte ich mir auf dem Wege in den Palaſt vorgenommen, ſie als bloßer Beſchauer zu betrachten, wie man ein ſchönes Bild betrachtet, und nachdem die erſten Begrüßungsformeln, die Antworten auf das gewöhnliche Woher und Wohin? und wie lange der Aufenthalt? und die wohlgemeinten Ausrufe über die Reize der Lagunenſtadt vorüber waren, machte ich mich bereit, meinem Vorhaben ſo ruhig als möglich nachzukommen. Ich rückte meinen Schemel ſo, daß ich Zanettas Geſicht mit größerer Bequemlichkeit ſehen konnte, und da mich jene täuſchende Ruhe überkam, die man beim Anblicke vollendeter Schönheit empfindet, bildete ich mir ein, daß ich meinen Vorſatz mit ehrenwerther Charakterſtärke durchführe. Nur der Ungewohntheit ſolchen Genuſſes ſchrieb ich es zu, daß ich beim Wohllaut ihrer Stimme, die mit der Holdſeligkeit des ganzen Weſens ſo ſehr übereinſtimmte, daß ich bei jeder ihrer Bewegungen, bei jedem Blicke, der mich traf, leiſe erzitterte. Ich bemerkte nicht, wie ich mich in den Anblick Zanetta's ſo ſehr vertieft hatte, daß ich halb und halb jede von Zanetta's Bewegungen nachahmte, daß mein Geſicht unwillkürlich den Ausdruck

ihres Geſichtes annahm und daß ich, ſo beſchäftigt, endlich mehr als eine halbe Stunde da geſeſſen hatte, ohne ein Wort zu ſprechen.

Glücklicher Weiſe wurde das von den drei jungen Herren und, wie es ſchien, auch von Zanetta nicht bemerkt, da ſie das Geſpräch, das unſer Eintritt unterbrochen hatte, wieder lebhaft fortſetzten. Zanetta kümmerte ſich nicht um den ſchweigſamen Gaſt oder, was ich aus einem unterdrückten Lächeln ſchließen mußte, wollte ihn in ſeiner tiefen, ſchmeichelhaften Betrachtung nicht ſtören. Der älteſte unter den Beſuchern, ein ziemlich geſetzter Mann, von zuvorkommenden Manieren, glaubte die Unachtſamkeit der Wirthin gut machen zu müſſen und wandte ſich mit allerlei Fragen zu mir, die ich nur kurz beantwortete. Abgeſchreckt, kehrte er ſich zum Maler und ſagte: „Ihr Freund ſcheint ſich im Italieniſchen genirt zu fühlen.“

Nicht, daß ich wüßte, antwortete dieſer.

Zanetta lächelte, als ob ſie ſagen wollte: Ich verſtehe dieſes Schweigen beſſer. Aber ſie begnügte ſich mit dieſem Lächeln nicht und ſagte zum Maler: Der Signor Foreſtiere beurtheilt im Stillen Ihr Talent — er vergleicht mich ſehr gewiſſenhaft mit Ihrem Bilde und findet, daß ich viel ſchöner bin.

Dem Regen von Komplimenten, der auf dieſe unumwundene Herausforderung folgte, ſetzte ſie kein Wort der Erwiderung entgegen; immer lächelnd, fuhr ſie gegen die drei eleganten Beſucher fort: Ich kann Ihnen, Signori, dieſen Maler auf das Gewiſſenhafteſte empfehlen, mein kaum angefangenes Bild hat dieſen Herrn bewogen, meine Bekanntſchaft zu ſuchen.

Ich merkte, daß der Maler ein wenig geprahlt und die Sache nicht ganz nach der Wahrheit dargeſtellt hatte. Aber ich merkte auch zugleich aus dem Lächeln Zanettas, daß ſie den Künſtler ſo gut durchſchaute wie ich, und daß ſie ſich wohl erinnerte, vor zwei Tagen von mir mit bewundernden Augen angeſehen worden zu ſein. Die geſchmeichelte Eitelkeit ließ mich meine guten Vorſätze vergeſſen, ich gab die Rolle des Beſchauers auf, und den

Schemel näher an das Sopha rückend, mischte ich mich lebhaft, ja, mit einiger Aufregung in das Gespräch und in die Kurmacherei der Anderen. Meine nordische Art mochte ihr neuer gewesen sein, als die der Anderen, denn — ich darf es mit gutem Gewissen behaupten — sie horchte mir mit größerer Aufmerksamkeit als den Anderen zu, und die Hoffnungen, die ich darauf baute, wurden nicht getäuscht; denn beim Abschiede lud sie mich ein, sie während meines kurzen Aufenthaltes, so oft es die venetianischen Sehenswürdigkeiten erlaubten, zu besuchen.

Es gibt keine größere, als du selber bist, dachte ich bei mir, und bat sie, schon morgen Abend wiederkommen zu dürfen. Mit einem anmuthigen Lächeln wurde mir das gewährt, und wir gingen.

Wie es die Art Derer ist, die uns in ein Haus einführen, glaubte mir der Maler schon auf der Treppe versichern zu müssen, daß ich auf Signora Zanetta keinen ungünstigen Eindruck gemacht, obwohl ich mich zu Anfang ganz ungeschickt, wie er meinte, deutsch unbeholfen benommen hätte. Ich antwortete ihm nur mit enthusiastischen Ausrufungen über Zanettas Schönheit, und so ehrlich waren diese gemeint, daß ich mich und meine Unbeholfenheit ganz vergaß. Wieder, da er meine Aufregung sah, hielt es mein Freund für Pflicht, mir als Einer, der Zanetta's Charakter wohl kannte, zu versichern, daß man auch auf den besten Eindruck keine Hoffnungen, welcher Art sie immer seien, bauen dürfe. Er habe bei Vielen die Erfahrung gemacht, daß solche Hoffnungen eitel seien. Zanetta, meinte er, verdiene den Ruf, dessen sie sich in ganz Venedig erfreue. Bei ihrer in der That phänomenalen Schönheit sei es kein Wunder, daß sie von Hofmachern und verliebten Leuten umdrängt sei, aber sie alle zögen sich nach einiger Zeit zurück, und es sei bis jetzt noch Keiner so eitel gewesen, sich eines Vorzuges zu rühmen. Er, der Maler, glaube zwar nicht, daß es die Liebe zum polnischen Grafen sei, was Zanettas Tugend aufrecht halte; aber, sei es nun, was es sei, sei es Klugheit oder Kälte, die Sachen verhalten sich so, wie er sie darstelle. Er, der

Maler, glaube, daß Zanetta, das Kind eines adeligen Hauſes, ihre geduldete Halbehe durch ihre Haltung gewiſſer Maßen ſanktioniren und ihre Stellung dadurch ſo ehrenwerth als möglich machen wolle.

Ich geſtehe, daß ich dieſer Auseinanderſetzung nur mit halbem Ohre gefolgt bin, und ferner geſtehe ich, daß mich alle venetianiſchen Kunſtwerke, hiſtoriſchen Erinnerungen, maleriſchen Anſichten am Morgen nach dieſem Beſuche ſehr gelangweilt haben und daß ich den Nachmittag, wo ich Zanetta wieder, und dieſes Mal allein, beſuchen wollte, kaum erwarten konnte.

Um die dritte Stunde fuhr ich dahin. Der Saal, in welchem ſie mich empfing, war in ein Atelier verwandelt. Die beiden Seitenfenſter waren ganz, das mittlere und größte nur halb verhängt. Ein ruhiges Licht ergoß ſich von oben herab und tauchte die Gegenſtände und die Bewohnerin in einen ſchönen Frieden, der ſich dem Eintretenden auf angenehme Weiſe mittheilte. Der Eintretende brauchte das, denn mit Herzklopfen war ich die Treppe hinauf geeilt.

Der Aufenthalt Zanetta's hatte nichts von Dem, was wir bei den Appartements der Geliebten reicher Grafen vorausſetzen. Nirgends kleinlicher Putz oder Luxus, ausgenommen der an Decke, Wänden, Spiegelrahmen, Fenſterverzierung aus alter Zeit übrig geblieben war. Der Saal war der Prunkſaal der ehemaligen Beſitzer des Palaſtes geweſen. Die Säulchen an den Fenſtern waren nach innen in ſchlanke Statuetten verwandelt, die anſtatt der Kapitäle Blumenkörbe trugen, aus denen ſich Gewinde aller Art emporſchwangen und zur Decke hinauf liefen, wo ſie ſich mit neuerer Stukkaturarbeit in Eines verflochten. Die Seitenwände bedeckten bemalte Leinwandtapeten, die von altem, geſchnitztem Eichenholz umrahmt waren. Von demſelben Holze und in demſelben venetianiſch byzantiniſchen Style geſchnitzt war dem Balkon gegenüber die Hauptthür, welche, da die eiſernen Angeln zerbrochen, mit ledernen Riemen an den breiten, dunklen Pfoſten befeſtigt waren. Wie die Thür trug der ganze Saal die Merk-

male des Verfalles. Die Holzschnitzereien waren verstümmelt, die Vergoldungen um den wandhohen Spiegel verwischt, der Spiegel selbst mehr als zur Hälfte erblindet, die Tapetenmalereien verstaubt, hier und da durchlöchert oder fadenscheinig. Die Löcher und Vertiefungen im Estrich suchte ein Teppich vergebens zu verdecken. Dieser Teppich war wohl das Luxuriöseste in Zanettas Hausrath, der sich aus jenem niedrigen Sopha, auf dem sie zu liegen pflegte, aus einigen niedrigen Stühlen und einem an die Wand befestigten Tische von braunem Holz zusammensetzte.

Auf diesem höchst einfachen Schauplatze entwickelte sich und spielte sich im Laufe der nächsten vierzehn Tage eine Art von Idylle ab, mit deren Einzelheiten ich euch, als meine Freunde, verschonen will — eine Idylle, so moralisch, so unschuldig, wie sie einem guten Buche für sechzehnjährige Töchter gebildeter Herkunft Ehre machen würde. Allerdings müßten in diesem Buche die Wünsche, Hoffnungen, Regungen meines Innern weise verschwiegen werden. Diese abgerechnet, lebten wir wie Paul und Virginie — ganz im Widerspruche mit dem Schauplatze, mit Venedig, von dem ihr euch so viel versprochen habt. Daß mir Zanetta im Laufe der Tage erlaubt hat, mich auf den Teppich zu ihren Füßen zu legen, während sie selbst auf ihrem Sopha italienisch träg ausruhte — daß ich ihr in dieser Stellung, den Kopf ans Sopha gelehnt, Geschichten erzählte, Späße vormachte, manchmal einen Seufzer wagte und oftmals die Hand küßte, wird man nur natürlich, dem Alter und der Lage angemessen und nicht im Geringsten übertrieben finden. Und die Stunden und halben Tage, die mir so vergingen, gehörten noch zu den angenehmsten — trauriger war es, wenn Zanetta, wie sie es besonders liebte, sich in einen Winkel des Saales kauerte und ich, vor ihr stehend, von fremden Ländern und Menschen und dergleichen erzählen mußte. Sie sah dann einer kleinen, im Gebüsche lauernden Tigerkatze nicht unähnlich. Ihre Augen brannten aus der Tiefe herauf, wie zwei konsolidirte Irrlichter; die nur lose umgehängten Kleidungsstücke fielen dann von der Schulter,

die ſich vergebens bemühte, ſie oben zu erhalten, und unter den Bemühungen noch mehr enthüllte als verbarg; ihr Mund, mit den herrlichen, weißen Zähnen, lachte dann und ſchien jeden Augenblick zu einer tigerhaften That bereit. Und ich mußte aufrecht vor ihr ſtehen — denn wenn ich mich zu ihrer Lage bequemte und mich auch hinkauerte, wurde ich ausgelacht, und wenn ich, mit weniger Ueberlegung, hinſtürzte und ſie an beiden Schultern faßte, wurde ich mit einem einfachen „St!“ zur Ruhe verwieſen, und ich hielt mich ruhig.

Man glaubt es nicht, bis zu welchem Grade der Menſch, reſpektive der Mann zum Sklaven geboren iſt. Aber manchmal empört ſich der Sklave; er ſtellt plötzlich das Hofmachen ein, er wirft ſich auf den Teppich oder aufs Sopha und gibt ſich einer vollkommenen Unthätigkeit hin; er brummt die Melodie einer italieniſchen Oper durch die Zähne, er grollt. So lag ich eines Tages da und führte meine Rolle mit großer Charakterſtärke durch. Der Maler kam und malte und ging. Zanetta fragte Das und Jenes und bekam kurze Antworten; ſie ging ins Nebenzimmer und kam geputzt und ſchön wie ein Engel zurück. Sie bat mich, ihr einen kleinen Spiegel zu halten, da ſie noch etwas an ihrer Coiffure zu vollenden hatte; ich that es und brummte ihr Lieblingslied: O pescator dell' onda weiter und fand die Coiffure, da ich um meine Meinung gefragt wurde, gar nicht übel. Da nahm mir Zanetta den Spiegel aus der Hand und warf ihn hin; dann ſchob ſie ihre Finger in meine Haare, knieete zu mir hin und fragte, ob wir nicht endlich dieſen Abend unſere Gondelfahrt machen wollten. Ich ſprang auf, ich ſchlang meinen Arm um ihren Hals, und trotz ihrem fürchterlichen „St!“ drückte ich einen Kuß auf ihre Stirn und eilte fort, die Gondel zu beſtellen.

Seit vielen Tagen hatte ich bei ihr um eine abendliche Gondelfahrt petitionirt und immer umſonſt. Eine ſolche Fahrt im Mondſchein, den Kanal Grande entlang, dann hinaus auf den Lido, ſchien mir das Höchſte — endlich hatte ich es erreicht. Mondbeglänzte Zaubernacht lag bereits auf Venedig, als meine

Gondel vor den alten Treppen des Palastes erschien; mit Mühe that die Alte das Thor auf, und ich eilte hinauf, um Zanetta abzuholen. Sie erwartete mich bereits, den herrlichen Kopf in einen schwarzen italienischen Schleier gehüllt. Mit triumphirendem Herzen führte ich sie hinab und in die Gondel. Sie erlaubte nicht, daß die schwarze Decke abgehoben werde, und ich war es zufrieden. Sie streckte sich auf die eine Bank hin und wies mir die andere als Lager an; ich wollte mich in die Mitte und auf den Boden der Gondel legen, aber sie erlaubte es nicht; das störe das Gleichgewicht und verhindere eine angenehme Fahrt. Ich mußte mich damit begnügen, daß sie mir von Zeit zu Zeit die Hand entgegenstreckte und daß ich ihre melodische Stimme hörte, da sie, wie sie sagte, meinen Cicerone machen wollte und mir die Namen der Paläste nannte, an denen wir vorüberfuhren. Ich knirschte mit den Zähnen und sagte ihr endlich, daß ich die Fahrt höchst langweilig finde, die so entzückend sein könnte, wenn ich sie an der Seite einer Geliebten oder nur eines empfindenden Wesens machte.

Ich bin aber nicht deine Geliebte, sagte sie ruhig, sondern die Geliebte eines Anderen; du weißt es.

Ich weiß es!

Also warum die Vorwürfe? Als du mich kennen lerntest, wußtest du, welche Bekanntschaft du machtest. Und was das „empfindende Wesen" betrifft, fügte sie halb ironisch hinzu, so werde ich mich hüten, es zu sein mit einem zwanzigjährigen Jungen, der zufällig durch Venedig läuft und wieder in der Welt verschwindet auf Nimmerwiedersehen.

Du hast Recht, Zanetta! sagte ich mit einem Seufzer und schwieg. Auch sie versank in Schweigen, das sie manchmal mit Nennung der Insel oder eines Palastes, an denen wir vorüberfuhren, zu unterbrechen suchte; und endlich gab sie das auf, und in unserer Gondel war es still wie in einem Sarge, und so still fuhr sie noch eine Stunde lang dahin. Es war Mitternacht, als wir wieder an der Treppe anlegten; sie reichte mir schweigend

die Hand und verſchwand im Dunkel des alten Palaſtes. Ich fuhr weiter bis an die Riva der Slavonen.

Um eine große Enttäuſchung reicher, warf ich mich ins Bett, wohl fühlend, daß ein Entſchluß gefaßt werden müſſe, und ich faßte ihn. Noch einmal wollte ich Zanetta ſehen und dann die Stadt verlaſſen. Mit dieſem Entſchluſſe bewaffnet, trat ich am anderen Tage vor ſie. Ich hatte wenig oder vielleicht gar nicht geſchlafen und ſah wohl ſehr blaß und müde aus.

Armer Junge! ſagte Zanetta gleich bei meinem Eintreten, indem ſie die Hand auf meinen Kopf legte: wie ſeine Stirn brennt, wie er blaß iſt!

Signora! ſagte ich, ich bin Ihres Mitleids müde und komme, um Abſchied zu nehmen.

Gewiß? fragte ſie raſch.

Gewiß, Signora, ſo gewiß, als ich nicht mehr Willens bin, mich ferner plagen zu laſſen.

Mein Freund, erwiderte ſie, du biſt müde, dich länger plagen zu laſſen! Siehſt du, eben ſo gibt es Männer, die leicht des Glückes müde werden. Kann ich wiſſen, ob du zu dieſen gehörſt oder nicht? Meiner und des Glückes, das ich dir bieten kann, ſollteſt du nicht müde werden, dazu biſt du mir in dieſen Tagen zu lieb geworden. Ewig friſch und ungetrübt, ungeſchwächt durch Wiederholung ſoll in dir die Erinnerung an das Glück leben, das ich dir geben kann. Iſt es gewiß, daß du reiſeſt?

Gewiß!

Und wann? fragte ſie haſtig weiter.

Morgen, mit dem Früheſten.

Dein Wort, daß du den Entſchluß nicht mehr änderſt, was ich dir auch immer ſagen werde.

Ich zauderte; ſie drang in mich, indem ſie mir die Hand entgegen hielt: Gib mir dein Wort!

Mein Wort! rief ich und ſchlug ein.

So geh jetzt fort, mein Freund, denn ich erwarte Beſuche — aber komme heute Abend wieder.

Wie ich den Tag verbracht, welche Gaſſen ich durchrannt, wie ich meine Sachen gepackt, wie ich die Barke beſtellt, die mich am anderen Morgen nach Meſtre bringen ſollte — ich weiß es nicht. Die Barke beſtellte ich in die Nähe der Piazza San Zacharia und übergab ihr meine kleinen Reiſe-Habſeligkeiten.

Die Sonne war noch nicht ganz ins Meer getaucht, als ich in Zanetta's Saal trat; ſie war nie ſo ſchön geweſen als an jenem Abend, in jener Nacht. —

Am Morgen ſprang ich in die Barke. „Nach Meſtre!" rief ich, und Zanetta, die auf dem Balkon ſtand, konnte es hören. Ich warf mich der Länge nach hin und ſchloß die Augen und wollte keinen Stein mehr ſehen von der herrlichen Stadt, aus der ich ſcheiden mußte, nachdem ich in ihr ſo viel Glück gefunden. Eine ſüße Betäubung bemächtigte ſich meiner, und die Bilder der entſchwundenen Nacht zogen reihenweiſe, doch traumhaft an mir vorüber.

Die Sonne ſtand ſchon hoch, als wir auf der offenen Lagune hinfuhren. Ich öffnete die Augen und ſah das feſte Land vor mir liegen — hinter mir im Morgenduft, traumhaft, verſchwommen, lag Venedig. Es war mir, als führe ich aus einem ſchönen Traume hinaus in die Wirklichkeit; als wäre ich mit dem ſüßen Gefühl der Müdigkeit in meinen Gliedern gar nicht mehr gemacht, in dieſen wirklichen Welten umher zu wandeln, und als ob etwas geſchehen müßte, was mich wieder fähig mache, auf reellem Boden hinzuwandern. Ich ſprang auf, warf die Kleider ab und ſtürzte mich in die friſche, noch im Morgenhauch dampfende Fluth. Eine Strecke weit ſchwamm ich neben der Barke einher; dann ſtieg ich wieder ein wie neu geboren, und als wir in Meſtre landeten, ſchwang ich meinen Wanderſtab, und mit dem geſunden Gefühl der Jugend und dem dankbaren für erlebtes Glück wanderte ich in den Morgen und in die ſchöne Welt hinein, den ſtillen Wellen der Brenta entgegen. An der Brenta ſtehen viele, viele prächtige Landhäuſer, die meiſtens den Nobili's von Venedig gehört haben und jetzt wie ihre Paläſte in der

Stadt verfallen. Vor ihren prächtigen Portalen fließt die Brenta, hinter ihnen dehnen ſich große, weite Parks und Gärten mit unendlichen Alleen, mit verwilderten Taxusgängen, mit dichtem Gebüſch und unzähligen Statuen, die meiſt vom Sockel geſunken, von vielen todten Herbſten bedeckt ſind. In einen ſolchen Park trat ich, ließ mir vom Beſitzer ein Glas Wein vorſetzen, und da ſaß ich Stunden und Stunden lang und prägte mir, was ich erlebt hatte, tief in die Seele. Nach dieſem erkenne ich mich ſelber kaum, wenn ich mich nur einige Wochen ſpäter, an einem regneriſchen unangenehmen Oktober-Morgen in der guten Stadt Regensburg wieder finde, wie ich, einen Aufenthalt von kaum einer Stunde, den Pferdewechſel und die Frühſtückszeit benutzend, nach einer durchreisten Nacht als wißbegieriger Jüngling den alten Dom umwandle und mir die Formen altgothiſcher Kunſt faſt mit demſelben Eifer einzuprägen ſuche, wie ich mir in jenem Garten an der Brenta andere lebendige, holdbeglückende Formen einzuprägen geſucht hatte. Ich war nicht allein. Ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, von gefälligem, einnehmendem Aeußeren, in elegantem Reiſe-Koſtüm ging neben mir einher. Er hatte im Gaſthauſe gehört, wie ich mich beim Kondukteur erkundigte, ob ich Zeit genug hätte, den Dom zu beſehen, und bat mich um die Erlaubniß, ſich mir anzuſchließen. Er verſtand nichts von der gothiſchen Kunſt, aber das Schöne gefiel ihm, und er ließ ſich von dem Wenigen, was ich über den Gegenſtand wußte, gern mittheilen. Ins Poſthaus zurückgekehrt, fanden wir die Pferde noch nicht vorgeſpannt, und nun lud mich mein Gefährte vom Dome ein, mit ihm voraus zu gehen, die Brücke und mit ihr einen Theil des Schlachtfeldes von Regensburg zu beſchauen. In der Vorſtadt könnten wir in den Poſtwagen ſteigen. So wanderten wir voraus. Nun war es an meinem Gefährten, die Rolle des Cicerone zu übernehmen. Er kannte die Einzelheiten der Schlacht von Regensburg ganz genau, er zeigte mir, und zwar mit einer gewiſſen Freude, wo und wie die Oeſterreicher Fehler gemacht, wo dieſe geſtanden und

von ihren Landsleuten, den Rheinbunds-Truppen, viel mehr als von den Franzosen gelitten haben; er bezeichnete mir genau den Punkt, wo Napoleon verwundet worden und wo die Oesterreicher ihren verhängnißvollen Rückzug begonnen haben, und knüpfte an seine Mittheilungen manche Bemerkung, wie Dieß und Das anders geworden wäre, wenn man Dieß und Das nicht vernachlässigt hätte.

Sie sind Soldat? fragte ich ihn.

Ich war es! antwortete er mit einem Seufzer.

Aber Sie sind kein Deutscher, fuhr ich fort; denn aus allen Ihren Worten spricht sich, wie mir scheint, mehr Sympathie für die Franzosen, als für meine Landsleute aus.

Es ist wahr, ich bin kein Deutscher, antwortete er, doch ist mehr meine Erziehung als Sympathie oder Antipathie Schuld daran, daß meine Worte diese Färbung annehmen. Es ist eine uns Polen anerzogene Schwäche, Napoleon als unseren Freund zu betrachten. Geht doch ein Theil meiner mystischen Landsleute neuerer Zeit so weit, ihn als einen wahren Messias der Welt darstellen zu wollen.

Es freute mich, daß der Pole bei diesen Worten die Achsel zuckte und daß er die scheinbare Freude an dem Siege der Franzosen als eine Folge schlechter vorurtheilsvoller Erziehung darstellte. Dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, dem an sich schon einnehmenden Manne mein Herz zuzuwenden.

Der Postwagen kam, und wir stiegen ein. Mit meiner einundzwanzigjährigen Polenbegeisterung konnte ich nicht lange an mich halten, und kaum daß wir auf unseren Plätzen saßen, als ich wieder das Thema aufnahm und, davon ausgehend, meine ganze Sympathie für Polen, seine Sache und seine Helden in seinen Busen ausschüttete. Der Pole lächelte mir dankbar zu, gab mir aber auch durch einige Winke, indem er auf den neben uns sitzenden Kapuziner und einen wohlbehäbigen Beamten deutete, zu verstehen, daß wir nicht allein wären und daß dieses Thema nicht in Gesellschaft zu verhandeln sei. Er that es mit

ſolcher Freundlichkeit, daß ich über die Abwehr meiner Begeiſterung nicht im Geringſten beleidigt war, ja, ſeine Mahnung ſogar mit Dankbarkeit hinnahm. Ueberhaupt ſprachen ſich in ſeinem ganzen Benehmen neben vieler Milde ein gewiſſes Maß, eine gewiſſe lobenswerthe Vorſicht aus, wie ſie bei ſeinen Landsleuten ſelten ſind. Mit Geſchick brachte er ein anderes Thema aufs Tapet, daß auch bald die zwei anderen Reiſegefährten ins Geſpräch verwickelt waren und der Weg bis Amberg unter lebhaften gegenſeitigen Mittheilungen ſchnell zurückgelegt wurde und die Reiſegefährten, die uns hier verließen, ihr Bedauern ausſprachen, die Reiſe nicht weiter in dieſer Geſellſchaft fortſetzen zu können. Wir blieben zuſammen, denn unſer beider Reiſeziel war Böhmen. In Amberg mußten wir mehrere Stunden auf den Poſtwagen warten, der aus Nürnberg kommen ſollte. Ich legte in der Gaſtſtube mein kleines Gepäck ab, und mich ſelbſt ſtreckte ich auf die Ofenbank, um wo möglich den Schlummer, den ich in der letzten Nacht zwiſchen München und Regensburg verloren hatte, einzuholen. Aber ſchon nach wenigen Minuten trat der Pole an mich heran und lud mich ein, ihm auf die Stube zu folgen, die er genommen hatte, da ich mich dort beſſer als in dem lärmenden Saale von der Müdigkeit der Reiſe werde erholen können. Mit Dank nahm ich die Einladung an und folgte ihm. In der wohnlichen Stube, deren Ofen bei dem naßkalten Wetter bereits eine angenehme Wärme zu athmen anfing, forderte er mich auf, mir auf einem zurechtgeſtellten Sopha gütlich zu thun und auszuruhen, da er bemerkt habe, daß ich überaus ermüdet, ja, unwohl ſei. So war es auch. Die Studenten-Sommertracht, in der ich in den heißen Tagen nach Italien gelaufen war, genügte dem deutſchen Herbſte nicht mehr, und die letzte Nacht, die ich im Poſtwagen zugebracht hatte, bewies es mir, indem ſie mir eine ziemliche Erkältung anhängte. So gehorchte ich gern meinem Johanniter und legte mich aufs Sopha, das er mir noch mit Hülfe von Kiſſen und Decken ſo bequem als möglich zu machen ſuchte, trotz aller Gegenreden, die ich gegen ein ſolches

Uebermaß von Güte erhob. A la guerre comme à la guerre! antwortete er — auf Reiſen muß man einander helfen. — Aber, lieber Herr, fuhr er fort, Sie haben Fieber; Sie müſſen etwas thun, wenn Sie noch heute Ihre Reiſe fortſetzen wollen.

So ſprechend, verließ er das Zimmer und kam bald mit einem großen, eleganten, in ruſſiſches Leder gehüllten Reiſe-Neceſſär zurück, das er auf den Tiſch ſtellte und aufzuſchnallen und aufzuſchließen anfing. —

Hier in dieſem Kaſten, ſagte er, habe ich eine ganze Reiſe-Apothek. Sie müſſen mich nicht auslachen und mich für einen Weichling halten, weil ich wie eine ruſſiſche Fürſtin mit dergleichen Zeug reiſe. Das Neceſſär iſt das Geſchenk einer beſorgten Mutter, der ich habe verſprechen müſſen, es auf allen Reiſen mitzuführen. Die gute Mutter! ſie hält mich für geborgen, wenn ich die Maſchine mit mir habe. Sehen Sie, als ich mich auf dieſe Reiſen begab, habe ich es in Venedig, meinem Wohnort, vergeſſen — ich konnte nicht ruhen, bis ich es mir per Poſt habe nachkommen laſſen.

Bei dem Worte „Venedig" fuhr ich zuſammen — ich richtete mich auf und ſah am Reiſe-Neceſſär ein gräfliches Wappen. Schreckliche Gedanken fuhren mir durch den Kopf. Gott, dachte ich, wenn dieſer mein edler Pfleger Zanetta's Pole wäre! Das mußte ich wiſſen, wie ſehr ich auch fürchtete, in meiner Vermuthung beſtärkt zu werden. Das Wappen, ſagte ich mit zitternder Stimme, iſt mir bekannt; ich bin kein ſtarker Heraldiker, aber ich glaube, es iſt ein gräfliches.

Ja, ſagte der Pole, ich bin Graf.

Himmel und Hölle! dachte ich, auch Zanetta's Pole iſt ein Graf.

Bekannt, fuhr der Graf fort, mag Ihnen das Wappen auch ſein; Sie mögen es in Wien oft geſehen haben.

Möglich, ſagte ich zitternd, möglich — Sie ſind ſo gütig gegen mich, Herr Graf, daß es natürlich iſt, wenn ich Ihren Namen zu wiſſen wünſche.

Mein Name — ſagte er zaudernd, indem er eine Flaſche aus dem Neceſſär zog und ein Gläschen mit ihrem dunklen Inhalt füllte — mein Name iſt ... da unterbrach er ſich wieder, indem er mit dem Glaſe an mein Sopha trat ... Da, trinken Sie, und Ihr Fieber wird ſchnell vergehen.

Ich nahm das Glas, aber meine Hand zitterte, und ich war nicht im Stande, es an die Lippen zu führen. — Vielleicht, wenn du wüßteſt, o Graf, woran ich jetzt denke, du würdeſt mir lieber Borgia-Gift als Arznei reichen.

Als ob er meine Gedanken errathen hätte, ſagte er lächelnd: Sie zittern ja, als ob ich Ihnen Gift gäbe; erſchrecken Sie nicht, es iſt nicht einmal Medizin, ſondern guter, uralter Malaga. Ein Gläschen davon wird Sie bald wieder herſtellen — probatum est!

Nein! ſagte ich, ich trinke nicht eher, als bis ich Ihren Namen weiß — ich will auf Ihr Wohl trinken.

Ah, Pardon, erwiederte er, ich habe vergeſſen, daß Sie mich nach meinem Namen gefragt haben; ich bin der Graf Raizky!

Auf Ihr Wohl, Graf Raizky; rief ich frohlockend. Ich war gerettet: Zanetta's Pole hieß Graf Zalesky!

Graf Raizky ſah mich erſtaunt an; mein ganzes Benehmen, beſonders mein Jubel, da er ſeinen Namen nannte, mochten ihm ſonderbar erſcheinen. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte: Ihnen thut Ruhe noth; jetzt wenden Sie ſich mit dem Geſichte zur Wand und ſchlafen Sie.

Ich that, als ob ich gehorchte, aber mit dem Schlafe war es nichts. Ein ſchwerer Stein war mir vom Herzen gefallen, dennoch ließen mich verſchiedene Fragen nicht ruhen. Wie kommt's, daß mehrere polniſche Grafen in Venedig hauſen? — wie kommt's, daß Graf Raizky daſſelbe Alter hatte, wie Graf Zalesky nach den mir gemachten Mittheilungen haben mußte? Wie kommt's, daß beide in Venedig wohnende Polen deſſelben Alters ſich zu derſelben Zeit auf der Reiſe befanden? Mit dieſen

Fragen beschäftigt und unter den auf diese Weise aufgeregten Erinnerungen an Venedig, sein schönstes Weib und meine schönste Nacht fiel ich endlich in einen unruhigen Schlaf, in welchem Venedig, Zanetta, der Graf mit dem Glas Malaga in der Hand wie unheimliche Phantasmagorieen vorüber zogen. So glaubte ich noch zu träumen, als ich das schöne venetianische Volkslied „O pescator dell' onda", das Zanetta zu singen pflegte, verschwommen und undeutlich wie Bienensumsen unweit von meinem Lager hörte. Aber ich hatte schon die Augen offen; ich sah mich um und erblickte den Grafen, der am Fenster stand, in Gedanken vertieft in den regnerischen Tag hinausstarrte und zerstreut das Volkslied vor sich hinbrummte. Also noch eine Erinnerung an Zanetta? Sollt' er es doch sein! — Meinetwegen! Ich resignirte mich und nahm mir vor, die Lösung des Räthsels mit Ruhe abzuwarten. Aber dieser Entschluß verging wie Dunst, so bald der Graf bemerkte, daß ich erwacht war, und sich mit den treuherzigen, großen blauen Augen, dem milde lächelnden Gesichte zu mir wandte. Er hatte während meines Schlafes einen Thee bereiten lassen, den er mir nun selbst entgegenbrachte. Er hielt mir mit der einen Hand die Tasse hin, während er mit der anderen meine Stirn anfühlte, ob sie noch heiß war. — O, sagte er mit zufriedenem Gesichte, der Schlaf hat Ihnen wohl gethan; Sie können die Reise ruhig fortsetzen.

Sie haben da ein schönes Lied vor sich hingesummt, sagte ich selbstquälerisch.

Kennen Sie es? fragte er. O, natürlich! man kann nicht drei Tage in Venedig gewesen sein, ohne es hundert Mal gehört zu haben. Und ich — fügte er lächelnd hinzu —, wie oft habe ich es gehört, und von welchen Lippen! O schöne Venezia!

Nach diesem entzückten Ausrufe hielt ich es für besser, nicht weiter zu fragen. Ich stand auf und machte mich zur Reise bereit; denn schon war es Abend geworden, und wir hörten den Nürnberger Postwagen die Straße herunterrollen. Wir stiegen hinab, und nach einer halben Stunde fuhren wir durch kalten

Wind und Regen aus Amberg hinaus den böhmischen Bergen entgegen. Diesmal waren wir allein in einem Coupé; ich aber war von der seit Stunden gehegten Angst, der neben mir sitzende polnische Graf könnte trotz aller Verschiedenheit des Namens der polnische Graf Zanetta's sein, so müde, daß ich mich hütete, das Gespräch eine Wendung nehmen zu lassen, die mich wieder hätte in neuen Zweifel stürzen können. Wir sprachen über gleichgültige Dinge, über Reise-Eindrücke, über die Wiener Gesellschaft, die der Graf kannte, und dergleichen. Bald aber wurde ich schweigsam. Mein leichtes Sommer-Kostüm bewies mir noch heftiger als in der vergangenen Nacht seine Unzulässigkeit; vom Fichtelgebirge wehte der Wind nordisch kalt und machte das Wort auf meinen Lippen erfrieren. Meine Zähne klapperten, und ich drückte mich so tief als möglich in die gepolsterte Ecke. — Meine traurige Lage konnte, trotz der Dunkelheit, dem guten Herzen des Grafen nicht lange verborgen bleiben. Jesus Maria! rief er plötzlich, Sie vergehen ja vor Kälte!

Mit klappernden Zähnen erklärte ich ihm, wie ich es büße, germanischen Herbst in einem Kostüm herauszufordern, das für italienischen Sommer berechnet war.

Graf Raizky lächelte zwar über meinen studentenhaften Leichtsinn, meinte aber doch sehr ernsthaft, daß das nicht so bleiben könne und daß auf der nächsten Station geholfen werden müsse. Glücklicher Weise kamen wir bald im nächsten Posthause an. Noch bevor der Wagen anhielt, war der Graf schon hinabgesprungen.

Wie lange halten wir hier? fragte er den Kondukteur.

So lange als nöthig, um die Pferde zu wechseln.

Könnte ich nicht indessen einen Koffer abpacken und öffnen lassen? fragte der Graf.

Unmöglich! rief der Kondukteur — das würde uns zu lange aufhalten.

Der Graf nahm ihn am Arm, führte ihn bei Seite, und nachdem er ihm einige Worte ins Ohr geflüstert, griff er in

die Tasche und drückte ihm eine Hand voll baierischen Silbers in die Hand. Der Kondukteur sah ihn erstaunt an, rief den Hausknecht und befahl ihm, den Koffer abzupacken, den ihm der Herr Passagier anzeigen werde. Schnell kletterte der Graf mit dem Hausknecht auf den Wagen, schnallte mit ihm die lederne Decke los und half ihm aus dem Gros des Gepäckes einen großen, schwarzen Koffer herausziehen. Er wurde herabgelassen, und der Graf selbst trug ihn mit Hülfe des Hausknechtes durch den strömenden Regen unter die Wagenremise, wo er ihn beim Licht der Stalllaterne auszupacken und zu durchwühlen begann. Ich folgte ihm, um zu helfen. Was suchen Sie so eifrig? fragte ich.

Es muß sich in dem Koffer ein prächtiger Reise-Paletot befinden, der Ihnen, lieber Reise-Kamerad, treffliche Dienste leisten wird — erwiderte der Graf, während er in den Kleidungsstücken herumwühlte.

Umsonst bat ich ihn, sich die Mühe zu ersparen, indem ich mich auf meine gute Konstitution und mit einiger Uebertreibung auf meinen abgehärteten Körper berief; er ließ sich nicht stören und wühlte den Koffer bis auf den Grund durch. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, denn er eilte, um dem Kondukteur so viel möglich eine Gesetzes-Uebertretung zu ersparen — plötzlich aber rief er: Teufel, der Paletot muß in einem andern Koffer stecken!

Der Kondukteur kam heran und drängte. — Kann ich nicht noch einen zweiten Koffer auspacken lassen? fragte der Graf.

Nein unmöglich! rief der Kondukteur, ich komme in Strafe, ich verliere mein Amt.

Aber es muß sein!

Unmöglich! rief der Kondukteur noch einmal — das Gesetz! das Gesetz! fügte er mit Pathos hinzu.

So geben Sie es doch auf, lieber Graf, bat ich, ich versichere Ihnen, daß ich den Paletot gar nicht nöthig habe.

Aber der Graf achtete auf meine Worte nicht — er nahm

den Kondukteur wieder bei Seite und füllte ihm die Hand wieder mit klingender Münze.

Das wäre gegen die Natur, ſolcher Güte zu widerſtehen, murmelte der Kondukteur — Hausknecht, den anderen Koffer!... das ſchlechte Wetter wird die Verſpätung entſchuldigen.

Der Graf ſtopfte Kleider und Wäſche in den Koffer, der, kaum geſchloſſen, wieder auf das Dach des Wagens geworfen wurde. Dann kletterte er wieder mit dem Hausknecht hinauf, und nach wenigen Minuten ſtand ein zweiter Koffer im Hofe. In dieſem endlich fand ſich der Paletot, den der Graf triumphirend hervorzog und, während er das Wiedereinpacken und Verſchließen dem Hausknecht überließ, mir vorhielt, mich einladend, in die Aermel zu fahren. Mit einer faſt kindiſchen Freude knöpfte er ihn ſelber zu und verpackte mich ſo von oben bis unten. So, lieber Freund, ſagte er, jetzt werden Sie hoffentlich nicht mehr frieren.

Es war ein prächtiger Paletot! ich ſehe ihn noch, als hätte ich ihn geſtern getragen. Aus dichtem und feſtem engliſchen Stoffe, legte er ſich doch, da er mit Wollſeide gefüttert war, weich und warm um den Leib. Er ging tief über die Kniee und legte ſich vorn doppelt um die Bruſt. Man ſtak darin wie in einer gemächlichen, geheizten Stube. Nun bekannte ich es, daß mir dieſe Hülle ſehr wohl that, und der Graf freute ſich mit dieſem Bekenntniß. Unbekümmert, ob ſein Koffer wieder aufgepackt werde, warf er dem Hausknecht noch ein Geldſtück hin und drängte mich, nun einzuſteigen, um den armen, vor dem Geſetz zitternden Kondukteur nicht länger aufzuhalten.

Raſch flog der Wagen dahin. Gemächlich ſaßen wir in unſerem Coupé und ließen Wind und Regen an die geſchloſſenen Fenſter ſchlagen. — Nicht wahr, fragte mein Reiſegefährte, Sie befinden ſich ſo beſſer?

Ich bin wie in meinem Bette, antwortete ich.

Tant mieux! ſo wollen wir noch Eins dazu rauchen, rief er ganz vergnügt, indem er mir eine Cigarre bot. Da ſaßen wir denn gemächlich und dampften.

Mitten in dieſem Behagen, unter mancherlei Scherzen und Geſchichten, fing es mit Einem Male wieder in mir zu wühlen oder vielmehr zu nagen an. Jener „alte Einſiedler des Herzens“ fing wieder, erſt in abgebrochenen, dann in zuſammenhangenden Sätzen, zu murmeln an: Wie nun, wenn dieſer Mann, dieſer Fremde, der ſeit heute Morgen deinen Krankenwärter gemacht, dich ununterbrochen mit Gefälligkeiten, ja, Wohlthaten überhäuft hat, der dir brüderliche, ja, mütterliche Sorgfalt bewieſen hat — wie nun, wenn er trotz aller Namens-Verſchiedenheit doch derſelbe wäre, den du gewiſſermaßen beſtohlen, dem du gewiß überaus wehe, ein großes Unrecht angethan haſt? Wie kämen mehrere polniſche Grafen nach Venedig? Warum behauptet dieſer, das Lied „O pescator dell' onda“ von unvergleichlichen Lippen gehört zu haben? Gibt es denn zwei Zanetta's, die dieſes Lied ſangen? Zwei Zanetta's ſind eine Unmöglichkeit; es gibt nur Eine Sonne, nur Einen Mond! Und ſagte dieſer Pole heute Morgen nicht, daß er Soldat war, und war der Pole Zanetta's nicht Soldat der polniſchen Revolution?

Mit ſolchen Fragen fuhr der Einſiedler fort, gleich einem Kriminalrichter, der trotz falſcher Papiere und Päſſe die Identität einer Perſon herzuſtellen ſucht. Mir wurde bange bei all dieſen Fragen, die ich nicht beantworten konnte. Indem ich mich ſo quälte, verſank ich immer tiefer und tiefer in Stillſchweigen; aber der Graf unterbrach es.

Sie haben mir heute Morgen, ſagte er, viel Sympathie für mein Vaterland ausgeſprochen. Es muß Ihnen ſonderbar geſchienen haben, daß ich Ihnen nicht dankbarer entgegen kam; aber wir waren in Geſellſchaft, und ich habe ſchon die unangenehmſten Erfahrungen gemacht. Meine Stellung, beſonders aber meine Art, zu reiſen, gebieten mir die größte Vorſicht. Sehen Sie, lieber Freund, ich bin ein Kompromittirter, ich habe an der Revolution von 1830 thätigen Antheil genommen und bin halb und halb ein Verurtheilter.

Das iſt Graf Zalesky auch! dachte ich und erſchrak. Aber,

fügte ich in Gedanken hinzu, es gibt viele kompromittirte Polen. Dennoch wurde mir warm, und ich knöpfte den oberſten Theil des Paletots auf.

Wie Sie mich hier ſehen, auf Reiſen, allein, unbewacht, ſcheine ich Ihnen ein freier Mann zu ſein, aber ich bin nur ein Vogel, den man am Bande ein wenig fliegen läßt. Nachdem ich eine Zeitlang auf dem Spielberg geſeſſen, hat es meine Familie durch Protektion dahin gebracht, daß man mir Venedig als Aufenthalt anwies, und in dem letzten Jahre habe ich es ausgewirkt, daß man mich auch jeden Sommer, auf Ehrenwort, in einem gewiſſen Umkreiſe und in gewiſſen Ländern reiſen läßt.

Das war zu viel, denn er erzählte mir die Geſchichte des Grafen Zalesky. Mir wurde heißer in meinem Paletot — ich ſeufzte tief auf, ja, es war eine Art Geächze, das ich ausſtieß.

Was haben Sie? fragte mein Reiſegefährte beſorgt, ſind Sie wieder unwohl.

Gott bewahre! Es iſt nichts! rief ich ſchnell. In der That, dachte ich, kann die öſterreichiſche Regierung nicht ſyſtematiſch mehrere kompromittirte Polen in die einſame Lagunenſtadt verbannt haben?

Ich beklage mich über die öſterreichiſche Regierung nicht, fuhr er fort. Einmal iſt ihr Verfahren bei ihrem Syſtem ein ſehr mildes, denn ich gehörte zu den Kompromittirteſten unter den öſterreichiſchen Polen; ich war der Adjutant Chlopicki's und nach ihm Skrzynecki's und habe den polniſchen Feldzug von Anfang bis zu Ende mitgemacht. Dann habe ich in der Stadt, die ſie mir als Gefängniß anwies, ein Glück gefunden, das ich vielleicht in der Freiheit Jahre lang vergebens geſucht hätte. — Mein Freund, hätten wir uns anſtatt in Regensburg und im Eilwagen auf dem Markusplatze kennen gelernt, Sie hätten durch mich ein Weib zu ſehen bekommen, wie es die Natur in dieſem Jahrhundert vielleicht nicht zweimal geſchaffen, ein Weib, ſo ſchön wie die Engel des Himmels, ein Weib, das mich alle Bitterniſſe

des Exils und der gezwungenen Unthätigkeit mit einem Lächeln ihres Mundes vergessen machen kann.

Ich hatte genug; jetzt war kein Zweifel mehr möglich. Du bist geliefert! dachte ich und streckte mich krampfhaft. Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, aber mein Leib fühlte sich in dem Paletot wie in der Hölle. Er brannte mir auf die Haut, er schien sich zusammenzuziehen, um mich zu erwürgen. Um den Hals wurde er immer enger wie eine zusammengezogene Schlinge, um die Brust drückte er wie eine Folter, und in die Arme schien er sich mit Brandmalen festzufressen. Ich bedurfte aller Geistesgegenwart, um nicht laut aufzuschreien; vielleicht hätte ich es auch nicht gekonnt, denn es war mir, wie wenn im Traume ein Alp auf die Brust drückt und Athem und Stimme benimmt. Doch hatte ich Besinnung genug, die stockfinstere Nacht zu segnen, die dem Grafen verwehrte, in mein Gesicht zu sehen; es muß alle jämmerlichen Farben eines Armensünder-Gesichtes gespielt haben.

Ich bin nicht sentimental, fuhr er ruhig fort, darüber ist man in meinen Jahren hinaus; aber ich liebe Zanetta. So heißt sie, fuhr er mehr gegen mich gewendet fort, und beim Schein der Cigarre, die er mächtig anzog, erkannte ich, wie sich sein Gesicht bei diesem Namen verklärte.

Zanetta! schrie ich, Zanetta! Und mit diesen Worten war es, als ob ein Bann von mir genommen wäre; ich konnte mich wieder regen, und mit einer wilden Bewegung riß ich sämmtliche Knöpfe des Paletots von oben bis unten auf.

Zanetta! schrie ich noch einmal, Zanetta heißt sie, und Sie, wie heißen Sie?

Was ist Ihnen, sagte der Graf, indem er sich vorbeugte und mir ins Gesicht zu sehen suchte, was ist Ihnen? Sie scheinen sehr aufgeregt!

Aufgeregt? Nicht im Geringsten, antwortete ich möglichst ruhig. Du gehörst einmal dem Teufel, dachte ich, nun mußt du heucheln und lügen. Der Name, fuhr ich ruhiger fort, erinnert

mich daran, daß Sie auch schon die Güte hatten, mir den Ihren zu nennen, aber es ist mir so schwer, Ihre polnischen Namen zu behalten. Raizky, glaube ich, sagten Sie? ist es nicht so?

Wohl, so sagte ich, antwortete der Graf, doch muß ich Sie um Entschuldigung bitten, denn Raizky ist nicht mein eigentlicher Name. Unsere Familie hat ihn mit einigen Gütern erst vor Kurzem geerbt, und die österreichische Polizei zieht es vor, mich unter diesem unschuldigen Namen reisen zu lassen und für die Zeit meiner Reise den eigentlichen, kompromittirten und bekannten Namen zu unterdrücken. So nehme ich denn auch den Namen meines Passes an, um nicht in Ungelegenheiten zu kommen; eigentlich aber heiße ich Felix Zalesky.

Nun war Alles klar, und ich gestehe, daß es mir mit dieser Klarheit auch klarer im Gemüth wurde. Ich wußte es nun, daß ich als Verbrecher, als Dieb, als Gott weiß was neben meinem Freunde, meinem Wohlthäter saß. Meine Position war eine fertige, in sich abgeschlossene. Gern hätte ich mich schon als in das Unvermeidliche, Unabänderliche, darein ergeben, wenn der unglückselige Paletot nicht in seinem höllischen Zauber fortgefahren wäre. — Die Cigarre des Grafen, eine köstliche Cigarre, hatte ich in der Aufregung bereits zur Hälfte verdampft, zur Hälfte zerkaut, aber der Paletot mit seinem Brennen, Drücken, Zusammenschnüren klebte mir am Leibe, und es schien mir, als würde ich ihn nie los werden. Ich erinnerte mich an jene Sage von dem italienischen Herzog, der als Gefangener in einem kunstvoll gebauten Zimmer wohnen mußte und die Wände dieses Zimmers von Tag zu Tag näher an einander rücken sah, bis sie sein Sarg wurden. Ich erinnerte mich an das Nessuskleid, das sich in die Glieder des unglückseligen Helden festfraß und ihn nicht mehr los ließ. Meine Gedanken begannen zu schwärmen, und ich dachte das Tollste. Es zog mir sogar einen Augenblick durch den Sinn: Ob der Herr Graf nicht indessen in Venedig erfahren hat, was vorgegangen? Racheglühend ist er mir nachgereist, hat mich eingeholt, hat, während seines langen Aufenthaltes ganz

zum Italiener geworden, mir mit verstellter, perfider, wälscher Freundlichkeit ein künstlich vergiftetes Kleid aufgedrungen und reist nun neben mir, um sich an meinen Leiden und Qualen zu weiden. Die vergifteten Briefe, Handschuhe, Cigarren sind keine Fabel, warum sollte es nicht einen vergifteten Paletot geben?

Aber da saß er in seinem Winkel und plauderte und erzählte so ruhig fort, so unschuldig wie ein Kind. Ohne daß ich es in meinem Paroxysmus merkte, war er wieder auf den polnischen Feldzug gekommen und sprach mit großem Feuer, mit vieler Begeisterung für sein Vaterland. Ich hörte wenig davon. —

Fühlen Sie, rief er plötzlich, ich weiß nicht, in welchem Zusammenhange, fühlen Sie, was mich trotz Allem und Allem stolz macht! Bei diesen Worten riß er seine Kleider auf, faßte meine Hand und führte sie über die Fläche seiner Brust. Ein Schauer durchzuckte mich; diese Brust glich einem geackerten Felde. Eine Narbe neben der anderen fühlte die Hand, und wie er sie leitete, ging sie wie über Berge und Thäler dahin.

Alles das von russischen Lanzen, Degen und Kugeln — alles das vor meinem vierundzwanzigsten Jahre, sagte er mit aufgeregter Stimme und ließ meine Hand sinken.

Darauf schwieg er und schien sich in Erinnerungen an alte Zeiten zu versenken.

Und ein Held, ein Märtyrer, ein edler Sohn seines Vaterlandes ist er auch! seufzte ich in tiefster Seele. Anstatt des Paroxysmus überkam mich eine große Ehrfurcht, eine innige Wehmuth. Ich hätte weinen mögen und wußte nicht, worüber; vielleicht über das Glück, das ich vor einigen Wochen so sehr gewünscht und mit so vielem Rausche genossen hatte. Leise zog ich den Paletot ab und legte ihn zwischen uns. Da wurde es mir leichter. Hätte ich reden dürfen, vielleicht wäre mir ganz wohl geworden, aber Schweigen war mir Pflicht. Doch dauerte es nicht lange, und eine mächtige Thräne schlich durch die Stille der Nacht über die Wange hinab; es war eine aufrichtige Reue-

thräne. Ich verwiſchte ihre Spur, da es über dem Fichtelgebirge zu tagen begann.

Und als ich kam zum finſtern Wald hinaus,
Da war verſchwunden der Sünde Graus.
Da ſtand der Morgenhimmel in rother Gluth,
Da ward mir wieder froh zu Muth.

Hier ſchwieg der Erzähler und ſah die Geſellſchaft mit heiteren und naiven Augen an.

Nun, und dann? fragte der Ruſſe.

Ja wohl, und dann? — ſetzte einer der Freunde, ein deutſcher Arzt, hinzu. Mit dieſem muſikaliſchen Schluſſe iſt uns nicht gedient.

In Karlsbad, fuhr der Erzähler fort, trennten wir uns als gute Freunde.

Aber haben Sie nie etwas über Zanetta's und des Grafen fernere Schickſale gehört?

Nicht über Zanetta's, wohl jedoch über des Grafen fernere; aber ich theile das nicht gern mit; es klingt wie Ironie.

Die Ironie iſt oft das Fabula docet einer moraliſchen Geſchichte, ſagte der Arzt, alſo heraus damit.

Graf Zalesky — betonte der Erzähler mit Nachdruck — von Zanetta beglückt, hat im Laufe der Zeit Venedig ſo lieb gewonnen, daß er ſich in der Revolutionszeit als bereits vierzigjähriger geſetzter Mann für die Lagunenſtadt mit derſelben Tapferkeit ſchlug, wie einſt für ſein Vaterland. Er blieb bei Vertheidigung des Forts Malghera.

## 3.

# Das Wort einer Frau.

Durch dieſen Schluß, ſagte der Arzt, nachdem die Geſellſchaft eine Zeitlang theils nachdenkend, theils debattirend, die erzählte Geſchichte noch einmal geprüft hatte — durch dieſen Schluß kommt ein neues Element aufs Tapet: die Ironie. Dieſe in Verbindung mit Ihrem „Einſiedler des Herzens" erinnert mich an eine Begebenheit, die ſich in dem Städtchen, in welchem ich vor meiner Verbannung als Arzt praktizirte, gewiſſermaßen unter meinen Augen zugetragen.

Das Städtchen, in einer lieblichen, mäßig gebirgigen Gegend Norddeutſchlands gelegen, gehört zu jener Zwittergattung von Flecken, die in ſchönen eleganten Landhäuſern und bequem ſich ausbreitenden Gärten den Komfort der Stadt mit der Anmuth des Landlebens verbinden und deßhalb von den Städtern zu beliebten Villeggiaturen erhoben werden. Zu Anfang eines Frühlings der Dreißiger Jahre kam ein junger Mann, den wir Eduard nennen wollen und der hier ein ſchönes und bequemes Landhaus beſaß, in dieſem Städtchen an und richtete ſich für einen längeren Aufenthalt ein. Eduard gehörte der beſten Geſellſchaft an. Aus einer hohen und reichen Beamtenfamilie entſproſſen, hatte er ſeine Studien ſchnell und mit Glück zurückgelegt, war dann auf Reiſen gegangen, und ſo eben von Italien zurückgekehrt, wollte er eine Zeit lang in ländlicher Ruhe noch der Freiheit genießen, die er beim Antritt ſeiner Beamten-Carriere, welche ihm bereitet war, in einigen Monaten verlieren ſollte. Ein kenntniß- und geiſtreicher junger Mann, war er nicht ohne Nutzen gereist. Er hatte viel geſehen, viel beobachtet und in Tagebücher und Notizen eine reiche Ausbeute niedergelegt. Vorzugsweiſe um im Geiſte die glücklichen, freien Reiſetage noch einmal zu genießen und jene Notizen und Tagebücher zu ordnen, wohl auch um aus ihnen für ſeine künftige Carriere manchen praktiſchen Fingerzeig zu gewinnen, der ihm, was in der Beamtenwelt oft ſo nützlich

ist, etwas vor seinen Kollegen Auszeichnendes, eine Spezialität geben könnte, hatte er sich auf dieses Landhaus zurückgezogen und war sogleich an die Arbeit gegangen.

Kurze Zeit nach Eduards Ankunft traf in dem Städtchen ein seit mehreren Jahren gewohnter und beliebter Gast ein: Frau Luise von B..., die Gattin eines hohen Beamten, die sich seit mehreren Jahren nach den rauschenden Vergnügungen des Winters, allein oder mit ihrem Gatten in ihr hiesiges Landhaus zu flüchten pflegte. Gezwungen, in der Stadt ein großes Haus zu machen, umdrängt von einer Schaar von Anbetern und Schmeichlern, gebunden von den ermüdenden Gesellschafts-Pflichten ihrer Stellung, that ihr die Ruhe des Landlebens noth, und man muß es zu ihrem Lobe sagen, sie suchte es auf, sobald es nur ihre Pflichten und die Sitte gestatteten. Man nannte sie in dem Städtchen die erste Schwalbe. Dießmal kam sie, da ihr Mann durch die politischen Reformen seines neuen Fürsten in seinem Bureau festgehalten war, wie übrigens schon früher geschehen, allein. Man wunderte sich darüber nicht, da das Verhältniß zu ihrem weit älteren Manne ein zwar sehr anstands- und rücksichtsvolles, aber doch sehr kühles war. Da es in dem Städtchen noch ganz an Gesellschaft fehlte, so war die Bekanntschaft zwischen Eduard und Frau Luise von B... leicht gemacht, um so leichter, als die Gleichheit des Standes, die nahen Beziehungen beider Familien und ein Brief der Schwester Eduards es diesem zur Pflicht machten, der jungen und liebenswürdigen Frau über die ersten regnerischen Wochen des Frühlings hinwegzuhelfen. Der erste Besuch Eduards ermangelte zwar nicht jenes Unbehagens, das man empfindet, wenn man sich einer arbeitsamen Einsamkeit gewidmet hat und durch gesellschaftliche Pflichterfüllung aus dieser liebgewordenen Einsamkeit herausgerissen wird. Aber dieses Unbehagen konnte nicht lange bestehen. Luise war schön, geistvoll und stand eben in jenem verführerischen Alter, wo sich eine voll und reich entfaltete Jugend mit einer angenehmen, den Umgang so sehr erleichternden Erfahrung verbindet.

Diese Erfahrung und ihr heller, menschenkennerischer Verstand wären zwar geeignet gewesen, auf ein frisches Gemüth wie Eduard, das bei Frauen mehr noch warme Gefühle sucht, eher erkältend als erwärmend zu wirken, wenn nicht etwas Elegisches, etwas wie eine Klage über Verlorenes oder wie eine vergebliche Sehnsucht nach Unbekanntem dem Wesen der schönen Frau die gewünschte Romantik, die bei der Jugend geliebte Gefühlsfärbung gegeben hätte. Eine junge schöne Frau an einen älteren Mann gefesselt, in eine tolle, konventionelle Welt geworfen — das Räthsel war leicht gelöst, das Elegische erklärlich, das Mitleid natürlich.

Eduard kam oft. Er war erst ihre einzige Gesellschaft, später, da das Städtchen sich mehr bevölkerte, ihr erklärter Ritter. Er erzählte ihr von seinen Reisen, sie hatte nach ihrer Hochzeit dieselben Länder gesehen, und sie schwelgten mit einander in der Erinnerung. Mancher schöne Punkt Italiens, Griechenlands schien Eduard schöner, als er ihm vom Munde Luisens beschrieben wurde. Sie kannte bald Eduards Beschäftigung, und sie war im Stande, ihm zu helfen. Er brachte seine Notizen und Tagebücher herüber, und es vergingen ihnen Stunden und Tage in gemeinschaftlicher Arbeit. Als Luise Einsicht in die Papiere hatte, lernte sie mit dem der schwärmerischsten Frau eigenthümlichen Charakter den Mann achten, der überall das Nützliche, das Belehrende beobachtete, der immer mit Rücksicht auf seine künftige Wirksamkeit sammelte. Eduard hingegen bemerkte mit Freuden, wie sie in seinen Tagebüchern gern bei der Beschreibung des Schönen verweilte, wie sie da jede Andeutung verstand, sie kommentirte und sich daran begeisterte.

Bald, freilich, waren diese wohlgefälligen gegenseitigen Beobachtungen die Hauptsache. Die Arbeit, mit großem Eifer angefangen, ging langsam von Statten; wenn sich die Hände berührten, trennten sie sich nicht gern, um ein Blatt umzuwenden; wenn sich die Augen trafen, kehrten sie sich nicht gern ab, um todte Schrift zu lesen. Luise und Eduard liebten einander, und

ſie hatten beide Verſtand genug, es bald zu wiſſen, und Jugend genug, ſich dieſer Liebe und ihrem ganzen Glück hinzugeben.

So verging der Sommer. Luiſe wurde von ihrem Manne früher als gewöhnlich in die Stadt zurückgerufen, und die Liebenden erſchraken wie vor einer Entdeckung. Es ſtellte ſich zwar ſchon aus dem nächſtfolgenden Briefe aus der Hauptſtadt heraus, daß Herr v. B... ſeine Frau nur darum zurückberief, weil er ein großes Diner geben mußte, bei dem ſie die Honneurs machen ſollte; aber Eduard war dieſer Schrecken vor einer Entdeckung neu, und das Verheimlichungsweſen, ſeinem offenen Charakter und klaren Leben bisher ſo fremd, gab ſeinem Schmerze über die Trennung einen ſtörenden, ſo zu ſagen vergiftenden Beigeſchmack. Eduard hatte den Entſchluß gefaßt, auch den Winter auf dem Lande zu verbringen, um ſeine Arbeit, die in der letzten Zeit ſo langſam vorgeſchritten war, zu vollenden, auch, um, wie er zu Luiſen offen ſagte, ſich das Schauſpiel zu erſparen, wie ſie mit ihrer Liebenswürdigkeit aller Welt angehörte, vor Allem aber, um ſie nicht mit ihrem Manne zu ſehen, zu deſſen Geſellſchaft, ja Freundſchaft er in der Stadt durch ſeine Stellung gezwungen ſein würde. Man verabredete einen fleißigen Briefwechſel, und Eduard ſah mit Vergnügen, wie ſich Luiſe gegen alle die heimlichen Mittel und Vorſichtsmaßregeln ſträubte, die nothwendig waren, um die Lebhaftigkeit dieſes Briefwechſels zu verbergen.

Luiſe reiste ab. Die Trennung von dem geliebten Weibe, die durch jenen falſchen Schrecken bei ihrer Zurückberufung und bei den letzten Geſprächen angeregten Gefühle, die ihn auf das Schiefe, leider auch Lügenhafte eines ſolchen Verhältniſſes aufmerkſam machten, die plötzliche Vereinſamung — alles Das wirkte mit trüber Macht auf Eduards Gemüth. Die Arbeit, einſt ſo belebt in Luiſens Geſellſchaft, ſchien ihm ſchaal und unerquicklich, und er ſuchte ſich bei der noch anweſenden Stadtbevölkerung zu zerſtreuen. Sie langweilte ihn und fehlte ihm doch, als ſie das Städtchen verlaſſen. In der vollkommenen Einſamkeit

versank er in immer tieferen Trübsinn, und seine Briefe an Luise trugen diesen Stempel. In desto häufigeren Briefen suchte sie ihn zu trösten und aufzuheitern, indem sie ihn auf den Frühling verwies, der ihr Glück wieder in der Blüthe sehen solle. Sie ermunterte ihn zur Arbeit, ohne es ganz zu verhehlen, daß sie sich durch seine Traurigkeit geschmeichelt fühle. Dennoch forschte sie mit der Anstrengung eines gewissenhaften Arztes nach allen möglichen Ursachen seines Trübsinnes, der in wahre Melancholie ausgeartet war, und suchte alle diese Ursachen zu heben. So schrieb sie ihm einmal, daß ihre Liebe aller Welt ein vollkommenes Geheimniß sei, daß sie für ihren Ruf nichts zu fürchten habe und daß er sich über diesen Punkt vollkommen beruhigen könne. In der That gehörte Luise zu jenen Frauen, an die sich beim ungezwungensten Umgange mit Männern der böse Leumund nicht heranwagt, und von denen man in Gesellschaft sagt: Sie ist zu klug, um sich in ein Verhältniß einzulassen, das sie kompromittiren könnte.

Der Winter verging. Frau v. B... war wieder die erste Schwalbe des Städtchens; ja, sie kam in diesem Jahre noch früher als gewöhnlich, da ihr Mann sie für jene hastige Abberufung entschädigen wollte. Sie fand Eduard sehr verändert. Er war blaß, schweigsam und in sich versunken. Sie konnte sich nicht sagen, daß er sie weniger liebe als im vergangenen Sommer, im Gegentheil fand sie jedes seiner Worte, jeden seiner Blicke inniger, intensiver; aber sie mußte erkennen, daß die Freude des Wiedersehens ihn zwar aufgeregt, aber im traurigen Zustande seiner Stimmung keine Krise hervorgebracht. Mit jener zärtlichen Geduld des Krankenpflegers, deren das Weib in so hohem Grade fähig ist, erschöpfte sie in den langen Nachmittagen und Abenden, die sie während der schlechten Zeit auf ihrer Stube verbrachten, alle die Mittel, Gründe und Ueberredungskünste, die sie schon in ihren Briefen erschöpft hatte; sie war heiter, um ihn zu erheitern, sie weinte, um sich von ihm trösten zu lassen. So gelang es ihr wohl, ihn auf Momente aus sich selbst heraus zu reißen,

im Ganzen aber blieb ſein Zuſtand derſelbe. Am Ende ſchien es ihr, als ob er ihr etwas verſchweige, als ob er eine Frage an ſie zu richten habe, die er nicht auszuſprechen wage, und daß ſie ſeinem Trübſinn auf der rechten Spur ſei, bemerkte ſie einmal mit Erſtaunen, als ſie ihm wieder lange zugeredet hatte und er ſich plötzlich lächelnd und wie ſcherzend zu ihr wandte und ſo obenhin fragte: Liebſt du mich denn wirklich, Luiſe?

Für Luiſen war das Räthſel gelöst; nicht Skrupel waren es, es war der Zweifel, der Eduards Heiterkeit untergrub. Viel vermag eine Frau, wenn ſie alle Schätze der Liebe vor dem Auge, dem Herzen des Geliebten ausbreiten will. Jede Minute im Leben Luiſens war von nun an ein Beweis von Liebe. Mit dem Frühling wurde auch Eduard heiterer — aber jene Frage wiederholte ſich trotz Allem von Zeit zu Zeit.

Indeſſen war es ſonnig geworden und grün, und die Liebenden durchſchweiften die Gegend, und Eduard ſchien immer mehr und mehr einer heiteren Ruhe entgegen zu gehen.

Eines Nachmittags kam er lächelnd zu Luiſen, die ihn zu einer Promenade ins Gebirge eingeladen hatte — aber als man einen Gang durch den Garten machte und es da ſo heimlich und von aller Welt abgeſchloſſen war, zog man es vor, die ſchönen Stunden in der buſchigen Laube beim Geſang der Vögel, dem Dufte der ſich erſchließenden Blumen zuzubringen. Luiſe ſaß auf der Bank, Eduard ihr zu Füßen, das Haupt in ihrem Schooße. Sie ſprachen wenig; Luiſe ſchien über die Klarheit ihres Freundes glücklich. Da ertönte wieder jene Frage: Liebſt du mich denn wirklich, Luiſe?

Luiſe antwortete nicht; ſie zog die Hände aus den Haaren Eduards, in denen ſie geſpielt hatte, und ſah, beleidigt, erſt vor ſich hin, dann zum Himmel hinauf, den Vögeln nach, die zwitſchernd über den Garten flogen.

Da erſchallt ein Schuß in ihrer nächſten Nähe; ſie ſieht herab, Eduard liegt mit zerſchmetterter Stirn zu ihren Füßen.

Gott, meine Briefe! ruft Luiſe. Sie ſpringt auf,

zieht den Schleier vors Gesicht, eilt über die Gasse hinüber in Eduards Wohnung auf seine Stube. Da liegt ein Messer auf dem Tische, damit erbricht sie eine Lade im Pulte, nimmt das wohlverbundene Paket Briefe, das da liegt, schiebt es unter ihr Tuch und eilt wieder nach Hause.

Der Arzt schwieg, seine Geschichte war zu Ende.

In dieser Geschichte, lieber Freund, sagte der Russe, haben Sie uns, mit Einem Worte, hinterlistig mit einer Pointe etwas zu viel von Ihrer beliebten Ironie aufgetragen.

Was vermag ich gegen ein Faktum? antwortete der Arzt, denn ein wirkliches und leibhaftiges Faktum habe ich Ihnen mitgetheilt. Uebrigens habe ich es weniger der Ironie wegen gethan, als um unserem jungen Freunde zu zeigen, wie verschieden sich jener Einsiedler des Herzens äußert, besonders wenn er überrascht wird.

Das ist ja eben Ihre vermaledeite Ironie! rief der Hausherr.

Nein! sagte der Arzt mit immer gleicher Ruhe — und ich will es Ihnen zum Theil beweisen, indem ich Ihnen mittheile, was ich verschweigen könnte. Frau Luise v. B... wurde in späteren Jahren nervös und war oft krank; ich behandelte die trotz vorgerücktem Alter und allen Leiden immer noch reizende Frau. Ich saß oft Stunden lang an ihrem Bette und plauderte. Sie war protestantisch und hatte keinen Beichtvater, da schenkte sie ihr Vertrauen dem Arzte, und sie selbst war es, die mir diese Geschichte mitgetheilt hat, und wenn mein junger Freund will, erlaube ich ihm, Das als eine Regung seines viel genannten Einsiedlers des Herzens zu betrachten.

Das wollen wir! riefen wir Alle, denn das ist das Richtige!

4.

# Ein frommer Betrug.

Mit diesem uns Alle ehrenden Ausruf verlassen wir die Gesellschaft der Erzähler von St. Hippolyte; aber anknüpfend an jene Erzählungen, in denen das Gewissen eine Rolle spielt, will ich die Geschichte eines Mannes mittheilen, der im Bewußtsein reinsten Wollens verachtungsvoll mitten durch Verdächtigungen mit Energie seinem Ziele entgegen ging. Den herrlichen Park, den hauptsächlichen Schauplatz dieser Begebenheit, habe ich selbst zu öfteren Malen durchwandert, und im lieblichen Rauschen seiner Tannen und Eichen ist mir die Geschichte aus authentischstem Munde erzählt worden.

Die Familie derer v. B... gehört zu den bekanntesten und reichsten Banquiers-Familien des Kontinents. Die Herren v. B..., nachdem sie in ihrer Provinz großen Grundbesitz und in ihrem Staate, einem der Großstaaten Europa's, den Adels-Titel sammt den daran haftenden Privilegien erworben haben, ziehen es zwar vor, zur Aristokratie ihres Landes gezählt zu werden, dennoch aber lassen sie ächt bürgerlich ihre Banken weiter arbeiten und ihr Vermögen von Tag zu Tag vergrößern und zeichnen sie sich durch jenen spezifischen Stolz aus, der sich in der heutigen plutokratischen Welt mit dem Bewußtsein ihrer fast ausschließlichen Macht verbindet. Neben dem kommerziellen Gewinne besitzt der Vorsteher dieses Hauses das Geschick, durch eine halbmediceische Art von Unterstützung der Künste und Wissenschaften, durch Heranziehung glänzender Berühmtheiten, durch pompöse Feste und durch Betheiligung an philanthropischen Unternehmungen einen gewissen Glanz um sich zu verbreiten, der die Kassen und Ziffern und die Prosa des Geldlebens vergessen macht. Die Frauen der Familie dienen mit ihrer natürlichen und gebildeten Güte des Herzens unbewußt den Planen des Herrn v. B..., indem sie die Armuth unterstützen und so dem Hause noch den Ruf der

Wohlthätigkeit sichern. Die ältere Linie der Familie bewohnt in der welthistorisch berühmten Stadt, die nun freilich zu einer Provinzial-Hauptstadt herabgesunken ist, den Palast, den ehemals die erste Familie des Landes bewohnt hatte und der wegen seiner historischen Wichtigkeit sowohl, als wegen seiner großartigen, wahrhaft königlichen Bauart eine Merkwürdigkeit geworden ist, an der kein Fremder vorüber gehen darf. In seinen Sälen hat Herr v. B... Skulpturen des größten Bildhauers dieses Jahrhunderts aufgestellt. Die Provinz ist von seinen Schlössern und Muster-Meiereien so zu sagen bedeckt; worauf er aber besonders stolz ist, das sind die Parks, welche er von englischen Kunstgärtnern an seinen Schlössern mit großen Kosten anlegen ließ und die, wie sein Palast in der Stadt, Zielpunkte neugieriger Wanderer geworden sind.

Die Familie v. B... steht mit Einem Worte in vollster Blüthe. Aber sie hat den Ring des Polykrates vergessen, sie hat es vernachlässigt, den „Neid der Götter" zu versöhnen. Herr v. B... hatte drei Töchter, die man gern mit den drei Grazien verglich, welche in Marmor im Schlafzimmer seiner Frau standen. Unter ihnen zeichnete sich die jüngste, Emilie, nicht nur durch höhere, geistigere Schönheit, sondern auch durch eine wahrhaft magnetische Anziehungskraft aus, der Niemand widerstehen konnte. Man hatte das schon früh bemerkt und baute auf Emilien die stolzesten Hoffnungen. Durch sie hoffte man eine angesehene, wahrhaft aristokratische Verbindung erreichen und so faktisch in die Welt des historischen Adels eintreten zu können. Aber schon in ihrem sechszehnten Jahre fingen die schönen und sanften braunen Augen Emiliens zu kranken an, und in ihrem siebenzehnten Jahre, der Blüthezeit des Lebens, der Zeit der Hoffnungen und Träume, war sie eine arme unglückselige Blinde. Das Unglück lastete schwer auf der Familie. Es versteht sich von selbst, daß Alles gethan wurde, um es abzuwenden. Reisen zu den berühmtesten Aerzten wurden unternommen, und als man die Reisemühen als schädlich erfand, wurden andere aus weiter Ferne herbeigeholt.

Sie alle gaben nur ſpärlichen Troſt, indem ſie auf die ferne Zukunft verwieſen, oder gar keinen, indem ſie die Blindheit für unheilbar erklärten.

Emilie war im ganzen Hauſe Diejenige, die ſich bei den traurigen Ausſichten zuerſt und mit Sanftmuth ins Unvermeidliche ergab; die den Blinden eigenthümliche Heiterkeit ſtellte ſich bald bei ihr ein, und ſie ſuchte die Anderen über ihr eigenes Unglück zu tröſten. Nach und nach gewöhnte man ſich an die Unglückliche, die, von einer Geſellſchafterin geführt, im Hauſe umherſchlich; man umgab ſie mit allen Bequemlichkeiten, die einem Blinden das Leben erleichtern, man gab ihr Geſellſchafterinnen ihres Alters, die ſie unterhalten ſollten, Vorleſerinnen in mehreren Sprachen, Muſiker, die ihr die trüben Stunden mit Ausführung der ſchönſten Kammer-Kompoſitionen erheitern ſollten. Es war ein glänzendes Elend; doch wurde es mit der Zeit als ein Theil des Luxuslebens betrachtet, und man hörte die Bemerkung gern, daß Herr v. B... das Unglück ſeiner Tochter auf großartige, wahrhaft fürſtliche Weiſe zu verſchönern verſtehe.

Mit dieſem ihrem Hofe lebte Emilie im ſtillſten Flügel des Palaſtes. Da ſie weder mehr an den Bällen und Soireen des Hauſes oder befreundeter Familien, noch an Beſuchen u. dergl. Theil nehmen konnte, wurde ſie in ihrer kleinen Welt immer einſamer. Mutter und Schweſtern kamen des Morgens, um ihr die Stirn zu küſſen und ihr einige freundliche Worte zu ſagen — dann hörte ſie meiſt den ganzen Tag nichts mehr von ihnen. Selten einmal verſammelten ſie ſich mit den intimſten Freunden in Emiliens Zimmern, um daſelbſt ein kleines Konzert anzuhören, und auch das betrachtete man als eine Pflicht. Es iſt traurig, aber wahr: auch Kinder ſinken im Preiſe. Die arme Blinde machte ähnliche Betrachtungen und zog ſich immer mehr in ſich zurück.

So vergingen Jahre, und als man in einem Herbſte einmal von der Villa in die Stadt überſiedelte, bat Emilie um die Erlaubniß, mit ihrer Gouvernante und ihren Geſellſchafterinnen

den Winter in dem einsamen Hause zuzubringen. Die Eine Schwester war verlobt; man machte sich zu glänzenden Festen bereit, der Winter sollte lärmend werden — man sah ein, daß all Das Emilien nur stören könnte; das Landhaus lag in der Nähe der Stadt, man konnte sie im Nothfalle schnell in die Stadt holen, und man hatte gegen ihren Wunsch nichts einzuwenden. Eine Anzahl Bediente wurde ihr noch beigegeben und dazu eine Art Major domus, ein alter, treuer Freund, der ehemals der Mutter Unterricht gegeben hatte und nun im Hause gewissermaßen das Gnadenbrod aß.

Die Villa, in welcher nun Emilie wie eine verwittwete Königin wohnte, gehörte zu jenen oben erwähnten, die ihrer Schönheit, besonders der Schönheit ihres Parkes wegen, von Fremden besucht wurden und weit und breit berühmt waren. Emilie erinnerte sich ihrer noch klar aus der Zeit ihrer Kindheit und fühlte sich wohl im Bewußtsein der umgebenden Schönheit. Weniger gehindert, als in der Stadt, konnte sie hier ihr Leben ganz nach ihren Neigungen einrichten; Manches, was sie dort unangenehm berührte, fiel hier weg, und bald war sie unter ihren heiteren Genossinnen die Heiterste. Mit Spazierfahrten, Vorlesung, Musiziren, selbst ernsteren Studien verging die Zeit aufs Angenehmste.

Emilie war zweiundzwanzig Jahre alt. Ihr Auge hatte sich der Welt verschlossen, eben, da sich ihr das Herz vielleicht erschließen wollte. Erschrocken vor dem Unglück, zog es sich zuerst krampfhaft zusammen und entsagte nach Ueberwindung des ersten Schmerzes den Freuden, dem Glücke, das die Welt bieten kann. Später war ihre zartfühlende und liebevolle Seele vollauf und schmerzlich beschäftigt, sich an alle ungeahnten Folgen ihres Unglücks, vorzugsweise an die Vereinsamung zu gewöhnen. Jetzt, da diese Kämpfe überstanden waren und sie zu einer Art beschaulicher Ruhe durchgedrungen war, erwachten wieder manche Gefühle und Wünsche, die seit ihrer ersten Jugend gewisser Maßen unberührt in ihr geschlummert hatten. Sie hatte nie geliebt. Die

Lektüre mancher poetischer Werke erinnerte sie daran, und sie zuckte die Achseln, schmerzlich lächelnd. Aber es sind nicht die edelsten Weiber, bei denen die Liebe durch das Auge einzieht; sie weiß andere und oft bessere Wege zu finden.

Eines Abends fand die Vorleserin ein neues Buch auf dem Tische. Es war ein schön ausgestatteter Almanach, der mit einem wohlthätigen Zwecke noch den verband, die poetischen Kräfte der Provinz zu sammeln und anzuregen. Herr v. B... war wohlthätig und unterstützte Künste und Wissenschaften. So hatte er auf eine größere Anzahl von Exemplaren subskribirt, und eines hatte man Emilien geschickt, wie man sie überhaupt mit dem Neuesten versorgte. Man nahm den Almanach mit Mißtrauen in die Hand, aber man hielt es für Pflicht, die Hervorbringungen der nächsten Umgebung kennen zu lernen. In der That wurde Vieles angefangen und nicht zu Ende gelesen; des wohlthätigen Zweckes und der guten Meinung halber verzieh man den Autoren, aber man hielt es nicht für geboten, sich durch so viel Gestrüpp zu schlagen. So war das Buch bald zur Hälfte durchblättert. Plötzlich aber blieb man vor einer Reihe von Gedichten überrascht stehen; die Vorleserin hielt unwillkürlich inne, als ob sie sagen wollte: Hier ist etwas von einer ganz anderen Gattung, und als ob sie abwarten wollte, bis man die bisher angeregte spöttische Stimmung verbannt und sich auf eine ernstere vorbereitet habe.

Es gibt Gedichte, die mit dem ersten Verse alle Saiten des Herzens vibriren machen, die den Leser oder Hörer meist mit den einfachsten Worten auf unerklärliche Weise ergreifen und selbstherrschend um ihn eine Atmosphäre verbreiten, der er sich nicht mehr entziehen kann. So waren die Gedichte, welche die Vorleserin Emiliens nach einigem Stillschweigen vortrug. Ein edles Gemüth sprach in ihnen eine sanfte, doch männliche Melancholie in einfachen Worten aus. Die Melodie der Sprache wirkte, als ob diese Lieder bereits in Musik gesetzt wären, als verlangten sie nur gesungen und nicht gelesen zu werden. Emilie ließ sie ein zweites, ein drittes Mal wiederholen; sie war tief ergriffen. Sie

ging ans Klavier und ſuchte unter Mendelsſohns Liedern ohne Worte nach einer Melodie, die zu dieſen Verſen gepaßt hätte. Sie fand keine und ſpielte ſich endlich, um die angeregte Stimmung feſtzuhalten, das Adagio aus Beethovens Cis-moll-Sonate. — Dann verſank ſie in Träumereien und wurde ſchweigſam. Erſt ſpät fragte ſie nach dem Namen des Verfaſſers: er hieß Karl Blank.

„Ich möchte ihn kennen, dieſen Karl Blank!“ ſagte ſie, indem ſie das Buch nahm und ſich die Hand auf die Blätter legen ließ, welche die ſchönen Verſe enthielten. Dann legte ſie ſelbſt ein Zeichen in die Blätter, ſchloß das Buch und ließ ſich an dieſem Abend nichts mehr vorleſen.

Da Emilie am anderen Morgen, nach abermaliger Vorleſung der Gedichte, wieder den Wunſch äußerte, den Verfaſſer kennen zu lernen, und da ihre Umgebung gern jeden Wunſch der gütigen und ſanften Herrin erfüllte, ſo fing man an, ſich nach allen Seiten hin nach dem unbekannten Karl Blank zu erkundigen. Beſonders war der Major domus bei ſolchen Gelegenheiten thätig. Der hatte es bald heraus, daß Herr Karl Blank als Arzt in einem benachbarten kleinen Städtchen ein beſcheidenes Leben führte.

Das Unwohlſein einer der Geſellſchafterinnen wurde benutzt, ihn, ohne das Wiſſen Emiliens, herbeizuholen. Erſt als er ſchon im Hauſe war, wurde ſie davon in Kenntniß geſetzt und gefragt, ob er ihr vorgeſtellt werden dürfe. Mit der ihr eigenen Unbefangenheit ging ſie darauf ein, obwohl man ihr geſagt hatte, daß Dr. Karl Blank ein junger Mann in den Zwanziger Jahren und von ſehr liebenswürdigen Manieren ſei. Die Gouvernante glaubte eine Bemerkung machen zu müſſen, aber Emilie lächelte halb ſchmerzlich; durch ihre Blindheit war ſie vor jeder übeln Nachrede geſchützt.

Der Arzt kam. Emilie reichte ihm die Hand und empfing ihn wie einen alten Bekannten, ohne ihm zu ſagen, wie ſie ſeine erſte Bekanntſchaft gemacht. Er ſelbſt fühlte ſich beengter, ver-

legener. Jung und noch wenig beschäftigt, noch nicht abgehärtet gegen menschliche Leiden, obwohl Arzt, rührte ihn der erste Anblick dieser anmuthigen Gestalt, die zum Glücke geboren schien und in der schönsten Zeit des Lebens vom Leben ausgeschlossen war. Er stotterte einige Worte, aus denen Emilie das Mitgefühl und die Verlegenheit heraushörte; desto mehr hielt sie es für ihre Pflicht, durch unbefangenes Wesen und Zuvorkommenheit ihm seine Sicherheit wieder zu geben.

Karl hatte während und nach seiner Studienzeit in der Welt gelebt; erst seit Kurzem hatte er sich, um nur einen Wirkungskreis zu haben, in das Städtchen verbannt, und er hatte daselbst seine weltmännischen, sicheren Manieren noch nicht verloren. So fand er denn bald seine Fassung wieder und kam Emilien mit jener dankbaren Offenheit entgegen, die ihre Unbefangenheit verdiente, und mit jener Hingebung, die edlere Seelen von Anfang an dem Unglücke gern beweisen. Der Ton seiner Stimme that ihr wohl; sie war männlich und sanft und paßte so zu seinen Worten. Als Blinde hatte sie es gelernt, die Menschen nach den verschiedensten äußeren Zeichen zu beurtheilen, und so fand sie auch, daß in seinem Händedruck beim Abschiede viel Herzlichkeit lag, viel mehr als in dem ersten, als sie ihn empfing. Kaum war Karl fort, als sie alle ihre Gesellschafterinnen versammelte, um sich sein Aeußeres beschreiben zu lassen; sie stimmten alle darin überein, daß er etwas sehr Einnehmendes habe und zum Arzte wie geschaffen sei, da ihm das Vertrauen förmlich entgegen fliege. Er sei zwar nicht geradezu schön zu nennen, doch habe er viele Schönheiten, die bei einem Manne mehr werth seien, wie ein sanftes, doch sehr ernstes dunkles Auge, eine hohe, weiße Stirn, eine feine Hand und einen Mund, der zwar etwas groß sei, aber viel Energie verrathe und diese wohlthätig mit einem sanften Lächeln verdecke. Die Kranke, zu welcher Karl als Arzt gerufen worden, konnte sein Benehmen nicht genug rühmen und schilderte vorzugsweise seine Art, zu sprechen, zu gehen, zu sitzen, sich zu bewegen, und so wurde es Emilien nicht schwer, sich aus

den einzelnen Vorzügen, die jede der Damen besonders hervorhob, ein vollkommenes und lebhaftes Bild Karls zusammen zu setzen.

Karl kam bald wieder, um seine Kranke zu sehen. Es war ein heiterer Wintertag, und er mußte in den Garten, um die Herrin des Hauses zu begrüßen. Er schloß sich ihrem Spaziergange an, und es that ihm wohl, Emilien auf ihrem Gange manchen Dienst leisten zu können. Der Weg führte über eine hochgewölbte amerikanische Brücke, und sein Arm war nicht zu viel, obwohl die Gouvernante sie führte. Er übernahm alle Funktionen des Dieners, der nachfolgte, er legte ihr den Mantel um, da man an eine luftigere Stelle des Parkes kam, er stützte sie, da es den Hügel hinabging. Auf dem Wege schob er vorsorglich jedes Steinchen oder jedes todte Zweiglein bei Seite. Dabei wußte er, um Emilien seine Geschäftigkeit nicht merken zu lassen, ein lebhaftes Gespräch zu unterhalten. Beim zweiten Besuch wagte es Emilie schon, ihm von seinen Versen zu sprechen und ihm ihre Dankbarkeit dafür auszudrücken. Sie verweilte mit Liebe bei diesem Gegenstande, aber bescheiden wußte er das Gespräch in ein allgemeines über Poesie zu verwandeln. Gern hörte sie ihre Lieblingsdichter von seinem Munde gelobt; mit größerer Freude horchte sie seinen Urtheilen, die in klaren Worten aussprachen, was sie nur dunkel gefühlt und wovon sie sich nie Rechenschaft gegeben hatte. Es schien ihr, als ob sie nun Alles besser verstände und als ob sie künftig mit ganz anderen Ohren hören werde. Sie bat ihn, bald wieder zu kommen, ihre Bibliothek anzusehen und die Lücken auszufüllen.

Karl erkannte bald die schöne Gedanken- und Phantasiewelt, welche Emilie in ihrer einsamen Nacht um sich aufbaute, und es schien ihm eine süße Pflicht, ihr am Ausbau behülflich zu sein. Er benutzte die Einladung, bald wieder zu kommen, und er hatte ihr in Bezug auf ihre Bibliothek in der That manchen nützlichen Rath zu ertheilen. Er blieb dabei nicht stehen. Bei späteren Besuchen, da er erkannt hatte, mit welcher aufrichtigen Dankbar-

keit Emilie ſeine Rathſchläge annahm, erlaubte er ſich, ſie auf manche Fehlwege aufmerkſam zu machen, auf die ſie bei ihren ernſteren hiſtoriſchen Studien gerathen war, und bald war er gewiſſer Maßen ihr Lehrer geworden.

So brachte Karl neue Elemente in dieſe kleine abgeſchloſſene Welt, wie das immer geſchieht, wenn plötzlich ein Mann in einem Frauenkreiſe erſcheint. Einem Manne gegenüber ſind Frauen nicht eiferſüchtig auf ihren Einfluß; einem gebildeten geſtehen ſie gern Ueberlegenheit zu. So thaten auch Gouvernante und Geſellſchafterinnen. Es wurde viel von ihm geſprochen; ſeine Geſpräche gaben Stoff zu neuen Geſprächen, in ſeiner Abweſenheit berief man ſich auf ein von ihm ausgeſprochenes Wort; war er da, machte man ihn zum Schiedsrichter. Emilien war er bald mehr, war er ein lieber Freund geworden. Von ihm geführt, machte ſie ihre Spaziergänge durch den Park, verbrachte ſie ganze Stunden im vertraulichſten Geſpräche.

Da ſie ſich in ſeiner Geſellſchaft neu aufleben fühlte, ſo war es natürlich, daß ſie ihm von ihrer früheren Vereinſamung, von den Leiden einer von der Welt Ausgeſchloſſenen erzählte. Er konnte ihr dabei ungeſtört ins Auge ſehen; es glänzte milde wie ein ſanft umhüllter Stern, und das ſeine konnte unbelauſcht eine Thräne zerdrücken. Doch war es ihm manchmal, als fühlte ſie Das, und als ſähe ſie ihm ins innerſte Herz. Er irrte ſich nicht; am Zittern des Arms, am Tone ſeiner Stimme, an manchen Worten erkannte ſie mit dem Inſtinkte der Blinden den Freund, der mit ihr fühlte, wie noch Niemand mit ihr gefühlt hatte.

In der Freude ihres Herzens ſprach ſie der Mutter, die ſie oft beſuchte, mit Begeiſterung von der neuen Bekanntſchaft. Die Mutter äußerte den Wunſch, Karl kennen zu lernen, und er wurde auf einen beſtimmten Tag eingeladen, um ihr vorgeſtellt zu werden. Frau v. B... fand ihn ſehr liebenswürdig, machte ihm Vorwürfe, daß er ſich in einem kleinen Städtchen begrabe, da er ganz geeignet ſei, in der großen Welt ſein Glück zu machen, und lud ihn ſchließlich ein, ſie doch ja zu beſuchen, wenn er in

die Stadt komme, und ihr Haus als das seinige zu betrachten. Bald lernte ihn auch der Vater kennen und fand ihn „charmant".

Sonderbar genug: die Gesellschaft des Städtchens, welches Karl bewohnte, und der Umgegend der Villa nahm die häufigen Besuche des jungen Arztes ernster. Emilie war rücksichtslos gegen eine Welt, die für sie nicht existirte; sie gab sich ihrer Freundschaft ohne Rückhalt hin, sie machte kein Hehl daraus, daß sie in Karls Gesellschaft Stunden und halbe Tage verlebe, sie zeigte sich auch außerhalb des Parkes an seiner Seite. Kein Zweifel! das blinde Fräulein liebt ihn, der arme Arzt will sein Glück machen und eine reiche, wenn auch blinde Braut heimführen. Das Gerede drang in die Stadt und mit Hülfe guter Freunde bis an die Ohren der Familie v. B... Anfangs war man überrascht, ja bestürzt; einen armen Arzt ohne Ruf und Namen als Schwiegersohn in die Familie aufzunehmen, schien etwas Ungeheures. Der Vater seufzte in Erinnerung an die Pläne, die er einst mit Emilien gehabt hatte. Abends wurde Familienrath gehalten, und man begann die Debatten in schlechter Stimmung; nach einigem Ueberlegen aber fand man, daß sich die Dinge im Grunde gut fügen, daß man am Ende zufrieden sein müsse, wenn die arme Emilie überhaupt einen Mann finde. Man habe sich mit diesem unglücklichen Kinde in so Vieles fügen müssen, man müsse auch Das ertragen, daß man sie nicht standesgemäß versorgen könne. Karl sei ein Mann, den man in der Welt präsentiren dürfe, und sein Charakter sei, wie es scheine, der Art, daß er Emilien ein ruhiges und rücksichtsvolles Leben verbürge. Auf das Bedenken der Mutter, daß Karl ihre Tochter wohl nicht aus Liebe heirathen wolle, antwortete der Vater, daß es ihm achtbar sei, wenn ein mittelloser junger Mann eine solche Gelegenheit benutze, seine Zukunft zu sichern. Zuletzt wurde beschlossen, daß der Vater schon am nächsten Tage nach der Villa fahren und mit Emilien und, wenn sie ein Verhältniß mit Karl zugebe, auch mit diesem sprechen solle.

Herr v. B... fand seine Tochter nicht unvorbereitet.

In Emiliens wie in Karls Seele war es klar. Seit mehreren Tagen waren sie im vollen Bewußtsein ihrer Liebe glücklich. Sie hatte es zuerst gewußt, daß sie einander liebten; er hatte es ihr zuerst gesagt.

Und du willst als der barmherzige Führer einer Blinden durchs Leben gehen? fragte sie ihn weinend in jener glücklichen Stunde.

Er küßte ihr anstatt aller Antwort die beiden sanften blinden Augen. Da wischte sie die Thränen ab und rief mit freudestrahlendem Gesichte: Wie segne ich meine Blindheit! Sie allein wird es möglich machen, daß ich dein werde; wer weiß, was sie sonst aus mir gemacht hätten!

Bedurfte es für ihn eines größeren Beweises ihrer Liebe? Und sie — war sie nicht seiner innigsten Liebe gewiß, da er sie, die Hülflose, für ein Leben lang in seinen Schutz nahm? Denn kein beleidigender Gedanke, keine, auch nur die flüchtigste Erinnerung an die Schätze, die sie dem armen Arzte mitbrachte, war ihr in den Sinn gekommen.

So seiner und ihrer Liebe gewiß, antwortete sie auf des Vaters Frage mit einem einfachen Ja.

Herr v. B... erwiderte, daß er nach reiflicher Ueberlegung gegen die Heirath mit dem vortrefflichen jungen Manne nichts einzuwenden habe und daß die ganze Familie, wie aus einer gestrigen Besprechung hervorgegangen, einverstanden sei. Emilie, ahnend den Inhalt jener Familien-Konferenz, lächelte.

Es blieb nichts übrig, als mit Karl zu sprechen. Herr v. B... schickte seine prächtige, mit Wappen geschmückte und von zwei feurigen englischen Pferden gezogene Karosse ab, daß sie ihn abhole. Ist einmal die Sache so weit, dachte er, dann kann man den Mann nicht früh genug an ein konvenables Auftreten und die Bedürfnisse des Luxus gewöhnen.

Herr v. B... nahm indessen die Muster-Meierei, die er in der Nähe der Villa hatte, in Augenschein und durchging den Park, um für den nahenden Frühling mancherlei Anordnungen

zu treffen. In das Haus zurückgekehrt, sah er von fern schon die Karosse heranbrausen und fand, als sie in den Hof einfuhr, daß sich Karl in einem solchen Wagen ganz gut ausnehme und daß er sich mit Würde zurückzulegen verstehe.

Herr v. B... empfing den Ankommenden mit vielem Wohlwollen. Verzeihen Sie, lieber Herr Dr. Blank, wenn ich Sie gestört und Ihren Patienten entzogen habe; ich habe Wichtiges mit Ihnen zu besprechen. — Mit diesen Worten nahm er ihn freundschaftlich unter den Arm und führte ihn hinab in die Säulenhalle, die an der Parkseite vor dem unteren Salon hinlief.

Junger Mann! — fing er da im Auf- und Abgehen an — ich will mit Ihnen offen von einem Gegenstande sprechen, von dem anzufangen, eigentlich an Ihnen gewesen wäre. Indessen begreife ich, daß Sie bei der denn doch obwaltenden Verschiedenheit unserer Stellung, bei der Schüchternheit, die in Ihrem Alter nicht immer ganz verschwunden ist, und bei der Natur der in Rede stehenden Angelegenheit etwas zaghaft waren, und ich will, wie es mein Name und meine Stellung erlauben, ohne dadurch mich oder meine Tochter zu kompromittiren, jede Formalität bei Seite setzen, indem ich selbst von dem Gegenstande beginne. — Sie haben es verstanden, meiner Tochter eine in der That lebhafte Neigung einzuflößen — Sie wünschen, sie zur Frau zu haben...

Ich bitte, Herr v. B... — fiel ihm hier Karl ins Wort — ich bitte, diese letzten Worte...

Stille, junger Freund, fuhr Herr v. B... fort, stille, ich weiß Alles. Es ist mir, Gottlob! gelungen, meine Kinder so zu erziehen, daß sie kein Geheimniß haben vor ihrem Vater! Ich weiß Alles! Sie haben sich gewissermaßen verlobt, junger Freund — hier legte Herr v. B... die eine Hand auf die Schulter Karls, indem er ihm die andere hinreichte — ich habe nichts gegen diese Verlobung einzuwenden.

Sie sind ein edler Mann, murmelte Karl und legte ruhig seine Hand in die dargebotene des Herrn v. B...

Nein, mein Freund, fuhr Herr v. B... fort, ich bin nur ein guter Vater. Nach allen eingezogenen Erkundigungen und nach dem Eindrucke, den Sie mir ſelbſt und Frau v. B... gemacht, können wir das unglückliche Kind unmöglich beſſeren Händen anvertrauen. Aus Liebe zu unſerem Kinde ſetzen wir auch gern jede Rückſicht bei Seite, die uns ſonſt Stand und Stellung auferlegen. Lieber Doktor, fügte Herr v. B... humau lächelnd hinzu, Sie kommen in eine aufgeklärte Familie, in der Sie nichts von veralteten Vorurtheilen werden zu leiden haben.

Auch Karl lächelte; er fühlte den ganzen Hochmuth, der aus dieſen Worten ſprach, und unwillkürlich entzog er Herrn v. B... ſeine Hand. Warſt du denn auf Dergleichen nicht gefaßt? fragte er ſich. Geduld! Geduld! und er krampfte die Hand zuſammen und ſetzte die Wanderung an der Seite des Herrn v. B... fort. Dieſer ſchien eine Antwort zu erwarten oder die Fortſetzung ſeiner Rede zu überlegen und ſchwieg. In Karl ſtieg ein Gedanke auf, der ihn glücklich lächeln machte. Er dachte nach, ob er Herrn v. B... nicht ein Wort hinwerfen ſolle, das ihn beſchämen mußte. Aber dieſes Wort hätte ein ihm theures Geheimniß verrathen, das ſelbſt Emilie noch nicht kannte und das ſie doch vor allen Menſchen zuerſt kennen mußte, und er murmelte noch einmal: „Geduld! Geduld!“ und ſchwieg. — Daun dachte er wieder an all das Gerede, das ſeit Wochen die Gegend erfüllte, an die Fragen ſeiner Freunde und Bekannten, ob man denn wirklich eine Blinde lieben könne, und an die oft wiederholten Lobſprüche, daß er ein praktiſcher Mann ſei, der ein Auge zuzudrücken und ſich eine der reichſten Erbinnen des Landes zu holen wiſſe. Er war nicht darauf gefaßt, ungefähr Daſſelbe aus dem Munde des Herrn v. B... zu vernehmen, der wieder begann:

Ihr Schweigen, mein Freund, finde ich natürlich. Sie ſetzen bei mir, wie ich mir ſchmeichle, einigen praktiſchen Sinn voraus; Sie wiſſen, daß ich unſer Verhältniß mit Kaltblütigkeit, ohne Illuſionen betrachte, und als junger Mann fühlen Sie ſich mir

gegenüber etwas beengt. Beruhigen Sie sich! Ich achte den Mann, der — Sie sehen, ich spreche offen — mit einiger Selbstverleugnung, wo sich ihm die Gelegenheit bietet, für seine Zukunft zu sorgen versteht. Hoch achte ich den jungen Mann, der früh einer solchen Handlungs- und Anschauungsweise fähig ist. Und damit Sie sehen, wie offen ich bin, wie klar ich die Verhältnisse betrachte, so füge ich noch ohne Rückhalt hinzu: Sie werden uns bei allem Reichthum, den Ihnen meine Tochter bringt, nichts zu danken haben. Schwer und groß sind die Pflichten, die Sie mit einer blinden Frau übernehmen; es ist nur billig, daß der Lohn ihrer Erfüllung ein großer sei.

Karl blieb stehen, keines weiteren Schrittes fähig. Handelsmann! — das Wort schwebte auf seinen Lippen, aber er dachte an Emilien, an die Vorsätze, die er gefaßt, an sein süßes Geheimniß, und er wischte sich stillschweigend den kalten Schweiß von der Stirn. Dann wieder dachte er, ihn mit Einem Worte, mit plötzlicher Enthüllung seines Geheimnisses zu beschämen, aber wieder fiel es ihm ein, daß Emilie es zuerst kennen müsse. Er faßte sich und sagte so ruhig als möglich:

Herr v. B..., erlauben Sie mir, bevor ich auf Alles, was Sie mit so großer Offenheit darzulegen die Güte hatten, antworte, erst noch einige Worte mit Fräulein Emilie zu sprechen.

Herr v. B... war zwar etwas überrascht, fand es aber billig, daß, wenn noch eine Erklärung zwischen den jungen Leuten nöthig sei, diese Statt finde.

Karl eilte die Treppe hinauf und in Emiliens Zimmer.

Emilie! — rief er ihr schon von der Thür zu — was habe ich hören müssen!

Wiederhole es nicht — bat Emilie, indem sie ihm mit der Hand liebevoll über die Stirn fuhr — wiederhole es nicht, mein Freund, ich ahne, ich weiß es.

Nein, sagte er, ich werde es vor dir nicht wiederholen — ich werde dich nie so kränken. Ich komme auch nicht darum, fügte er hinzu und schlang den Arm um ihren Hals — ich

komme, um dich ans Herz zu drücken und dir ein Geheimniß mitzutheilen, das du vor allen Menſchen dieſer Erde kennen mußt.

Ein Geheimniß? fragte Emilie.

Ja, ein ſüßes Geheimniß, das mich beglückt, wie mich noch nichts im Leben beglückt hat. Seit Wochen trage ich es in mir, aber ich wagte nicht, es auszuſprechen. Jetzt, da meine Zweifel und Hoffnungen zur Gewißheit geworden, jetzt erſt wage ich es, dir davon zu ſprechen.

Er nahm das holde Geſicht Emiliens in beide Hände und ſagte: Verſprich mir, es ruhig und mit Faſſung anzuhören.

Ich verſpreche es, antwortete Emilie, obwohl ſie zu beben und zu zittern begann.

Er küßte ſie auf beide Augen und ſagte mit feſter und ſicherer Stimme: In wenigen Wochen iſt die Krankheit dieſer beiden geliebten Sterne reif; ich werde ihnen das Licht wiedergeben.

Karl! ſchrie Emilie, Karl! Und keines anderen Wortes fähig, warf ſie ſich an ſeine Bruſt, umſchlang ihn mit beiden Armen und benetzte ſeine Wangen mit ihren glücklichen Thränen.

Stille! gebot Karl, nicht geweint — der Arzt verbietet es.

Durch dich bin ich in trüber Einſamkeit wieder aufgelebt, ſchluchzte Emilie, ſoll ich durch dich die köſtliche Gabe wieder erhalten? Ich ſoll dein theures Antlitz ſehen können, mein Freund, mein Retter, mein Befreier!

Mein theures Kind! rief Karl, indem ihm ſelbſt die Thränen aus den Augen ſprangen.

Aber, mein Freund, fuhr Emilie nach einiger Zeit fort, täuſcht dich deine Liebe nicht mit eitlen Hoffnungen, da mich die erfahrenſten Aerzte längſt aufgegeben haben?

Emilie, hat dir einer von all den berühmten Aerzten ſo lange und ſo tief ins Auge geſehen, wie ich? hat ihm dabei wie mir die Liebe mit ihrer Fackel geleuchtet? fragte Karl mit ſanftem Vorwurf.

Wahr, mein Freund, ich glaube dir; ſcheint es mir doch

ſo gewiß, daß mir von dir alles Heil kommen müſſe! antwortete Emilie.

Nun du es weißt, Emilie, gehe ich wieder hinab zu deinem Vater, um ihm zu ſagen, was ich dir für all dein Geld mitbringe.

Schon war Karl an der Thür, als ihn Emilie plötzlich und mit ängſtlicher Stimme zurückrief. Halt, mein Freund, ſagte ſie mit zitternder und aufgeregter Stimme, eile nicht! Warte, bis ich einen Gedanken ganz erfaßt habe, einen traurigen Gedanken, der mir ſo eben durch den Kopf zog. Schweige, ſprich nicht davon! Nur du und ich ſollen das Geheimniß kennen. Gott, es iſt ſchrecklich! Wenn du mich heilſt, werden ſie dich mit Gold überhäufen, ich aber bin dir verloren. Niemals werden ſie mich, die Sehende, dem armen Dorfarzte geben.

Das habe ich mir ſchon ſelbſt geſagt, erwiderte Karl, und habe danach meine Pläne gemacht. Aber ich konnte es doch nicht recht glauben.

Glaube es mir! bat Emilie dringend.

Was aber ſoll ich deinem Vater auf all das Beſchämende antworten? fragte Karl.

Trage es, trage es für mich! bat Emilie mit gefalteten Händen.

Das will ich, meine Geliebte, rief Karl, Das und noch vieles Andere. — Er ſchloß ſie herzlich in ſeine Arme und eilte dann zu Herrn v. B... hinab, welcher, noch in Gedanken vertieft, zwiſchen den Säulen auf und ab ging.

Herr v. B..., begann Karl, zwiſchen mir und Emilien iſt Alles auf das Befriedigendſte geordnet! — Und mit zeremoniöſer Haltung und etwas ſteifer Förmlichkeit fügte er hinzu: Ich werde mich glücklich ſchätzen, ich werde mich höchſt geehrt fühlen, wenn Sie mir die Hand Ihrer Fräulein Tochter gewähren und mich ſo in den Schooß Ihrer hochgeehrten Familie aufnehmen.

Lieber Doktor, antwortete Herr v. B..., umarmen Sie mich als Ihren Schwiegervater... Und jetzt gehen wir zu Emilien.

Karl und Emilie mußten ſich in Gegenwart des Herrn von B... umarmen, und er gab ihnen ſeinen Segen. Dann ſetzte er ſich zwiſchen Beide aufs Sopha, nahm Beider Hände und war ſehr gemüthlich. Er ſprach von der künftigen Einrichtung des jungen Ehepaares und ſchenkte Karl dieſe prächtige Villa ſammt Park, Muſter-Meierei und Dependenzen, da er doch hier Emilien kennen gelernt, und bat ihn um die Erlaubniß, bei einem jungen Bildhauer, den er protegirte, einen Aeſkulap zu beſtellen, den er unten in der Säulenhalle aufſtellen wollte. — Auch die Aerzte haben ihren Adel, ſagte er lächelnd, ſie ſtammen von den Göttern. — Auch auf die Hochzeit kam er zu ſprechen. Mit Anfang des Frühlings, ſagte er, heirathet Emiliens Schweſter den Grafen R...., die Hochzeit wird mit vieler Pracht gefeiert werden. Leider geſtattet es Emiliens Lage nicht, daraus ein Doppelfeſt zu machen; ſie könnte an all dem Tumult nicht Theil nehmen. Ihr wird es angemeſſen ſein, zu anderer Zeit und in der Stille ihre Vermählung zu feiern. Wir wollen daraus ein gemüthliches Familienfeſt machen. Auch ſind Ihre Verhältniſſe, lieber Doktor, und die des Grafen ſo verſchieden, die Geſellſchaft wäre am Doppelfeſte innerlich ſo getrennt, daß ſich an eine Vereinigung gar nicht denken läßt. Nach der Hochzeit geht der Graf mit ſeiner Gemahlin auf Reiſen, Mama muß in ein Seebad und wird bei dieſer Gelegenheit unſeren Freunden bei Paris einen Beſuch abſtatten; ſo wird eure Vermählung wohl bis in den Herbſt aufgeſchoben werden müſſen.

Bis in den Herbſt? rief Karl — unmöglich!

Unmöglich? wiederholte Herr v. B... lächelnd — es iſt natürlich, daß es Ihnen ſo ſcheint, wird aber bei der Lage der Dinge doch nicht anders thunlich ſein.

Karl wurde verdrießlich und brütete vor ſich hin, ohne auf die Worte ſeines künftigen Schwiegervaters weiter zu hören. So wurde es ſpät, und Herr v. B... nahm Abſchied, indem er verſprach, morgen Mama herauszuſchicken, daß ſie dem Brautpaar ihren mütterlichen Segen gebe. — Kommen Sie morgen

ja herüber, sagte er zu Karl, und daß ich Ihnen den Weg erleichtere, wird mit dem Frühesten ein Phaëton mit zwei kräftigen Holsteinern vor Ihrer Thür warten. Ich bitte, über Gespann und Kutscher als über Ihr Eigenthum zu verfügen.

Karl begleitete Herrn v. B... an den Wagen, dann kehrte er in Emiliens Zimmer zurück und warf sich in die Sophaecke, wo er so eben neben ihm gesessen hatte. Er drückte die Augen in die Hände und brütete, wie vorhin.

Warum so schweigsam, mein Freund? fragte Emilie, die sich zu ihm setzte.

Also bist du mir doch verloren! rief Karl traurig.

Wie so verloren? fragte Emilie erschrocken — ist nicht Alles aufs Schönste geordnet?

Unsere Vermählung soll ja, wie der Vater bestimmt, erst im Herbste Statt finden, antwortete Karl.

Nun, und fürchtest du, daß deine Liebe nicht so lange aushält? fragte Emilie scherzend.

O, scherze nicht, während mir vor Leiden das Herz zittert! rief Karl wieder. Wenn du das Licht der Augen vor unserer Vermählung erhältst, dann bist du mir verloren; darüber sind wir Beide einig. Die Krankheit deiner Augen wird eben um die Zeit der Hochzeit deiner Schwester zur Operation reif sein. Unsere Vermählung müßte um dieselbe Zeit Statt finden; dann, am selben Tage, solltest du, meine Geliebte, wieder sehen können.

Emilie schwieg und versank in Nachdenken; dann plötzlich, als ob sie einen Ausweg aus dieser Verlegenheit gefunden hätte, fragte sie: Ist es unbedingt nothwendig, daß die Operation in der ersten Zeit der Reise Statt finde, oder kann sie um einige Zeit aufgeschoben werden?

Es ist nicht unbedingt nothwendig, antwortete Karl, daß sie in der ersten Zeit vorgenommen werde, man kann sie allerdings aufschieben.

Nun! rief Emilie, so werde ich in meiner Blindheit bleiben, bis zum Herbste, bis ich dir angetraut bin, dir unwiderruflich angehöre.

Nein, du Engel des Lichtes in der Finſterniß, nein! rief Karl gerührt und drückte ſie an ſein Herz — nein, um keinen Preis ſoll deine Nacht länger dauern, als ſie muß. Du ſollteſt noch einen Frühling verſäumen mit allen Blumen, einen Sommer mit ſeinem Meer voll Licht, und Das um mich? Nein, um keinen Preis auf Erden!

Um keinen Preis? auch nicht, wenn ich der Preis bin? fragte Emilie vorwurfsvoll.

Auch dann nicht, rief Karl mit Feſtigkeit; wenn die Zeit kommt, werde ich vor deinen Vater hintreten und ihm ſagen: Die Zeit iſt gekommen, Ihre Tochter iſt geheilt, — wenn ich auch weiß, daß er dich dann zurücknimmt und daß ich von fern zuſehen muß, wie du mit Gewalt irgend einem Baron oder Grafen hingegeben wirſt.

Du könnteſt Das ſehen und kannſt von mir nicht das Opfer eines Frühlings und eines Sommers annehmen? fuhr Emilie in vorwurfsvollem Tone fort.

Karl wiederholte ſeinen feſten Entſchluß, ihr Geheimniß zu verrathen, wenn ihre Vermählung nicht ſchon im Frühling vollzogen und ihm ſo Gelegenheit gegeben werde, ſeinen geheimen Plan auszuführen.

Emilie dachte wieder nach. Nach einiger Zeit ſagte ſie: Sei ruhig, mein Freund, morgen kommt die Mutter. Laſſe mich erſt mit ihr allein und triff ſpäter ein. Ich werde ein Weib ſein, ich werde intriguiren, ich werde heucheln, und ich werde es durchſetzen, daß wir im Frühling getraut werden.

Es war indeſſen ſpät geworden; Karl ſprang auf und drückte Emilien in ſeine Arme. Zum Abſchied ſagte er ihr noch: O, heuchle, heuchle, Emilie! Muß ich doch einen falſchen Schein auf mir ruhen laſſen, der mich zu Boden drücken würde, wenn ich nicht mein Bewußtſein und deine Liebe hätte.

Karl hatte die letzten Worte ſo traurig ausgeſprochen, daß ſich Emilie vornahm, ihre Rolle für ihn ſo gut als thunlich durchzuführen. Und ſie hielt ſich Wort. Am Morgen kam die

Mutter an. Sie drückte ihre Tochter in die Arme und überhäufte sie mit Glückwünschen. Bald aber bemerkte sie, daß Emilie nicht so heiter war, als sie erwartet hatte.

Wie sollte ich auch? sagte Emilie — Papa zeigte mir wahre Angst vor dem Gedanken, daß meine und der Schwester Vermählung zusammen gefeiert werden solle, und doch wird alle Welt fragen, warum das nicht eine Doppelhochzeit gebe, da doch zwei Bräute im Hause und keine Hindernisse vorhanden sind. In der Stille will mich Papa verheirathen, wie man eine arme Cousine verheirathet, die aus Barmherzigkeit ausgestattet wird.

Kind, Kind! welche Gedanken! rief die Mutter erschrocken.

Ich hätte sie auch nicht ausgesprochen, fuhr Emilie schnell fort, wenn sie mich allein beträfen. Ich habe mich nie beklagt, ich habe mich immer zurückgezogen, um euch nicht zu stören; denn ich bedachte eure Pflichten, eure Verbindungen, und was ihr diesen schuldig seid. Dieses Mal aber betrifft die Zurücksetzung nicht mich allein, sie betrifft Karl, meinen Mann, eben so sehr. Ist es nicht, als ob man sich schämte, ihn als Schwiegersohn zu zeigen, als ob man sich des Abstandes zwischen dem Grafen und dem armen bürgerlichen Arzte schämte? Werde ich nicht, wenn Papa bei seinem Gedanken beharrt — ich wiederhole es — wie eine arme Verwandte behandelt?

Emilie! rief die Mutter, indem sie aufsprang und sie in ihre Arme schloß, du bist mein Kind, mein theures Kind, deine Vorwürfe schneiden mir ins Herz, und ich fühle, daß etwas Wahres in deinen Worten ist. Dein Vater hat ja nur so ins Blaue hinein im ersten Moment ohne Ueberlegung den Plan gemacht. Gewiß, er hätte nicht daran gedacht, wenn er gewußt hätte, daß du die Sache so betrachtest. Du weißt, daß ich in solchen Angelegenheiten der Familie etwas vermag, und ich verspreche dir, daß deine Hochzeit zugleich mit der deiner Schwester gefeiert werden soll.

Die Mutter hielt Wort; im Familienrath wurde beschlossen, daß im Frühling eine Doppelhochzeit gefeiert werden solle. Nur

am Programme der Festlichkeit wurde aus Rücksicht auf Emilien Manches geändert. Der große Ball wurde ganz gestrichen, das Diner in ein großartiges Dejeuner verwandelt und anstatt der aristokratischen Kirche der Stadt die Hauskapelle zur Vermählung bestimmt.

So kam der Frühling heran und mit ihm die zur Doppelvermählung bestimmte Zeit. Emilie begab sich erst einen Tag vor der Hochzeit in die Stadt, wo sich Karl bereits seit einer Woche befand. Er hatte einige Gassen weit vom Palaste des Herrn v. B... eine geräumige Wohnung gemiethet, in welcher er sich mit geheimnißvollen Vorbereitungen viel zu schaffen machte.

Die Zeremonie fand in Gegenwart zahlreicher Gäste Statt; zuerst erhielt die ältere Schwester mit dem Grafen R..., dann unser Paar den priesterlichen Segen. Nach der Trauung begab man sich in einen großen Saal des oberen Stockwerkes, wo die ganze Gesellschaft plaudernd und auf- und abwandelnd die Stunde des Dejeuners erwartete. Karl hatte sich entfernt und Emilien in Gesellschaft von Jugendfreundinnen zurückgelassen. Nach einiger Zeit kam er zurück, faßte Emiliens Arm und flüsterte ihr ins Ohr: Bist du ruhig, mein geliebtes Weib?

Fühle meinen Puls, antwortete sie lächelnd, ob er schneller schlägt, als du es erlaubst.

So laß uns gemach aus dem Saale verschwinden, sagte Karl mit aufgeregter Stimme.

Er machte mit ihr einen Gang den Saal entlang und führte sie leise vor die Thür und in den Vorsaal. Dort faßte er sie in seinen Arm und trug sie eilend hinab, wo er sie in einen bereit stehenden geschlossenen Wagen hob, der sich sofort in Bewegung setzte und in den nächsten Gassen verschwand.

Erst da man sich zu Tisch setzen sollte, wurde die Abwesenheit des einen Brautpaares bemerkt. Man suchte es überall — vergebens. Man wollte sich bei Emiliens Gesellschafterinnen erkundigen — auch sie waren sämmtlich verschwunden.

Herr v. B... fand diese Entführung höchst unschicklich und

meinte, daß nur ein Mann von Karls Stande eines solchen Streiches fähig sei. Um Skandal zu vermeiden, trat er vor die Gesellschaft und entschuldigte Madame Blank, die sich etwas müde in ihre Gemächer zurückgezogen habe, und Herrn Blank, der ihr Gesellschaft leiste. Indessen schickte er einen Vertrauten in die Wohnung Karls mit der Weisung, daß sich das junge Ehepaar sobald als möglich zur Gesellschaft zurückverfügen solle. Auch der Vertraute kam nicht zurück, und die Zeit verrann Herrn v. B... auf eine unangenehme Weise, während die Gäste sich beim Dejeuner sehr gütlich thaten und die heiterste Stimmung herrschte.

Man war eben dabei, den Grafen R... sammt Gemahlin hoch leben zu lassen, als Karl mit fliegendem Haar, mit glühenden Augen, sprühenden Wangen, tief und schnell athmend vor Aufregung in den Saal stürzte. Meine Herren und Damen! rief er fast schreiend, seit zehn Minuten sieht Madame Blank; die Operation ist vollkommen geglückt.

Mit einem Schrei der Ueberraschung sprangen die Gäste von ihren Sitzen; Herr v. B... stürzte sich auf Karl und umhalste ihn gerührt, Frau v. B... weinte aufrichtige Thränen mütterlicher Liebe.

Ungeheurer Jubel bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft; Jeder besonders wollte Karl Glück wünschen, Jeder besonders ihm danken und ihn umarmen, und so wanderte er aus einer Umarmung in die andere. Herr v. B... drückte seine Frau ans Herz und schämte sich der Thränen nicht, die ihm von den Wangen liefen; ermattet sank er endlich auf einen Stuhl. Frau v. B... stürzte fort, um zu ihrem Kinde zu eilen, aber ihr Gatte faßte sie noch am Arm, und während er sich die Thränen abwischte, sagte er leise mit noch bebender Stimme: Merkst du's, Sophie? — ich durchschaue Alles — eigentlich hat er uns betrogen.

Wer? fragte Frau v. B... überrascht.

Nun, der Doktor! antwortete ihr Gatte, noch immer mit thränenden Augen.

Gott lohne ihm den Betrug! rief Frau v. B... mit fromm gefalteten Händen und zum Himmel gekehrten Augen.

Gewiß, antwortete er, ich ſage nicht Nein. Ein kluger Mann! er wußte ſehr wohl, daß ich ihm das ſehende Fräulein v. B.... nicht zur Frau gebe, ſo nahm er die Blinde und machte ſie ſich ſehend. Ein ſehr kluger Mann! ich achte ihn hoch!

Mit dieſen Worten ſprang er auf und drang durch die Menge der Gäſte, um Karl noch einmal zu umarmen.

Graf R... und ſeine Gemahlin reisten nach wenigen Tagen nach dem ſonnigen Italien ab. Nach einigen Wochen, da die Heilung vollendet war, führte Karl ſein glückliches Weib in die grünen Thäler der nahen Schweiz. In die Heimat zurückgekehrt, etablirte er ſich in der Stadt. Der Ruf jener Operation, die Verbindungen des Schwiegervaters, vor Allem aber ſein liebenswürdiges und Vertrauen einflößendes Weſen trugen dazu bei, ihm bald eine Stellung als Arzt zu geben, deren ſich Herr v. B... nicht zu ſchämen hatte. Was aus ſeiner Poeſie, der erſten Liebes-Botin zwiſchen ihm und Emilien, geworden, wiſſen wir nicht. Er war wohl zu glücklich, um noch länger melancholiſche Verſe zu ſchreiben.

---

5.

## Kontraſte.

Der fürchterliche Kontraſt zwiſchen Reichthum und Armuth erinnert mich an eine Zeit, da ich, fern von Emiliens ſonniger Heimat, fern von Herrn v. B...'s Villen, Schlöſſern, Paläſten, Statuen und Vaſen, das Land der Armuth, das Land der herabgekommenen Königsſöhne, da ich Irland durchwanderte, in eine Hütte einkehrte und in die Wohnung des Elendes eingekehrt zu ſein glaubte.

Von Belfaſt aus kam ich mit Hülfe des Dampfes in wenigen

Stunden nach der alten Celtenstadt Antrim. Die alte, verfallene Physiognomie der Menschen und Häuser abgerechnet, findet der Fremde in Antrim nichts Auffallendes, während für die Einwohner im Gegentheil ein solcher Tag, da ein Fremder über ihren öden Marktplatz geht, allerdings höchst merkwürdig ist. Aus den erblindeten Glasfenstern der besseren, aus den papierverklebten der schlechteren Häuser blicken dann verwitterte Gesichter mit erstaunten Augen und scheuen sich nicht, dem Wanderer Ausrufe höchster Ueberraschung, oft sehr wilder Art, in die Ohren zu schreien. Die halbnackten Kinder, die vor den Thüren spielen, springen erschrocken auf und eilen, sich im Schooße der Mutter zu verbergen. Auf dem grasbewachsenen Marktplatze gehen bewaffnete englische Konstabler auf und ab und langweilen sich. Sie sind froh, einen Fremden zu sehen, weisen ihn gern zurecht und scheinen die einzigen civilisirten Menschen.

Indessen kommt man nicht nach Antrim, um Antrim zu sehen, man kommt seines Sees wegen, welcher der größte von allen irischen Seen ist und bei den Einwohnern der Laugh Neagh heißt. So verläßt man denn bald die Stadt, um die Ufer aufzusuchen. Man steigt nun die Hügel hinab und gelangt in eine Art von Vorstadt. Sie besteht aus Lehmhütten, von denen jede nur Ein Gelaß hat und gar kein Fenster — der Fenstersteuer halber. Die Thür steht offen und muß auch im Winter offen stehen, wenn man etwas Licht haben will. Im Halbdunkel dieser erbärmlichen Wohnungen hocken unbeweglich abgezehrte weibliche Gestalten, oder liegen oft betrunken alte und junge Männer. Selten, daß ein heimliches Kaminfeuer das Unheimliche dieser Menschenwohnungen mildert. Geht man durch solche Gassen und will man Almosen austheilen, so kann man es ohne Unterbrechung thun und nach rechts und links reichen; magere, knochige, gierige Hände werden sich überall entgegenstrecken.

Hat man den Westen gesehen oder auch nur die Moorgegenden von Castleblanay, dann ist man freilich schon an Solches und an Aergeres gewohnt. Hat man die Hütten gesehen, von

denen der Beamte des Grundbeſitzers das Dach geriſſen und die wohl zu Hunderten mitten aus Moorgründen oder ſandigen Kartoffelfeldern ihre Lehmgiebel wie dürre Arme klagend gen Himmel ſtrecken; hat man die einſtigen Bewohner dieſer Hütten geſehen, wie ſie, Mann, Weib und eine lange Reihe von Kindern, wie Vögel mit bleigetroffenen Flügeln, nackt, krank, mit den Symptomen des nahenden Hungerfiebers über die Kartoffelfelder oder die naſſen Moorgründe irren, ohne zu wiſſen, wohin ſich zu wenden: dann freilich ſcheinen Einem die Bewohner dieſer Hütten von Antrim noch in Wohlleben ſchwelgende Menſchen. So ging ich denn auch mit einem durch Gewohnheit ſchon geminderten Gefühle durch jene Gaſſe.

An ihrem Ausgange taucht man wie aus der Nacht zum Lichte auf, denn ſie mündet auf eine Wieſe, die ſich mitten durch ſchöne Gebüſche und Haine lachend hinzieht, während aus dem Hintergrunde die ſchimmernde Fläche des Sees grüßt. Die Wieſe, Büſche und Haine ſind die letzten Ausläufer des Parkes von Shanes-Caſtle, welcher die nördlichen Ufer des Laugh Neagh mit grünen Armen umſchließt. Aber in ihrem Schooße iſt die Ausſicht noch beſchränkt; ich wanderte weiter auf dem Damme, der ſich weit in den See hinein ſtreckt. Hier thut ſich ein weiter, breiter Blick auf. Der See, der fünf Grafſchaften die Füße badet, verliert ſich gegen Süden wie ein Meer ins Unendliche — da iſt kein Berg und Wald, auch keine Hütte, die nach dieſer Richtung dem Blicke ſeine Ufer andeuteten; die wenigen Segel, die dahin ziehen, ſcheinen auf weite, lange Reiſen zu gehen, die Nebel, die ſie bald verſchlingen, ein unbekanntes Land zu verhüllen. Nur die nördlichen Ufer ſind, wie geſagt, durch den Park belebt, den die Lords O'Neil, die Herren der Gegend, im Laufe der Zeit aus dem unwirthbaren Geſtade hervorſproſſen ließen. Er gleicht, vom See aus geſehen, mehr einem nordiſchen Walde und blickt düſter wie ein Druiden-Hain. Shanes-Caſtle, das Schloß der Lords O'Neil, das mit ſpitzigen Thürmen und ſchmalen, langen Fenſtern ſeit dem großen Brande von vor

zwanzig Jahren zum Theil als Ruine aus dem Parke hervorblickt und mit eingefallenen Augen den See bewacht, trägt nicht dazu bei, die Gegend zu erheitern. Der See war dunkel, fast schwarz anzusehen, und das war nicht die Schuld des wolkigen Himmels an jenem Tage; er ist es immer und heißt auch im Munde des Volkes „das schwarze Wasser", the black water. Die ganze Gegend hat etwas Nordisch-Mythologisches. Nach der christlichen Tradition ist der See das Werk des Teufels. Einmal, um eine Seele geprellt, die er bereits in seinen Klauen zu halten glaubte, riß er im Aerger ein Stück Landes aus der Erde und schleuderte es in den irischen Kanal; so entstand hier der See, dort die Insel Man.

Natürlich wohnen auch hier in der Tiefe des Sees, wie überall in Irland, die liebenswürdigen Elfengeister, jene halb gefallenen Engel, die, weil sie im Kampfe der Engel des Lichts mit den Genossen Lucifers abwarteten und nicht Partei ergriffen, auf die Erde, zwischen Himmel und Hölle, verbannt worden sind. Aber diese holden Geister treten hier in den Hintergrund, und man weiß von ihnen und ihren Krystall-Palästen in der Tiefe des Sees nur sehr wenig zu erzählen. Eine größere Rolle spielt die traurigere Banshee, eine Art weißer Frau aus dem Schlosse Shanes-Castle, die jedes Mal erscheint, wenn ein Glied aus der Familie O'Neil sterben soll. Sie läßt sich zwar bei solchen Gelegenheiten nicht immer sehen, aber man hört ihren Schrei, der ähnlich dem Pfiff des Orkanes dreimal die Luft durchgellt, mit klagendem Tone über die ganze Gegend, welche einst die O'Neils beherrscht, hinzieht und als Seufzer in weiter Ferne verhallt. Shanes-Castle hat ganz das Aussehen einer solchen Geister-Residenz. Traurig und schwarz, wie es sich in den schwarzen Wassern bespiegelt, erwartet man am hellen Tage, wenn es hier einen solchen gibt, daß aus seinen runden Thürmen und schmalen Fenstern Ahnfrauen, weiße Frauen und solches Volk hervortreten, um weinend und ächzend über die Wasserfläche hinzuschreiten.

Die Banshee wird jetzt von Tag zu Tag erwartet, denn in Shanes-Castle residirt der grauhaarige letzte Lord O'Neil. Mit

ihm ſtirbt das letzte Stammhaupt, wenn auch nicht der letzte Sproſſe aus dem Königshauſe von Ulſter. Denn alle Bewohner dieſer Gegend ſind O'Neils, alle ſind ſie Königsſproſſen, ſelbſt die wir in jener dantiſch-hölliſchen Gaſſe geſehen haben. Sie alle werden, als zur Familie gehörig, den Ruf der Banſhee hören. Den Leuten im Schloſſe ſelbſt wird noch ein anderes Zeichen werden. Aus dem Gemäuer des Hofes blickt ein uralter, in Stein gehauener Kopf mit buſchigen Brauen, hohlen Augen und ſchmerzlich verzogenen Mundwinkeln; der Kopf wackelt und wackelt von Tage zu Tage mehr und mehr und wird endlich aus dem Gemäuer fallen und in Stücke brechen. Dann iſt das Ende des letzten Lords O'Neil gekommen. Dem armen Lord, der in dem alten, halbverbrannten Schloſſe, das er nicht mehr aufbauen läßt, in Erwartung ſolcher Zeichen ſitzt und den ſteinernen Kopf wackeln ſieht und im Kreiſchen des Wetterhahns den Ruf der Banſhee zu hören glaubt, muß melancholiſch zu Muthe ſein.

Es that mir leid um ihn. Die Gegend iſt nicht gemacht, ihn aufzuheitern; das fühlte ich, wie ich auf der letzten Spitze des Dammes da ſaß und meine Blicke über den See ſchweifen ließ, immer tiefer in Brüten verſank und meine Seele ſo dunkel wurde, wie die Wellen des „ſchwarzen Waſſers". Es gibt traurige Erdpunkte, die ſo auf den Wanderer wirken; es gibt ſolche Momente auf einſamer Wanderung, da muß man ſich ſchütteln und aufraffen, ſonſt verliert man ſeine Zeit und bildet man ſich ein, man habe zu verſteinern angefangen. Man vergißt, daß man ein gebildeter Menſch iſt, und man glaubt an all die Sagen und brütet darüber; im beſten Falle grübelt man und ſucht nach ihrer traurigen Symbolik.

Ich ſchüttelte mich und ſtand auf. Das letzte Segel war verſchwunden, vom Nebel verſchlungen, die Wolken hatten ſich tiefer geſenkt, und die Wellen und die Tannen am Ufer ſchienen mir ſchwärzer geworden. Auf der Höhe des Sees ſtand ein einſames Fiſcherboot und darin ein Mann, der ſich abmühte, ein großes Netz aus dem Waſſer zu ziehen.

Ich trat den Rückweg an. Wo der Damm ſich den Baumgruppen nähert, denen ich entgegen ging, und wo er durch einen ſchmalen, grünen Raſenplatz von einer kleinen Seebucht getrennt iſt, wurde mein Blick durch eine dünn aufſteigende Rauchſäule angezogen und durch ſie auf eine rundförmige Erhöhung gelenkt, die ſich an und aus dem Damme erhob. Bei näherer Betrachtung erkannte ich dieſe Bodenerhöhung als eine Art von Hütte, deren Wände aus rohen Steinen und ſchwarzem Erdreich, deren Dach theils aus Waſen, theils aus getrocknetem Gezweige beſtand. Der Eingang in die Hütte öffnete ſich dem Raſenplatze und der Seebucht zu, und aus ihm ſtieg die Rauchſäule auf. Vor der Hütte an einem Weidenbaume hing ein Fiſchernetz ausgebreitet. Ich wollte die Bewohner eines ſolchen urſprünglichen Gehäuſes kennen lernen, und ich ſtieg den Damm hinab.

Im Dunkel der Erdhütte, die durch die Ritzen des Daches, durch den offenen Eingang und die Flamme an demſelben nur ſchwach erleuchtet war und deren Hintergrund ſich kellerartig und ſchwarz in einer Vertiefung verlor, ſaß auf einem Baumſtumpfe eine Geſtalt, die ich nicht erkannt hätte, wenn ſie mir nicht überraſcht entgegengekommen wäre. Es war ein ſchlankes junges Mädchen von ungefähr ſechzehn bis ſiebenzehn Jahren. Anſtatt aller Kleidung trug ſie ein Hemd, das eben ſo viele Löcher hatte als das Fiſchernetz, das vor der Hütte hing, und einen dünnen Rock, der von der Höhe des Knies bis hinab aufgeſchlitzt und mannigfach ausgefranzt war. Kaum daß dieſes Koſtüm, das überdieß ſeit lange nicht gewechſelt zu ſein ſchien, den mageren Leib genügend bedeckte. Das verhinderte ſie nicht, ſich im vollen Tageslichte zu zeigen, da die Mangelhaftigkeit ihrer Bekleidung ſie aus alter Gewohnheit nicht im Geringſten zu geniren ſchien. Mit freundlichen, wenn auch Anfangs etwas überraſchten, braunen Augen ſah mich das runde, ächt iriſche, etwas ſtumpfnaſige Geſichtchen an. Es lächelte endlich und zeigte einen roſigen Mund voll der klarſten, ſchimmerndſten Perlenzähne; das hellbraune Haar, das ungeordnet und dick um die Scheitel hing, war rück-

wärts theils in einen Knoten zusammengebunden, theils fiel es frei und flatternd über den nackten weißen Hals herab. Die Wangen waren bleich und etwas eingefallen, was die, wie es schien, diesem wie allen ächt irischen Mädchengesichtern natürliche Rundung störte, ihm aber dafür einen überaus zarten Charakter gab.

Ein Fremder! rief sie, als sie vor mir stand, und maß mich neugierig von Kopf zu Fuß.

Ich bin aus weiter Ferne hieher gekommen, sagte ich, mit Rücksicht auf den irischen Charakter, den ich seit Wochen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, um Ihren wunderherrlichen See, Miß, den Laugh Neagh, kennen zu lernen.

Ich glaube (I suppose), antwortete sie ächt irisch, ich glaube, es ist der schönste See der Welt.

Ohne Zweifel! antwortete ich mit dem größten Ernst und folgte ihrer Einladung, in die Höhle zu treten.

Ich starrte in leeres Dunkel. Anfangs glaubte ich, daß mein Auge, an das Zwielicht nicht gewohnt, die Gegenstände nicht unterscheiden könne, bald aber erkannte ich, daß die Höhle in der That von aller Einrichtung entblößt war. Im Hintergrunde eine aus etwas Heu und trockenen Blättern bestehende Streu, der Baumstumpf, auf welchen sich das Mädchen wieder setzte, ein breiter Stein, der mir zum Sitze angewiesen wurde, der Topf am Feuer und ein Porzellanteller, der, der Himmel weiß wie, in diese Höhle gekommen ist und der zwischen den Hölzern der Decke stak — waren der ganze und einzige Hausrath dieser Wohnung.

Ist dieses Ihre Wohnung, Miß? fragte ich und setzte schnell hinzu: Ich frage nur, um zu wissen, ob ich bei Ihnen, ob ich Ihr Gast bin?

Ja, Sir! antwortete sie mit irischer Grazie, ich habe die Ehre, Sie als meinen Gast zu begrüßen. Sie sind in meiner Wohnung; dieses Haus gehört Dick O'Neil, meinem Vater, der jetzt auf dem See ist. Ich heiße Honnor O'Neil, Tochter Dicks O'Neil, Euer Ehren zu dienen.

Ich freue mich, sagte ich, indem ich mich verneigte, Miß Honnor O'Neil kennen zu lernen.

Sie sind sehr gütig! erwiederte sie und verneigte sich ebenfalls. Sie schlug, in Nachdenken versinkend, die Beine über einander; über dem Knie schlang sie die Finger in einander und wiegte sich auf ihrem Sitze hin und her. Nach einigem Nachdenken fragte sie: Sir! Sie kommen wohl aus weiter Ferne?

Aus sehr weiter Ferne, Miß!

Haben Sie schon in Ihrer Heimat von den O'Neils gehört?

Gewiß, Miß Honnor, habe ich in meiner Heimat und in andern Ländern von den O'Neils gehört.

Das habe ich wohl gedacht, antwortete Honnor mit stolzer Ruhe — die O'Neils waren die mächtigsten Könige der Welt, ganz Ulster gehörte den O'Neils. Ich, Sir, ich stamme von den Königen von Ulster — Alles, was hier O'Neil heißt, stammt von diesen Königen; der Lord O'Neil, der dort in diesem Schlosse wohnt, stammt vom ältesten Sohne des Königs — das ist der einzige Unterschied zwischen ihm und den andern O'Neils.

Miß Honnor O'Neil, ich bin glücklich, den Sprossen eines so mächtigen Königshauses kennen zu lernen.

Honnor wollte mir eben mit einem freundlichen Lächeln antworten, als der Topf am Feuer mit seinem dunkeln Inhalte zu brodeln und überzulaufen begann. Sie sprang erschrocken auf, faßte ihn mit Hülfe des Rockes am Henkel und zog ihn von der Flamme zurück. Sie verbrannte sich ein wenig die Finger, doch beachtete sie das nicht und rief, noch erschrocken, die Hand auf die Brust legend: Vor lauter Plaudern habe ich den Topf vergessen! St. Patrick, wenn ich den Topf hätte auslaufen lassen, drei Tage lang hätten wir wieder hungern müssen! St. Patrick und St. David und all ihr Heiligen Irlands, ich danke euch!

Sonderbar rührend klang mir diese fromme, aus tiefstem Herzen kommende Danksagung für die Rettung des Topfes aus demselben Munde, der eben von seinen königlichen Ahnen und Verwandten gesprochen.

Honnor ſetzte ſich wieder auf ihren Baumſtumpf, nahm ein altes Netz, das ihr zu Füßen lag, in die Hände und kehrte, während ſie zerriſſene Maſchen wieder zu knüpfen ſuchte, mit offenbarer Liebe zum Gegenſtande unſeres Geſpräches zurück.

Haben Sie, Sir, hub ſie an, in Ihrer Heimat auch gehört, auf welche Weiſe die O'Neils dieſes Land gewonnen haben?

Nein, Miß O'Neil! antwortete ich, ich geſtehe mit Beſchämung, daß ich das nicht gehört habe. Ich weiß wohl, daß die O'Neils dieſes Land mächtig und mit Ruhm beherrſcht, aber wie ſie es gewonnen haben, habe ich nie erfahren.

Ich will es Ihnen erzählen, ſagte Honnor und ließ das zerriſſene Netz wieder fallen. Als vor langer, langer Zeit, kein Menſch kann es mehr berechnen, wie lange das her iſt, die erſten Menſchen, die allererſten Menſchen in dieſes Land kamen, fanden ſie hier einen König.

Wie, Miß O'Neil? — fragte ich — als die allererſten Menſchen ins Land kamen, fanden ſie hier einen König?

Ja, ſagte Honnor, ſo iſt es.

Sie fanden hier einen König?

Ja, wiederholte Honnor ganz ruhig, ſo iſt es. Sie fanden hier einen König. Der ſagte: Dem ſoll das Königreich Ulſter gehören, der das Land, der Erſte von Allen, mit ſeiner Hand berührt. Da nun dieſe erſten Menſchen übers Meer und Jeder in einem Kahne ankamen, fingen ſie auf das Wort des Königs alle gewaltig zu rudern an, denn Jeder wollte der Erſte das Land mit ſeiner Hand berühren und König werden. Da war Einer unter ihnen, der hieß O'Neil. Der hätte gern das Königreich gewonnen; aber es waren Andere da, die es auch gern gewonnen hätten, und die waren ihm weit voraus gerudert. Was thut O'Neil? Er zieht ſein Schwert, haut ſich eine Hand ab und wirft ſie aufs Land. So hat er mit ſeiner Hand zuerſt das Land berührt, und ſo war er König von Ulſter, und dieſer Held iſt unſer Stammvater.

Honnor ſah mich fragend an, als ob ſie auf dieſe Erzählung

etwas erwartete. Um nur etwas zu erwidern, sagte ich, es sei eine wunderbare Geschichte.

Eine wunderbare Geschichte? rief Honnor — Sir, es ist die allerwunderbarste Geschichte der Welt! Und daß sie wahr ist, beweist die „Hand", welche Lord O'Neil noch heute in seinem Wappen trägt. Das Wappen, fügte sie hinzu, gehört uns eigentlich auch; es gehört allen O'Neils, aber wir tragen kein Wappen.

Unwillkürlich hob ich die Augen auf, um mich in der Halle, die mich beherbergte, nach alten Bildern, Waffen und dergleichen umzusehen; lächelnd mußte ich sie auf Honnor haften lassen, die mit einem gewissen Stolze, fast mit Hoheit, lächelnd vor mir saß. Das Gespräch schien sie zu verklären, und wenn sie mir auch etwas wahnsinnig vorkam, so sah ich es doch gern, wie sich ihre Wangen rötheten, und ich verharrte bei dem Gegenstande, indem ich sagte:

Das Haus der O'Neils stirbt aus?

Ja, sagte sie gleichgültig, das Haus der Lords, nicht das Königshaus. Es gibt mehrere Tausend O'Neils. In unserer Familie gibt es vier: meinen Vater, zwei Brüder und mich.

Ihre Mutter ist keine O'Neil? fragte ich.

Doch, doch, Sir, rief Honnor rasch, auch sie war aus dem königlichen Hause von Ulster. Aber sie starb vor vier Jahren, sie starb vor Hunger, Sir, denn es war ein böses Jahr. Damals sind meine Brüder fortgegangen aus ihrer Heimat; der eine ist Soldat, was aus dem andern geworden ist, haben wir nicht erfahren.

In dem Augenblicke erscholl draußen eine rufende Stimme. Honnor eilte hinaus, ich ging ihr nach. Auf dem gegenüber liegenden, von uns durch die Bucht getrennten Ufer stand ein stattlicher, dickleibiger Bedienter in glänzender Livree. Er machte ein Zeichen, daß Honnor zu ihm hinüber kommen sollte, Honnor deutete auf den See und daß der Vater mit dem Kahne draußen sei. Da rief der Bediente etwas herüber, aber die Stimme

erreichte uns nicht des Geräuſches halber, das in dieſer Bucht durch die Einmündung eines ziemlich wild herbeiſtrömenden Baches entſtand. Honnor machte eine fragende Geberde und fragte zugleich mit Schreien, was Maſter Jeffs wolle. Maſter Jeffs, der Bediente, wiederholte ſeinen Ruf. Da man ihn wieder nicht verſtand, wurde er ungeduldig, zuckte die Achſel und wandte ſich, um den Weg zum Schloſſe einzuſchlagen.

St. Patrick und alle Heiligen Irlands! rief Honnor verzweifelnd und die Hände ringend, wenn er fortgeht, ohne Fiſche zu beſtellen, haben wir eine Woche lang nichts zu eſſen!

So rufend, lief ſie am Ufer der Bucht auf und ab. Plötzlich blieb ſie ſtehen, ſchien einen Entſchluß zu faſſen und warf ſich mit Einem Male in das Waſſer. Ich ſchrie auf vor Schrecken und eilte aus dem Dunkel der Höhle hervor, wohin ich mich beim Anblick des Bedienten zurückgezogen hatte. Bald aber beruhigte ich mich, denn Honnor ſchwamm wie eine wilde Ente und trotz den heranſtürmenden Wellen des einmündenden Baches in gerader Linie dem entgegengeſetzten Ufer und dem Bedienten zu. Dieſer, ſobald er Honnor ſchwimmen ſah, blieb ſtehen und wartete ihr Nahen ruhig ab; doch ſchien er Eile zu haben, denn er nahm ſich mit ſeinen Aufträgen nicht Zeit, bis ſie gelandet war, ſondern rief ihr vom Ufer zu, als ſie in der Nähe an einer ſeichten Stelle hielt und nur mit halbem Leibe aus dem Waſſer hervorragte. Honnor nickte ihm bejahend zu, und nachdem ſie noch eine Weile geraſtet hatte, ſchwamm ſie eben ſo raſch an das dieſſeitige Ufer zurück.

Ich eilte ihr entgegen, um ihr die Hand zu reichen. Ihre Kleider, wenn man die elenden Lumpen ſo nennen konnte, troffen und klebten am Leibe.

Maſter Jeff's hat Fiſche beſtellt, wie ich vorausgeſehen habe, ſagte Honnor froh und unbekümmert um die Ströme Waſſers, die an ihren Gliedern herunterfloſſen. — Hätte ich nicht den Einfall gehabt, hinüber zu ſchwimmen, fuhr ſie fort, er wäre weiter gegangen und hätte die Fiſche bei O'Sullivan, der dort

drüben wohnt, bestellt. Was hätte mein Vater gesagt, und was hätten wir die ganze künftige Woche gegessen?

So sprechend, setzte sie sich ans Feuer. Da wird das Zeug bald trocken, sagte sie, mich anlächelnd. — Bald aber versank sie in ernstes Nachdenken und murmelte vor sich hin: Wenn nur der Vater einen guten Zug thut, heute oder spätestens morgen! Seit drei Tagen, fuhr sie zu mir gewendet fort, ist der Laugh Neagh unbarmherzig.

Ist der See nicht fischreich? fragte ich.

St. Patrick, sagte sie, hat ihn wohl gesegnet, sein Wasser heilt die Kranken, aber Fische gibt er von Tag zu Tag weniger. Das wird, wie alte Leute sagen, immer ärger, seit Irland englisch geworden ist; denn zu St. Patricks Zeit und als die O'Neils noch herrschten, brauchte man nur mit der Hand in das schwarze Wasser zu greifen, um einen großen Fisch herauszuziehen. — Sehen Sie, was hier in diesem Topfe kocht, sind alte Fische, von denen der letzte vor fünf Tagen gefangen wurde.

Sie warf einen trübseligen Blick auf die schwarze Jauche im Topfe, und so that auch ich. Indessen fing die Nässe doch zu wirken an, und sie schüttelte sich vor Frost. Ich fragte sie nicht, ob sie die Kleider wechseln wolle, denn ich wußte, daß sie das nicht konnte. Doch sprach ich meine Besorgniß über ihre Lage aus. Das thut nichts, sagte sie lachend, hob das Netz vom Boden auf und umhüllte sich damit. So saß sie in der That da wie Aslauga, jene Königstochter der nordischen Sage, die in ihrem Exile ein Netz statt aller Kleidung trug.

Es wäre mir nicht so kalt, sagte Honnor ganz naiv, wenn ich nicht Hunger hätte; ich habe seit gestern nicht gegessen und mit diesem Topfe immer gespart, bis der Vater vom See zurückkommt. Aber er scheint weit hinaus gefahren zu sein.

Da erinnerte ich mich an den Mundvorrath, den mir die vorsorgliche Wirthin vom „Pflug" zu Belfast bei meiner Abreise eingepackt hatte. Sir, hatte sie gesagt, Antrim ist ein recht irisches Nest und schwerlich im Stande, einen Gentleman würdig

zu bewirthen; nehmen Sie dieſes kleine Paket in Ihre Reiſetaſche, und Sie werden mir dankbar ſein. An das kleine Paket erinnerte ich mich, da Honnor über Hunger klagte, und ich zog es aus meiner Handtaſche; es enthielt jene angelſächſiſch vervollkommnete Zubereitung der ſächſiſchen Butterbemme, die man in England Sandwiches nennt. Ich breitete ſie auf dem Papiere vor Honnor aus und lud ſie ein, mir die Ehre anzuthun und an meinem Frühſtücke Theil zu nehmen.

Honnor ſtreckte ſogleich die Hand aus und ließ einen gierigen Blick über das Papier ſtreifen. Bald aber faßte ſie ſich und griff ſo langſam, als es ihr Hunger erlaubte, nach der Speiſe. Sie koſtete und rief überraſcht: Da iſt Fleiſch darin!

Ja, Miß, ich hoffe, es wird Ihnen ſchmecken.

O, rief ſie entzückt, das iſt koſtbar — ich habe nie etwas ſo Vortreffliches gegeſſen.

Sie nahm ein zweites, ein drittes Stück; ihr Hunger ſchien während des Eſſens erſt recht zu erwachen. Langſam nagte ich an einem Biſſen, um ihr nur Geſellſchaft zu leiſten, und ſah von Zeit zu Zeit bei Seite, um ſie nicht zu ſtören, wenn ſie aufs Neue zugriff. Nach kurzer Zeit war das Papier leer.

Ich hoffe, es hat Ihnen geſchmeckt, Miß O'Neil, ſagte ich.

O, Sir, rief ſie tief aufathmend, es war die beſte Mahlzeit der Welt. Ich habe nie ſo vortrefflich gegeſſen. Wo macht man Das, was Sie da in dem Papiere mitgebracht haben?

Man macht Das in Belfaſt, Miß.

O, Belfaſt, da wohnen reiche Leute, lauter Engländer, ſagte ſie.

Als ich die Sandwiches aus der Reiſetaſche zog, bemerkte ich, daß ich auch ein rothſeidenes Taſchentuch eingeſteckt hatte; ich nahm es hervor und ſagte zu Honnor: Miß O'Neil, ich bitte Sie, dieſes Halstuch als ein Andenken an meinen Beſuch und an das gemeinſchaftliche Frühſtück von mir anzunehmen.

Ach, wie weich und glatt das iſt! rief ſie, indem ſie mit der Hand darüber fuhr.

Sie warf das Netz ab und nahm das Tuch und schlang es um den Hals. — So was Schönes, fuhr sie fort, habe ich noch nie gehabt. Ich danke Ihnen, Sir, Sie sind so gütig!

Mit diesen Worten neigte sie sich zu mir herüber und streckte mir ihre Hand entgegen. Sie zitterte. Ein tiefes Mitleid ergriff mich mit dem armen Geschöpfe, das in so holder Jugend dem furchtbarsten Elend verfallen war, das in Hunger und Jammer, mit königlichem Bewußtsein — das ist freilich der Humor davon — so hinwelken mußte. Unwillkürlich neigte ich mich ihr entgegen und drückte ihr die kalte Hand. Traurig und gedankenvoll wiegte sie das liebliche Köpfchen, und wir schwiegen beide.

Plötzlich aber sprang sie auf und rief voll Freude: Ich kann Ihnen auch etwas geben, Sir!

Sie eilte in den dunklen Hintergrund der Höhle, suchte dort eine Zeit lang und kam endlich mit einigen schimmernden Quarzen in den Händen hervor. Diese Steine, manchmal auch edlere, wie der Opal, werden hier im Grunde des See's gefunden; die Reisenden kaufen sie mit einigen Pence als Andenken an den Lang Neagh.

Honnor legte die Steine vor mich hin und bat mich, sie mitzunehmen.

Das will ich gern, Honnor, sagte ich — doch kenne ich die Sitte, die will, daß man die Steine bezahle.

Sie haben sie schon bezahlt, sagte sie zögernd, Sie haben mir das schöne Tuch gegeben und das gute Frühstück.

Nicht doch, die Sitte will, daß sie mit Geld bezahlt werden — erwiderte ich —, willst du nicht ein Stück Geld annehmen, Honnor?

Honnor schwieg und sah mich mit starren Augen an.

Ich steckte die Hand in die Tasche und zog ein Silberstück hervor, das ich ihr hinreichte.

Half a Crown! (eine halbe Krone) schrie sie, auf die Münze starrend. Sie sprang einige Schritte zurück, blieb dann

ſtehen und blickte vorgebeugten Leibes unverwandten Auges nach der Münze. Ihr ganzes Weſen war verwandelt. Die Augen wurden immer ſtarrer und leuchteten mit unheimlichem Glanze, die Lippen wurden bleich und zitterten, die Wangen überzog eine grünliche Bläſſe. Noch und nach löſten ſich die Hände von der Bruſt los, an die ſie beide feſt gedrückt hatte; ſie ſtreckte ſie beide langſam hervor, während ſich die Finger krampfhaft bewegten und krallenhaft bogen. Eine ungeheure Gier drückte ſich in Haltung, Blick und Geberde aus, zugleich mit einer gewiſſen Angſt vor ſo großem Beſitze, und daß ich die Münze wieder zurückziehen könnte. — Half a Crown! ſtotterte ſie noch einmal und ſeufzte aus tiefſter Bruſt. Es waren die einzigen Laute, deren ſie fähig ſchien.

Mir wurde es unheimlich, die Münze brannte mir in die Finger, und ich warf ſie auf den Baumſtumpf, auf dem Honnor geſeſſen hatte. Mechaniſch folgten ihr Honnors Blicke und drehte ſich ihr Honnors Oberleib zu, während ſie mit den Füßen wie eingewurzelt ſtand.

Da hörte ich eine rauhe Männerſtimme hinter mir, die ebenfalls: Half a Crown! rief. Ich ſah mich um; am Eingange der Höhle ſtand, ein Fiſchernetz auf der Schulter, ein langer, magerer Mann, deſſen Blicke nach demſelben Punkte ſtarrten, wie Honnors Blicke.

An ihm vorbei, ohne daß er mich angeſehen oder gegrüßt hätte, eilte ich von Froſt geſchüttelt aus der Höhle.

* * *

Einige Wochen ſpäter durchwanderte ich die ſchottiſchen Weſt-Highlands. An einem ſonnigen Nachmittage bog ich um die Spitze des Loch Fine, jenes ſchönſten Lochs von Schottland, der den berühmten Loch Lomond an Schönheit, Größe, Wildheit und Mannigfaltigkeit weit übertrifft. Der Loch Fine iſt kein See, wie der Loch Lomond, ſondern ein Arm des Meeres, der ſich in den mannigfachſten Krümmungen mitten durchs Gebirge ſchlingt,

schmal und lang wie ein Fluß, mit bald felsigen, bald grünbewaldeten Ufern weit, weit, bis in den Schooß des Hochlandes hineindringt. Mit ihm kommen mächtige Meerschiffe und Ebbe und Fluth wie durch Zauber in Gegenden, die hundert Meilen weit vom Meeresufer entfernt zu sein scheinen. Trotz Meerschiff und Ebbe und Fluth hat er mit seinen Krümmungen und den Bergen, die ihn überall umschließen, überall das Ansehen eines in sich ruhenden, abgeschlossenen Waldsees. Am Schönsten ist wohl der Loch Fine an seiner äußersten Spitze. Hohe Berge, bedeckt von dunklen Tannen, jahrhundertalte Eichen krönen ihn mit einer zackigen Krone; mitten aus den Wäldern heraus, von den Bergen herab laufen bis an seine Ufer helle Lichtungen, englisch grüne Wiesen; dort und da sind die Berge durch lachende Thäler getrennt, in deren Tiefen ein Bach dem Loch entgegenrauscht, deren Hintergrund durch zusammengeschobene Hügel oder eine grüne Wand von riesigen Bäumen geschlossen ist. Der Menschengeist kam der Natur zu Hülfe, und hier mit Glück; ursprünglich mochte diese Gegend eine rauhe, ungastliche Wildniß gewesen sein, jetzt sind Wald und See und Berge und Thäler in einen einzigen großen Park, in einen heimlich glücklichen Erdwinkel verwandelt.

Die Sonne lag bereits über den Laubgebüschen des westlichen Ufers, als ich auf der Straße, den Loch entlang, das Rauschen der Fluth mir zu Füßen, dem Städtchen Inverary, dem Hauptorte des Clans, entgegen eilte. Weiß und schimmernd hebt sich Inverary von dunklem Hintergrunde ab und winkt nach Norden dem wandelnden, nach Süden dem schiffenden Wanderer entgegen. In seinem Hafen lagen schon mehrere Schiffe, Häringsjäger, Glasgowfahrer u. a., wie in einem guten Nachtlager; auf ihren Verdecken brannten gemüthliche Feuer. Andere Fahrzeuge eilten mit der Fluth und ausgespannten Segeln vom Süden heran, darunter ein Dampfer, der eben Fingals Höhle besucht hat.

Es war schon Abend, als ich mich Inverary näherte. Aber

hier in der Nähe des Städtchens wurde es erst recht zauberisch. Plötzlich öffnet sich der Wald zu einem weiten, freien Raume; mitten aus dem Grunde taucht ein prachtvolles, normannisches Schloß aus dem Boden, das mit vier gezackten Thürmen nach allen Weltgegenden ausblickt. Die Rundbogenfenster schimmerten hier im Wiederscheine der See, dort im Abendroth. In Abendroth getaucht, glühend steht auch der einsame Thurm, der von der Anhöhe im Hintergrunde über die Bäume der Berggipfel herabsieht auf das Schloß und das ganze Land bewacht. Vom Schlosse aus führen einzelne Alleen himmelhoher Eichen in dunkles Laubgebüsch, in dunkle Haine, die den weiten, grünen Raum rings umschließen. Nur gegen Westen verliert sich die Wiese in duftiger Ferne. Mit dem Abende senkte sich ein zitternder Schleier auf all die Herrlichkeit, und ich erinnerte mich, daß ich auf Ossianischem Boden war.

Um Schloß und Park in der Nähe zu sehen, beeilte ich mich, mein Gepäck im Gasthofe abzugeben, und wenige Minuten darauf streifte ich über den grünen Raum, durch die Alleen, dem geheimnißvollen, lockenden Hintergrunde zu. Leider war die Sonne schon tief gesunken; nur mit flüchtigen Blicken konnte ich die schöne Welt erfassen, die wie ein Traum stückweise in Nacht versank. Dort jener heimliche Winkel, der eben noch von purpurner Luft durchwoben war, füllte sich plötzlich mit Dunkelheit; jener hohe Laubgang, der an grüne Hügel führte, schloß sich an seinem Ende und vor meinen Schritten mit schwarzen Thoren; in der Luft erscholl Flügelschlag — gewaltiges Gevögel, Geier und Habichte, vielleicht Adler, kehrten in ihre Nester auf diesem Berge zurück. — Ich wandte meine Schritte dem Schlosse zu. Es erhebt sich aus der Tiefe des Erdbodens, so daß zwischen der Wiese, auf der ich stand, und seinen Mauern ein Graben entsteht; über diesen Graben führen luftige, leichte Eisenbrücken von zwei Seiten in das obere Geschöß; das untere ist in der Tiefe versteckt. Vom Loch Fine her führt ein kleiner Kanal bis an das Thor des Schlosses, das beinahe von der wachsenden Fluth

bespült wird. Vor dem Thore liegt harrend und immer dienstbereit das Dampfschiff des Schloßherrn, des Herzogs von Argyle.

Als ich an den Graben des Schlosses kam, war es schon tiefe Nacht. Heilige Stille, nur unterbrochen durch das Plätschern der Wellen am Dampfschiff, das Säuseln der Blätter, den seltenen Schrei eines Vogels, lag rings umher. Der Ruf der Matrosen, die im Hafen von Inverary einen Anker hoben, verscholl in der Ferne. — Ich lehnte mich an das Geländer, das um den Graben läuft, und sah durch ein Rundbogenfenster des Schlosses in die große Halle des oberen Geschosses. Sie war von Dämmerung erfüllt, nur aus einem Winkel kam ein Lichtstrahl; er kam von einer Lampe, die das schöne Gesicht eines jungen Mannes und das Buch vor ihm beleuchtete. Er hatte die goldenen Locken, die er gegen alle englische Sitte lang über den Nacken fallen ließ, hinter die Ohren gestrichen, den Kopf auf die rechte Hand gelehnt und las mit unstörbarer Vertiefung. Aus dem schönen, jungen Gesichte sprachen Geist und Würde; von der Lampe sanft beleuchtet und von der vertieften Lektüre sanft geröthet, schien sein ganzes Wesen schön durchgeistigt und erfüllt von derselben Ruhe, wie sie eben auf seiner Halle, seinem Walde, seinem Lande lagerte.

Es war der Herzog von Argyle. Er kehrt aus dem Geräusch der ungeheuren Stadt oft hieher zurück zu seiner schönen Einsamkeit, zu der Einsamkeit, die man die „Mutter der höchsten Entschlüsse" nennt. Seine Vorfahren haben dieses Land als Häuptlinge der umwohnenden Clans beherrscht; haben sich auch diese Verhältnisse geändert, so ist doch die Verehrung traditionell auf den jungen Herzog übergegangen, und immer noch ist er der Herr des Landes, das er in ein nordisches Paradies verwandelt hat. Sein ungeheures Vermögen versteht er mit Geist zu genießen; in dem Erdwinkel, den er verschönert hat, wohnt die Wohlhabenheit, sein eigener Luxus hat einen Kunststyl. Das Dampfschiff vor seiner Thür trägt ihn in wenigen Stunden nach Glasgow oder Liverpool — von dort fliegt er in kürzester Zeit

nach der Hauptſtadt, und wenn er Morgens noch in der Einſamkeit der ſchottiſchen Highlands meditirt hat, nimmt er Abends als Peer Großbritanniens Theil an Leitung und Lenkung der Geſchicke ſeines Landes. So jung mit hoher Macht bekleidet, ſcheint er dieſen Vorzug rechtfertigen zu wollen, denn ſein Vaterland blickt auf ihn wie auf eine künftige Größe. — Ruhm, Macht, Reichthum, Schönheit, Geiſt, Wiſſen, edler Sinn und eine Einſamkeit, wie dieſe in Schloß und Park von Inverary! Wohl eine Stunde lehnte ich am Geländer, von Nacht bedeckt, und blickte über den Graben hinüber, durch das hohe Rundbogenfenſter in die Halle, in das beleuchtete Geſicht des jungen Herzogs.

Honnor fiel mir ein.

# Viertes Buch.

## Dur und Moll.

### 1.

Und doch war Honnor glücklich. Sie lebte in der Einſamkeit, ſie hatte keinen Anſprüchen der Geſellſchaft zu genügen, ſie lebte ihren Träumen und trug neben ihrer Armuth keine andere Laſt. Wie groß hingegen iſt das Gefolge von Leiden, das ſich an die Armuth der gebildeten Märtyrerinnen in großen Städten, in der gebildeten Geſellſchaft anſchließt! Ich weiß die Geſchichte einer ſolchen Märtyrerin, einer armen Muſiklehrerin.

* * *

Eines der ſonderbarſten Gebäude der inneren Stadt Wien war der ſogenannte „große Federlhof“. Sein hohes Alter abgerechnet, hatte das Haus zwar im Ganzen nicht viel, was es von ſeiner Umgebung unterſchieden hätte. Es umſchloß einen großen viereckigen Hof, welcher auch als Durchgang zwiſchen der Bäcker- und Biſchofsſtraße diente und der von zweifachen an dem alten Gemäuer hinlaufenden hölzernen Galerieen umgeben war, die wieder durch mannigfache hölzerne Treppen in freier Luft unter einander in Verbindung ſtanden. Das Geländer der Galerieen hatte einmal aus hübſch geſchnitzten Baluſtren, die den Stempel des 17. Jahrhunderts trugen, beſtanden. Jetzt war nur noch wenig

von diesem alten Schmucke übrig, und die Lücken füllte man mit höchst schmucklosen Brettern aus, die so weit von einander entfernt waren und so lose an verrosteten Nägeln hingen, daß man für die Kinder, die sich auf den Galerieen herumtrieben, besorgt war. Fenster und Thüren waren wie die Galerieen vom Alter schief gedrückt und zeugten für die Nothwendigkeit eines baldigen Umbaues. Wie malerisch dieses Innere auch anzusehen war, so unterschied es sich zu Anfang der Vierziger Jahre, wie gesagt, nur sehr wenig von vielen alten Häusern des alten Wien. Aber im Westen war der große Federlhof von einem Thurme flankirt, der dem Ganzen ein geheimnißvoll historisches, ein sagenhaftes Aussehen verlieh. Dieser Thurm ragte mit seinem siebenten und achten Stockwerke hoch empor über die ganze Nachbarschaft und erinnerte, wenn auch nicht durch seinen Styl, so doch durch sein bloßes Dasein an jene Thürme, die sich in italienischen Städten an altadeligen Häusern erheben. Aber kein Wappen, keine Inschrift befagte etwas von seiner Geschichte; die vielen Nischen, mit denen er versehen, waren leer, und die heiligen oder profanen Bilder, die sie einst ausgefüllt und über die Vergangenheit des Thurmes etwas verrathen haben mochten, waren verschwunden. Die Fenster, oder vielmehr die schmalen Lucken, von denen die obersten mit Brettern verschlagen, die unteren mit verstaubten Glasscheiben ausgefüllt waren, starrten aus ihrer steinernen Umrahmung wie erblindete Augen in die Gassen.

Im Jahre 1844 wurde der große Federlhof von einem reichen Spekulanten angekauft und sollte einem neuen, einträglichen Wohngebäude weichen. Jetzt, da der Thurm, an dem man sich bisher gleichgültig vorbeigetrieben, vom Erdboden verschwinden sollte, wurde er der Gegenstand allgemeinen Interesses. Die Antiquare der Stadt fingen an, sich mit ihm zu beschäftigen, und bald fand sich Manches, was seinen Verlust bedauern ließ. In diesem Thurme hatte Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim sein Lebenselixir gebraut und nach dem Steine der Weisen geforscht. In diesem Thurme hatte der Fried-

länder gehaust, ehe er den Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes erstiegen. Aus dem höchsten seiner Gemächer belauschte er die Sterne, die ihm seine Größe prophezeiten. In einem Gemache dieses Thurmes wohnte später der große Leibnitz, als er nach Wien kam, um mit Hülfe des Hofes Karls VI. seine Lieblingsidee, die Vereinigung der beiden Kirchen, ins Werk zu setzen. Hier drängten sich die Hofleute um den eleganten Philosophen, um ein Wörtchen der Weisheit zu erhaschen; hier besuchte ihn der junge Diplomat Pombal, der sich zur Zeit als Theil der portugiesischen Gesandtschaft in Wien aufhielt, und schöpfte aus den Unterredungen mit dem Weltweisen die reformatorischen Gedanken, die er später in seinem Vaterlande verwirklichte.

Diese Entdeckungen waren für den Erzähler dieser wahrhaftigen Geschichte Grund genug, sich für den Thurm zu interessiren. Er wohnte nebenan in dem „kleinen Federlhof", und alltäglich, wenn er vor die Thür trat, nahm er sich vor, das Innere dieses geheimnißvollen Gebäudes zu erforschen. Aber seit einiger Zeit war es für den Ruf eines Jeden, besonders für den Ruf eines dreiundzwanzigjährigen Menschen, der im Hause nebenan die heiligen Pflichten eines Hauslehrers zu erfüllen hatte, gefährlich geworden, die Schwelle des großen Federlhofes zu überschreiten. Die soliden Familien, welche für längere Zeit miethen, hatten das Haus, das verdammt war, niedergerissen zu werden, längst verlassen, und der Eigenthümer, um die Galgenfrist noch auszubeuten, füllte es mit jenen Stadt-Nomaden, die nur auf Wochen, höchstens Monate miethen und die, vom Gesetze weniger geschützt, in jedem Augenblicke leicht ausgetrieben werden. Auf den Galerieen wimmelte es von jenen verlorenen Geschöpfen, wie sie jede große Stadt besitzt. Sie riefen jeden Vorübergehenden an oder sangen ihm, wenn er schnell durchzukommen suchte, höhnische Lieder nach. Solide Menschen zogen es damals vor, einen Umweg zu machen und den Durchgang durch den Federlhof unbenutzt zu lassen. Trotzdem, von meiner Neugierde getrieben, schlüpfte ich unter dem Schutze des halbverhüllenden

Abends eines Tages in den Federlhof und schnell, wie ein flüchtiger Sünder, die äußere Treppe hinauf, die zum Thurme zu führen schien. Kaum auf der ersten Galerie angekommen, war ich schon von einem Schwarme umgeben und fest gehalten, so daß ich nur mit Mühe auf die obere Galerie gelangte. Oben ging es mir nicht besser, und es wurde mir unter all dem Geschrei sehr schwer, zu erklären, daß ich nur in den Thurm zu gelangen wünschte. Kaum hatte ich mich verständlich gemacht, als ein junges Mädchen, das offenbar mit zum Schwarme gehörte, trotzdem aber ziemlich bescheiden bei Seite gestanden hatte, sich durchdrängte und zu mir sagte: „Ach, Sie wollen gewiß zu dem kranken Herrn!" So sprechend und ohne meine Antwort abzuwarten, nahm sie mich am Arm und führte mich eine steinerne Treppe hinan, die sich von den Galerieen entfernte und in tiefe Dunkelheit gehüllt war. Während wir hinanstiegen, sagte meine Führerin: Es ist Zeit, daß endlich Jemand kommt, um den armen Herrn zu besuchen; seit vielen Wochen liegt er allein da, ohne daß sich eine Menschenseele um ihn kümmerte. Aber er ist auch so kurios; schon hundert Mal habe ich ihn um die Erlaubniß gebeten, ihn zu bedienen und manchmal zu besuchen, aber er hat mich immer sehr mürrisch abgewiesen.

Ohne recht zu verstehen, was mir das Mädchen vorredete, folgte ich ihr doch, da ich sah, daß wir uns im Thurme befanden. Auf der obersten Stufe angekommen, sagte sie, indem sie dicht vor mir eine Thür öffnete: Hier ist es. Gleich darauf eilte sie wieder hinab und ließ mich in ziemlicher Verlegenheit auf der Schwelle einer Stube stehen, in die zu treten ich offenbar kein Recht hatte. Doch trat ich einen Schritt weiter und schloß die Thür wieder hinter mir, als mir ein: Wer ist da? entgegen schallte. Ich stand in einem kleinen, ziemlich hohen Gemache, das von den wenigen Möbeln, einem Bette, einem kleinen Tische, zwei Stühlen, fast ganz ausgefüllt und von einer Kerze zu Häupten des Bettes ziemlich hell erleuchtet war. Im Bette erhob sich ein Mann, der mir neugierig und erstaunt entgegen blickte

und in welchem ich, selber erstaunt, eine Persönlichkeit erkannte, die zu jener Zeit wohl Manchem aufgefallen war. Als Student sah ich ihn oft an der Aula vorübergehen, und wer ihn einmal gesehen, konnte ihn so leicht nicht wieder vergessen. Der lange graue Rock, der bis über die Knöchel herabfiel, das straffe und lange, mit Grau untermischte blonde Haar, der gleiche lange Bart, große blaue Augen, die immer ernsthaft vor sich hinsahen, machten ihn zu einer auffallenden, stehenden Figur, von der doch Niemand recht wußte, was sie zu bedeuten hatte. Die Studenten behaupteten von ihm, er sehe aus wie der Stifter einer neuen Religion. Aber der Violinkasten, den er manchmal mit sich trug, verrieth ihn als Musiker.

Dieser Mann saß vor mir im Bette; seine Violine lag ihm auf dem Schooße. Mit dem großen, grauen Rocke hatte er das Sonderbare abgelegt, und Haar und Bart, die mir, seit ich ihn nicht gesehen, in entschiedenes Grau übergegangen schienen, gaben ihm etwas Ehrwürdiges, obwohl sein großes blaues Auge und die ziemlich rosig gefärbten Wangen viel Jugendliches hatten. Die Stirn, sonst hinter einem breiten Hute versteckt, war hoch und weiß wie eine Denkerstirn und gerundet wie die Stirn eines Künstlers.

Ich erklärte ihm, auf welche Weise ich in seine Stube gekommen, und er nahm meine Entschuldigung freundlich entgegen; er lud mich sogar ein, Platz zu nehmen, und hob die Kerze empor, um mich die Spitzbogen-Wölbung des Gemaches sehen zu lassen. Da er versicherte, daß ich in die höheren Stockwerke nicht gelangen könne, weil die Treppen gänzlich abgebrochen seien, so war der Zweck meines Besuches im Thurme erfüllt, und ich hätte mich zurückziehen sollen. Doch schien mir der Mann so einsam, es war mir, als wenn ihm die Abwechslung eines Besuches gar nicht unangenehm wäre, und ich blieb und erzählte ihm, daß sich das Mädchen, welches mich heraufbegleitet, über ihn beklagte.

Bah! sagte er, wie sehr wohl es mir auch thut, manchmal

ein Menſchen-Angeſicht zu ſehen, ſo ſcheue ich mich doch vor manchen Berührungen.

Ich hielt mich nicht für berufen, auf dieſen Gegenſtand näher einzugehen, obwohl mir die Dirne von purem menſchlichſtem Mitleiden mit einem Kranken bewegt ſchien. Er verſicherte außerdem, daß er an der Bedienung eines alten Weibes, das ihn täglich zwei Mal beſuche, genug habe. Doch erlaubte er mir auf meine Bitte, ja, er lud mich ein, ihn wieder zu beſuchen, und ich ging mit dem feſten Vorſatze, bald zurückzukehren.

## 2.

Nach mehreren Beſuchen ergab es ſich, daß der Kranke doch manche Bedürfniſſe hatte, die zu befriedigen waren. Er geſtand, daß die Violine und all die Notenhefte, welche auf Tiſch und Stühlen umherlagen, nicht hinreichten, die Langeweile eines Krankenlagers zu vertreiben. Er ſehnte ſich nach Büchern, und die verſchaffte ich ihm, eben ſo wie manches Andere, woran es ihn die alte Frau, die ihn bediente, mangeln ließ. Ich hatte Gelegenheit, dieſen dienſtbaren Genius verſchiedene Male zu ſehen. Es war ein altes, verbiſſenes Weib, das ausſah, als müßte es immer an ſich halten, um nicht in Zank und Bosheit auszubrechen. Mürriſch und ohne Gruß trat ſie ein, ſtellte ſie die Speiſen hin und ging wieder, wie ſie kam. Manchmal murrte ſie über die Unordnung im Zimmer, ohne es jedoch anders zu machen. Eines Abends, da der Kranke eben von einem heftigen Huſten angefallen war, rief ſie in einem mehr zänkiſchen als beſorgten Tone: „Nun, Ferdinand, Sie werden doch nicht ſterben wollen? Sie wiſſen, daß Sie nicht ſterben dürfen! Ich habe gehört, daß man durch feſten Willen ſelbſt den Tod hinausſchieben kann; Sie müſſen dieſen Willen haben, das verlange ich von Ihnen. Ich habe keine Luſt, noch in meinen alten Tagen für meinen Lebens-Unterhalt zu arbeiten.“

Auf dieſe mit hartem Tone ausgeſprochenen Worte ant-

wortete der Kranke mit Lächeln: „Seien Sie ruhig, Tante, ich verspreche Ihnen, in dieser Beziehung so viel zu thun, als von mir abhängt."

Die auffallende Szene, die Rohheit des alten Weibes erinnerte mich an das Mädchen, das mich bei meinem ersten Besuche angesprochen hatte; denn ich sagte mir, daß sie den Kranken gewiß besser und mit mehr Zartheit pflegen würde. So oft ich ihn verließ, war ich gewiß, sie unten an der Treppe wartend zu finden. Jedes Mal fragte sie mich voll Theilnahme nach seinem Befinden, und oft kam sie auf die Klage zurück, daß er ihr nicht erlaube, etwas für ihn zu thun. Nach jenem Gespräche mit der alten Frau glaubte ich ihn an das Mädchen erinnern und seine Strenge gegen das arme verlorene Geschöpf tadeln zu müssen. Aber im feierlichsten Tone antwortete er mir: Wer je, wie ich, das hohe Glück hatte, die Weiblichkeit in ihrer erhabenen Reinheit kennen zu lernen und ihr mit ganzer Seele anzugehören, der fürchtet, ein Heiligthum zu beleidigen, wenn er mit einem entweihten Weibe in was immer für Gemeinschaft tritt.

Diese Worte und der Titel, den er jenem alten Weibe gegeben, boten meiner theilnehmenden Neugier endlich Gelegenheit, nach seinen näheren Verhältnissen zu fragen. Bei der Vertraulichkeit, die sich nach mancher verplauderten Stunde, bei manchen gleichen Sympathieen eingestellt hatte, war er auch nicht zurückhaltend, und er erzählte mir im Laufe mehrerer Abende die Geschichte seines obskuren und doch ereignißreichen Lebens.

Ich bin, so begann er gleich an jenem Abende, der Sohn eines protestantischen Geistlichen, und meine Vaterstadt liegt im nördlichsten Deutschland. Ich nenne keinen Namen, weil ich nicht will, daß in jene Stadt, aus der ich voll Hoffnungen auszog und in der ich heute ein Verschollener bin, jemals wieder Kunde von mir gelange. Die geistliche Würde wird, wie Sie wissen, als ein Familien-Erbstück betrachtet, und so wurde auch ich diesem Stande bestimmt; aber schon während der ersten Jahre, die ich

auf der Schule meiner Vaterſtadt zubrachte, nahm meine angeborene und anerzogene Liebe zur Muſik ſo mächtig überhand, daß ich alle Bücher darüber vergaß. Die Geige war mein Lieblings-Inſtrument, und die gutmüthige Vaterſtadt pries mich erſt als ein Wunderkind, bald als einen Künſtler. In der „Harmonie," einer Geſellſchaft von Muſikfreunden, die es ſich zur Aufgabe gemacht, nur edle klaſſiſche Muſik aufzuführen, ſpielte ich bald im wirklichen, wie im figürlichen Sinne des Wortes die erſte Geige. Was waren mir Sophokles und Euripides neben Gluck und Haydn!

Dieſe Richtung hätte mir in meinem häuslichen Leben manche Unannehmlichkeit bereiten können, wenn mein Vater nicht ſelbſt ein geheimer Celliſt und, wie man's nennt, ein guter Muſiknarr geweſen wäre. Oft, wenn er des Sonntags in ſeinem Ornate in die Kirche ging, um zu predigen, und ich mit meiner Violine unter dem Arme zur letzten Probe in den Konzertſaal eilte, rief er mir mit Neid nach: Ferdinand, könnten wir nicht einmal die Rollen tauſchen?

Mit meinem Alter wuchs mein Anſehen; als ich die Schule mit Noth und Mühe verließ, ſah ich mich als Dirigenten oder Kapellmeiſter der ehrenwerthen Harmonie und in vollſter muſikaliſcher Wirkſamkeit. Meiner Vaterſtadt gehört die Ehre, eine der erſten unter den Städten Norddeutſchlands geweſen zu ſein, die den großen Genius Beethoven anerkannten. Die Harmonie trug dazu bei, ſo viel es ihre ſchwachen Kräfte erlaubten; ihren Mitgliedern war die Verehrung dieſes erhabenen Geiſtes eine Religion, und ich war der hohe Prieſter dieſer Religion.

Mit der ganzen Rückhaltsloſigkeit der Jugend gab ich mich der neuen Welt hin, die ſich aus den Kompoſitionen dieſes Meiſters erhob.

Mein Freund, ſagte Ferdinand, indem er ſich mir zuwandte, mein Freund, wie jung Sie ſind, ſo werden Sie doch ſchon erfahren haben, daß es nur Momente ſind, die uns, unſer inneres Leben weiter, der Vollendung näher bringen. Solche Momente

schafft der Anblick des Schönen, oder ein großer Schmerz, ein außergewöhnliches Ereigniß, oft ein einziges Wort eines Guten oder Weisen. Die Seele fühlt einen Ruck nach vorwärts: man fühlt sich gewachsen, größer geworden, reiner; man faßt die besten Entschlüsse, die nie ganz verloren sind. Manche Flecken des Charakters sind plötzlich verschwunden; Eigennutz, Engherzigkeit, Kleinlichkeit, Selbstsucht fallen ab, wie der Gläubige meint, daß die irdische Hülle von der unsterblichen Seele abgestreift wird. Ja, wir fühlen uns unsterblich, weil wir das Schöne fühlen, das ewig ist. Solche Momente sind bei mir nur eingetreten, wenn eine Beethoven'sche Symphonie mich umrauschte, wenn ich in stiller Nacht eine Beethoven'sche Sonate hörte. Beethoven war nicht bloß der Meister meiner Kunst, er war mein Sittenlehrer, mein Weltweiser, mein Erlöser. Frühzeitig erkannte ich das Vorurtheil, das seine Schöpfungen wild oder verworren oder dunkel nennt. Mir war er klar wie das Licht selbst, und seine Form faßbar und vollendet, wie die Formen griechischer Göttergestalten.

Auch die düstere Melancholie, die man ihm vorwirft, fand ich nicht in ihm; mich trug er fort zu lichteren Höhen, und so fortgetragen fühlte ich mich glücklicher. Nur ernst fand ich ihn und sanft melancholisch, weil Melancholie über jedem erhabenen Ernste schwebt. Diese Melancholie geht durch alle großen Kunstwerke aller edlen Nationen; sie schwebt über den Helden Homers, sie klagt aus den Chören des Sophokles, sie liegt wie ein Schleier auf dem Marmor der Alten; Dante begegnet ihr im Himmel wie in der Hölle; sie steht hinter dem lächelnden Cervantes und wischt sich eine Thräne ab, sie weint laut aus den Dichtungen des großen Briten. Sind wir nicht sterblich? Ist nicht jedem Glück, jeder Liebe Trennung oder Ende bestimmt? Fühlt man nicht ewige Schranken zwischen sich und dem Unfaßbaren, Schönen, das überall die Welt erfüllt? Ist nicht jeder Schmerz einsam, einsam wie ein Eremit, wie ein Gefangener? Aber der Kunst gelingt es, diese Trostlosigkeit zu besiegen. Denken Sie nur an

den dritten Satz der C-moll-Symphonie, an die Egmont-Ouvertüre. Da ist es, als ob sich ein Elias-Wagen herabsenkte, um Sie umrauscht von erhabenen Melodieen über alle Abgründe der Erde fortzutragen. Sie schütteln den Staub von Ihren Füßen, Sie steigen ein und erheben sich jubelnd, triumphirend in die Welten eines ewigen Wonneliedes. Denken Sie an die Cis-Moll-Sonate, an die Pastorale, und Sie fühlen sich Eins und einig mit der ganzen Natur, mit Wachsen, Blühen und Vogelgesang, mit Bachesrauschen, Mondschein und Waldesrauschen. Sterne, Nachtigall, das Mücklein, das leuchtend am Strauche hängt, möchten Sie Bruder nennen, und Sie sind nicht mehr einsam in der weiten, weiten Welt.

Aber wozu das Alles wiederholen, was Jeder gefühlt hat? Für meine Geschichte ist es genug, wenn ich Ihnen sage, daß ich damals nach Wien gesehen habe, wie der Gläubige nach Zion oder Mekka sieht. In Wien, wo Beethoven lebte, glaubte ich die Lösung aller Räthsel zu finden, die mich damals noch beunruhigten, und in seiner Nähe die Kunstvollendung, nach der ich strebte. Von Tag zu Tag wurde meine Sehnsucht größer und schien mir mein Wirkungskreis in der Vaterstadt kleiner. Obwohl ich eine Säule und Stütze unserer Gesellschaft war, so fand ich doch nicht den geringsten Widerspruch, als ich meinen Entschluß, nach Wien zu ziehen, mittheilte. Im Gegentheil wurde ich von allen Seiten aufgemuntert, und als ich endlich abzog, wurde ich von meinen Freunden mit einer Feierlichkeit begleitet, als wären sie die Bürger einer fernen griechischen Kolonie und ich ihr Abgesandter gewesen, den sie an das Orakel nach Delphi oder Dodona schickten.

Mit kleiner Baarschaft in der Tasche, aber mit großen Idealen im Herzen kam ich in Wien an. Ich brauche es Ihnen nicht zu sagen, welch ein harter Schlag es für mich war, als ich erfuhr, daß sie den Meister vor drei Tagen zur Erde bestattet hatten. Zwar, gewohnt, mir diesen Genius außerhalb der Gränzen der Menschheit vorzustellen, fühlte ich nicht jenen Schmerz, den man

bei Verlusten durch den Tod empfindet. Aber die Stadt war mir leer und profan. Meine liebsten Hoffnungen sah ich erstorben, und ich nahm mir vor, in den nächsten Tagen wieder heimwärts zu wandern. Nur sein Grab wollte ich noch besuchen.

Es war ein heiterer klarer März-Morgen, als ich vor dem Währinger Kirchhof stand und den Todtengräber nach dem Grabe fragte. Verdrießlich antwortete er mir, daß er seit drei Tagen dieses Grabes wegen keine Ruhe habe und daß er fortwährend von den Besuchern danach gefragt werde. Der Alte müsse eine Familie gehabt haben, wie der Erzvater Jakob. So eben erst habe er ein junges Fräulein dahin begleitet; ich solle mich nur danach halten, so werde ich das Grab finden.

Ich schritt durch die langen Reihen der thaubenetzten Gräber und Leichen-Monumente, bis ich wirklich in einer der letzten Reihen eine weibliche Gestalt entdeckte. Sie kniete am Fuße des Grabes und war in so tiefe Andacht versunken, daß ich einige Schritte weit von ihr stehen blieb, um sie nicht zu stören. Vor ihr auf den frischen Schollen lag ein Veilchenkranz, den die Betende wahrscheinlich selbst hingelegt hatte, denn er war noch frisch und vom Thaue, der sonst das ganze Grab bedeckte, nicht benetzt. Ich stand so, daß ich das Profil der Betenden und den klaren, liebevollen Ausdruck, der es bedeckte, genau sehen konnte. Sie war eben nicht schön, aber die große Milde des ganzen Gesichtes, das von intelligenten blauen Augen beleuchtet und von einer großen weißen Stirn so zu sagen beherrscht war, ließen dieß sogleich vergessen. Ihre Farbe war blaß, und ein feines Fältchen am Munde verrieth manche Leiden, die aber von innerer Heiterkeit, von angeborener Klarheit des Gemüthes bewältigt schienen. Ja, sie machte sogar den Eindruck der Schönheit, als sich ihre Wangen von der Inbrunst ihrer Gedanken sanft zu röthen anfingen und sich ihre Augen, die bis dahin von langen Wimpern bedeckt waren, groß und leuchtend gen Himmel wandten. Ihr Anzug, ein dunkelblauer Hut und ein braunes Kleid, das bis an den Hals geschlossen war, ein schmaler, weißer Kragen

über dem braunen Kleide, deutete auf beſcheidene Verhältniſſe hin. Eine Rolle von Notenpapier, die neben ihr auf der Erde lag, verrieth, daß ſie in dem Todten einen Meiſter ihrer Kunſt verehrte. Nach Allem, was ich Ihnen von meiner eigenen Verehrung dieſes Meiſters geſagt habe, wird es Ihnen ſonderbar erſcheinen, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich über das Mädchen die Stätte vergeſſen habe, an welcher ich mich befand. — Sie bemerkte mich erſt, als ſie aufſtand, um den Kranz zu Häupten des Grabes niederzulegen. Der Gedanke, daß ſie während ihrer Andacht belauſcht geweſen, brachte ſie ſichtlich in Verlegenheit. Sie ſchlug die Augen nieder, erröthete ſanft, ließ den Kranz fallen und wollte forteilen. Es war mir, als ſollte ich ſie nicht gehen laſſen, ohne mich entſchuldigt oder wenigſtens ein Wort zu ihr geſprochen zu haben.

Mein Fräulein, iſt dieſes das Grab Beethovens? fragte ich.

Sie ſah mich mit großen Augen an, nickte bejahend und eilte fort. Mit Bedauern ſah ich ſie zwiſchen den Kreuzen und Leichenſteinen verſchwinden und ärgerte mich, daß ich nicht im Stande geweſen, ſie in ein Geſpräch zu verwickeln. Da bemerkte ich zum Glück, daß ſie die Rolle Muſikalien vergeſſen hatte, und ich ergriff ſie mit Haſt, um ſie ihr zu bringen. — Früher aber pflückte ich ein Veilchen aus dem Kranze, ohne zu wiſſen, ob ich eine Reliquie vom Grabe des Meiſters oder eine Erinnerung an die holdſelige Mädchen-Erſcheinung zu haben wünſchte.

Ich holte ſie bald ein, und da ſie mir freundlich für den kleinen Dienſt dankte, wurde ich kühner, indem ich ihr meine Freude ausdrückte, den großen Verſtorbenen ſo verehrt zu ſehen, wie es mir ihre Andacht am Grabe gezeigt hatte. Ich ſprach die Vermuthung aus, daß wohl auch ſie der Kunſtwelt angehöre. Beſcheiden lehnte ſie das ab und meinte, ſie ſei nur eine arme kleine Muſikerin, die es eben ſo weit gebracht habe, den großen Verluſt, den die Welt durch den Tod des Meiſters erlitten, ahnen zu können. Sie habe ſein Grab beſucht, um ihm für manche glückliche Stunde, für manche tiefe Freude zu danken. Aus

jedem ihrer Worte, aus jedem Zuge ihres Gesichtes sprach ein so sinnig anziehendes Wesen, daß es mir nicht möglich war, mich von ihr zu trennen. Um nur das Gespräch fortsetzen zu können, gab ich mich ebenfalls als Musiker zu erkennen und erzählte ihr so lange und ausführlich, als möglich, die Geschichte meiner Begeisterung und meiner Sehnsucht nach Wien und von der schmerzlichen Täuschung, die ich bei meiner Ankunft in dieser Stadt erlebt. Sie schien mich mit Interesse anzuhören; unsere Sympathieen und der gleiche Stand gaben mir, wie ich glaubte, ein Recht, sie weiter zu begleiten. Außerdem war sie so frei und unbefangen in ihrem Benehmen, so fern von Prüderie, daß ich mich am Ende gar nicht aufgefordert fühlte, sie zu verlassen. — Fast wie alte Bekannte plaudernd, kamen wir in der Stadt vor einem Hause an, wo sie, eine kleine silberne Uhr aus dem Gürtel ziehend, erschrocken ausrief: Ach, da komme ich eine ganze Stunde zu spät! Dieser Ausruf bestätigte mir nur, was ich schon vorher vermuthet hatte, daß sie zu jenen armen Geschöpfen gehörte, die man Musiklehrerinnen nennt. Nach einigen Augenblicken der Verlegenheit sagte sie: Nun, es ist ein kleines Opfer, das ich dem Todten dargebracht habe.

Wir gingen weiter durch die Stadt, und ehe wir wieder vor einem Hause Halt machten, sagte mir meine neue Bekannte ihren Namen und lud mich ein, wenn ich mich in der fremden Stadt zu einsam fühlte, sie zu besuchen, wo sie mich dann ihrer Mutter vorstellen wollte. Am Besten, sagte Therese, denn so hieß sie, am Besten kommen Sie wohl morgen Abend, denn da versammeln sich mehrere Freunde bei mir, um Quartette, Sonaten und allerlei Kammermusik aufzuführen. Sie werden nach Allem, was Sie mir erzählt haben, fügte sie lächelnd hinzu, hoffentlich an unserem Geschmacke wenig zu tadeln haben. Sie könnten auch gleich Ihre Geige mitbringen, denn ich habe eben die Kreutzer-Sonate auf dem Pult.

Ohne Heuchelei dankte ich ihr auf das Herzlichste für die Einladung und sah ihr lange nach, als sie in dem dunklen Gange

eines alten Hauses verschwand, um, wie sie mir sagte, im vierten Stocke einem ungezogenen Mädchen eine Stunde zu geben.

## 3.

Der Plan, am nächsten Morgen abzureisen, wurde dieser Einladung wegen aufgegeben; ja, ich fragte mich im Laufe dieses Tages mehrere Male, ob es nicht am Besten wäre, ganz und gar in einer Stadt zu bleiben, wo man so liebenswerthen, offenen und freundlichen Menschen begegnet; aber dieser Gedanke war denn doch ein thörichter, da ich in dieser großen Hauptstadt ohne Bekanntschaft, ohne Verbindung und ohne Kapital war, und es war mir leicht, ihn wieder zu unterdrücken, wie oft er auch auftauchte. Doch schienen mir die Gassen jetzt nicht mehr so todt und öde, die Menschen däuchten mir freundlicher; ich fing an, mich umzusehen, und es gefiel mir in dem fremden Labyrinth. Ich liebte es, da und dort einen Vorübergehenden anzusprechen, weil mich der Dialekt, den ich schon früher gern hörte, an meine neue und einzige Bekanntschaft erinnerte. Wenn mir irgendwo etwas auffiel oder ich über die hiesigen Verhältnisse Aufschluß haben wollte, richtete ich in Gedanken meine Fragen an Thereſe; sie war ja die Einzige, die von mir wußte, die meinen Namen und deren Namen ich kannte. Es war mir, als wäre ich ihrem Schutze empfohlen und in Allem an sie gewiesen. Um eine Schwäche zu gestehen, will ich es nicht verschweigen, daß ich den ganzen Tag vor meinem Besuche mit Einübung der Kreutzer-Sonate zubrachte, um mir vor Thereſen ja keine Blößen zu geben.

Sie wohnte im Hinterhaus einer stillen Gasse in der Vorstadt. Musik führte mich über den Hof mehrere Treppen hinauf vor die rechte Thür. Ich wurde freundlich empfangen und erst der Mutter, dann den wenigen musikalischen Freunden, die schon versammelt waren und ihre Streich-Instrumente in Händen hielten, vorgestellt. Ich gestehe, daß ich mich während des ersten

Stückes eines Haydn'schen Quartetts weniger um die Musik als meine Umgebung kümmerte. In der Wohnung, die im Ganzen aus zwei Zimmern bestand, sah es ganz eigenthümlich aus. Sie war, wie schon ihre hohe und versteckte Lage von Außen errathen ließ, ärmlich und beschränkt; die Decke ziemlich niedrig, die Wände weiß angestrichen und kahl; aber die Möbel, obwohl alt, deuteten auf eine glänzendere Vergangenheit und schienen für größere und schönere Gemächer bestimmt; doch waren sie, so weit es thunlich, mit den Stuben in Harmonie gebracht, und man sah in Allem die Hand ordnender und mit Geschmack waltender Weiblichkeit. Wie sehr Stühle, Sopha's und Vorhänge sich bemühten, die hier offenbar heimische Dürftigkeit zu verbergen, so erkannte man sie doch bald, aber sie hatte eher etwas Idyllisches als Trauriges. In dieser Beziehung stimmte die Wohnung ganz mit den Physiognomieen der Tochter und der Mutter. Auch sie hatten etwas ruhig Stolzes in ihrem Wesen, das durch die einfache, fast ärmliche Kleidung mehr gehoben, als verborgen wurde. Nur eine alte Frau, die in einem dunkeln Winkel saß und an Allem, was vorging, wenig Theil nahm, paßte zu der bloß traurigen Seite dieses Haushaltes. Der große Flügel, der ein Drittheil der Stube einnahm, sah bei dieser Umgebung auch nicht wie Eigenthum aus; er hatte ganz die Physiognomie jener Instrumente, wie sie die Klavier-Fabrikanten scheinbar aus Liebe zur Kunst, in der That aber aus Spekulation unentgeldlich von Klavierlehrer zu Klavierlehrer wandern lassen. Doch sind das Bemerkungen, die ich theilweise erst später und bei näherer Bekanntschaft machte.

Nach dem Quartette setzte sich Thereſe ans Klavier, um an einem Trio Theil zu nehmen. Ich vergaß die ganze Umgebung und lauschte mit gespannteſter Aufmerksamkeit. Ihr Spiel war so natürlich und spontan, als käme die ganze Komposition von ihr, und doch wieder so gehalten, daß ein ernstes Studium nicht zu verkennen war. Die Einzelheiten, so wie die Auffassung des Ganzen verriethen so großes Verständniß, daß man gern

über einzelne kleine Schnitzer wegſah — auch folgten ihr Geige und Cello mit ſichtbarem Vergnügen und ließen ſich gern leiten. Endlich kam auch die Reihe an mich, was mir in ſo fern lieb war, als ich mich gewiſſer Maßen erſt dadurch in dieſem Kreiſe einbürgerte. Nie hatte mir ein Beifall ſo wohl gethan, wie die wenigen Worte der Anerkennung, die mir Thereſe ſpendete und die mir vor ihr von den anderen Muſikern geſpendet wurden. Das angenehmſte Ergebniß meines Spieles war aber die Einladung, mich künftig als engagirtes Mitglied dieſer Geſellſchaft zu betrachten und ja oft wiederzukommen.

Der Abend war auf ſo angenehme Weiſe verſtrichen, die Geſellſchaft hatte mir einen ſo guten Eindruck gemacht, daß mir ein längerer Aufenthalt in dieſer Stadt ſehr wünſchenswerth ſchien. Ich ſchob meine Abreiſe wieder hinaus und brauche nicht zu ſagen, daß ich der Einladung Thereſens ſo oft als möglich folgte. Ich fand nur ſelten Geſellſchaft bei ihr, aber je ſtiller es war, deſto heimiſcher und idylliſcher fühlte ich mich da. Je näher ich Thereſen kennen lernte, deſto inniger fühlte ich mich zu ihr hingezogen, deſto mehr bewunderte ich die ernſte und tiefe Bildung ihres Geiſtes. Bei der Abweſenheit aller falſchen Scham, bei der Offenheit, mit der Mutter und Tochter von ihren Verhältniſſen ſprachen, war es mir bald kein Räthſel, wie ſie ſich dieſe mannigfache Bildung bei ihrer Armuth verſchaffen konnte. Ihr Vater, der vor einigen Jahren geſtorben, war ein angeſehener Juwelier und Goldſchmied; er hatte nichts geſpart, um ſeinen Kindern eine reiche Erziehung zu geben. Plötzlich, in Folge eines erlittenen Betruges und einer Wendung im Geſchäfte, ging alles mit Mühe und Fleiß erſparte Vermögen verloren. Die kleinen Reſte, die nach jahrelangem Reichthume immer übrig bleiben, wurden von der Krankheit aufgezehrt, die den Vater nach der eingetretenen Kataſtrophe aufs Krankenlager und endlich ins Grab bettete. Ohne alle Mittel hinterließ er eine Wittwe mit drei Kindern; der älteſte Sohn, den Talent und Neigung zum Künſtler beſtimmten, mußte die Werk-

ſtatt des Bildhauers verlaſſen, da er noch nicht ſo weit war, um mit ſeiner Kunſt die Familie ernähren zu können. Er ſollte den Kredit und guten Namen ſeines Vaters benutzen, um deſſen Geſchäft wieder aufzunehmen. Eine alte Tante, die ihr Leben lang zuſammengeſcharrt und ihr angeerbtes kleines Vermögen bedeutend hatte anwachſen laſſen, wurde bewogen, das Kapital vorzuſtrecken, und ſie that es, wenn auch mit einigem Sträuben, doch nicht ungern, da ihr Neffe, der ſchöne und phantaſtiſche Raphael, vielleicht die einzige Seele auf Erden war, für die ſie eine Art Neigung empfand, welche ſich ſogar bis zu tantlicher Schwärmerei erhob. Aber Raphael, zum Künſtler geboren und erzogen, war nicht der Mann, der durch Handel und Gewerbe auf einen grünen Zweig kommen konnte. Oft überkam ihn der Ueberdruß, und er ſchloß ſeinen Laden, um für viele Tage wieder in die Bildhauer-Werkſtatt zu fliehen. In ſeinen Laden zurückgekehrt, brachte er ſeine künſtleriſchen Neigungen mit und ſetzte ſich hin, um in Gold Kunſtwerke auszuführen, die er nicht in Marmor vollenden konnte. Ketten, Armbänder und andere Schmuckſachen wurden da eingeſchmolzen, um als Stoff zu einem Kunſtwerke zu dienen, das erſt nach wochenlanger Arbeit vollendet war und welches, verkauft, kaum Zeit und Mühe bezahlte. — Es leuchtet ein, daß mit ſolchem Handel nicht viel erreicht und daß ein ſolcher Handelsmann bald von Denen erkannt wurde, die ihn ausbeuten wollten. Ein unbegränztes Vertrauen und ächt künſtleriſcher Leichtſinn lieferten ihn den ſchlimmſten Betrügern in die Hände. Und um kurz zu ſein, nach zwei Jahren war es mit dem Geſchäfte ſo weit gekommen, daß es die Gläubiger pfändeten und ſich für den überraſchten Raphael die Nothwendigkeit ergab, die Flucht zu ergreifen, wenn er nicht ins Schuldgefängniß wandern wollte. Nun war es an Thereſen, nicht nur die Mutter und den jüngeren Bruder, ſondern auch die Tante zu ernähren, die durch Raphaels Leichtſinn arm geworden war. Die Kunſt, die ſie in beſſeren Zeiten zu ihrer inneren Befriedigung erlernt hatte, mußte ihr nun als Mittel zur Erhaltung der

Ihrigen dienen. Sie nahm ihre Aufgabe mit großem Muthe auf sich. Armes Kind! Vom Morgen bis zum Abend lief sie von einem Hause zum anderen, von einer fernen Vorstadt in die andere, und nie entwischte eine Klage oder auch nur ein Seufzer ihrem Munde, selbst dann nicht, wenn sie eine der vielen Demüthigungen erfuhr, denen man in diesem Stande von Seiten der gedankenlosen Rücksichtslosigkeit, des Unverstandes und des Ungeschmacks ausgesetzt ist; selbst dann nicht, wenn sie des Abends todmüde auf das Sopha sank. Sie hatte immer ein Lächeln bereit, wenn ihre Mutter sie voll Sorgen über die abgespannten Züge oder die Bläße des Gesichtes betrachtete. War es ihr Werk, daß die ihrem Schutze anvertrauten Personen nicht dem bittersten Mangel ausgesetzt blieben, so war sie es auch, die mit ihrem unerschöpflichen Muthe, ihrer ernsten Heiterkeit über dieses gerettete Hauswesen jene wohlthuende Heimlichkeit ausgoß, die den Aufenthalt in diesen zwei armen Stuben so behaglich machte. Sie wußte, daß sie die Mutter über sich selbst und über einen verlorenen Sohn zu trösten hatte, und sie gab sich alle Mühe, das ihr angeborene fröhliche Naturell nicht ersterben zu lassen. Wenn wir des Abends zusammensaßen, war sie es, von der alle Anregung zu lebhaftem und heiterem Gespräch ausging, und man war beschämt, wenn man mit dem Gedanken gekommen war, sie nach einem durcharbeiteten Tage zu unterhalten und ihre Müdigkeit vergessen zu machen.

Natürlich verbrachten wir auch viele Abende mit Musik. Nun ist aber nichts gefährlicher, als mit einer Person zu musiziren oder zu singen, zu der man sich schon ohne das hingezogen fühlt. Es ist da so viel Gelegenheit, einander schweigend Gefälligkeiten zu erzeigen, gegen einander aufmerksam zu sein, indem man schneller oder langsamer je nach dem Wunsche des Anderen vorwärts geht. Eins sieht dem Anderen in die Augen, um die gegenseitigen Intentionen zu errathen. Man nickt beifällig oder man lächelt nachsichtig zu einem Fehler und erhält ein Lächeln zurück. Eins überläßt sich der Leitung des Anderen, bis man

ſich endlich ganz verſteht, gleichen Schrittes vorwärts eilt und ſich unzertrennlich fühlt, bis beide Seelen im Sturme des Finale in einem mächtigen Zuſammenklang in einander verſchmelzen. Ein einziges Duo bringt größere Intimität zu Stande, als Geſpräche von vielen Wochen.

In der That war ich nach kurzer Zeit ein vertrauter Freund des Hauſes, und ſo war es mir auch nicht ſchwer, in dieſer kleinen Welt, die mir ſo glücklich ſchien, weil ſie mich glücklich machte, bald das Prinzip zu erkennen, welches die Harmonie dieſer kleinen Welt und ihre Reinheit ſtörte. Es war in der Perſon der alten Tante verkörpert. Gleich nach der Flucht Raphaels war ſie mit all ihrer Habe ins Haus gekommen und hat es ſeit damals nicht verlaſſen. „Da habt ihr mich," ſagte ſie, jetzt ernähret mich! Was kümmert's mich, daß Raphael meinen Zehrpfennig durchgebracht hat! Jetzt müßt ihr für mich ſorgen." In dieſem Sinne lebte ſie im Hauſe ewig in Angſt vor dem Mangel und ewig treibend, daß man für ſie ſchaffe und ſorge. Wenn Thereſe des Morgens eine Viertelſtunde länger als gewöhnlich im Bette blieb, gewiß erſchien die Tante vor ihr und ſchüttelte ſie auf, daß ſie gehe und erwerbe; eine unbarmherzige Treiberin, welche die Opfer des edlen Mädchens nicht erkennen wollte und das entſagungsvolle Leben durch rohe Anforderungen ſtörte und entweihte.

Sie kennen dieſe Tante, es iſt die Alte, die mich bedient, und deren verſchloſſenes, mürriſches Weſen Ihnen aufgefallen ſein muß.

4.

Im Glücke — und ich war damals glücklich — vergeht die Zeit ſchnell. Mir waren ſeit meiner Ankunft in Wien bereits Monate vorübergegangen, und an eine Rückreiſe, wenn ich ſie auch gewünſcht hätte, war nicht mehr zu denken, denn meine Baarſchaft war zu Ende. Dieſer traurige Zuſtand indeß erſchreckte mich nur ſehr wenig; im Gegentheil war ich voller Muth

und machte ſogar Pläne, wie ich in die Verhältniſſe Thereſens hülfreich eingreifen wollte. Bei der innigen Freundſchaft, mit der ich im Hauſe aufgenommen worden, zweifelte ich keinen Augenblick, daß man mich wenigſtens für den Tiſch auch als Hausgenoſſen aufnehmen und ich auf dieſe Weiſe Gelegenheit haben werde, die ganze Ausbeute meiner Arbeit in ihr Hausweſen fließen zu laſſen, Thereſen die große Laſt zu erleichtern, die Sorgen und den Kummer der guten Mutter zu ſtillen, die Vorwürfe der zankenden Tante zum Schweigen zu bringen, mit Einem Worte als Helfer aufzutreten und den beſcheidenen Haushalt zu einem ſorgenloſen und glücklichen zu machen. Aber es war hohe Zeit, auf Mittel und Wege zu ſinnen, wie zu dieſem Ziele zu gelangen und überhaupt eine Laufbahn in dieſer Stadt zu beginnen. Ich war nicht lange in Verlegenheit. Meine Unſterblichkeit führte ich in Geſtalt zahlreicher Kompoſitionen in meinem Koffer mit mir. Dieſe wollte ich, wenn auch Anfangs zu niedrigen Preiſen, an Muſikalienhändler losſchlagen, mir ſchnell einen Namen machen und dieſen dann benutzen, um mir eine Stelle bei einem Theater, einer Kapelle oder wo immer zu verſchaffen. Wenige Tage reichten hin, um meine Noten durchzuſehen, zu ordnen und hier und da zu korrigiren. Mit einer dicken Rolle unter dem Arme, in welcher ſich Konzerte, Sonaten, Trios ꝛc. befanden, trat ich voll Hoffnung meine Wanderung an. Die Muſikalien-Handlungen waren mir ja bekannt; ich wollte von einer zur anderen gehen und in jeder einen bedeutenden Theil meiner Rolle zur Anſicht zurücklaſſen und zum Verlag anbieten. Dieſer Feldzugsplan war auch ſehr ſchnell ausgeführt. Wenn man mich auch faſt in jeder Handlung befremdet und erſtaunt anſah, ſo nahm man die Kompoſitionen und meine Anträge doch freundlich entgegen und verſprach in wenigen Tagen Antwort. Ohne ein einziges Notenheft, überaus fröhlich, daß Alles ſo gut von Statten gegangen, und voller Hoffnungen kehrte ich auf meine Stube zurück. Ich war ſo angenehm angeregt, daß ich mich ſogleich hinſetzte, um eine neue Kompoſition, welche mir

seit einigen Tagen im Kopfe summte und die ich Thereſen widmen wollte, niederzuſchreiben. Aber bald ſollte ich aus meinen jugendlichen Träumen ſchrecklich geweckt werden. Ich hatte nicht bedacht, ich habe damals noch nicht gewußt, wie viel auf Protektionen und Empfehlungen ankommt, und daß allein die Schmeichler der Oberflächlichkeit und der Tagesmode ſich ohne dieſe behelfen können. Ich trat meine Rundreiſe, um die Antwort der Verleger zu holen, in derſelben Ordnung an, wie das erſte Mal. In der erſten Kunſthandlung antwortete man mir mit vieler Höflichkeit, daß man im Augenblicke in zu viele Unternehmungen verwickelt ſei, als daß man an neue denken könne. In der zweiten hieß es ebenfalls mit Bedauern, daß der Zeitpunkt nicht günſtig ſei und daß ich gefälligſt ſpäter einmal wieder nachfragen ſolle. In der dritten ſagte man mir offen, daß die Kompoſitionen zu ernſt ſeien und daß, wenn ſie auch Talent verriethen, ich doch beſſer thäte, ein wenig mehr auf das Moderne, Brillante zu ſehen. Der Verleger machte dazu ein ſüßſaures Geſicht und ſagte achſelzuckend: Sie werden mich dieſes Rathes wegen verachten, aber — ich bin Kaufmann. In der vierten Handlung fand ich die Rolle eben ſo, wie ich ſie gebracht, und auf demſelben Orte, wo man ſie damals hingelegt hatte. Der Kommis gab mir ſie zurück und murmelte einige unverſtändliche Worte. So trug ich eine eben ſo ſchwere und dicke Rolle wieder nach Hauſe, wie ich vor wenigen Tagen hinausgetragen hatte. Was mich dabei am Schmerzlichſten berührte, war, daß ich nun die Hoffnung, Thereſen bald hülfreich ſein zu können, aufgeben mußte.

Nach einiger Zeit war ich ſelbſt in einer hülfloſen Lage. Meine Baarſchaft war beinahe bis auf den letzten Heller erſchöpft, und obwohl ich bereits in dem kleinen Gaſthauſe, in dem ich wohnte, Kredit hatte, ſo erkannte man mit jener, allen Gaſtwirthen eigenthümlichen Scharfſichtigkeit doch bald meine Lage und fing man an, mich auf eine Weiſe anzuſehen, die mich beleidigte und mich bewog, vom Gaſttiſche auszubleiben. Die Folge war, daß ſich mit überraſchender Schnelligkeit der Hunger ein-

ſtellte. Doch ließ ich den Muth nicht ſinken! Hatte ich doch geſehen, wie jeden Abend überall in Wien arme Muſizi, einzeln oder in Banden, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus zogen. Warum ſollte ich nicht thun wie meine Kollegen in der Kunſt und in der Armuth? Es kannte mich ja Niemand in der fremden Stadt, und ich brauchte mich nicht zu ſchämen. Außerdem hatte dieſe neue Art des Erwerbes einen neuen Reiz für mich, der mir nach und nach den Gedanken daran ganz erträglich machte, und ziemlich guter Dinge ſchlich ich mich ſpät Abends mit der Geige unter dem Arm aus dem Hauſe, um meine neue Laufbahn anzutreten.

Wahrſcheinlich war es doch ein Gefühl von Scham, das mich zuerſt verſtecktere Vorſtadt-Gegenden aufſuchen ließ; denn ich erinnere mich, daß ich zuerſt in ein großes Vorſtadt-Kaffeehaus trat. Mit dem erſten Schritte, den ich in die hellerleuchteten weiten Räume that, flimmerte es mir vor den Augen und war es mir, als ſollte ich auf dem Theater debütiren. Aengſtlich ſah ich mich nach einem dunklen Winkel um. Der Kellner, welcher ſich vor mir verneigte, meinte, ich ſuche als Gaſt einen Platz, und zeigte auf einen Stuhl vor einem Marmortiſche. So bald er aber ſah, daß ich die Violine vornahm und zu ſtimmen anfing, veränderte ſich ſein Geſicht, und auf die Thür deutend, ſagte er mir ziemlich barſch, das ſei mir nicht erlaubt! Ich weiß nicht, wie ich hinausgekommen; ich erinnere mich nur, daß ich aus Verlegenheit, ſchon in der Gaſſe ſtehend, noch mit Stimmen meiner Geige fortfuhr. Bald faßte ich mich und ſetzte meine Wanderung fort. Mit größerem Muthe, als in das Kaffeehaus, trat ich in einen ſchlechterleuchteten Biergarten, ſtellte mich unter einen Baum in den Schatten und fing friſch zu geigen an. Doch war ich nicht über die erſten Takte hinaus, als eine derbe Hand meinen Arm faßte und ihn ſo unſanft zurückzog, daß ich mit einer ſchreienden Diſſonanz endete. Ich verſtand, daß es mir auch hier nicht erlaubt war, die Menſchen mit meiner Kunſt zu vergnügen, und ich ging. — Es war mir unbegreiflich, warum

man mich an beiden Orten ſo ungaſtlich aufgenommen. Vielleicht, ſagte ich mir, wird an beiden die Muſik aus Grundſatz zurückgewieſen. Um mich nicht zum dritten Male auszuſetzen, beſchloß ich, ein Kaffee- oder Gaſthaus aufzuſuchen, wo man eben Muſik machte, davor zu warten, bis die Muſiker abgezogen, und dann einzutreten. Wie gedacht, ſo gethan. Ich ließ ein Trio aus einem Kaffeehauſe abziehen, ging vor der Thür noch ungefähr eine halbe Stunde auf und ab, um das Publikum von der genoſſenen Muſik ausruhen zu laſſen, und trat dann mit einigem Zagen ein. Aber trotz der angewandten Vorſicht ging es hier gerade ſo, wie an den anderen Orten. Ich wußte nicht mehr, was davon zu halten, und verlor die Geduld. Ich warf Hut und Violine auf einen Tiſch und ſetzte mich als Gaſt hin, entſchloſſen, meine letzten Kreuzer auf eine Taſſe Kaffee zu verwenden und die Zeit zu benutzen, um vom Kellner die Urſache meines Mißgeſchicks zu erfahren.

So bald ich als „Herr" am Tiſche ſaß, verzerrte ſich das Geſicht des Kellners, der mich eben hinausgewieſen hatte, zur ausgeſuchteſten Freundlichkeit und fragte, was meine Gnaden befehlen. Als der Kaffee auf dem Tiſche ſtand, ſprach ich den Kellner mit ziemlich herriſcher Miene an: Sagen Sie mir, Kellner, wie's kommt, daß mir heute zu wiederholten Malen ein Spaß verdorben wird! Ich gehe da mit meiner Violine aus einer Geſellſchaft, wo wir Muſik gemacht haben, und es fällt mir ein, in ein Kaffeehaus zu treten und den Leuten natürlich nur des Spaſſes halber etwas vorzugeigen. Aber kaum fange ich an, ſo weist mich der Kellner hinaus; ſo geht es mir auch in einem zweiten Kaffeehauſe, und ſo ging es mir, wie Sie wiſſen, auch hier. Sie haben hier doch andere Muſiker ſpielen laſſen, warum nicht mich?

Euer Gnaden, erwiderte der Kellner, der mich für irgend einen reichen Sonderling nahm, mit unterthänigem Lächeln, Euer Gnaden, das iſt natürlich. Wenn die Kellner und Kaffeewirthe gewußt hätten, daß Euer Gnaden ſich nur einen Spaß

machen wollten, so hätten sie Euer Gnaden gewiß mit größtem Vergnügen spielen lassen; aber sie haben Euer Gnaden für einen von den landstreicherischen Musikanten gehalten und darum Euer Gnaden zurückgewiesen. Denn wir Kaffeehäuser und Gasthäuser erlauben nur den Musikanten des Kreuzer-Vereins, die sich das bei uns ausgewirkt haben, aufzuspielen.

Des Kreuzer-Vereins? fragte ich aufmerksam. Welcher Art Verein ist das?

Ein Verein von armen Musikanten, antwortete der Kellner, die wöchentlich einen Kreuzer in eine Kasse zahlen und einen eigenen Direktor haben. Aus dieser Kasse werden, wie ich glaube, die Steuern der Musikanten bezahlt, und die Mitglieder dieses Vereins allein haben, wie ich Euer Gnaden schon gesagt habe, die Erlaubniß, in unseren Kaffeehäusern zu spielen. Da weiß man doch, an wen man sich, wenn es nöthig ist, halten kann, und da ist man im Stande, dieses Volk ordentlich zu beaufsichtigen.

So wurde mir denn die Ursache meines Mißgeschickes klar, und ich beschloß, um ihm künftig auszuweichen, gleich am folgenden Tage in den Verein zu treten. Der Kellner konnte mir die Adresse des Direktors nicht sagen, aber nach einigem Suchen stieß ich in der Gasse auf eine Musikbande, die sie mir bereitwillig mittheilte.

5.

Indessen schreckten mich bei ruhigerem Blute die gemachten Erfahrungen doch von dieser neugewählten Laufbahn wieder ab. In meinem Bette liegend, begriff ich es nicht, wie ich mich konnte so mißhandeln lassen, und erklärte es mir nur dadurch, daß es mir mit der Laufbahn eines wandernden Musikanten doch nicht ernst gewesen sein konnte, daß ich eigentlich nur eine Art Maskenspiel getrieben und so die Beschämungen, die nicht mir, sondern meiner Maske gegolten, ertragen mochte. Bei alledem aber sah ich nicht ein, wie ich künftig leben und wie ich Theresen

helfen wollte. Den Gedanken, meinen Vater um eine Unterstützung anzusprechen, wies ich mit Stolz zurück; der arme Vater konnte mich wohl ernähren, so lange ich bei ihm wohnte, war aber, ohne sich selbst die größten Entbehrungen aufzulegen, nicht im Stande, einen Sohn, der in der großen Residenz lebte, zu unterstützen. So beschloß ich, einen Theil meiner Habseligkeiten zu Gelde zu machen und die Zeit, welche ich auf diese Weise gewann, zu benutzen, um mir einen würdigen Nahrungszweig zu verschaffen. Zum ersten Male in meinem Leben trug ich einen Rock, der mir noch lange hätte dienen können, zum Trödler, eine goldene Nadel, das Geschenk eines reichen Edelmannes in der Nachbarschaft unserer Stadt, für dessen Hochzeit ich ein Karmen komponirt hatte, zum Juwelier und einen Theil meiner Reisebibliothek, die mir der Vater mitgegeben, zum Antiquar. Bei meiner Mäßigkeit reichte die kleine Baarschaft für einige Wochen hin. Thereſe — mit jener Prophetengabe, welche den Frauen ihren Freunden gegenüber eigen ist — mochte errathen haben, wie es mit mir stand, denn um jene Zeit fragte sie mich, ob ich nicht, wenn sich die Gelegenheit böte, hier und da Unterricht ertheilen wollte. Ich vertraute ihr, daß mir allerdings etwas der Art noth thäte, ohne ihr jedoch mitzutheilen, welche Erfahrungen ich in Wien schon gemacht und welche Abenteuer ich erlebt hatte. Am nächsten Musikabend forderte sie ihre Freunde auf, für mich zu sorgen und mir den Ueberfluß ihrer Unterrichtsstunden zukommen zu lassen. Sie versprachen das Beste, gaben mir aber zugleich den Rath, die Zeit, die indessen verfließen könnte, ohne daß sie etwas für mich fänden, nützlich anzuwenden und mich bei den Theatern um eine Orchester-Anstellung zu bewerben.

Dieser Rath schien mir sehr einleuchtend, und da einige Zeit verfloß, ohne daß von einer Lektion die Rede war, so machte ich mich endlich auf, den Theater-Direktoren meinen Besuch zu machen. Natürlich fing ich mit dem Höchsten an, mit dem Hof-Opern-Theater; aber nachdem ich einige Stunden im Vorzimmer

des Direktors gewartet hatte, wurde ich abgewiesen, ohne nur vorgelassen zu werden. Im Schauspielhause antwortete man mir, das Orchester sei übervölkert und solle nächstens reduzirt werden. In einem Vorstadt-Theater hatte man der Streichinstrumente nur zu viel, da man eben eines militärischen Spektakelstückes wegen vorzugsweise Blechinstrumente brauchte. Der Direktor dieses Theaters war überhaupt der Meinung, daß einem großen Saale, wie der seinige war, viel Blech bei Weitem angemessener sei und größeren Effekt mache, als alle Saiteninstrumente der Welt. Er verfahre, so versicherte er mir, nach Grundsätzen, indem er die Saiten so nach und nach durch Trompeten und Hörner verdrängen lasse. Es blieb mir nur noch das kleinste und schlechteste Possentheater übrig. Zwar mußte ich auch hier stundenlang antichambriren, da der Direktor in seinem Bureau eben den Besuch seiner beliebtesten Lokal-Sängerin erhalten hatte; aber nach langem Warten wurde mein Herz von Hoffnung erfüllt, da mich der Direktor auf die Meldung, daß ein Violinist draußen warte, schnell eintreten ließ.

Sie suchen ein Engagement bei meinem Theater? rief er mir entgegen. Sie sind Violinist? Na, das ist charmant! ich brauche eben einen Violinisten. —

Ich verneigte mich tief, und mein ganzes Gesicht drückte nichts als Hingebung aus.

Glauben Sie nicht, fuhr der Theater-Direktor fort, daß wir hier Mangel an Geigenspielern haben; ganz im Gegentheil — jede Woche werden mir Dutzende angeboten. Aber der Mann, den ich im Augenblick brauche, ist gewisser veralteter Vorurtheile wegen schwer zu finden. Ich hoffe, fügte er hinzu und betrachtete mich mit einem prüfenden Blicke, ich hoffe, diesen Mann in Ihnen gefunden zu haben.

Ich bat um nähere Erklärungen, und der Direktor des Vorstadt-Theaters fuhr fort: Ich gedenke jetzt ein Zauberstück auf die Bühne zu bringen, in welchem es nothwendig sein wird, daß ein Quartett auf der Szene selbst aufgeführt werde.

Wieder ſchwieg der Direktor und betrachtete mich abermals mit prüfenden Blicken. Ich erklärte ihm, daß ich gewohnt ſei, vor dem Publikum zu ſpielen, und daß, wenn er mich für dieſes Quartett beſtimmte, die Bedingung für mich nichts Abſchreckendes hätte.

Na, das iſt charmant! rief der Direktor und rieb ſich vergnügt die Hände. Ich ſehe, fuhr er fort, daß Sie keine Vorurtheile haben, und will Ihnen die Sache etwas näher erklären. Der Held des Stückes, ein unglücklicher Prinz, verſinkt im zweiten Akte voll Sorgen in tiefen Schlaf. Die gütige Fee, eine Beſchützerin, will ihn tröſten und ſchickt ihm, als einen verkörperten Traum, aus den Wolken und auf einer Wolke reitend, vier Genien herab, die ihm ſanfte Wehmuth ins Herz gießen ſollen. Nun kann man ſanfte Wehmuth am Beſten mit Hülfe der Muſik ins Herz gießen, und mein Kapellmeiſter hat zu dieſem Zwecke ein charmantes Quartett komponirt, welches die vier Genien aufführen. Sie, rief der Direktor pathetiſch, indem er einen Schritt zurücktrat und auf der Bruſt die Arme über einander ſchlug — Sie habe ich beſtimmt, in dieſem himmliſchen Quartett den erſten Genius und die erſte Geige zu ſpielen.

Ich ſoll alſo, rief ich aus, als Genius auftreten? —

Allerdings, antwortete der Direktor, in ſeinem fleiſchfarbenem Tricot, mit zwei herrlichen Flügeln aus Gold an den Schultern und mit einer blonden Jünglings-Perrücke auf dem Kopfe. Nach Beendigung des Quartettes hätten Sie, um dem Publikum den Sinn der Muſik zu erklären, an den ſchlafenden Prinzen noch einige Worte, eine kleine Rede zu richten. Bei dieſer Rede müßten Sie ſich, um die Einheit des Stückes, das eine Lokal-Zauberpoſſe iſt, nicht zu ſtören, gefälligſt des Wiener Dialektes bedienen.

Nachdem ich einige Zeit ſtarr vor Erſtaunen dageſtanden hatte, erinnerte ich mich unwillkürlich an meine heimiſchen Freunde, und was ſie ſagen würden, wenn ſie mich auf einer Wolke reitend, als muſizirenden und wieneriſch deklamirenden

Genius ſähen, und ich brach in ein lautes Gelächter aus. Aber ich wurde ſchnell wieder ernſt, als ich mir Thereſen unter den Zuſchauern dachte — entſchuldigte mich mit meiner Unkenntniß des Wiener Dialektes, verſicherte, daß ich um keinen Preis den einheitlichen Charakter ſeines Stückes ſtören wollte, verbeugte mich kurz und ging.

Da ſtand ich wieder in den Gaſſen, ärmer um eine Hoffnung, die mir einen Augenblick gelächelt, und trotz der Heiterkeit, die mir der Gedanke an den Genius für Momente noch erregte, herzlich traurig. Nach den Anträgen des Direktors ſchien mir das Loos eines herumziehenden Muſikanten, das ich vor Kurzem von mir gewieſen hatte, überaus ehrenvoll und wünſchenswerth. Schnellen Schrittes, als fürchtete ich, abermals in meinem Entſchluſſe wankend zu werden, und dabei halb und halb mit dem Gefühle eines verlorenen jungen Menſchen, der in äußerſter Noth hineilt, um ſich anwerben zu laſſen, durchſchritt ich die langen Straßen der Vorſtadt, um die Wohnung Herrn Nikolaus Vogels, des Direktors des Kreuzer-Vereins, aufzuſuchen. Mit Zagen klomm ich die ſchmalen und ſteilen Treppen des alten Hauſes hinan, faſt überzeugt, daß ich ſelbſt in den Kreuzer-Verein nicht aufgenommen werde. Schüchtern pochte ich an die Thür, und ſchüchtern trat ich ein.

Die Stube war von ſo dichtem Tabaksqualm erfüllt, daß ich die Gegenſtände kaum unterſcheiden und den Mann, der, eine lange Pfeife im Munde, in den Wolken auf und ab ging, kaum ſehen konnte. Er trug einen langen abgefärbten Schlafrock, der in der Mitte von einem Sacktuch zuſammengehalten war, und hatte graues Haar, das voll und dicht wie Borſten emporſtarrte. Auf der äußerſten Spitze der Naſe ſaß eine Klemmbrille, die aber ein purer Luxus-Artikel zu ſein ſchien, da er immer darüber hinwegſah. In Pelzſchuhen daherſchlürfend, kam er mir bis an die Thür entgegen und fragte nach meinem Begehr. Ich drückte meinen innigen Wunſch aus, Mitglied des Kreuzer-Vereins zu werden, und war nicht wenig erſchrocken,

als er mir mit vorgebücktem Leibe, mein Gesicht fast mit seiner Nase berührend, mit breitem Munde und fast grimmig die Zähne weisend, zurief: Kann Sie nicht brauchen! kann Sie nicht brauchen!

Plötzlich kam ich mir wie ein unglückseliges Wesen vor, das nirgends in der Welt an seinem Platze ist, da mich selbst der Kreuzer-Verein nicht brauchen konnte. Ueberaus traurig wandte ich mich gegen die Thür, als mir Herr Nikolaus Vogel, der indessen ans andere Ende der Stube zurückgekehrt war, nachrief: Na, Sie Hannoveraner, Preuße, Sachse, Lippe-Detmolder, oder was Sie sonst sind, kommen Sie nur zurück, daß ich mich näher erkläre.

In der That glaubte ich, daß mir der Alte der barschen Begegnung wegen eine Erklärung schuldig wäre, und ich kehrte zurück. Er stellte mir einen Stuhl und setzte sich selbst so nahe zu mir, daß seine Kniee die meinigen berührten; dann bückte er sich wieder vor und sagte mit einem etwas minder grimmigen Gesichte: Sehen Sie, ich kann die Leute aus dem Reich nicht leiden.

Ich zuckte die Achseln und meinte, die Leute aus dem Reich werden es wohl ertragen müssen.

Nein, sagte der Alte wieder, und zwar etwas freundlicher, es ist so bös nicht gemeint; wenn ich sage, ich kann die Leute aus dem Reich nicht leiden, so meine ich, ich kann ihre Sprache nicht leiden. Es ist mir nichts so zuwider, wie das Hochdeutsche — es ist so hochmüthig, so stolz, und als ob es sich über unser Wienerisch immer lustig machte. Wer wird denn immer in Sonntagskleidern gehen? Und das Hochdeutsche, das kommt mir immer wie ein ganz neues steifes Sonntagskleid vor. Ich sehe ein, daß ich gegen die Leute aus dem Reich ungerecht bin, denn sie können ja nichts dafür, sie wurden so erzogen.

Während dieser Rede hatte sich das Gesicht, das mich so grimmig angefahren, auf so angenehme Weise verwandelt und einen so gutmüthigen und naiven Ausdruck angenommen, daß ich in der That nicht anders als ihm vergeben konnte.

Na, begann er wieder, so bald er mich versöhnt sah, Sie wollen in den Kreuzer-Verein; Sie sollen mit Vergnügen aufgenommen werden, wenn Sie etwas können, aber ich nehme Niemanden auf, ohne ihn zu prüfen.

Ich erklärte mich bereit, ihm etwas vorzuspielen und zu diesem Zwecke morgen mit meiner Geige wiederzukommen.

Glauben Sie, rief der Direktor, daß der alte Vogel keine Geige im Hause hat? Horniſt, bring meinen Straduari her.

Jetzt erſt bemerkte ich ein Individuum, das, einen grauen Hut unter dem einen Arm, ein Waldhorn unter dem anderen haltend, ziemlich ſchüchtern und wie voll großer Ehrfurcht für Herrn Nikolaus Vogel im Winkel ſtand. In ſeiner Dienſtfertigkeit wußte er nicht, ob er erſt den Hut oder das Horn niederlegen ſollte, und machte dabei Bewegungen, welche die Kürze ſeiner Rockärmel und die noch auffallendere Kürze ſeiner Beinkleider und rückwärts große, über die Schöße weit hinausreichende, mit Eßmaterialien gefüllte Rocktaſchen verriethen. Ich hatte offenbar einen Kollegen vom Kreuzer-Verein vor mir. Er nahm den Geigenkaſten aus einem Schranke und ſtellte ihn voll Ehrfurcht auf den Tiſch. Der Direktor übergab mir das Inſtrument mit einiger Feierlichkeit und forderte mich auf, zu beginnen.

Das Inſtrument war ganz vortrefflich; es ſang wie eine Sirene, ſo daß ich mit Luſt darauf zu geigen anfing. Aber kaum hatte ich einige Striche gemacht, als mir Herr Nikolaus Vogel ein Halt zurief.

Warten Sie, ſagte er, dazu will ich mir erſt eine Pfeife ſtopfen, um gemüthlich zuhören zu können!

Als er die Pfeife geſtopft und angezündet, einen friſchen Federkiel in die Spitze geſteckt und ſich gemächlich in den Stuhl geſtreckt hatte, fing ich wieder an. Aber wieder ſprang er auf, fiel mir in den Arm und rief: Halt, dazu muß ich auch eine Taſſe Schwarzen trinken!

Der Horniſt eilte hinaus, und nach einiger Zeit, während

welcher der Direktor mich kopfschüttelnd betrachtete, flog die Thür auf, und herein, fast über die Schulter des Hornisten hinweg, sprang, wie von einer unsichtbaren Macht geschnellt, ein junges Mädchen. Sie trug die Tasse Kaffee mit aufgehobenen Armen hoch über dem Kopfe und schwang sich so, immer weiter vorwärts fliegend, in die Luft, machte einige Pirouetten, blieb dann auf der Spitze des Fußes stehen, drehte sich hierauf wirbelnd im Kreise und stellte zuletzt mit einer anmuthigen Verbeugung die Tasse auf den Tisch, ohne auch nur einen Tropfen ihres Inhaltes verschüttet zu haben.

Gut, Rosa, sagte der Alte schmunzelnd — das hast du gut gemacht; aber dieses Strampeln in der Luft, das du Pirouetten nennst, kann ich nicht leiden. Das mußt du dir abgewöhnen.

Oh, sagte das Mädchen, Alles kann ich für meinen Vater thun, nur das nicht. Dann, mit einem Blicke auf mich, fügte sie leiser hinzu: Kann ich nicht hier bleiben und zuhören? —

Nichts da! fort! du würdest uns nur stören!

Und wieder mit einem Schwunge gegen die Thür, war die Tänzerin verschwunden. Der Alte that einen tiefen Schluck, nahm eine Prise, wischte lange an der Nase hin und her, dampfte Eines vor sich hin, lehnte sich dann im Stuhle zurück, schloß die Augen und murmelte: Jetzt!

Ich spielte eine Kadenz, die ich mir vor Kurzem zu einem Beethoven'schen Konzerte komponirt hatte. Ich spielte mit großem Fleiße, um dem Alten einen hohen Begriff von meiner Kunst beizubringen. Aber er rührte und regte sich nicht. Nur daß er mit geschlossenen Augen manchmal die Hand ausstreckte, um die Tasse zum Munde zu führen. Die Rauchwolken, die er von sich blies, wurden größer oder kleiner, je nach dem schnelleren oder langsameren Takte meines Spieles. — Als ich endete, richtete er sich auf, sah mir starr ins Gesicht und sagte nichts als: Aha, so so?

Wie ein Echo wiederholte der Hornist: Aha — dann fügte er, wie vor sich hinsprechend, bei: Das ist die höhere Musik —

ſo zu ſagen die muſikaliſche Muſik — mehr Harmonie als Melodie — was man ſo heißt Generalbaß und Kontrapunktmuſik — die ſchwere, die gelehrte, die gelernte Muſik.

Schweig! herrſchte ihm der Direktor zu, ſchweig und geh. — Gehorſam ergriff der Horniſt ſein Inſtrument und ſeinen Hut und entfernte ſich. Herr Nikolaus Vogel ſtand auf, nahm mir die Geige aus der Hand und fing ſelber zu ſpielen an. — Nach den erſten Strichen erkannte ich den alten Meiſter. Der Mann war wie verwandelt; aufrecht und ſtolz ſtand er da und ſtrich mit einer Kraft und Gewalt, die man von den zitternden Händen nicht erwartet hätte. — Derſelbe gebeugte und zitternde Greis, der vorhin mit gekrümmten Beinen im Zimmer herumſchlurfte, fing nun an, mit großen und feſten Schritten, immer ſpielend, im Zimmer auf und ab zu ſchreiten. Bald ſtürmiſch, bald ſanft und immer in den reinſten Tönen klang es aus der Violine, bis er mit einigen kräftigen Strichen endete. — Dieß, ſagte er, während er die Violine wieder in den Kaſten legte, dieß als Antwort auf Ihr Spiel. — Dann trat er auf mich zu, legte die Hand auf meine Schulter und ſagte: Jetzt erklären Sie mir, warum Sie in den Kreuzer-Verein aufgenommen ſein wollen! —

Mit kurzen Worten, denn ich ſah, daß er mich ſchnell verſtand, erzählte ich ihm, welche Erfahrungen ich ſchon in Wien gemacht. Mit dem Kopfe nickend, als wollte er ſagen: Das alles iſt mir bekannt, ging er während meiner Erzählung in der Stube auf und ab. Als ich geendet hatte, blieb er vor mir ſtehen und rief, während er mich an der Hand faßte: Lieber Freund, ſo iſt es mir von früheſter Jugend bis ins ſpäte Alter gegangen; hätte ich nicht eine Tochter beim Ballet, ich wäre längſt verhungert. Ich kann nichts für Sie thun, als daß ich Sie in die erſte Klaſſe des Vereins einſchreibe. Da werden Sie doch etwas mehr gewinnen und wenigſtens nicht gezwungen ſein, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus zu ziehen. Meine Muſiker der erſten Klaſſe ſchicke ich nur in anſtändige Häuſer, wenn ein Quartett oder ein kleines Orcheſter für Hausbälle von mir verlangt wird. Gibt es einen

luſtigen Winter, ſo werden Sie auch ſchönes Geld verdienen und können es bei einiger Sparſamkeit, und wenn Ihnen das Glück wohl will, ruhig abwarten, bis Sie in der Kunſtwelt eine Stellung erringen, die Ihr Talent verdient. Oh, möge es bald ſo kommen! rief er mit Inbrunſt aus — wie viele edle und ſchöne Talente ſah ich zu Grunde gehen! Ein gütiger Gott möge Sie vor meinem Schickſale und dem Schickſale ſo vieler Anderen behüten!

Er warf ſich in den Lehnſtuhl zurück und bedeckte das Geſicht mit den Händen. Traurige Erinnerungen ſchienen an ihm vorüberzuziehen, und meine eigene Lage vergeſſend, fühlte ich nur inniges Mitleid mit dem, wie es ſchien, verfehlten und ſchmerzenreichen Leben des alten Mannes. Ich wollte ihn durch Zureden wieder aufrichten; aber das that nicht noth, er war gewohnt, ſich den traurigen Gedanken ſelber zu entreißen, und bald ſetzte er mir wieder mit Heiterkeit aus einander, wie er nach Kräften für mich ſorgen wolle. Es war mir, als hätte ich einen mächtigen oder wenigſtens treuen Beſchützer gefunden, und als dankbarer Freund ging ich von dem ſonderbaren Alten, der mich ſo mürriſch und abſchreckend empfangen hatte.

## 6.

Der Alte hielt Wort. Er machte mich zum Chef eines kleinen Orcheſters, das je nach Bedürfniß oder Beſtellung aus ſechs, acht oder zehn Muſikern beſtand und mit dem ich in den beſten Häuſern bei Soireen und Bällen aufſpielte. Selten verging eine Woche, ohne daß ich drei bis vier Mal hätte ausziehen müſſen; die Einkünfte floſſen ziemlich reichlich, und ich lebte mit einiger Beſchränkung ohne Sorgen. Ich war meinem Chef auch dankbar, indem ich ihn in ſeiner räucherigen Stube oft beſuchte, ſeine Geſchichten aus alter Zeit anhörte, mit ihm muſizirte und ſeine Tochter Roſa, die Ballettänzerin, lobte. Ich konnte das mit gutem Gewiſſen und ohne die geringſte Schmeichelei. Roſa war

außerordentlich ſchön und eines der beſten, wenn auch wunderlichſten Geſchöpfe der Welt. Ihr Vater, der ihr in Allem nachgab und zu ihren Thorheiten nur lachte, erhielt ſie auf dieſe Weiſe in einer Kindlichkeit, die dieſe Thorheiten, trotz ihrer neunzehn Jahre, natürlich und paſſend erſcheinen ließ. Ihr ſchlanker Leib war bei aller Zartheit von einer außerordentlichen Beweglichkeit, die ſich ununterbrochen äußerte und über die man erſtaunt geweſen wäre, wenn man ſie nicht über die angeborene Anmuth, die bei jeder Bewegung zum Vorſchein kam, vergeſſen hätte. Leib und Seele waren bei ihr, ſo zu ſagen, zu Tanz geworden, und ihr angeborener muſikaliſcher Sinn hatte danach eine eigenthümliche Richtung genommen. Man konnte nicht ſagen, daß ſie die Muſik *hörte*, ſie *ſah* vielmehr jeden Ton oder Akkord als Pas, Entrechat, Pirouette, Sprung, Stellung u. ſ. w. verkörpert. Sie konnte keine Muſik, von welcher Art immer, anhören, ohne in Bewegung zu gerathen, und ſo tanzte ſie auch Alles; ſie tanzte Lieder und Sonaten und hätte ein Oratorium tanzen können. Wenn ich mit ihrem Vater muſizirte, kam ſie gewiß immer in die Stube, und ich ſah durch den Tabaksqualm, wie ſie im Hintergrunde ſich hin und her neigte, wie eine Feder in die Luft ſprang oder herüber und hinüber ſchwebte, ohne daß ihr Schritt gehört wurde. Bei allem kindiſchen Weſen betrieb ſie ihre Kunſt mit Sinn und Ernſt. Stundenlang verweilte ſie in der Galerie des Belvedere, um an den Bildern der alten Meiſter ſchöne Attituden zu ſtudiren, die ſie dann zu Hauſe, oft zum größten Erſtaunen des Publikums in der Galerie ſelbſt nachahmte. Sie trug ſich auch mit einem großen, einem reformatoriſchen Gedanken; ſie wollte nämlich, wenn ſie zu Ruhm und Einfluß gelangt wäre, den häßlichen kurzen Steifrock der Tänzerinnen ausrotten und ihn durch ein langes, weiches Gewand mit Faltenwurf erſetzen. Sie wußte nicht, daß ſie da einen antiken Gedanken hatte.

Ich hatte ihr von Thereſen geſprochen, und ſie wünſchte ſie kennen zu lernen. Vom erſten Beſuche, den ſie in meiner Geſell-

ſchaft in dem ſtillen Haushalt machte, bekannte ſie eine außerordentliche Verehrung für die edle und ſanfte Dulderin, die ſie mit Freundlichkeit empfing und mit der Milde einer älteren Schweſter zu ihrem exzentriſchen Weſen lächelte. Roſa kam oft wieder und überhäufte Thereſen mit allerlei Geſchenken, Theater-Billetten, Blumenſträußen und anderen Kleinigkeiten, die ſie ſich zu verſchaffen im Stande war. Mit großen Augen betrachtete ſie das ruhige Walten der „weiſen Perſon", wie ſie Thereſen nannte, und wurde in deren Gegenwart ſelbſt ruhiger und maßvoller. Nur an den muſikaliſchen Abenden war es ſchwer, mit ihr auszukommen. Mit dem erſten Tone fuhr der Tänzergeiſt in ſie, und der Kampf, der in ihr entſtand, indem ſie tanzen und ihre Luſt aus Rückſicht für Thereſen und die Fremden unterdrücken wollte, brachte ſie zu ſo komiſchen Geberden und Bewegungen, daß ſämmtliche Muſiker oft mitten im Spiele mit Gelächter abbrechen mußten. Sie fand ein Auskunftsmittel, indem ſie mit Beginn der Muſik in die zweite Stube ſprang, die Thür leiſe anlehnte und ſich nun in der Einſamkeit ihrer Luſt hingab. Wenn man die Thür öffnete, fand man ſie in einer heroiſchen oder ſentimentalen Stellung, oder auch maleriſch aufs Sopha hingegoſſen, je nach dem Finale des eben beendeten Muſikſtückes.

Dieſe kleine Welt, in welcher Roſa tanzte und Thereſe ſchweigend ihr Kreuz und die Sorge einer ganzen Familie trug, bildete einen ſchreienden Kontraſt mit jener rauſchenden, glänzenden, großen Welt, die ich nun in Folge meines neuen Standes über die Schranken meines kleinen Orcheſters hinweg beobachtete, aus deren Schimmer ich mich oft in das Dämmerdunkel von Thereſens Stube zurückſehnte, und in der ich doch, wie es einen Augenblick den Anſchein hatte, beſtimmt war, mein Glück zu machen. Um meine neue Beſchäftigung auf eine Weiſe mit meinen Neigungen in Einklang zu bringen und die Leere, die ſie meinem Gemüthe ließ, auszufüllen, komponirte ich manches der Situation Angemeſſene, was mein kleines Orcheſter leicht einübte, und das zur Eröffnung von Bällen, während der Tafel oder in den Ruhe-

ſtunden um Mitternacht aufgeſpielt wurde. Ein ſolche Kompoſition ließ ich eines Nachts bei der Gräfin P. erklingen, während die Geſellſchaft, ohne ſich viel um uns zu kümmern, plaudernd und lachend, vom Tanze ausruhend, in den weiten und prächtigen Sälen hin und her wogte. Nur ein junger Mann ſchien uns während dieſer Zeit einiger Aufmerkſamkeit zu würdigen. Leiſen Schrittes ging er vor dem kleinen Orcheſter, das man für uns errichtet hatte, auf und ab und zeigte, indem er bald horchend ſtehen blieb, bald wieder im Takte weiter ſchritt, daß er ſich für die Muſik intereſſirte. Während eines kleinen Solo's, das ich zu meinem eigenen Vergnügen angebracht hatte, ſchlug er die Arme über der Bruſt zuſammen, ſah mich prüfend an und horchte mit offenbarer Theilnahme. Kaum hatte ich geendet, als er mit einem ſchnellen Schritte an mich herantrat und: Bravo, Braviſſimo! das iſt ja ganz vortrefflich! ausrief. Er fragte mich nach dem Kompoſiteur des Stückes, und da ich mich ſelber nannte, überhäufte er mich mit den herzlichſten Komplimenten und knüpfte Bemerkungen daran, die mir zeigten, daß ich einen kunſtverſtändigen Mann vor mir hatte. Mit Einem Male wandte er ſich um und eilte in das Gedränge zurück, während welcher Zeit mir einer meiner Kollegen ſagte, daß dieſer Herr der Graf N., einer der kunſtſinnigſten Ariſtokraten, einer der wenigen Mäcenaten der Reſidenz ſei. Nach einigen Minuten kam der Graf zurück und forderte mich im Namen der Frau vom Hauſe auf, das Orcheſter auf eine halbe Stunde zu verlaſſen und der Geſellſchaft ein kleines Konzert zu geben. Gern, aber etwas aufgeregt, folgte ich ihm in den zweiten Saal, wo er ſich ans Klavier ſetzte und ſich bald ein großer, dichter Kreis um uns bildete. Er ſtellte eine Sonate für Klavier und Geige vor ſich und fragte, ob mir das Stück recht ſei. Es war eine meiner Lieblingsſonaten, und ich bat ihn, nur vorwärts zu gehen. Noch nie hatte ich vor einem ſo glänzenden Publikum geſpielt, noch nie hatten ſo viele Augen ſchöner und glänzend geputzter Damen auf mir geruht, und vielleicht nie hatte ich ein Gemach geſehen, das wie dieſer Salon

Anmuth und reiches, glückliches Behagen athmete. Alles Das, ich gestehe meine bürgerliche Schwachheit, wirkte aufregend auf mich, und ich spielte vielleicht mit mehr Feuer und Begeisterung, als gewöhnlich. „Vortrefflich!" „Ausgezeichnet!" „Magnifique!" scholl es da und dort aus dem Publikum. Als wir geendet, rauschender Beifall. Eine Dame drängte sich vor und wollte ebenfalls etwas mit mir spielen. Während dieses Stückes hörte ich oft das Bravo des Grafen und bemerkte, wie er, sich zu Dem und Jenem wendend, sagte: Oh, das ist ein Künstler! Am Schlusse überhäufte er mich aufs Neue mit Komplimenten, welchem Beispiele das ganze Publikum und die Dame des Hauses glaubten folgen zu müssen. Oh, rief der Graf der Dame vom Hause zu, diesen Künstler müssen wir Helenen empfehlen, sie wird uns dankbar sein. — Allerdings, thun Sie das, lieber Graf, antwortete die Frau vom Hause. Er führte mich wieder in den ersten Salon, und in der Nähe des Orchesters mit mir auf- und abgehend und während er etwas auf eine Karte schrieb, sagte er: Sie sind nicht an Ihrem Platze. Ich kenne das Künstlerleben zu gut, um nicht zu wissen, wie oft Schicksal und Talent in Disharmonie sind. Leider muß ich noch heute, sobald ich dieses Haus hier verlasse, in Geschäften meines Amtes (er war Sekretär der Gesandtschaft in London) abreisen, ohne zu wissen, ob ich vor Jahren wieder nach Wien zurückkehre. Bliebe ich hier, ich würde mich bemühen, Ihnen eine Stellung zu verschaffen, die Ihres Talentes würdig wäre. Aber — hier übergab er mir die Karte — ich empfehle Sie der Gräfin Helene Caroli, einer ausgezeichnet talentvollen Dame, welche Talente wie Sie zu schätzen weiß; ich kann Sie unmöglich in einem besseren Schutze zurücklassen.

In jedem seiner Worte, in seinem Tone sprach sich so viel Wohlwollen aus, daß es mir leid that, als er mich verließ und als ich, hinter die Schranken meines Orchesters zurückgekehrt, bemerkte, daß er von der Dame des Hauses und den Gästen Abschied zu nehmen anfing. Aus dem Saale und am Orchester

vorübergehend, ſchickte er mir noch einen freundlichen, faſt vertraulichen Gruß zu, daß es mir war, als ob mein Schutzgeiſt von mir ginge. Meine Kollegen im Orcheſter ſchienen auf meinen Erfolg etwas neidiſch; wenigſtens machten ſie allerlei Bemerkungen, die ſo klangen. Der Eine meinte, die Herren und Damen laſſen ſich gern unterhalten; das ſei aber auch Alles. Ein Zweiter bemerkte, von ſolchen Triumphen könne man nicht leben, und ſie ſeien nur geeignet, von der ſoliden Bahn abzubringen. Der Baſſiſt brummte, bei all Dem werde man uns keinen Pfennig mehr bezahlen, als ausgemacht ſei, und nicht einmal, anſtatt des ſchlechten heurigen, beſſeren Wein vorſetzen. Wahr iſt es, daß ſich ſeit Abgang des Grafen keine Seele um mich oder das Orcheſter bekümmerte. Man tanzte wieder, und ich war aus einem Künſtler wieder zu einem Tanzmuſikanten herabgeſunken, und die Schranken des Orcheſters waren wie vorher eine unüberſchreitbare Gränze zweier Welten.

Gräfin Helene Caroli empfing mich mit großer Freundlichkeit. Als Künſtler und als Empfohlener eines lieben Freundes war ich ihr, wie ſie ſagte, doppelt willkommen, und ſie hoffte, daß wir ſchöne und genußreiche Stunden mit einander verleben und daß ſie in ihrer Einſamkeit viel von mir lernen werde. Sie lud mich ein, bald wieder zu kommen, und bat mich, von Zeit zu Zeit, wenigſtens ein oder zwei Mal die Woche, mit ihr zu muſiziren.

Thereſe jubelte, als ich ihr von den neuen Protektionen erzählte. Ich ſehe, ſagte ſie voll Freude, wie Recht ich hatte. Längſt hätte ich Ihnen in meinen Kreiſen ſchon hier und da eine Lektion verſchaffen können; aber ich wollte es nicht. Ich bin eine Lehrerin letzten Ranges und wollte Sie nicht in meine Sphäre herabziehen, da die Leute ſelten nach dem Talente, aber immer nach der Region fragen, in der man beſchäftigt iſt. Einmal in eine niedere Sphäre gerathen, iſt man darin gebannt, ohne durch Jahre, vielleicht durch das ganze Leben höher empor ſteigen zu können. Darum wollte ich nicht, daß Sie in die Welt meiner Gewürzkrämer und ehrgeizigen Hausmeiſter gerathen.

Thereſe und die Freunde prophezeiten mir eine glänzende Zukunft, da die Gräfin Helene allgemein als eben ſo gütig und wohlwollend, denn als einflußreich gerühmt wurde.

## 7.

Ich muß hier auf die erſte Zeit meines Wiener Aufenthaltes und auf eine Bekanntſchaft zurückkommen, die ich gleich Anfangs bei Thereſen machte. Der treueſte Beſucher ihrer Abende war Alexis, ein Freund ihres Bruders Raphael, der mit ihm in Einem Atelier gearbeitet hatte. Wir ſind gewohnt, nach alten Traditionen von Michel Angelo bis auf Thorwaldſen, nach ihrer Beſchäftigung mit dem Schönen, nach ihrer Arbeit, welche Marmor, Granit und Porphyr bewältigt, uns die Bildhauer als ſchöne und kräftige Geſtalten zu denken. Deſto überraſchter war man, wenn Einem der Bildhauer Alexis vorgeſtellt wurde. Die Natur hatte ihn grauſam vernachläſſigt; er war auffallend klein und bedeutend verwachſen. Der Rücken wölbte ſich ziemlich hoch empor, und die Ohren berührten die Schultern. Der Kopf ſchien wie durch ein Verſehen auf dieſen mißgeſtalteten Körper gerathen zu ſein und trug durch ſeine Schönheit nur dazu bei, auf dieſen aufmerkſam zu machen; eben ſo wie die Mißgeſtalt die Schönheit des Kopfes mehr auffallend machte. Unter einer prächtigen Stirn glühten zwei ſchwarze und geiſtvolle Augen und herrſchte eine ſchön gebogene Römernaſe. Ein Ausdruck von Ironie, der immer um die etwas dicken Lippen ſchwebte, erhöhte noch das Geiſtreiche des Ausdruckes, der, wenn ein Lächeln hinzu kam, ſogar überaus liebenswürdig und einnehmend erſcheinen konnte. In Geſellſchaft war er ſchüchtern und hielt ſich immer ſtill in einem Winkel. Sprach er aber, ſo waren ſeine Worte ſtolz und ſcharf. Man mußte ſchon ziemlich gut bekannt mit ihm ſein, um von ihm freundlich angeſprochen zu werden. Für Thereſen hatte er eine große Neigung, und ſie liebte ſeine Beſuche, weil er ihr von dem fernen Bruder ſprach, an dem er mit einer begeiſterten Freund-

schaft hing. Er schätzte Raphael höher, weil er sich für den Handel untauglich erwiesen und betrachtete ihn als einen Märtyrer.

Trotz seinem menschenscheuen Wesen schloß er sich zur Verwunderung Aller, die ihn kannten, bald und sehr enge an mich an. Oft, wenn wir spät in der Nacht von Theresen gingen, forderte er mich auf, noch einen Spaziergang mit ihm zu machen, und Stunden lang wanderten wir unter den Bäumen am Josephs-Kanal auf und nieder. Da erfuhr ich denn, was in dieser so schlecht eingehüllten Seele vorging. Er hatte einen großen Begriff von seinem Talente und träumte von ungeheuren Erfolgen, von Ruhm und Glanz. „Wie Cäsar für seinen kahlen Kopf," sagte er einmal, „so brauche ich den Lorbeer für meinen Buckel. Einen Wald von Lorbeern," rief er, „um mich ganz darin zu verstecken!" Es war seine Schwäche, über seine Mißgestalt zu sprechen, als hätte er den Gedanken Anderer zuvorkommen wollen. So sagte er ein anderes Mal: „Je weiter man vom Idealen entfernt ist, desto größer ist der Drang danach, und desto mächtiger entfaltet sich der Sinn dafür; ich hoffe darum, sehr Bedeutendes zu leisten." Er sprach auch viel von Rom und Italien und der Reise, die er demnächst dahin antreten wollte; aber man sah ihn niemals Vorbereitungen dazu treffen, obwohl sie ihm bei dem schönen Vermögen, dessen Herr er war, leichter geworden wäre, als den meisten Künstlern. Die Freunde Theresens, die ihn seit längerer Zeit kannten und beobachteten, waren der Meinung, daß er sich Theresens wegen von Wien nicht trennen könne.

Eben um die Zeit, als mich der alte Nikolaus Vogel in seinen Verein aufnahm, lud mich Alexis ein, bei ihm, das ist in seinem Atelier, zu wohnen. „Sie werden Musik machen. Ich werde dabei modelliren und so bei Musik, wie Leonardo da Vinci, unsterbliche Werke schaffen." Der Gedanke gefiel ihm so sehr, daß er dringender wurde, und da mich auch Therese aufmunterte, der Einladung zu folgen, um den guten Alexis nicht so ganz einsam zu lassen, so trug ich meine kleinen Habseligkeiten in das fast am Ende der Vorstadt gelegene Atelier hinüber. Es war das

ein ziemlich großes hölzernes Gebäude, das aus einem einzigen Gelaß und einer kleinen Nebenkammer bestand. Rings umher an den Wänden und auf Schränken hingen und standen die Gypsabgüsse von antiken Bruchstücken und ganzen Statuen. Dazwischen die Masken berühmter Menschen. In Schränken und in Winkeln standen in zahlreichen Exemplaren in Gyps oder in gebranntem Thon Alexis' eigene Werke: Basreliefs und Statuen, die er, man wußte nicht, zu welchem Zwecke, vervielfältigen ließ. Man brauchte kein besonderer Kenner zu sein, um gleich einzusehen, daß diese Werke der Vollendung noch ziemlich fern standen. Sonderbarer Weise hatten seine Gestalten sämmtlich eine gewisse Aehnlichkeit mit ihm selbst; ihre Rücken, nackte wie verhüllte, waren zu sehr gekrümmt, die Schultern zu hoch, die Hälse zu kurz. Alexis hatte, wie ich mich oft überzeugen konnte, für diese, obwohl auffallenden Fehler kein Auge, und er begriff nicht, warum manche von diesen Statuen, die er ausgestellt hatte, keinen Anklang gefunden. Nur in der letzten Ausstellung hatte eine Arbeit von ihm großes Aufsehen erregt — es war dieß eine Aesop-Büste, die er in einem Anflug von Selbst-Ironie modellirt und mit einem Ausdruck von Humor und Wehmuth ausgestattet hatte. Aber der Erfolg ärgerte ihn, und er zog die Büste nach einigen Tagen zurück und hat sie weder verkauft, wie ihm angeboten war, noch nach seiner Gewohnheit in Gyps vervielfältigen lassen. Selbst aus seinem Atelier war sie verschwunden. Nur eine Arbeit fand ich in seinem Atelier, an der nichts zu tadeln gewesen, und diese war ein Basrelief, welches, man konnte sich nicht irren, das Portrait Theresens darstellte. Es gab nicht nur ganz und gar die Züge des Originals, es gab auch die ganze Milde wieder, und es war nichts Fremdes an diesem Bilde, als der Lorbeerkranz, den er Theresen etwas theatralisch aufgesetzt hatte. Ich fragte ihn, wie er dazu gekommen, dieses Bild und auf diese Weise zu modelliren, und er antwortete etwas verlegen und wie im halben Scherze: „Reine Spekulation! Therese muß ja doch früher oder später eine berühmte Künstlerin werden,

und da will ich ihr Bild im rechten Zeitpunkte gleich bereit haben."

Aber die Andacht, mit der er oft das Bild betrachtete, und die Gewohnheit, sich im Arbeiten zu unterbrechen, um wie Begeisterung schöpfend vor das Bild zu treten, straften ihn Lügen, obwohl das Basrelief in der That wie in einem Magazine in zahlreichen Exemplaren da war. Auf solche Vervielfältigungen und auf den Ankauf antiker Abgüsse verwandte er den größten Theil seiner Einkünfte. Man kann sagen, daß er sonst keine Ausgaben, keine Bedürfnisse hatte.

Der kleine blecherne Ofen, der immer geheizt war, um die Thonmodelle zu trocknen, diente ihm zugleich als Küche; derselbe Topf, in welchem den ganzen Tag hindurch das lehmige Wasser zum Modelliren stand, wurde Abends gebraucht, um Kartoffeln oder ein anderes bescheidenes Gemüse zu kochen, und oft wurde die konkave Seite der Larve irgend eines berühmten Kopfes als Schüssel verwendet. Wie sonderbar mir auch Anfangs diese Künstlerwirthschaft erschien, da ich noch alle aus einem geordneten Haushalt mitgebrachten Vorurtheile hatte, so fand ich mich doch bald darein, wohl erkennend, wie sehr dieses philosophische Leben zu meinen Umständen paßte. Alexis wurde mein Lehrmeister in der Genügsamkeit, und ich hatte mein Leben lang Ursache, ihm dafür zu danken, selbst damals, als meine Freunde von meinen neuen aristokratischen Verbindungen Großes für mich hofften.

Der Kontrast zwischen dem Leben im Atelier und den Stunden bei der Gräfin Helene war groß. Sie bewohnte auch im Winter eine Villa am Rennwege, die, obwohl nur aus einem Erdgeschosse bestehend, doch palastartige Pracht entfaltete. Mit zwei Seitenflügeln und einem hohen Gitter bildete sie vorn einen schönen Hof, während zwei andere Flügel rückwärts in den Garten liefen und ein großartiges Gewächshaus, das unmittelbar an den Salon stieß, umgränzte. Ja, die ganze Villa hatte etwas von einem Gewächshause; in allen Salons und Zimmern standen südliche Bäume, Blüthen, Blumen aus allen Zonen und wanden

ſich Epheu, Lianen und andere Schlingpflanzen von Wand zu Wand. Mitten im Winter hatte man hier ein großes Stück Frühling, zu dem die Lenze aller Länder ihr Schönſtes beiſteuerten. Aus dem Grün der Pflanzen blickten überall ſchöne Bilder und Statuen; im Schatten der Orangen- oder Palmenbäume ſtanden eben ſo geſchmackvolle als bequeme Möbel, und zu dieſer ganzen ſchönen Welt paßte die hohe und edle Geſtalt ihrer Beſitzerin. Durchſchritt ich dieſe duftenden und blühenden Räume, oder ſaß ich zwiſchen Fächerpalmen neben der ſchönen Gräfin am Klavier, ſo war es mir, als wäre ich durch weite, weite Meilen von der Welt getrennt, zu der ich eigentlich gehörte.

Die Liebenswürdigkeit der Gräfin machte, daß ich mich daſelbſt bald heimiſch fühlte und mit dem erſten Schritt in dieſe Salons alle Sorgen, die mich draußen erwarteten, vergaß. Erſt wenn ich ſie verließ, erinnerte ich mich, daß mich dieſe Protektion im gewöhnlichen und gemeinen Leben nicht im Geringſten förderte. Aus dem anfänglich unordentlichen Muſiziren wurden nach und nach regelmäßige Muſikſtunden, und ich konnte die ſchöne und glänzende Helene als meine Schülerin betrachten und danach behandeln. Ihr aber ſchien es nicht im Geringſten in den Sinn zu kommen, daß ein Künſtler, als der ich ihr empfohlen war, auf irgend welche Weiſe ſeine Kunſt zu Broderwerb erniedrigen könne. Als ich ſie einmal bei näherer Bekanntſchaft erſuchte, mir doch in ihrem Kreiſe eine oder die andere Unterrichtsſtunde zu verſchaffen, antwortete ſie faſt mit einem Ausdruck von Bewunderung: „Sie ſind doch ein edler Menſch und wollen als ein Apoſtel der Kunſt ihr immer neue Jünger zuführen!“ — Da ſie aber in ziemlicher Einſamkeit lebte, ſo blieb es bei dieſer Bewunderung, ohne daß ſie etwas zur Förderung meines Apoſtelthums gethan hätte. Vielleicht glaubte ſie, mich in meinem edlen Streben zu unterſtützen, indem ſie mich einer ganzen Schaar junger Mädchen ihres Kreiſes vorſtellte, mit denen ſie Chöre zu ſingen pflegte, und indem ſie mir die Leitung dieſes weiblichen Chores anbot. Ich nahm gern an, und die jungen Damen klatſchten vor Freude

in die Hände. Nun wurden auch zu diesen Uebungen gewisse Stunden festgesetzt, und da die Damen in der That sehr eifrig waren und die schönen Chöre, so wie die Sängerinnen, sich in dieser blühenden Welt ganz vortrefflich ausnahmen und ich von meinen Jüngerinnen förmlich auf Händen getragen wurde, so hatte ich manchen sehr ästhetischen Genuß und verlebte manche angenehme Stunde. Als einmal eine der jungen Damen einen Nonnenchor aus dem sechzehnten Jahrhundert mitbrachte, den man in der Bibliothek ihres Vaters entdeckt hatte, und ich sie auf manches Eigenthümliche in diesen alten Kompositionen aufmerksam machte und bei dieser Gelegenheit manche Namen alter Meister nannte, die sie nie gehört hatten, bat man mich allgemein, Näheres und Weitläufigeres über diesen Gegenstand mitzutheilen, und bald kam man auf den Gedanken, daß Geschichte der Musik eine sehr angenehme und nützliche Beschäftigung wäre. Die unmittelbare Folge war, daß man mich bat, wöchentlich wenigstens einen Abend der Geschichte der Musik zu widmen. Der Abend wurde bestimmt, und ich hatte nicht nur im Hause der Gräfin Helene, sondern auch im Atelier, wo ich mich für diese Stunden vorbereitete, eine Beschäftigung mehr. Gräfin Helene war mir für alle diese Anstrengungen sehr dankbar; sie behandelte mich wie einen Freund, sie lud mich zu ihren kleinen Diners, und so kam es, daß ich manchmal an der ausgesuchtesten Tafel schwelgte, während ich Tages vorher und Tags darauf mit Alexis aus der Maske Napoleons oder Heinrichs IV. Kartoffeln essen mußte. Alexis machte über diese Abnormitäten seine sarkastischen Bemerkungen und prophezeite mir, daß es durch Wochen noch so fortgehen werde, wie es schon seit Wochen gegangen, und er benutzte solche Gelegenheit zu Strafpredigten, daß ich mich auf Leute verließ, die von der eigentlichen Welt und ihren Bedürfnissen keinen Begriff hätten und die Kunst als frivoles Vergnügen und Zeitvertreib behandelten. Er forderte mich auf, seinem Beispiele zu folgen, mich in künstlerischer Einsamkeit abzuschließen und die Zeit abzuwarten, bis ich durch die Gewalt

der Kunſtvollendung die Menſchen zwänge, zu mir zu kommen, und meine Bedürfniſſe, um dieſen Zweck zu erreichen, auf das Kleinſte zu reduziren. Seine Strafpredigten wurden ſchärfer und ſarkaſtiſcher, als im Gegentheil in Folge der Einladungen der Gräfin Helene meine Bedürfniſſe nur wuchſen. Ihre kleinen Diners zwangen mich, für Handſchuhe, weiße Kravatten, Glanzſtiefel und bei ſchlechtem Wetter für Fiaker Summen auszugeben, die ich im Laufe vieler Nächte als Tanzmuſikus im Schweiße meines Angeſichtes und auf Koſten meines Schlafes erwarb. Ja, ſelbſt dieſer Erwerb wurde mir geſchmälert, indem mich Gräfin Helene durch ihre Liebenswürdigkeit zwang, Abende bei ihr zu verbringen, die ich durch die Güte des Direktors des Kreuzer-Vereins praktiſcher hätte verwerthen können. Alexis hatte Recht. Gräfin Helene gehörte zu jenen Damen, die wie Marie Antoinette fragen, warum das Volk, wenn es kein Brod hat, nicht Kuchen eſſe. Von Armuth, von erdrückendem Kampfe mit täglicher Noth hatte ſie nicht die geringſte Vorſtellung, und ich fing an, einzuſehen, daß ſie mich zu beleidigen fürchten würde, wenn ſie mich anders als mit Liebenswürdigkeit für Zeit und Mühen zu belohnen gedächte.

So ging der Winter vorbei, und dieſe Periode, die für mich ſo erfolgreich zu werden verſprochen, endete mit größerer Noth, indem ich mich für Gräfin Helene und ihre Abende in Schulden geſtürzt hatte. Der Frühling kam heran; Gräfin Helene ſprach von einer bevorſtehenden Reiſe, die jungen Damen bereiteten ſich, aufs Land zu gehen, und unſere Stunden ſollten bald beſchloſſen werden. Mit Bedauern ſprachen ſie über das plötzliche Abbrechen des ſo lehrreichen Unterrichtes, und es ſchien, als ob die ſarkaſtiſchen Bemerkungen Alexis doch Lügen geſtraft werden ſollten. Ich bemerkte, daß die Damen ſich vielerlei ins Ohr zu ſagen hatten, daß Geheimniſſe da waren, in die ich nicht eingeweiht wurde, und daß man offenbar etwas Großes für mich bereitete.

Der Tag des Abſchiedes kam heran. Ich wurde auf gewiſſe

Stunden beſtellt und mit vieler Herzlichkeit empfangen. Man ſprach von der Hoffnung eines freudigen Wiederſehens im nächſten Winter, von der Dankbarkeit für den genoſſenen Unterricht und lud mich endlich ein, in einen Neben-Salon zu treten. Da waren auf einem Tiſche zwanzig Bände Muſikalien, ſämmtlich in feinen Maroquin gehüllt und mit meiner Chiffre in Gold verſehen, zu einem Piedeſtal aufgeſtellt, auf welchem eine bronzene Kopie der antiken Euterpe ſtand. Rings um das Piedeſtal lagen Börſen, eine Kappe, ein geſticktes Gilet und andere ſehr koſtbare und geſchmackvolle Handarbeiten, mit den Karten der jungen Damen verſehen. Dazu eine kleine Rolle, welche ein Lobes- und Dankgedicht an den Meiſter enthielt. Die Geſichter der jungen Damen glänzten vor Freude und innerer Befriedigung, und ſie baten mich, dieſe Geſchenke als ein Andenken an ſie und als Zeichen ihrer Dankbarkeit anzunehmen. Ich geſtehe, daß ich gerührt war, und daß mir dieſe Geſchenke für den Moment große Freude machten. Aber als ich nach Hauſe ging und mir ein Bedienter mit der ganzen Laſt folgte, wurde ich immer trauriger, und ich konnte nicht mitlachen, als mich Alexis mit großem Gelächter empfing.

Da, ſagte er, iß davon!

Als ich die Noten näher anſah, überzeugte ich mich, daß ich ſie ſämmtlich ſchon beſaß.

## 8.

Der Sommer kam; es grünte und blühte, aber ich ſah es nicht. Ich war in der Seele traurig. Nicht daß ich den Muth verloren, doch war ich um eine große Hoffnung ärmer, um eine Hoffnung, die mir geſchmeichelt und an die ich mich ſeit dem Eintritt in das Haus der Grafin Helene ſo ſehr gewöhnt hatte, daß ſie ſo zu ſagen jedem meiner Gedanken zur Seite ging, und von der ſich nun meine Seele nur mit ſchmerzlicher Anſtrengung trennen konnte.

Ich ſah eine Laufbahn vor mir und auf dieſer Laufbahn Thereſen mir aufs Innigſte verbunden; ihrer herzlichſten Freund-

ſchaft gewiß, hoffte ich, daß von ſolcher Freundſchaft zur Liebe nur ein kleiner Schritt ſei, ja, daß Thereſe dieſen Schritt ſchon gethan habe. Doch ſprach ich ihr nie von meiner Liebe. Sie hatte ſich ſo große und heilige Pflichten aufgelegt, daß es mir wie eine Sünde geſchienen hätte, ſie zu ſtören. So lange ſie noch in Mühſal arbeitete, trug und duldete, wollte ich ihr nicht von Gefühlen ſprechen, zu denen, wie ich mir in meiner traurigen Lage ſagte, nur der Glückliche berechtigt iſt. Nur wenn ich ihrem Leben Ruhe und Glück bringen konnte, wollte ich vor ſie hintreten und ſie mir für alle Zeiten verbinden. Damit war es nun aus.

Thereſe lächelte über meine Enttäuſchung, und da mich der Sommer, nachdem Bälle und Soireen aufgehört hatten, wieder in gänzlicher Hülfloſigkeit fand, war ſie es, die für mich ſorgte, — ſie, deren Mühen und Arbeiten zu lindern, ich ſeit ſo langer Zeit aufs Sehnſüchtigſte wünſchte. Jetzt, ſagte ſie, iſt nicht länger zu warten, und Sie müſſen nun einmal in meine Sphäre herabſteigen, vor der ich Sie ſo gern bewahrt hätte.

Durch ihre Vermittlung erhielt ich in einem Hauſe, in welchem ſie der Tochter Muſikſtunden gab, den Unterricht des Sohnes. Es war dieſes Haus, wie mich Thereſe auf dem Wege dahin unterrichtete, ein Parvenu-Haus. Der Vater, ſeit einigen Jahren todt, war ein Trödler geweſen, und man erzählte, daß er einſt eine alte Uniform auftaufte, welche durch und durch mit Banknoten gefüttert war. Seit ſeinem Tode machte ſeine Frau ein großes Haus und gab ihren Kindern, immer mit etwas krämeriſcher Sparſamkeit dabei, eine glänzende Erziehung. Thereſe ſchärfte mir ein, daß ich die Dame nur als gnädige Frau anreden und von Tochter und Sohn nur als vom Fräulein und vom jungen Herrn ſprechen dürfe. Ich befolgte dieſe Anweiſungen und wurde gnädig aufgenommen.

Mein Schüler, ein vierzehnjähriger Junge, machte mir viel zu ſchaffen; er trieb ſchon ſeit mehreren Jahren Muſik und bildete ſich ein, einen ausgebildeten Geſchmack zu haben; was ich ihm

immer vorlegte, mißfiel ihm; er wollte immer Glänzendes, Brillantes. Nach und nach hörte eigentlich aller Unterricht auf, und ich mußte mich nach dem Wunſche der Mutter und des Sohnes darauf beſchränken, mit dem Jungen gewiſſe Modeſtücke einzuüben, die er bald an einem Geburtstage, bald in einer Soiree, immer aber vor großer Geſellſchaft aufſpielen ſollte. Die Wahl der Muſikſtücke hing meiſt von der Mutter ab, die ſich dabei gewöhnlich nach den Muſikſtücken richtete, welche ſie in vornehmen Häuſern zu hören bekam. Je nach dem Beifalle, den der Junge erntete, wurde ich am Tage nach einem ſolchen Konzerte freundlich oder mürriſch behandelt. Wenn er durchfiel, hatte mein Schüler an meiner Unterrichtsweiſe immer viel zu tadeln und brachte er mancherlei über eine „veraltete, pedantiſche“ Schule vor. Ich ſah, daß hier Gewiſſenhaftigkeit nicht am Platze war und daß es ſich mehr darum handelte, den Jungen zu dreſſiren, als zu bilden, und ich ließ die Dinge gehen, wie ſie gingen. Thereſen bekam ich im Hauſe nur ſelten zu ſehen, da die Unterrichtsſtunden ſo eingetheilt waren, daß ich kam, wenn ſie ging; nur manchmal trafen wir uns auf der Treppe, wo wir kaum Zeit hatten, einander die Hand zu drücken.

Da begab es ſich, daß die Mutter unſerer Schüler im Hauſe eines Hof-Sekretärs von Bruder und Schweſter eine Sonate für Klavier und Violine aufführen hörte. Sofort verordnete ſie, daß ihre Kinder eine Sonate für Klavier und Violine einſtudiren ſollten. Ich war mit dieſer Verordnung zufrieden, da ich nun die Stunde mit Thereſen in Einer Stube zubringen konnte. Mehrere Tage arbeiteten wir mit unausgeſetztem Fleiße, da das Konzert in der nächſten Zeit dem Publikum vorgeführt werden ſollte. Aber die Arbeit wollte nicht fördern. Bruder und Schweſter waren nicht fähig, gleichen Schritt zu halten, und wir erlebten manche aufregende Szene voll Zank, Thränen und gegenſeitiger Vorwürfe. — Endlich erklärte der Bruder, er wolle ſeine Partie zuerſt einſtudiren, wenn Thereſe die Klavier-Partie übernehme. Bereitwillig ſetzte ſich Thereſe hin und gab ſich alle Mühe, den

Jungen in Takt zu bringen. Aber er war bald mit ihr eben so unzufrieden, wie mit seiner Schwester. Er warf ihr vor, daß sie das Musikstück nicht verstehe, und suchte es ihr in einer langen Rede zu erklären. Geduldig und ernsthaft hörte ihm Therese zu und bat mich, da ich aufbrausen wollte, durch einen Blick, ebenfalls ruhig zu bleiben. Dann wurde das Spiel wieder aufgenommen. Der Junge stampfte mit dem Fuße, Therese spielte ihm zu langsam.

Gut, sagte Therese, beruhigen Sie sich, ich werde schneller spielen.

Ich gab dem Jungen einen Verweis, hielt aber noch an mich, obwohl er mir mit Brummen antwortete und es längst in meinen Adern kochte.

Therese und der Junge fingen wieder an; nach wenigen Takten stampfte er wieder mit dem Fuße, schlug mit dem Bogen aufs Klavier und schrie: „Das ist zu schnell! Sie spielen es ja wie einen Walzer! Haben Sie denn gar keinen Begriff von Musik und wollen eine Lehrerin sein!"

Aber, Adolf! rief seine sanftere Schwester verweisend.

Ich meinestheils hätte den Jungen in dem Augenblick erwürgen können; aber ich begnügte mich auf eine Handbewegung Theresens mit der Drohung, daß wir sofort abbrechen würden, wenn er sich nicht mehr mäßigte. Therese mit ihrer himmlischen Geduld saß lächelnd am Klavier und begann mit derselben Ruhe wie vorhin, als ich, der ich mich vor Beide hinstellte, um den Takt anzugeben, den Bogen erhob. Nach wenigen Minuten war Adolf wieder aus dem Takte. Mit einem Schlage auf das Pult wandte er sich wüthend gegen Therese und schrie: „Das ist nicht länger auszuhalten, Sie spielen ja wieder zu langsam! Sie sind eine Gans!"

Schneller als der Blitz fuhr mein Bogen dem Jungen über den Schädel. Ich zitterte vor Aerger und war nicht im Stande, etwas Anderes als: „Du unverschämter Junge!" hervorzubringen.

Adolf stand einen Augenblick wie erstarrt. Mit Einem Male

aber erhob er seine Stimme und schrie auf das Fürchterlichste; wie ihn seine Schwester schreien hörte, stimmte sie mit ein, und augenblicklich flog die Thür auf, und die Mutter stürzte in die Stube.

Um Gottes willen, was geht vor?! rief sie, meine Kinder, meine Kinder!

Adolf deutete auf mich und schrie: „Er hat mich geschlagen, wegen Theresen hat er mich geschlagen, er liebt sie, er liebt sie!"

Darauf starrte die Mutter mit großen Augen wechselweise bald mich, bald Theresen an. Erst nach einigen Sekunden gewann sie die Sprache wieder, stemmte die Hände in die Seiten und rief: „Was! meine Kinder schlagen und Liebeleien in meinem Hause? Solches Volk wagt es, meine Kinder zu schlagen und in meinem Hause, vor den Augen meiner Kinder sich zu lieben?!"

Ich weiß nicht, was sie weiter vorbrachte; ich erinnere mich nur, daß ich meine Geige unter den einen und Theresens Hand unter den anderen Arm nahm und unter Geschrei und Schimpfen aus der Stube, die Treppe hinab und auf die Gasse rannte. Dort erst, als mich Therese aufhielt, um sich den Hut aufzusetzen, kam ich zu einiger Besinnung, war aber noch nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Schweigend rannte ich mit Theresen weiter, bis sie athemlos auf eine Bank des Glacis niedersank. Dort erst sahen wir einander an und brachen beide in herzliches Gelächter aus.

Diese Szene, sagte ich noch lachend — mein ganzes Leben vergesse ich sie nicht.

Sie waren zu heftig, sagte Therese, und mögen dem Jungen einen tüchtigen Schlag versetzt haben.

Meine liebe Freundin, erwiderte ich mit zitternder Stimme, konnte ich länger das unverschämte Wesen dieses kleinen reichen Menschen mit ansehen? Er erschien mir plötzlich als der Vertreter des gesammten hochmüthigen Unverstandes, dessen Härte und Rücksichtslosigkeit so gern die Besten und Edelsten verwundet und der desto unverschämter wird, je größere Milde und Geduld man

ihm zeigt — wie Sie es zu thun pflegen. O, könnte ich überall und gegen ärgere Feinde Ihr Beschützer sein! Könnte ich Sie vor allen den Demüthigungen bewahren, denen Sie sich mit so großer Selbstverleugnung aussetzen!

Thereſe sah mich mit einem dankbaren Blicke an und legte schweigend ihre Hand in die meinige. Da fiel mir plötzlich ein, wie der Junge in seinem Grimm: „Er liebt sie!“ ausgerufen und Thereſen ein Geheimniß verrathen, dem ich niemals Worte zu geben gewagt hätte. Ich wurde etwas verlegen und sagte: Welche sonderbare Gedanken so ein Junge ohne Scheu ausspricht!

Thereſe errieth, was ich meinte. Sie stand auf, nahm meinen Arm und sagte mit einem lieblichen Lächeln und mit zarteſter Unbefangenheit: Er hat mir nichts verrathen, was ich nicht schon wußte.

Ich drückte ihren Arm an mich, ohne auch nur eines Wortes fähig zu sein. Schweigend gingen wir lange Zeit über das Glacis, bis sich nach und nach unſere aufgeregten Gefühle auszusprechen im Stande waren. Wir vergaßen die Welt und die traurige Gegenwart. Stundenlang wanderten wir auf und nieder, von einer schönen Zukunft sprechend, und der Tag, der so stürmisch begonnen hatte, war einer der schönſten meines Lebens.

9.

Indeſſen waren wir Beide um einen Theil unſerer Einkünfte ärmer. Wir hätten das leicht verschmerzt, wenn jene Szene ohne weitere Folgen geblieben wäre. Dieß war leider nicht der Fall. Madame, die über mich höchst empört war, erzählte in ihrem Kreiſe, der unglückſeliger Weiſe der Kreis war, in welchem Thereſe beschäftigt wurde, daß Mademoiſelle, ihre Muſiklehrerin, mit ihrem Muſiklehrer in ihrem Hauſe vor ihren Kindern eine Liebschaft angefangen und daß ſie deßwegen Beide abſchaffen mußte. Ein dienſtgefälliges Stubenmädchen verſicherte, mehrere Mal geſehen zu haben, wie ich Thereſen auf der Treppe geküßt

hätte. Unglückſeliger Weiſe hatte ferner zur ſelben Zeit der Sohn einer Familie, in welcher Thereſe unterrichtete, den „Einfall", ſich in die kleine blaſſe Muſiklehrerin zu verlieben, was man natürlich der blaſſen Muſiklehrerin, die man entließ, zum Verbrechen machte. Nach kurzer Zeit war die Redensart, daß man „ſo böſe Streiche" der kleinen Perſon nicht zutrauen möchte, im ganzen Kreiſe gäng und gäbe. Man verfehlte auch nicht, ſich bei dieſer Gelegenheit daran zu erinnern, daß Roſa ins Haus kam, und man fand es natürlich, daß eine Perſon, die ſich, wie man ſagte, mit Leuten vom Ballet herumtrieb, ſolcher Streiche fähig ſei. Bald ſtand Thereſe ſo ſchwarz da, daß man es für Pflicht hielt, ihr überall in dieſem Kreiſe ihre Entlaſſung anzukündigen.

Unter ſo traurigen Umſtänden kam wieder der Winter heran. Thereſe verachtete das Gerede und hatte dafür höchſtens ein Achſelzucken. Aber ſorgenvoll für die nächſte Zukunft ging ſie in der Stube auf und nieder. Mir ſchnitt es ins Herz, wie ich ſie ſo traurig ſah, und als ſie ſich ans Klavier ſetzte, um durch heitere Töne die Sorgen für einen Moment zu vertreiben, rief ich verdrießlich aus: Laſſen Sie dieſes unpraktiſche Inſtrument! Ich wollte, Sie ſpielten die Harfe, dann wollte ich meine Geige nehmen und zu Ihnen ſagen: Kommen Sie, wir wollen als ganz gemeine Muſikanten durch die Welt ziehen, und Sie würden ſich überzeugen, daß wir geringere Sorgen hätten, denn als noble Muſiklehrer in der Reſidenz.

Thereſe hielt im Spiel inne und ſah mich aufmerkſam an. Der Gedanke, ſagte ſie, iſt vielleicht nicht ſo übel, als es ſcheint. Ich würde mich nicht einen Augenblick beſinnen, mit Ihnen, Ferdinand, als Harfeniſtin von Dorf zu Dorf zu wandern, und ſollte man dann noch hundert Mal ſchlechter als jetzt von mir ſprechen. Indeſſen iſt leider auch dieſer Plan des Winters wegen und weil ich nur Klavier und nicht die Harfe ſpiele, unausführbar.

Und es ſtand ein neuer König auf in Aegypten, welcher den Joſeph nicht kannte; das will ſagen: es kam ein neuer Direktor

des Kreuzer-Vereins, welcher sich um mich nicht kümmerte. Der alte Nikolaus Vogel nahm zärtlichen Abschied von mir und zog mit seiner Tochter in eine Provinzial-Hauptstadt, wo sie unter guten Bedingungen als erste Tänzerin engagirt war. Umsonst hatte er mich seinem Nachfolger aufs Beste empfohlen, ich genoß keines der Privilegien, die ich im vorigen Winter hatte und die ich wegen der Gräfin Helene nicht genug ausbeutete. Auch kam diese Dame, deren Protektion ich diesen Winter besser und nützlicher verwenden wollte, nicht wieder. Sie hatte sich in London mit dem Grafen N., dem Gesandtschafts-Sekretär, verheirathet. So verschwor sich Alles, diesen Winter so traurig als möglich zu machen.

Ich will bei dieser trüben Zeit, bei der Schilderung von mancherlei Entbehrungen, von manchen Schmerzen, die mir der Anblick Theresens verursachte, nicht länger verweilen. Ohne die Freundschaft Alexis', der sein philosophisch karges Leben mit mir theilte, wäre ich schwerlich ohne öfteren Hunger über diese Zeit hinweggekommen. Denke ich an jene Periode, so sehe ich mich entweder bei Alexis und mit ihm Kartoffeln speisend, oder Noten abschreibend am Nähtische Theresens. Sie hatte damals höchstens zwei Unterrichtsstunden in der Woche, die übrige Zeit saß sie zu Hause und arbeitete Tag und Nacht mit der Nadel. Nie kam ein Wort der Klage über ihre Lippen, nie verrieth sie die geringste Ermüdung. Nur selten gab sie sich ein Fest, indem sie sich für eine Stunde ans Klavier setzte. Bis um Mitternacht saß ich oft bei ihr und suchte ihr die Zeit durch Vorlesen zu vertreiben. Wenn sie mit ihrer Aufgabe, die sie sich für den Tag gestellt, zu Ende war, setzte sie sich zu mir aufs Sopha, und Hand in Hand, schweigend oder plaudernd, ließen wir die Stunden an uns vorüberziehen. Es waren das die einzigen Lichtblicke des Glückes in jenen traurigen Verhältnissen. Aber auch diese wurden mir manchmal verdunkelt, wenn ich bemerkte, wie Therese immer blässer und blässer wurde und ihre Gesundheit unter den Anstrengungen und Nachtwachen sichtlich abnahm.

Als ich einmal — wir waren ſchon wieder dem Frühling nahe — über ihre Bläſſe einige Worte fallen ließ und ſie bat, ihre Arbeiten bloß auf den Tag zu beſchränken, erwiderte ſie: Nun iſt ja bald der Frühling da, der wird Alles ändern; denn das Leben in freier Luft und die Reiſen werden mir gewiß wohlthun.

Ich ſah ſie fragend an, ſie fragte, ob ich nicht errathe, und da ich in der That nicht finden konnte, worauf ſie anſpielte, ſtand ſie auf, öffnete einen Schrank und nahm eine kleine Harfe hervor und fing mit Fertigkeit zu präludiren an.

Ich war erſtaunt und wußte nicht, was von dieſem Schauſpiele zu halten.

Haben Sie bereits Ihre eigenen Worte vergeſſen? fragte Thereſe. Ich hoffe, Sie erinnern ſich noch, was Sie vor einigen Monaten geſagt haben; denn ich nehme Sie beim Worte und will mit Ihnen als Harfeniſtin, wie Sie ſagten, von Dorf zu Dorf ziehen.

Da ich noch immer nicht recht zu Wort kommen konnte, ſetzte ſich Thereſe zu mir, legte mir die Hand auf die Schulter und ſagte ernſt: In der That geht es nicht mehr länger; es mußte ein Entſchluß gefaßt werden. Die ewige Arbeit, die Nachtwachen zerſtören mich, wie Sie ſelbſt ausgeſprochen haben, und meine Pflicht iſt, zu leben. An einen Strohhalm muß ich mich anklammern, um nicht unterzugehen; denn was ſollte aus Denen werden, die mir anvertraut ſind?

Ich bedeckte mein Geſicht mit beiden Händen, um ihr nicht die Thränen zu zeigen, die mir in die Augen traten. Sanft zog ſie mir die Hände weg und ſagte in vorwurfsvollem Tone: Nicht ſo ſchwach, lieber Freund! Wir bewältigen die harte Nothwendigkeit nur, indem wir ſie auf uns nehmen. — Und um mich zu tröſten, fügte ſie hinzu: In der That hoffe ich, daß mir das Leben auf Reiſen gut thun wird. Bereuen Sie nicht, daß Sie mich damals dazu aufgefordert haben, und machen Sie meine monatelangen geheimen Studien nicht unnütz.

Die Mutter kam dazu, ich stürzte ihr entgegen und fragte sie, ob sie Theresens Entschluß kenne. Traurig zuckte sie die Achseln, aber sagte mit einem liebevollen Lächeln gegen Therese gewandt: Seit Jahren lasse ich sie gewähren; von mir hat sie keinen Befehl und kein Verbot zu gewärtigen; denn ich weiß, daß sie ihre Entschlüsse mit Verstand und Ueberlegung faßt und daß sie keine anderen Gründe hat, als die Güte ihres Herzens.

Die Tante erhob Widerspruch. Offenbar wollte sie Theresen, ihre Ernährerin, nicht aus den Augen verlieren. Aber als Grund gab sie an, daß sich ein solcher Lebenswandel für ein Mädchen aus guter Familie nicht schicke. Was werden die Leute sagen, rief sie aus, und welchen Gefahren setzt sich ein junges Mädchen aus, wenn es so ins Land hineinläuft!

Durch die Welt würde ich meine Therese laufen lassen und allein, rief die Mutter aus — um wie viel mehr unter dem Schutze Ferdinands! Gehe, mein Kind, sagte sie mit Weihe, indem sie die Arme um Theresens Nacken schlang, gehe, denn wo du gehst, gehst du auf guten Wegen. Mögen die Leute sagen, was sie wollen, sie sehen dir nicht ins Herz. Die dich aber kennen, die wissen: du trägst ein heiliges Kreuz.

Mutter und Tochter umarmten sich, und überwältigt von einem Gefühle, das mehr Bewunderung als Mitleid war, drückte ich einen Kuß auf Theresens Stirn.

Am anderen Morgen erzählte ich Alexis, was zwischen mir und Theresen für den Sommer beschlossen war. Ungläubig sah er mich an und hielt Alles für Scherz. Da ich aber wiederholt versicherte, daß Dem wirklich so sei, sprang er entsetzt auf und starrte mich mit seinen großen glänzenden Augen wahrhaft fürchterlich an. Was! rief er mit schriller Stimme, elender Mensch, Sie wollen sie mir entführen? Eine Harfenistin wollen Sie aus ihr machen? Wissen Sie nicht, daß ich sie liebe?

Und wie erschrocken vor diesen Worten, sprang er wieder einige Schritte zurück und rannte im Atelier auf und ab, indem er unverständliche Worte und beinahe thierische Laute ausstieß.

Mit Einem Male ergriff er einen Stock und ſchlug mit Wuth in ſeine eigenen Statuen von Gyps und Thon, daß Köpfe und Arme in dem weiten Atelier umherflogen. Ich faßte ihn und trug ihn mit Gewalt auf einen Stuhl, wo er tief athmend und erſchöpft ſitzen blieb. Ich ſuchte ihn zu beruhigen, indem ich ihm vorſtellte, wie uns Beiden, und beſonders Thereſen, nichts Anderes übrig bleibe.

Nichts Anderes? rief er aus. — Ich will Ihnen zeigen, daß Thereſen noch etwas Anderes übrig bleibt.

Er lief in die Kammer und kam nach wenigen Minuten angekleidet zurück.

Wiſſen Sie, wo ich hingehe? fragte er, noch immer aufgeregt und zornig lächelnd. — Zu Thereſen gehe ich! fügte er herausfordernd hinzu. — Ich will ihr ſagen, daß ich ſie liebe und um ſie anhalte; ich kann ihr eine geſicherte Gegenwart und eine glänzende Zukunft bieten. —

Ehe ich ihm noch ein Wort erwiedern konnte, war er aus dem Atelier verſchwunden; aber ſchon nach einer halben Stunde trat er wieder ein, niedergeſchlagen und aufgegeben. Ohne mich anzuſehen, ſetzte er ſich in einen Winkel und ſtarrte vor ſich hin. Endlich fing er in abgebrochenen Sätzen zu ſprechen an, immer noch ohne den Blick von der Wand, die er anſtarrte, abzuwenden. Ich habe mich vergeſſen, ſagte er — ich habe vergeſſen, daß ich mit meinem Herzen längſt ein Abkommen getroffen habe. — Entſagen ſollſt du, ſollſt entſagen — ich bin ſtark genug, um zuzuſehen — wie Andere lieben — ich weiß es — ich bin nicht da, um zu freien — ich war nicht bei Thereſen — ich weiß nicht, ob ich vor ihrer Thür nur zu mir ſelbſt gekommen bin, oder ob ich den Muth verloren habe — wenn ihr aber gehet, habe ich in Wien nichts mehr zu ſuchen — ich reiſe nach Rom. — Verſprechen Sie mir, rief er mit erhöhter Stimme und ſtreckte mir die Hand entgegen — verſprechen Sie mir, treu und unausgeſetzt über ſie zu wachen; erlauben Sie Niemandem, einen entweihenden Blick auf ſie zu werfen.

Ich nahm seine Hand und drückte sie innig. Er erwiederte den Druck krampfhaft, und indem er gebrochen zusammenfiel, schluchzte er: Ich habe bis heute nicht gewußt, wie sehr ich sie liebe, und ich habe mein Unglück nie gefühlt wie heute!

## 10.

Es regte sich noch nichts in den Gassen, als wir an einem heiteren Morgen in Begleitung der Mutter durch die Stadt der Nußdorfer Linie entgegenzogen. Links von unserem Wege lag der Kirchhof, wo wir uns vor beinahe drei Jahren zum ersten Male gesehen. „Hier," sagte Thereſe sanft lächelnd, „können wir auf jede Weise von unserem geliebten Meister Abschied nehmen." Sie fuhr mit der Hand durch die Saiten der Harfe, die ich trug, und melancholisch zitterten die Töne dem Grabe Beethoven's zu.

Wer hätte das damals gedacht! seufzte ich.

Nur nicht traurig! sagte Thereſe.

Oh, ich bin zufrieden! antwortete ich.

Die Mutter ging schweigend neben uns bis Nußdorf; sie wollte noch weiter mit uns wandern, aber Thereſe hielt sie sanft zurück.

Ade, und auf Wiedersehen im Herbst! sagte Thereſe und streichelte ihr liebevoll die Wangen.

Die Mutter umarmte uns Beide und ging ohne ein Wort zurück. Aber alle zehn Schritte wandte sie sich wieder um und winkte und grüßte, bis wir ihren Augen verschwunden waren. Schweigend gingen wir neben einander. Die Wellen der Donau schlugen sanft ans Ufer und rieselten melodisch durchs Gestein; die Bäume am Wege bewegten sich im Hauche des Morgenwindes, und das Laub flüsterte leise, die Vögel sangen, und von fernen Feldern scholl der Ruf des Ackersmannes durch die klare Luft. Thereſe war es, die zuerst das Schweigen brach und die Wolken von meiner Stirn zu verscheuchen suchte. Sie warf

mir meine Traurigkeit vor und nannte es eine Sünde, so düster durch eine so schöne Welt zu gehen. Sie nahm meine Geige, die sie trug, und suchte den Gesang der Vögel auf den Saiten nachzuahmen. Ihre Wangen rötheten sich im Hauche der frischen Luft, und es war mir, als blühte sie in frischer Jugend auf. Dennoch schien es mir immer, als müßte ich die zarte Gestalt auf die Arme nehmen und forttragen. Wenn ich sie fragte, ob sie ausruhen wollte, lachte sie mich aus und lief leicht wie ein Reh vor mir her.

Wir hatten uns vorgenommen, unser Musikantenleben erst einige Meilen weit von Wien zu beginnen, und wir zogen an vielen Dörfern vorbei, ohne uns aufzuhalten. Des Mittags bogen wir vom Wege ab und lagerten uns in einem kleinen Gehölze an einer Quelle, um uns an den Vorräthen, die uns die Mutter mitgegeben hatte, für die weitere Reise zu stärken. Das Moos auf dem Felsstein über der Quelle war uns Tisch und Stuhl zugleich, die Vögel sangen, durch die Bäume sahen wir den glänzenden Spiegel der Donau. Therese war bei alledem, als machten wir eine lustige Landpartie.

Mit frischer Kraft wanderten wir weiter und standen Nachmittags am Eingange eines freundlichen Dorfes. Ich sah Theresen an, und sie verstand mich. —

Sollen wir hier anfangen?

Ja, antwortete ich, aber wie es machen? Wie benimmt man sich dabei?

Ich habe mich das auch schon gefragt, sagte sie, aber gehen wir nur darauf los, es wird sich schon finden.

Es fand sich auch in der That. Denn kaum waren wir in das Dorf eingetreten, als es uns aus einem ziemlich großen Hause entgegenschallte: Juchhe, da kommen ja lustige Musikanten! Herein mit ihnen!

Es war eine Hochzeit, der die Musikanten ausgeblieben waren. Einige junge Burschen sprangen aus dem Fenster und führten uns wie im Triumphe in eine große Stube, welche von

jungen Burschen und Mädchen überfüllt war, während in einer anstoßenden Stube die älteren Leute beim Schmause saßen. Man wies uns oben an einen Platz und bat uns, nur sogleich anzufangen. Wir stimmten einen Ländler an, und sofort wogte und drehte es sich in der ganzen Stube. Auf den Klang der Musik kamen immer mehr Mädchen und Burschen herangeeilt; man tanzte auch im Hofe vor dem Fenster, an dem wir saßen, und die Kinder tanzten auf der Straße. Je länger wir spielten, desto lebendiger wurde es im Hochzeitshause. Jauchzen und Jodeln erscholl, und ein Bursche nach dem anderen kam, um uns die allgemeine Freude über unsere Ankunft auszudrücken. Bald war es in der Stube zu eng, und man beschloß, den Tanz im Garten fortzusetzen. Wir mußten uns an die Spitze stellen, und die ganze Gesellschaft folgte uns mit Sprüngen und Gejodel. Man setzte uns unter die Linde und tanzte um uns im Kreise. Der alte Schulmeister des Ortes nahm mir manchmal das Instrument aus der Hand und geigte auf. Auch Therese wurde abgelöst, indem eine dralle, lustige Person aus der Menge hervorsprang und sich uns als eine Kollegin, als eine ehemalige wandernde Harfenistin zu erkennen gab. „Nicht wahr, Mädel," sagte sie zu Therese, „es ist ein lustiges Leben, das Harfenistenleben? Hat man's einmal angefangen, kann man's nicht wieder lassen. Zehn Jahre lang bin ich in Oesterreich und im Reich und in Dänemark und in Schweden lustig herumgezogen, bis ich hier einen dummen Streich machte und mich verheirathete." Sie nahm Theresens Platz ein und griff tüchtig in die Saiten. Dann tanzte sie, dann kam sie wieder, und ich war ihr dankbar, daß sie Theresen vor Ermüdung bewahrte. Abends ging es wieder in die Stube zurück. Der Schulmeister, der mich bereits ins Herz geschlossen hatte, machte unseren Kassirer und ging zu wiederholten Malen, die Mütze hinhaltend, von einem Burschen zum anderen und kam immer mit einer reichen Ausbeute, die er jubelnd in meinen Hut ausschüttete, zurück. Die Braut ließ uns noch ein gutes Nachtessen vorsetzen.

Um Mitternacht brach ich die Muſik ab und fragte nach einem Nachtlager. Der gute Schulmeiſter führte uns in ſein Haus und bereitete uns aus Stroh und einigen Decken nach Vermögen ein gutes Lager. Nur ich war verlegen, als ich mich mit Thereſen vor demſelben Lager allein ſah. Sie hüllte ſich in ihr Tuch, legte ſich hin und ſagte mir auf die unbefangenſte Weiſe: Gute Nacht. Ein reines Weib kann muthig ſein, denn es iſt unnahbar. Es bedarf nicht jenes Schwertes, das in der alten Sage zwiſchen die Liebenden gelegt wird. Die Reinheit vertheidigt ſich mit höheren Waffen, ja, ſie bedarf der Vertheidigung nicht.

Am anderen Morgen, als wir aufbrachen und durch das Dorf weiterzogen, riefen uns bekannte Geſichter aus allen Fenſtern an. Vor vielen Häuſern mußten wir ſtehen bleiben und zum Abſchied aufſpielen, was uns mit freundlichen Gaben belohnt wurde. Im nächſten Dorfe traten wir ſchon mit größerem Muthe vor die Hausthür.

Dieſer erſte Tag gab uns das Bild des Lebens, das wir nun durch Wochen mit kleinen Abwechſelungen bald am rechten, bald am linken Ufer der Donau fortführten. Wanderungen auf der ſtaubigen Straße oder durch grüne Thäler, Muſik vor den Häuſern, manchmal in den Häuſern und oft in der Schenke vor luſtigen Geſellſchaften, frugale Mahlzeiten und Mittagsruhe im Walde, an einer Quelle unter ſchattigem Linden- oder Nußbaum, Nachtlager in armen Hütten, auf dem Stroh in der Stube oder auf dem Heu unter dem Dache — das ſind die Elemente und Momente, aus denen ſich unſer Leben zuſammenſetzte. Oft, wenn wir wo an einem ſchönen Plätzchen, meiſt in einem Gehölze, ruhten, ſpielten wir uns ſelber, allein von den Vögeln belauſcht, irgend ein klaſſiſches Konzert auf, um uns von den ewigen Ländlern und Deutſchen zu erholen.

In mir war aller Ehrgeiz erloſchen, und es ſchien mir thöricht, in der Stadt nach Ruhm und Erfolgen zu jagen oder auch nur nach der gewöhnlichſten Nahrung des Leibes, da wir nun

seit Wochen frei und seit Jahren zum ersten Male sorgenlos in einem schönen Lande umherzogen, ohne eine von den Demüthigungen zu erfahren, die wir in unserem Leben so reichlich gekostet hatten. Denn was ist die kleine Beschämung, wenn den vorüberziehenden Unbekannten aus einem Hause entgegengerufen wird, man brauche keine Musik, im Vergleiche zu den abschläglichen Antworten, den hochmüthigen Reden, den unverständigen Anforderungen, denen wir Beide ausgesetzt gewesen!

Während dieses idyllischen Lebens wurde ich auf einige Zeit von Theresen getrennt. Wir spielten bei einem reichen Gutsbesitzer, vor den lustigen Söhnen und Töchtern der ganzen reichen Nachbarschaft. Therese stellte die Harfe weg und setzte sich an den Flügel, der im Saale stand. Ihr Spiel sowohl, wie ihr ganzes Wesen fiel der Frau vom Hause auf. Sie verlangte, Therese solle ihr etwas Rechtes spielen, und wir führten zusammen vor der Frau, die sich als Kennerin zeigte, eine unserer Sonaten auf. Die Dame war entzückt und rief ein über das andere Mal, dieß sei keine Harfenistin, sondern eine ganz vortreffliche Künstlerin. Sie erinnerte sich auch, Theresen in Wien gesehen zu haben, und wir konnten, auf verschiedene Fragen und Querfragen, bald nicht umhin, über unsere Lage einige Andeutungen zu geben. Weit entfernt, auf die Harfenistin herabzusehen, drückte die gute Frau nur ihr Bedauern aus, daß ein solches Talent und, wie sie zu verstehen gab, ein offenbar so anständiges und wohlerzogenes Geschöpf zu solchem Erwerbsmittel greifen müsse. Nach einer kurzen Konferenz mit ihrem Manne lud sie Theresen ein, einige Wochen bei ihr auf dem Landgute zu bleiben und ihrer Tochter Unterricht zu ertheilen, bis die Gouvernante, die man erwarte, ankäme.

Therese sah mich mit einem fragenden Blicke an. Wie wehe es mir auch that, mich von ihr zu trennen, so glaubte ich ihr doch zur Annahme dieser Einladung rathen zu müssen; denn oft schien sie mir zu ermüdet aufs Lager zu sinken, und ich fürchtete, daß die fortwährenden Reisen sie zu sehr erschöpfen würden. Die

Ruhe in diesem Landhause und bei der guten Frau, die alles Vertrauen einflößte, konnte ihr nur wohl thun.

So blieb sie, während ich mit meiner Geige in der Umgegend, immer das Landhaus weiter und enger umkreisend, umherzog. Ich vertiefte mich in die Berge und stieg oft hoch hinauf zu den Sennhütten, wo ich den Hirtinnen vorspielte. Aber ein Mal in jeder Woche stieg ich hinab, um nach der geliebten Schutzbefohlenen zu sehen, bis die bestimmte Zeit um war und ich sie für die weitere Wanderung abholte. Mit Thränen entließ man sie und reich beschenkt. Unsere Ersparnisse, die bereits eine angenehme Höhe erreichten, hatten wir dem Herrn des Hauses übergeben, der sie nach Wien an die Mutter zu besorgen versprach.

So wanderten wir weiter über Berge und Thäler. Eines Nachmittags, da wir nach genossener Ruhe durch die starke Sommerhitze auf der staubigen Landstraße hingingen, fuhr eine Postkalesche an uns vorbei, in welcher ein alter Herr neben einer jungen Dame saß. Der alte Herr sah uns mit freundlichen Augen an, und plötzlich sprang er mit einem lauten Ausrufe des Erstaunens auf, rief einige Worte aus, die wir nicht verstanden, und klopfte dem Kutscher auf die Schulter, daß er halten solle. Aber der Wagen war noch im raschen Fluge, als die junge Dame mit einem einzigen Schwung und Staub aufwirbelnd herausſprang und mit ausgebreiteten Armen auf uns zueilte. Es war Rosa, die sich jubelnd bald an Theresens, bald an meinen Hals warf, während der alte Herr Nikolaus Vogel, so eilig als er konnte, herbeilief und uns schon aus der Ferne beide Hände entgegenstreckte.

Arme Kinder! arme Kinder! schluchzte er und drückte uns herzlich die Hände — ist es so weit gekommen? so weit?

Rosa konnte indeß ihrer Umarmungen kein Ende finden. Immer wieder drückte sie Thereſen ans Herz, dann auch mich, dann auch den Vater, als ob sie auch ihn wiedergefunden hätte. —

Schnell, schnell, in den Wagen! rief sie, ihr müsset mit uns fahren, wir lassen euch nicht wieder fort.

Wir ſtiegen ein, und luſtig ging es auf der Landſtraße weiter — es war ein freudiges Wiederſehen. Wir hielten uns gegenſeitig an den Händen, und des Fragens und Antwortens war kein Ende. Wir erfuhren, daß Roſa nach Linz ging, um daſelbſt zu gaſtiren, und es wurde zugleich feſtgeſetzt, daß wir einen Theil der Reiſe beiſammenblieben. Abends kamen wir unter luſtigem Geplauder und Erzählung unſerer Abenteuer in einem ſchönen Städtchen an, wo Herr Nikolaus Vogel das beſte Gaſthaus zum Nachtquartier wählte. Mich und Thereſen mit unſeren Inſtrumenten ſah man etwas ſonderbar an, indeſſen befahl Herr Vogel, zwei Stuben zu öffnen, und man ſetzte wohl voraus, daß der alte Herr in der Poſtchaiſe die armen Muſikanten aus Wohlthätigkeit aufgenommen habe. Dem Gaſtwirth wie den Gäſten war die Zuſammenſetzung unſerer Geſellſchaft ein Räthſel; und aus unſerer Stube in den Hof blickend, hörte ich auch, wie man ſich beim Poſtillon erkundigte, und dieſer wahrheitgetreu mittheilte, daß die Muſikanten von der Straße aufgeleſen worden.

Wahrſcheinlich hatten wir es dieſer Mittheilung des Poſtillons und der Neugierde zu danken, daß, als wir Abends auf unſerer Stube bei einem fröhlichen Mahle ſaßen, der Kellner, während er uns bediente, ſo vor ſich hin und etwas zaghaft die Frage murmelte, ob man nicht geneigt wäre, unten im Saale ein kleines Konzert zu geben. Die Herren, die unten verſammelt ſind, meinte der Kellner, Offiziere und die angeſehenſten Edelleute aus der Umgegend, ſeien überzeugt, daß wir reiſende Künſtler von großem Rufe ſein müſſen, und wären ſehr dankbar, wenn wir vor ihnen eine Probe unſerer Kunſt ablegen wollten. Man bekomme hier ſo ſelten etwas Gutes zu hören.

Ehe ich antworten konnte, hatte Thereſe ſchon zugeſagt.

Ich gehe mit! rief Roſa, und tanze den Herren etwas vor.

Da gehe ich auch mit und ſpiele mit auf, ſagte der Alte und beeilte ſich, ſeine Geige auszupacken. Deine Tänze weiß doch nur ich gehörig aufzugeigen. Aber, Kellner, rief Herr

Nikolaus Vogel, früher noch eine Flaſche guten Ungariſchen, daß wir uns gehörig begeiſtern, und die Herren ſollen etwas zu hören und zu ſehen bekommen, wie ſie es ſeit lange nicht geſehen und gehört haben.

Herr Nikolaus Vogel verſtand es, als ächter Muſiker die Flaſche zu behandeln, und ſie war bald geleert. Dann ſetzten wir uns in Bewegung. Herr Nikolaus und ich mit unſeren Geigen unter dem Arme und Roſa mit Kaſtagnetten in den Händen, die ſie ſchon auf der Treppe luſtig klappern ließ. Thereſe hatte ſchon bei unſrer Ankunft im Saale ein Klavier bemerkt und ließ die Harfe im Zimmer zurück. Der Kellner hatte verrathen, daß es auch Tanz geben werde, und wir fanden den großen Saal bereits dazu eingerichtet. Tiſche und Stühle waren bei Seite gerückt und für Roſa in der Mitte des Saales ein großer Spielraum gelaſſen. Die Herren, meiſt dicke und wohlbehäbige Landjunker, mit breiten und rothen Geſichtern, ſchienen Großes zu erwarten und ſaßen mit weit offenen Augen da, die uns neugierig und etwas verlegen betrachteten. Roſa's Seidenkleid und freies Weſen, das ſich um die Edelleute wenig bekümmerte, Thereſens beſcheidenes und edles Auftreten ſchienen ihnen zu imponiren, und ſie legten wenige Sekunden nach unſerem Eintritte ihre großen Meerſchaumpfeifen bei Seite.

Thereſe ſetzte ſich ans Klavier, während Roſa noch Manches im Saale arrangiren und Tiſche und Stühle, ſo wie die adeligen Herren Gäſte von einem Orte auf den andern wandern ließ. Dann ſtellte ſie ſich zu uns und gab mit ihren Kaſtagnetten das Zeichen zum Anfang. Herr Nikolaus Vogel fing einen ſpaniſchen Tanz an, und wir folgten begleitend. Während der erſten einleitenden Takte ſtand Roſa ruhig da, den Kopf leiſe zur Seite geneigt, die Arme ſtraff, den einen Fuß wie ſchreitend etwas vorgeſchoben. Mit Einem Male ſchwebte ſie unhörbar und mit wenigen großen Schritten an das andere Ende des Saales, drehte ſich wirbelnd um, und dann die Kaſtagnetten erhebend und einſtimmend in unſere Muſik, ſchritt ſie in rhythmiſchen

Schritten bald vorwärts, bald rückwärts. Wie einer fernen Musik lauschend, neigte sie den schönen Lockenkopf und schien von einer unsichtbaren Macht fortgezogen, ohne daß man unter ihrem langen Kleide eine Bewegung des Fußes gemerkt hätte; dann wieder wie zu sich selbst kommend, schnellte sie empor, warf den Oberleib zurück, tanzte mit fast wilden Schritten von einer Ecke des Saales in die andere, ließ Locken und Kleid im Winde nachfliegen, schlug die Kastagnetten bald über dem Kopfe, bald vor, bald hinter sich zusammen und erfüllte den Saal mit Ton und Bewegung. So sehr Eins war sie mit der Musik, so sehr ging ihr ganzer Leib in Melodie auf, daß die Musik verkörpert dort zu sein schien, wo sie eben schritt oder sich im Kreise bewegte. Selbst als sie wie ermüdet mitten im Saale, auf einem Knie liegend ausruhte und fast nur ihre Arme in der Luft bewegte, nur leise den Oberleib hin und her wiegte, war es noch, als ob der ganze Saal von ihrem Tanze erfüllt wäre, bis sie den Kopf langsam auf das Knie und Arme und Kastagnetten wie erschlafft zu Boden sinken ließ, und die Musik, ihr folgend, plötzlich mit einem sanft einschläfernden Tone abbrach.

Es war todtenstille im Saale. Die Zuschauer saßen schweigend und regungslos da und erwachten erst wie aus einem Traume, als Rosa plötzlich aufsprang und, ohne sich weiter um das Publikum zu bekümmern, auf Theresen und mich zueilte und fragte, ob sie es jetzt besser mache als ehemals. Jetzt erst brach ein lärmender Applaus los. Die Herren sprangen auf und eilten mit glänzenden Augen zu Rosa, um sie mit Komplimenten zu überschütten. Ein dicker alter Edelmann konnte sich nicht enthalten, ihre Hand zu fassen und ihr einen weitschallenden Kuß aufzudrücken. Die junge Dame, sagte er, mahne ihn an die schönste Zeit seiner Jugend, wo er eine große Tänzerin verehrte. Er sei, versicherte er, seit damals nicht so hingerissen worden wie heute. Die anderen Herren waren froh, einen Sprecher gefunden zu haben, und bestätigten alle seine Worte mit Kopfnicken und Lächeln. In der That hatte Rosa mit

unbeſchreiblicher Anmuth getanzt. Sie hatte ſich, ſeit ſie uns verlaſſen, zu einer vollendeten Künſtlerin ausgebildet; wir waren von dem Schauſpiel eben ſo entzückt wie die Gäſte. Dieſe hatten ſich bereits bedeutend vermehrt, und der Saal war ziemlich gefüllt. Auch vor dem Hauſe hatte ſich viel Volkes verſammelt, und der dicke alte Herr ließ die Fenſter öffnen, damit, wie er ſagte, alle Welt an dem hohen „Kunſtgenuß" Theil nehmen könne. Die Fenſter waren von neugierigen Köpfen ausgefüllt, und zur Thür drängte ſich das Stadt-Publikum ſo gewaltig herein, daß der dicke Wirth, der ſich davor hinſtellte, gegen den ſtarken Andrang nur einen ſchwachen Damm bildete. Kellner und Schenkmädchen waren beſchäftigt, auf Befehl des alten Edelmannes auf Tiſchen und an Wandleuchtern neue und zahlreiche Kerzen aufzuſtecken und dem Saale einen feſtlichen Glanz zu geben.

Nun kam die Reihe an uns. Herr Vogel holte ſeine Bratſche und einen Pack Noten, und wir begannen friſch darauf los, erſt ein kleines Trio, dann ich mit Thereſen ein kurzes Duo abzuſpielen. Das Publikum, das uns dicht gedrängt umſtand, brach abermals in Beifall aus, und der dicke Herr beſchwor uns, doch ja zu bekennen, daß wir große und berühmte Künſtler ſeien.

Ich beſchwöre Sie, rief er mit gefalteten Händen und mit den flehentlichſten Geberden, ich beſchwöre Sie, nennen Sie uns Ihre Namen, daß wir es ſagen können, welche göttliche Künſtler wir in dieſer kleinen Stadt empfangen haben.

Herr Nikolaus Vogel ſtellte ihm ſeine Tochter vor und ſagte mit großem Pathos: Dieſe hier iſt meine Tochter. Roſa Vogel, erſte Tänzerin des —ſchen Theaters, und im nächſten Winter erſte Tänzerin des k. k. Hoftheaters.

Der Name Roſa's war bereits ſehr bekannt, und als ihn der Vater ausſprach, verneigten ſich die Herren auf das Verehrungsvollſte, was Roſa mit einem überaus ernſten Geſichte, aber eben ſo komiſchen Knixe erwiederte.

Ich, fuhr Herr Vogel fort, bin nichts als Vater, nach deſſen

Geige die Tochter tanzt, oder vielmehr der nach dem Tanze der Tochter geigt. Diese hier, fuhr Herr Nikolaus Vogel fort, indem er auf mich und Thereſen deutete, ſind zwei ausgezeichnete Künſtler aus der Reſidenz, welche, müde ihrer Stadttriumphe, ſich vorgenommen haben, den Sommer zu Fußreiſen zu benutzen und ſich auf ihren Reiſen für ganz gemeine Muſikanten auszugeben. Um aber durch dieſe Exzentrizität der Stadt, dem Hof und den Zeitungen, überhaupt der Welt nicht Urſache zu falſchen Auslegungen zu geben, reiſen ſie inkognito und unter falſchem Namen, weßhalb ich ſie Ihnen nur als zwei namenloſe, aber ausgezeichnete Genies vorſtellen kann.

Abermals verneigten ſich ſämmtliche Herrn wie auf ein gegebenes Zeichen. Und ſofort ſchickten viele von ihnen um ihre Frauen und Töchter, und unſer Publikum wurde durch die Anweſenheit der Damen noch glänzender. Für dieſe mußten wir aufs Neue beginnen: abermals tanzte Roſa, abermals ſpielten wir, und immer mit gleichem Erfolg. Erſt nach Mitternacht brachen wir ab, um uns auf unſere Stuben zurückzuziehen. Aber man ließ uns nicht fort, ohne uns für einen längeren Aufenthalt eingeladen zu haben. Herr Nikolaus Vogel entſchuldigte ſich, da er morgen nach Linz reiſen müſſe, wo ſeine Tochter für mehrere Gaſtrollen engagirt war.

Nach Linz! nach Linz! wir reiſen mit! riefen viele Stimmen aus dem Kreiſe.

Ehe wir den Saal verließen, näherte ſich eine Dame, nahm ein Bracelet vom Arme und bat Roſa, es als Andenken an dieſen ſchönen Abend anzunehmen. Ein gleiches Geſchenk bot eine andere Dame Thereſen an. Unter den begeiſtertſten Zu- und Nachrufen ſtiegen wir die Treppe hinan. Nach wenigen Minuten folgte uns der Kellner und überbrachte uns einige freundliche Zeilen des Dankes, welche im Namen der Herren und Damen gezeichnet waren. Dazu legte er eine ſchöne Rolle Goldes auf den Tiſch. Roſa ergriff ſie und drückte ſie Thereſen in die Hand. —

Da, du gute Tochter, rief ſie freudig. Nimm und ſchicke es deiner guten Mutter; das gibt einen ſorgenloſen Winter.

Am anderen Morgen erſchien abermals der Kellner mit einem Briefchen, welches mich und Thereſen, wenn wir nicht ebenfalls nach Linz reiſen wollten, nach den Schlöſſern und Landhäuſern der Herren zu Gaſte lud.

Meine Kinder, ſagte Herr Nikolaus Vogel, indem er unſere Hände faßte, wir werden uns hier trennen. Ihr bleibet hier und graſet die fette Weide ab. Ich würde euch nicht mehr von mir laſſen, wenn ich nicht mit Roſa zu Anfang des Winters zu euch nach Wien zurückkehrte. Als Vater einer Koryphäe werde ich Einfluß genug haben, um für euch Beide zu ſorgen und den Leiden, die lange genug gedauert haben, ein Ende zu machen. Es muß doch endlich eine beſſere Zeit kommen! In dieſer freudigen Ausſicht laſſet uns heitern Abſchied nehmen.

Eine Stunde darauf ſtiegen die Freunde in den Wagen. Trotz der Thränen, die ſie im Auge hatte, mußte Roſa doch laut auflachen, als ſie bemerkte, wie ſich eine lange Reihe von ſchwerfälligen Gutsbeſitzers-Kaleſchen und leichten Offizierswagen ihrer Poſtkutſche anſchloß.

Eine herrliche Claque, die ich da mit mir führe! rief ſie aus und klatſchte in die Hände. Der Vater aber wandte ſich um und erſuchte die Herren, wenigſtens eine Meile Weges zwiſchen ihm und ihren Wagen zu laſſen, um den guten Bürgern der Stadt Linz kein Aergerniß zu geben. Man ſah das ein und verſprach, langſam zu folgen. Der Poſtillon ließ die Peitſche knallen, und fort rollte der Wagen unter dem Zuruf der Bevölkerung, welche ſich verſammelt hatte, um die berühmte Tänzerin bei Tageslicht zu ſehen. Langſam folgten die zahlreichen Wagen ihrer Verehrer.

## 11.

Von einem Schloſſe zum anderen, von Landgut zu Landgut ziehend, überall von einem Freundeskreiſe gefolgt und überall

gaſtlich aufgenommen, verbrachten wir nach jenem rauſchenden Abende eine angenehme und gewinnreiche Zeit von mehreren Wochen. Gegen Ende wurde ſie auf traurige Weiſe durch eine Todesnachricht geſtört. Mein guter Vater ward zu ſeinen Vätern verſammelt. Er ſchied nicht, ohne noch ſeines fernen Sohnes zu gedenken, und mit der Todesbotſchaft kam mir zugleich ſein Abſchiedsbrief, der für mich neben den heißeſten Segenswünſchen die heiterſten Hoffnungen ausſprach. Ich erlaubte mir, während meines Wiener Aufenthaltes eine fromme Täuſchung, indem ich ihm die heiterſten Briefe ſchrieb und ſeinem väterlichen Herzen mit den glänzendſten Ausſichten für meine Zukunft ſchmeichelte, und nun trafen mich ſeine Abſchiedsworte auf einer Fahrt, die etwas beſſer war als eine Bettelfahrt.

Mit meiner Trauer im Herzen war ich nicht länger geeignet, unter jenen frohen Menſchen frohe Muſik zu machen, und wir brachen auf und wanderten weiter gegen Norden. Thereſe ging als tröſtender Engel neben dem Trauernden und erlaubte nicht, daß wir uns in den Dörfern und Städtchen aufhielten. Sie wußte, wie wenig ich in jener Stimmung taugte, den luſtigen Muſikanten vorzuſtellen. So in ihrer Geſellſchaft immer weiter wandernd, fühlte ich, wie ſehr einſam ich ohne ſie wäre, und übertrug ſo zu ſagen auch jenen Theil Liebe, der bisher meinem Vater angehört hatte, auf ſie. Aber je inniger meine Liebe wurde, deſto mehr wurde ich manchmal beſorgt, wenn ich in ihr blaſſes Geſicht ſah, das deutliche Spuren der Ermüdung trug. — Ihr Auge hatte etwas Geiſterhaftes, und ein leiſer Huſten, der ſich oft des Morgens einſtellte, machte mich ſchaudern. Wenn ich dann voll Angſt ihre Hand ergriff, fand ich ſie glühend. Dann tröſtete mich wieder eine blühende Röthe, die von Zeit zu Zeit über ihre Wangen flog. Ach, ich habe es damals noch nicht gewußt, welcher Verrath der Natur ſich hinter dieſen Roſen verbirgt!

Nach wenigen Tagen nahmen wir die Muſik wieder auf, aber es geſchah dießmal, um ſie bald und auf eine traurige Weiſe gänzlich verſtummen zu laſſen. Wir ſpielten eines Sonntags

in der Schenke eines Dorfes, das in herrlicher Gegend am Fuße grüner Hügel, weiter Parks und eines prächtigen Schloſſes lag. Burſchen und Dirnen drehten ſich vor uns, die wir auf der beſcheidenen Bank am Ofen ſaßen, und Alles war guter Dinge. Plötzlich wurde der Tanz unterbrochen, und Alles wandte ſich ehrerbietig der Thür zu. Ein breitſchulteriger, rothbäckiger junger Mann in ſtädtiſchen Kleidern trat mit ziemlich dick aufgetragener Vornehmheit in die Stube, grüßte rechts, grüßte links, ſprach einige Bauern gnädig an und verlangte dann, daß der Tanz ungenirt fortgeſetzt werde. Der junge Mann, durch deſſen Gegenwart die ganze Geſellſchaft eben ſo beglückt als beengt ſchien, war der Sohn des hier regierenden Amtmannes. Auch uns warf er einen gnädigen Blick zu, der aber immer gnädiger wurde und endlich in ein viel zu freundliches Lächeln überging. Er näherte ſich, ſtellte verſchiedene Fragen und ſetzte ſich endlich auf die Ofenbank neben Thereſen. Ich will die Art und Weiſe, wie er ihr auf das Allergnädigſte den Hof zu machen begann, nicht ausführlicher beſchreiben. Thereſe brach ſchnell die Muſik ab, benutzte die entſtandene Pauſe, um einige Schritte auf und ab zu gehen und dann ihren Platz ſo zu ändern, daß ich zwiſchen ſie und den Amtmannsſohn zu ſitzen kam. Dieſe ſchweigende Zurückweiſung genügte ihm nicht. Er ſtand auf und folgte Thereſen. Mir begann das Blut in den Adern zu ſieden; dennoch hielt ich auf die Bitte Thereſens noch an mich. Als er ihr aber ins Ohr zu ziſcheln anfing und, da ſie den Kopf abwandte, um nicht zu hören, ſie am Arme faßte und an ſich zog, ſprang ich auf und wies ihn mit wenigen Worten und einer drohenden Geberde von uns.

Aha, ſagte er, indem er ſich höhniſch vor mir verneigte. Er iſt wohl der Herr Gemahl?

Ja wohl, erwiderte ich ſcharf und machte mich bereit, mit Thereſen die Stube zu verlaſſen.

Iſt er wirklich dein Mann, du holder Zugvogel? fragte er Thereſen.

Thereſe nickte bejahend mit dem Kopfe.

Es iſt nicht wahr! ſchrie er und ſchlug eine breite Lache auf, du biſt ja ganz roth geworden. Seine Geliebte biſt du! da kannſt du wenigſtens für eine kurze Zeit auch eines Andern Geliebte ſein.

Und wie er dieſes ſprach, ſtellte er ſich vor Thereſen hin, verſperrte ihr den Weg und ſtreckte einen Arm aus, um ſie zu umſchlingen. Aber ich faßte ihn mit beiden Händen am Rock und ſchleuderte ihn ſo wüthend bei Seite, daß er einige Schritte weit taumelte, das Gleichgewicht verlor und in der Mitte des Saales niederſtürzte. Die verſammelten Gäſte faßte allgemeines Entſetzen; regungslos ſtanden ſie da und ſtarrten bald mich, bald den Gefallenen an. Erſt als ich Thereſens Hand ergriff und ſie durch die Menge der Thür zuführte, ſchrie der Amtmannsſohn wüthend auf: Haltet den Landſtreicher! Laßt ihn nicht fort! und ſtürzte ſich die ganze Zahl der männlichen Gäſte auf mich. Unter Schreien und Schimpfen warfen ſie mich nieder, und im Augenblicke war ich durch die umringende Menge von Thereſen getrennt. Umſonſt war mein Streben, mich loszuringen. Sie ſchleppten mich vor die Schenke und, auf ein Zeichen des jungen Mannes, weiter dem Schloſſe zu. Wir kamen über eine mittelalterliche Zugbrücke durch einen dunkeln Thorweg in einen weiten Hof. Ein dicker alter Mann, der aus dem Fenſter blickte, fragte, was es gebe, und der Jüngling antwortete: Ein Landſtreicher! Ein Gerichtsdiener kam und führte uns weiter in einen anderen Hof, einem alten Nebengebäude entgegen. Er öffnete eine Thür, und die Bauern, die mich nicht einen Augenblick losgelaſſen hatten, ſtießen mich in ein dunkles Gefängniß.

Es bedarf keiner Schilderung meines Gemüths-Zuſtandes. Wie ein Wüthender rannte ich in dem kleinen Behältniß im Kreiſe herum und ſchlug mit beiden Fäuſten an die Thür. Nicht die erfahrene Gewaltthat war es, die mich ſo ſehr empörte. Wo iſt Thereſe, welches wird ihr Schickſal ſein? Dieſe Fragen machten mich wüthend und preßten aus meiner Bruſt unartikulirtes

Geſchrei und zugleich Thränen aus meinen Augen. Gegen Abend hörte ich, wie man ſich im Hofe unterhielt, indem man auf meiner Geige, die ich in der Schenke gelaſſen hatte, herumkratzte; bald darauf auch Harfentöne, die von ungeſchickter Hand hervorgebracht waren. Dieß verrieth mir, daß Thereſe mein Schickſal theilte, und ein Strom von Thränen brach aus meinen Augen. Ich warf mich auf den Strohſack und wälzte mich wie ein Verzweifelnder. Eine Harfenſaite nach der anderen hörte ich ſpringen, und es war mir jedes Mal, als ob etwas in meinem Innern riſſe. Ich klopfte an die Wände, um Thereſen, wenn ſie in meiner Nähe war, ein Zeichen zu geben; aber es erfolgte keine Antwort, und es ſchien mir, als wäre ich durch viele Meilen von ihr getrennt.

Spät nach Mitternacht fiel ich, müde von neuem Hin- und Herrennen, mitten im Gefängniſſe hin und verſank in dumpfe Gedankenloſigkeit und zuletzt in vollkommene Betäubung, die mir wohlthätig über den Reſt der Nacht vorbeihalf. Gegen Morgen öffnete ſich plötzlich die Thür, und der Gerichtsdiener zeigte mir mit einer Handbewegung, daß ich frei war. Ich ſtürzte hinaus und in den Hof, wo ich, ohne zu wiſſen, warum, den Elenden der mich hierher gebracht, zu finden hoffte. Aber im Hofe war kein Menſch zu ſehen. Ich ſtellte mich vor die Fenſter und rief herausfordernde Worte hinauf und war bereit, die Treppe hinaufzulaufen, als Thereſe aus einer Thür trat, auf mich zuſtürzte und über den Hof dem Ausgang zueilte. Es war, als triebe ſie unſägliche Angſt, und ſie ließ mir im Thorwege kaum die Zeit, unſere Inſtrumente, die man uns da wiedergab, anzunehmen.

Immer weiter eilte ſie und erlaubte mir erſt, als wir Schloß und Park ſchon weit hinter uns hatten, ſie zu umarmen und mich des Wiederſehens zu freuen. Schweigend ließ ſie einige Augenblicke den Kopf an meinem Herzen ruhen, dann faßte ſie wieder meinen Arm und ging mit großen Schritten weiter.

## 12.

Erſt nach einer Stunde raſchen Ganges hörte ſie auf meine wiederholte Bitte und ruhten wir am Abhange eines Hügels im Schatten grüner Tannen aus. Ihr Geſicht, ihr tiefer Athem verrieth noch immer große Aufregung, und ich bemühte mich, indem ich die Hand auf ihre Schulter legte, ſie durch Zureden zu beruhigen. Schweigend und mit niedergeſchlagenen Augen, regungslos, den Blick vor ſich hingerichtet, hörte ſie mich eine Zeit lang an. Plötzlich aber wandte ſie ſich zu mir, ſchlang ihre Arme krampfhaft um meinen Hals und brach in heftiges Schluchzen aus, dem bald zahlreiche Thränen folgten.

Kehren wir zurück! rief ſie und ſah mich dabei mit den flehentlichſten Blicken an — führe mich wieder zu meiner Mutter! — Ich ertrage dieſes Leben nicht länger!

Mein Kind, meine theure Thereſe, ſagte ich, beruhige dich. — Dein Wille iſt der meine, und um keinen Preis möchte ich dich wieder ſolcher Rohheit ausgeſetzt ſehen, wie geſtern. Schon ſind wir auf dem Rückwege, und in wenigen Tagen werden wir wieder in deiner ſtillen Stube neben deiner Mutter ſitzen.

Aber ihre Thränen floſſen noch immer. Sie verhüllte das Geſicht mit dem Tuche und ſchluchzte ſchwer und tief. Mit Unruhe betrachtete ich ſie, denn immer ſchwerer hob ſich ihr Buſen, das Schluchzen wurde krampfhaft und verwandelte ſich zuletzt in Huſten und ſchwere Seufzer. Umſonſt ſuchte ich ihr das Tuch wegzuziehen, um ihr ins Geſicht zu ſehen, aber ſie hielt es feſt und wandte ſich ab, als ob ſie etwas vor mir verbergen wollte. Eine böſe Ahnung bemächtigte ſich meiner Seele, ich faßte ihre Hände mit Gewalt, und — allmächtiger Gott! was ſah ich? — das Tuch war voll Blut, und immer noch quoll es roth von ihren Lippen.

Thereſe! mein Gott, was iſt das? Blut! Blut! rief ich in entſetzlicher Angſt und warf mich vor ſie hin, ihre Knie umklammernd. Stirb nicht, Thereſe! ſchrie ich wie im Wahnſinn.

— Ich bin dein Mörder, ich habe dich zu dieſer Reiſe bewogen, die dich tödtet!

Aber ſchon hatte ſie die Stärke ihrer Seele wieder erlangt; ſchon hatte ſie wieder ein Lächeln, und mit Lächeln legte ſie die Hand auf meine Stirn und ſagte: Nein, mein Freund, die Reiſe iſt an dieſem Unfalle nicht Schuld; ich habe das ſchon ein Mal im vorigen Winter erfahren. Auch iſt kein Grund zur Beſorgniß da; ich fühle mich jetzt wieder ganz wohl und leicht und ſchäme mich meiner vorigen Muthloſigkeit. Gewiß, ich will künftig ſtärker und muthiger ſein.

Je milder ſie ſprach, deſto heftiger wurde der Schmerz in mir. Meine Stirn an ihre Knie gelehnt, weinte ich heiße Thränen, bis ich zur Beſinnung kam und mir ſagte, daß es an mir ſei, der armen Kranken Muth und Kraft zu geben, anſtatt mich von ihr tröſten zu laſſen. Ich ſetzte mich zu ihr und drückte ihren Kopf an meine Bruſt, und wie ſie ſo gleich einem Kinde dalag, ſprach ich ihr von unſerer Rückreiſe, von der Freude der Mutter beim Wiederſehen, von der ſchönen Zukunft, die ſich uns aufthat, und von unſerem Zuſammenleben mit Roſa und ihrem Vater. Ich erlaubte ihr nur durch Blicke zu antworten und beizuſtimmen und drückte ihr bei jedem Worte, das ſie ſprechen wollte, die Hand auf die Lippen. Dann ſchwieg auch ich und ließ ſie in den ſanften erquickenden Schlaf verſinken, der über ihren müden Augenlidern ſchwebte. So ſaß ich lange da, die theure Laſt im Arme, und betrachtete ihr ſchlafendes Geſicht, das mit der ruhigen, halbverhüllten melancholiſchen Herbſtwelt, die uns umgab, ſo große Aehnlichkeit hatte. Traurig blickte ich vor mich hin. Die einſame Blume zwiſchen den Stoppeln auf dem Felde, der Kranich, der klagend über meinem Haupte der Ferne zuzog, das Blatt, das vom Baume fiel — Alles hatte für mich eine ſymboliſche Bedeutung und erfüllte mein Herz mit traurigen Ahnungen.

Sie wurden zum Theil verſcheucht, als Thereſe erwachte und mich mit glänzenden friſchen Augen anſah. Der Schlaf hatte ihr

wohl gethan und ihre Wangen geröthet. Gleich als errieth sie beim ersten Blicke meine traurigen Gedanken, und als wollte sie mir Beweise ihrer wiedererlangten Kraft geben, sprang sie auf und verlangte, weiter zu wandern. Sie bat mich auch, zu vergessen, was sie vorhin gesagt hatte, und zu thun, wie es mir gut dünke. Wollte ich die Reise noch fortsetzen, so war sie bereit, mir zu folgen, wohin und wie lange ich verlangte. Aber ich schüttelte den Kopf und zog sie wieder zu mir nieder. Ich befahl ihr, sanft weiter zu ruhen, bis ein Wagen käme, der uns mitnehmen könnte.

Bald kam auch ein kleiner, mit Stroh gefüllter Bauernwagen, dessen Besitzer sich bereit erklärte, uns für eine kleine Summe nach dem nächsten Städtchen zu bringen. Ich bettete Thereſe so weich als möglich in das Stroh, und wir fuhren dem Städtchen zu. Dort bezogen wir eine kleine Stube und verweilten mehrere Tage, welche Thereſe auf meine Bitten im Bette zubrachte. Als ich sie genugsam gestärkt glaubte, setzten wir die Reise in kleinen Abschnitten fort und erreichten die Donau nach einigen Tagen. Auf einem Schiffe, das nach Wien fuhr, ging es weiter, ohne Ermüdung, da wir wegen der Herbstnebel jeden Abend anlegten und des Morgens erst spät abfuhren. Die schöne Welt der Donau-Ufer mit ihren Städtchen und Dörfern, mit ihren Klöstern, reichen Gefilden und rauschenden Wäldern, die milde Herbstluft schienen auf Thereſen einen wohlthätigen Einfluß zu üben. War auch ein Schleier der Wehmuth über ihr ganzes Wesen ausgegossen, so blühten doch ihre Wangen wie in einem neuen Frühlinge wieder auf. Als ich sie einmal darauf aufmerksam machte, deutete sie auf das rothe Laub der Bäume, die an den Ufern standen. „Diese Röthe ist es," sagte sie leise. Glücklicher Weise betrog diese verrätherische Röthe auch die Mutter und störte nicht die Freude des Wiedersehens. Die Tante meinte sogar, das Reisen sei Thereſen sehr wohl bekommen, und wir würden wohl gethan haben, wenn wir noch die letzten Herbstwochen benutzt hätten.

Leider war die Täuschung von nicht langer Dauer. Schon

nach wenigen Tagen brach Thereſe zuſammen und flößte ihre Schwäche auch der Mutter die Beſorgniſſe ein, die mein Inneres ſeit jenem traurigen Morgen zuſammenpreßten. Um mit ihr die Pflege der theuren Kranken zu theilen, miethete ich eine Stube im Hauſe und wurde ſo der beſtändige Zeuge der traurigen Veränderungen, die mit Thereſen vorgingen.

Ich will bei der ſchrecklichen Zeit, die nun begann und den ganzen kommenden Winter ausfüllte, nicht länger verweilen und mit wenigen Worten das Ende ſchildern.

Thereſe nahm erſchreckend ſchnell ab. Jene Röthe, die mit genau umſchriebenen Rändern manchmal über ihre Wangen flog, blieb zuletzt ganz aus, und ihre Wangen wie ihre Augenlider wurden blaß und durchſichtig. Die Augen wurden größer und glänzender, und die langen ſchwarzen Wimpern ſtachen ſchön, aber traurig von den blaſſen Wangen ab. Auch die Hand, immer fein und zart, wurde durchſichtig und zeigte das Gewebe der blauen Adern; in den Fingern ſchien das Blut wie unter Roſenblättern zu fließen. Es war, als ſollte ſie nicht wie andere Menſchen ſterben, vielmehr, als ob ſie ſich nach und nach vergeiſtige und in zarten Aether auflöſe.

Als Roſa, wie ſie es verſprochen hatte, in Wien ankam, fand ſie Thereſen bereits ſo verändert, daß ſie gleich beim Eintritt in die Stube ihre Lage klar erkennen mußte. Trotz allen Winken und Zeichen warf ſie ſich über Thereſen hin und brach in Thränen aus. Thereſe verſtand ſie und liſpelte: „Nicht wahr, meine Roſa, du findeſt mich ſehr verändert?“ Sie erkannte ihre Lage und lächelte oft über unſere Tröſtungen, ſo wie über manche Täuſchung, die wir uns erlaubten, um ihr Hoffnung einzuflößen. — Ihr Geiſt war klarer als je, und ſie war es, die zuerſt in Roſa's ganzem Weſen und Ausdruck eine große Veränderung bemerkte. Aufs Neue brach Roſa in Weinen aus und ſagte uns, daß ſie allein nach Wien gekommen ſei. Ihren Vater, den alten guten Herrn Nikolaus Vogel, hatte ſie einen Monat vorher begraben. Dieſe Nachricht war uns Allen wie ein Zeichen, daß der

kleine Kreis, der in vielen Leiden und in manchen Freuden so eng zusammengehalten hatte, bestimmt war, gänzlich zerrissen zu werden.

Rosa, die so ruhig und ernst geworden war, daß man sie kaum wieder erkannte, betrachtete das Versprechen ihres Vaters als das ihrige und verschaffte mir beim Hoftheater, bei dem sie engagirt war, eine fixe und einträgliche Anstellung am Orchester, und so kam es, daß wir uns Beide oft mit Schmerzen vom Krankenlager Thereſens losreißen mußten, sie, um eine halbe Stunde darauf zu tanzen, ich, um mit gebrochenem Herzen lustige Weisen aufzuspielen. Der alte Vogel hatte mir seinen Straduarius vermacht, aber ich durfte ihn, wenn Rosa tanzte, nicht brauchen. Sie kannte den Ton dieser Geige zu gut, und, sagte sie — es sei genug, daß sie von Thereſen kommend Pirouetten und Sprünge machen müsse; die Erinnerung an den todten Vater, die durch jeden Ton der Geige geweckt würde, wäre dann mehr als genug, um sie mitten im Tanze in Thränen ausbrechen zu lassen.

Gedenke ich jenes Winters, so sehe ich mich nur am Bette Thereſens, ihre Hand in der meinen haltend; auf der andern Seite sitzt Rosa und sucht ihren verlorenen kindischen Sinn wieder zu finden, um Thereſen aufzuheitern. Die Mutter geht mit einem erschreckend ruhigen Gesichte, das sich in Schmerzen zu versteinern scheint, aus und ein, oder steht zu Häupten des Bettes und wischt mit einem weißen Tuche ihrem Kinde den Todesthau von der Stirn. Der Doktor kommt täglich, und wenn er geht und von Thereſen nicht gesehen werden kann, zuckt er die Achseln. Eine dunkle Atmosphäre der Trauer füllt die Krankenstube, selbst als schon die ersten Strahlen des Frühlings herein dringen.

Da kam der Monat März heran. Längst hatten wir uns gewöhnt, das leise Lispeln Thereſens zu verstehen. Seit einigen Tagen sprach sie gar nicht mehr. Sie saß im Bett, den Kopf auf das Knie gelehnt und streckte nur manchmal die Hand aus, um sie mir, oder Rosa, oder der Mutter zu reichen. Uns war der Frühling herangekommen, ohne daß wir ihn über unsere Schmerzen bemerkt hatten. Thereſe aber schlug oft ihre Augen

auf, um den hereindringenden Strahlen melancholisch entgegenzublicken. Mehrere Male mußten wir sie in einem Lehnstuhl an das Fenster tragen, durch das sie auf die keimende junge Welt des Lenzes hinaussah. Wir mußten bei ihr stehen, und sie gab uns mehr durch ihren Händedruck, als durch ihre leise gelispelten Worte zu verstehen, wie sehr dieser Anblick sie erquickte. Einmal, da die Mutter hinausgegangen war und Rosa und ich bei ihrem Lehnstuhle an dem Fenster knieten, athmete sie tief, drückte uns die Hände und sagte mit einer lauten Stimme, die uns überraschte: „Sorget für die Meinen — lasset sie in dieser schönen Welt nicht elend sein." Wir küßten ihr die Hände, und sie sagte mit etwas matterer Stimme: „Ich bin ruhig." Wir trugen sie ins Bett zurück. Es war, als ob sie ein leises Frösteln überkäme, und sie hüllte sich in die Decke. Da die Mutter wieder eintrat, streckte sie ihr die Arme wie zur Umarmung entgegen, erhob sich im Bette, lispelte ein kaum hörbares „Lebewohl" und sank kraftlos zurück. Es war geschehen!

* * *

Alexis, den die Nachricht von Theresens Krankheit erreichte, eilte herbei und kam zu spät. Er wollte nicht ausgeschlossen sein, als wir die Erbschaft theilten. Er nahm ihren Bruder zu sich und führte ihn mit sich fort nach Italien, wo er, wie er sagte, ein Künstler werden sollte. Rosa wollte der Mutter ihren Verlust ersetzen und durch deren Gegenwart in ihrem Hause die traurige Leere ausfüllen, die der Tod des Vaters zurückließ. Ich übernahm es, für die Tante zu sorgen, und ich vermag es, Dank der Anstellung, die mir Rosa verschaffte. Mein Ehrgeiz und meine Hoffnungen sind mit Theresen zu Grabe gegangen. Meine Geschichte endet mit ihrem Tode. Seit damals verfließen die Tage farblos, und nur wenn ich Rosa besuche, die jetzt mit der Mutter in der Zurückgezogenheit eines Landhauses lebt, und wenn ich mit ihr von alten Zeiten spreche, wird ihre Einförmigkeit auf melancholische Weise unterbrochen. — Ich sorge für die Tante, und das ist der Zweck meines Lebens.

Stanford University Libraries
3 6105 015 304 764

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305